Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 064468968

Digitized by Google

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

B 52

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Fünfundvierzigster Jahrgang. Erster Band
Januar bis März 1920

Stuttgart und Leipzig 1920 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.2557
v.45, pt 1-2
1920

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLV

(Januar bis März 1920)

Seite

General Groener: Zum Todestag des Generalfeldmarschalls Graf Schlieffen (4. Januar) 1

Professor Dr. Münch (Darmstadt): Danzigs Entwicklung unter polnischer Herrschaft 5

Oberstleutnant Rudolf v. Xylander: Mazedonien im Weltkriege ... 16

Gottfried Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst: Erinnerungen aus meinem Leben 33

H. Wittmaack: Friedensvertrag, Artikel 80, und Reichsverfassung, Artikel 2 und 61, Absatz 2 49

Luise v. François: Schauen und Hörensagen — Aus meinen Kindertagen. Herausgegeben von Adolf Thimme 55

Max B. Weinstein †: Fortbildung des Pantheismus. Das Zusammenklingen der Erscheinungen 80

Der Börsentaumel. Von E. K. 87

Sektionschef Richard Riedl (Wien): Die Wirtschaftspolitik der Entente und Wilsons vor dem Frieden 97

Universitätsprofessor Dr. R. F. Kaindl (Graz): Vom Österreichertum 118

Dr. Wilhelm Bruchmüller: Aus Karl v. Hases Leipziger Studentenzeit 1818—1821. Nach seinen Tagebüchern 120. 237

Karl Bälz: Deutsche Bildungsfragen 131. 246

Ludwig Asch: Glossen zur Epigonenzeit 149. 257

Geheimrat Professor Dr. Branca: Einiges über das Werden des Menschengeschlechtes 161

Professor Lammasch † (Wien): Der Marquis v. Bedmar in Geschichte, Völkerrecht und Poesie 171

Edgar Meister (Rastatt): Der Kanaltunnel. Mit einer Karte 175

Oberbibliothekar Dr. B. Münz: Goethes Anteil an der auf Kant folgenden idealistisch-spekulativen Bewegung 182

579152

Digitized by Google

Seite

Indexziffer. Von E. K. 185
Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Abderhalden (Halle a. S.): Die Not der deutschen Wissenschaft 193
Ernst Kahn (Frankfurt a. M.): Die Entwertung des Geldes. (Valutazerfall und Inflation) 195
Kurd v. Schlözer: Jugendbriefe 215
H. Wittmaack: Das Verbot der Auslieferung von Inländern in der Verfassung vom 11. August 1919 221
Dr. jur. S. van Houten, Holländischer Minister des Innern a. D.: Angewandte Sozialphilosophie 228
Titularbischof Dr. Wilhelm Fraknói: Die geheimen Dreibundverträge 266

Berichte aus allen Wissenschaften

Philosophie. Professor Richard Eickhoff: Spinoza und wir 186
Literaturgeschichte. Dr. Friedrich Seebaß (München): Hölderlin und die Romantiker. (Zu Hölderlins 150. Geburtstag, 20. März 1920) 274

Kleine Revuen

Literarische Berichte 89. 188. 280
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95. 191. 283

Digitized by Google

Zum Todestag des Generalfeldmarschalls Graf Schlieffen (4. Januar)

Von

General Groener

Großadmiral v. Tirpitz schreibt in seinen Feldzugsbriefen am 13. März 1915: „In der Armeeleitung kein Verständnis für die Bedeutung Englands im Kriege, dagegen absolutes Vertrauen in das Siegesrezept des toten Schlieffen."

Offenbar war damals dem Schreiber des Briefes das Siegesrezept des *toten* Schlieffen nicht genau bekannt; denn zu jener Zeit war nicht nur der Alte tot, sondern auch der operative Gedanke, der unserer Kriegführung im Zweifrontenkriege zugrunde liegen sollte. Das Siegesrezept schlief bei den Akten. Schon zu seinen Lebzeiten ist der tote Schlieffen nicht immer in seinem Geistesflug verstanden worden; es gab sogar besonders kluge Leute, die den Alten einen Narren schalten, der auf die Festung gehöre, damit er in den Köpfen der Jugend mit seinen phantastischen Ideen keinen Unfug stiften könne. Der Alte dagegen war der Meinung, diesem oder jenem unter der Jugend möchte es dereinst beschieden sein, bei der Führung des deutschen Millionenheeres an entscheidender Stelle mitzuwirken; nicht frühzeitig genug könne die Jugend sich vertraut machen mit den Problemen, deren Lösung die Kriegführung mit modernen Massenheeren fordere.

Am 4. Januar 1913 war der Alte gestorben, nicht ohne letzte Mahnung, auf welche Art und Weise das deutsche Heer siegen werde. Das Schicksal hatte ihm nicht vergönnt, selbst das deutsche Heer zu führen, obschon er vom „Salböl Samuels" erheblich mehr als einen Tropfen abbekommen hatte und noch als jugendfrischer Greis sich sehr wohl imstande fühlte, das Komitee, das den Feldherrn ersetzen sollte, zu übernehmen. Nun war er tot, aber sein Geist war lebendig unter uns geblieben; es galt ihn festzuhalten, da er den Sieg verbürgte. Auch schwarz auf weiß konnte man seinen Geist nach Hause tragen — in Aufgaben, Studien und Denkschriften — und nach Bedarf und Muße davon zu sich nehmen. Nicht viel war nötig; denn die Gedanken des Alten waren einfach und klar wie das herrlichste Kristall. Die Anweisungen, um die Franzosen vernichtend zu schlagen, und mit einer Operation die

Copyright 1920 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

schnellste und größte Kriegsentscheidung herbeizuführen, liefen zusammen in einen Brennpunkt: „Macht mir nur den rechten Flügel stark."

Am 13. März 1915, als Großadmiral v. Tirpitz seinen Brief schrieb, war es mit dem Siegesrezept des toten Schlieffen bereits vorbei; der operative Gedanke war auf dem westlichen Kriegsschauplatz verloren gegangen; der Gedanke, der das absolute Vertrauen, von dem Tirpitz schrieb, rechtfertigen konnte. Über alle Maßen groß und doch wieder winzig klein war der Gedanke, der dem Plane des Grafen Schlieffen zugrunde lag. „Macht mir nur den rechten Flügel stark" — in diesen wenigen Worten, an denen nichts zu deuteln ist, lag die Weisung und dauernde Mahnung. Auf jeder Seite, fast in jeder Zeile der Werke des Grafen Schlieffen ist zu lesen, was er wollte. Daß sein führender Gedanke, dessen Einfachheit nur durch seine Kühnheit übertroffen wird, verblassen könnte in den Köpfen der Lebenden, ist seine stete Besorgnis, die ihn auch auf dem Totenbette nicht verläßt. „In hoc signo vinces" ist sein Vermächtnis an den Generalstab.

Der kritischen Quellenforschung des Historikers wird es vorbehalten bleiben müssen, zu ergründen, wie es kam, daß das Siegesrezept, das man 1914 anzuwenden glaubte, ohne den erhofften Erfolg blieb.

Der Kern des Schlieffenschen Operationsplanes bestand darin, die Masse des deutschen Heeres gegen linke Flanke und Rücken des französischen Heeres so anzusetzen, daß die Überflügelung mit starken Kräften erreicht wurde und auf den entscheidenden Schlachtfeldern in Nordfrankreich, sei es an der unteren Somme oder unteren Seine eine deutsche Überlegenheit gesichert war. Die Kräfte des deutschen rechten Flügels mußten genügen, nicht nur den französischen linken Heeresflügel vernichtend zu schlagen, sondern noch vorher mit der belgischen Armee und den etwa an der flandrischen oder französischen Küste gelandeten Engländern abzurechnen sowie die in den belgischen und französischen Festungen befindlichen Feinde unschädlich zu machen. Der Weg bis zum entscheidenden Kampffelde führte längs der Küste. Dorthin alle irgendwie verfügbaren Kräfte zu werfen und sie nicht anderswo fesseln zu lassen, sei es im Elsaß, in Lothringen oder im Osten, war die Aufgabe, deren Erfüllung Notwendigkeit und Voraussetzung des Gelingens der kriegsentscheidenden, großen Operation war. Sie mißlang, weil die Aufgabe, rechtzeitig alle verfügbaren Kräfte auf dem äußeren Flügel zu vereinigen, nicht erfüllt wurde, sondern die Kräfte dort gefesselt blieben, wo die Entscheidung nicht fiel und nach den Weisungen des Grafen Schlieffen nicht gesucht werden durfte.

Gerade weil Graf Schlieffen die Bedeutung Englands im Zweifrontenkriege frühzeitig und klar erkannt hatte, kam er um so nachdrücklicher und drängender immer wieder auf die Mahnung zurück: „Macht mir nur den rechten Flügel stark." Nur wenn sein Plan in der Tat ausgeführt wurde, nur wenn auf jede Schwächung des rechten Flügels zugunsten anderer Aufgaben, z. B. lediglich zum Schutz deutschen Bodens ohne operative Not-

Digitized by Google

wendigkeit, verzichtet wurde, wenn einzig und allein der große operative Gedanke für die Truppenverwendung maßgebend blieb, konnte man auf dem rechten Flügel so stark sein, daß wir nicht nur den mit aller Wahrscheinlichkeit vorauszusehenden Lagen, sondern auch den nicht erwarteten Zufälligkeiten des Krieges gewachsen blieben. In der weiteren Durchführung lief der Schlieffensche Plan, dessen Einfachheit, Folgerichtigkeit und Kühnheit gleich bewundernswert sind, darauf hinaus, die französische Kanalküste in die Hand zu bekommen und sich mit dem deutschen Heer wie ein mächtiger Keil zwischen die Franzosen und die englische Hilfe zu schieben, die Verbindungen zwischen dem Inselreich und dem französischen Festland — möglichst weit längs der Küste nach Süden ausgreifend — zu unterbrechen.

Gelang der Plan, so war nicht nur das französische Heer vernichtend geschlagen, Paris in kurzer Zeit gefallen, sondern ganz Frankreich derart niedergeworfen, daß es auf die Wiederherstellung der Lage durch die englische Hilfe nicht rechnen konnte, da diese — soweit sie nicht schon vorher unschädlich gemacht — für lange Zeit nur in geringem Maße über die südfranzösischen Häfen möglich blieb. Ganz anders aber gestaltete sich diese englische Hilfe, wenn die deutsche Operation aus Mangel an Kräften auf dem rechten deutschen Flügel in der Durchführung stecken blieb, die Kanalküste nicht in deutsche Hand kam und die nächsten Verbindungen mit dem Inselreich nicht unterbrochen wurden. Es ergibt sich daher einwandfrei, daß gerade in dem Schlieffenschen Plan alle diejenigen militärischen Möglichkeiten enthalten waren, in denen Großadmiral v. Tirpitz das Verständnis für die Bedeutung Englands im Kriege sieht.

Das Vertrauen in das Siegesrezept des toten Schlieffen war also auch vom Standpunkt des Großadmirals sicherlich berechtigt; anders liegt der Fall, wenn die Durchführung der Operationen im August und September 1914 betrachtet wird. Hierbei ist das Siegesrezept nicht in dem Maße und in der Art zur Anwendung gekommen, wie es Graf Schlieffen seiner Zeit aufgestellt und hinterlassen hatte. Die Entwicklung des operativen Gedankens, die 1914 zum Mißerfolg an der Marne geführt hat, wird der Historiker zu untersuchen haben. Infolge dieses Mißerfolgs ist die Meinung aufgetaucht, solche gewaltigen strategischen Kannäoperationen, wie sie der Geist des Grafen Schlieffen geboren hat, seien bei modernen Massenheeren unmöglich; bei diesen laufe es lediglich auf die Durchführung von Frontaloperationen und die Anwendung der brutalen Gewalt hinaus. Dies ist gewiß, sobald die Fronten in befestigten Stellungen und die Flügel an nicht überwindbaren Hindernissen — Meer und Alpen — festliegen, dann können Umfassungsoperationen erst wieder unternommen werden, wenn es der brutalen Gewalt gelungen ist, die feindliche Front in Teile zu zerbrechen, und dadurch neue Flügel sich gebildet haben. Solche Durchbruchsoperationen sind bei den Mitteln moderner Technik in der Ausführung überaus schwierig und verlangen Voraussetzungen, die in der Regel nur mit der numerischen Überlegenheit an Menschen und Material

Digitized by Google

verbunden sind. Diese Voraussetzungen waren auf dem westlichen Kriegsschauplatz nicht vorhanden. Es sei daran erinnert, daß in diesen Blättern (Januar-Heft 1909) Graf Schlieffen in geradezu prophetischer Weise sein Urteil über Frontaloperationen niedergelegt hat. Er schreibt in „Der Krieg in der Gegenwart": „Der Russisch-Japanische Krieg hat bewiesen, daß der bloße Angriff auf die feindliche Front trotz aller Schwierigkeiten sehr wohl gelingen kann. Der Erfolg eines solchen Angriffs ist aber auch im günstigsten Fall nur ein geringer. Der Feind wird allerdings zurückgedrückt, wiederholt aber nach einiger Zeit an anderer Stelle den vorübergehend aufgegebenen Widerstand. Der Feldzug schleppt sich hin."

In der Tat ist es so gekommen; der Feldzug schleppte sich über vier Jahre hin, nachdem die große kriegsentscheidende Operation, die im Sinne des Grafen Schlieffen als tief umfassende Kannäoperation gedacht war, nicht zum Erfolg geführt hatte. Der Krieg hat dadurch einen Charakter angenommen, der die besten Eigenschaften unseres Heeres — die Führung und den Angriffsgeist im Bewegungskriege — nicht voll zur Wirkung brachte, dagegen der personellen und materiellen Überlegenheit des feindlichen Konzerns jeglichen Vorschub leistete, vor allem diesem die Zeit gewährte, die verfügbaren, den unsrigen weit überlegenen Menschenmassen militärisch auszubilden und in kriegsbrauchbare Verbände zu formieren sowie die Industrie der ganzen Welt in den Dienst seiner Kriegführung zu stellen — ganz abgesehen von der weltwirtschaftlichen Macht, auf die der Konzern sich stützen konnte. Diese weltwirtschaftlichen Grundfesten zu erschüttern, war so gut wie ausgeschlossen, wenn es nicht gelang, die englische Seeherrschaft zu brechen. Unsere Hochseeflotte war für diese Aufgabe zu schwach. In diesem Gedankengang war von vornherein kein Zweifel, daß der Kampf gegen die englische Seeherrschaft ein für uns unlösbares Problem blieb, wenn es nicht in Ausführung der Schlieffenschen kühnen Operation gelang, Frankreichs militärische Kraft so vollkommen niederzuwerfen, daß der französische Boden für die Austragung des Kampfes zu Lande mit England nicht mehr in Betracht kam, dafür aber für uns in der französischen Küste die einzige Operationsbasis gewonnen wurde, von der aus der Kampf gegen England weitergeführt werden konnte. Damit gewann auch der U-Bootkrieg an Bedeutung als Waffe zur Bekämpfung der englischen Seeherrschaft.

Welche Probleme auch aus dem vergangenen Kriege aufgegriffen werden mögen, sie alle führen zurück auf das eine Problem, dessen erfolgreiche Lösung Graf Schlieffen in seinem Plane verbürgt hatte: die schnellste, gründlichste Niederwerfung Frankreichs auf dem allein möglichen Wege. Daß es anders kam, ist nicht dem toten Schlieffen in die Schuhe zu schieben. Da wir seine Weisungen 1914 nicht befolgt haben, sind wir trotz aller gigantischen Anstrengungen unseres Heeres in die Ermattungsstrategie hineingeraten.

„Eine Ermattungsstrategie läßt sich nicht treiben, wenn der Unterhalt von Millionen den Aufwand von Milliarden erfordert."

Digitized by Google

„Solche Kriege sind aber zu einer Zeit unmöglich, wo die Existenz der Nation auf einen ununterbrochenen Fortgang des Handels und der Industrie begründet ist und durch eine rasche Entscheidung das zum Stillstand gebrachte Räderwerk wieder in Lauf gebracht werden muß."

Des Generalfeldmarschalls Graf Schlieffen an seinem Todestage zu gedenken, haben wir alle Ursache.

Danzigs Entwicklung unter polnischer Herrschaft

Von

Prof. Dr. Münch (Darmstadt)

I

Die schwerwiegende Frage, ob die stolze alte Hansestadt an der Weichselmündung die nötige Kraft im Kampf gegen das andrängende Slawentum aufbringen wird, um ihr Deutschtum zu bewahren, ist durch die Bestimmungen des Versailler Friedens von neuem aufgerollt. Gelingt diese Aufgabe nicht, so wäre auch die Brücke zum ostpreußischen und baltischen Deutschtum abgebrochen und das große Kolonisationswerk des Mittelalters vernichtet. In ganz ähnlicher, ja fast noch bedrohterer Lage befand sich Danzig schon am Ausgang des Mittelalters, als Polen den deutschen Ritterorden niederwarf und mit der Weichselmündung einen bequemen Zugang zum Meere gewann. Die wirtschaftlichen Fragen waren damals in dem politisch-nationalen Kampf von größter Bedeutung und haben die Politik Danzigs gegenüber Polen entscheidend beeinflußt. Es ist interessant zu beobachten, welche Rolle die Stadt in dem damaligen polnischen Königreich, das im 15. Jahrhundert die führende slawische Macht war, gespielt hat.

Die Handelslage Danzigs ist recht günstig und war es im Mittelalter bei der großen Bedeutung der Ostsee noch in ungleich höherem Maße. Die Weichsel erschließt ein weites, fast unbegrenztes, durch keinerlei Terrainschwierigkeiten beengtes Hinterland, das seine großen Überschüsse an Getreide und Holz auf diesem Wege rasch und bequem zur Küste bringt. Deutsche Kaufleute erkannten die günstige Stelle an dem Vorsprung der Pommerschen Höhenzüge gegen die Deltaniederung der Weichsel und gründeten hier in der Nähe einer slawischen Burg die Stadt Danzig nach deutschem Recht. 1308 wird sie nach wechselvollen Kämpfen von den Deutschordensrittern erobert und vernichtet, aber kurz darauf neu aufgebaut. Bald überflügelt die neue Rechtsstadt alle anderen Städte des Ordenslandes und gewinnt große Vorrechte und ein weites Landgebiet, so daß der Ritterorden selbst eine sogenannte Jungstadt gründet, um der wachsenden Handelsmacht Danzigs eine Konkurrenz zu schaffen. Die Entwicklung Danzigs wird zwar dadurch nicht aufgehalten,

Digitized by Google

aber der Grund zu bitterer Feindschaft gelegt, die später in offenen Kampf ausartet und die Stadt ins polnische Lager führt. Der Handel war inzwischen rapid gewachsen, schon 1392 holten über 300 englische Schiffe Getreide von Danzig (S. O. Münsterberg, Der Handel Danzigs, Berlin 1906, S. 1). Die Entwicklung der Stadt mutet fast „amerikanisch" an, wie ja überhaupt damals der Osten Europas mit seinen unbegrenzten Verdienstmöglichkeiten eine ähnliche Rolle spielte, wie später die Neue Welt. Die Folge dieses glänzenden Aufschwungs war zugleich ein stärkeres Unabhängigkeitsgefühl der reich gewordenen Bürgerschaft und schließlich der Abfall zu Polen nach der Schlacht bei Tannenberg. 1466 kommt die Stadt nach langen, wechselvollen inneren und äußeren Kämpfen in dem zweiten Thorner Frieden samt Westpreußen und Ermland unter polnische Herrschaft.

Nicht die nationalen, sondern die wirtschaftlichen Interessen hatten also den Ausschlag gegeben, und Danzig machte von diesem Gesichtspunkt aus mit dem Wechsel seiner Staatszugehörigkeit einen vorzüglichen Tausch. Der ganze gewaltige Überschuß der polnischen Naturalwirtschaft an Getreide und Holz kann nun, von jeder lästigen Sperre befreit, weichselabwärts über Danzig verfrachtet werden, Danzig wird die Handelsmetropole Polens. Der Danziger Kaufmann erzielt bei dem Kauf des polnischen Korns von den jedes Geschäftssinns baren polnischen Edelleuten und dem Verkauf an die Holländer und Engländer außerordentlichen Gewinn und weiß seine Monopolstellung im polnischen Handel mit solchem Erfolg zu wahren, daß Polen bald ganz abhängig von Danzig wird. Der gewinnreiche Handel bedingt nämlich eine enorme finanzielle Leistungsfähigkeit der Stadt, und da die polnischen Könige sich in ewiger Geldnot befanden, ließ sich Danzig für seine finanzielle Hilfe so reichlich mit Privilegien bezahlen, daß es nahezu ein selbständiger Staat im Staate wird. (Vgl. darüber besonders Simson, Geschichte der Stadt Danzig; Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbegeschichte; Lengnich, Der Stadt Danzig Verfassung und Recht, 1789; Salka Goldmann, Danzigs Verfassungskämpfe unter polnischer Herrschaft.) Das Gebiet des kleinen Freistaates umfaßte damals etwa 20 Quadratmeilen und hatte nach dem Statut von 1457 in weltlichen oder geistlichen Dingen selbständige Rechtsprechung, völlige Unabhängigkeit in allen Handels- und Strandangelegenheiten, eigene Finanzverwaltung und eigene Münze. So überreich mit Vorrechten ausgestattet, hat Danzig vom 15. bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo die schwedisch-polnischen Kriege seine Blüte knickten, nach jeder Richtung eine hervorragende Rolle gespielt und bei den engen persönlichen Beziehungen zu den polnischen Königen deren Politik geradezu entscheidend beeinflußt. Ein anschauliches Bild von der Leistungsfähigkeit der Stadt und der geschickten staatsmännischen Leitung des Magistrats gewährt der Kampf mit dem König Stephan Bathory im Jahre 1576/77.

Es war klar, daß die fast völlige Autonomie des kleinen Freistaates sofort bedroht war, sobald ein zielbewußter König in Warschau zur Regierung

Digitized by Google

kam. Das geschah 1576 mit dem tüchtigen Woiwoden von Siebenbürgen, dem Ungarn Stephan Bathory, dem Nachfolger der Jagellonen. Seine Vorgänger hatten mit dem Lubliner Dekret von 1569 die ehemaligen Ordenslande unter Aufhebung der ursprünglichen preußischen Verfassung dem polnischen Staatskörper völlig einzuverleiben gesucht und damit auch auf dem platten Lande Erfolg gehabt. Die Städte jedoch, an ihrer Spitze Danzig, leisteten diesen Bestrebungen entschlossenen Widerstand, und als eine königliche Kommission vor den Toren Danzigs erschien, gewährte man ihr trotz mehrtägigen Wartens keinen Einlaß. Die Lage der patrizischen Stadtregierung wurde gefährlich, als die Kommission schließlich doch den Eintritt erzwang und die unzufriedenen Zünfte gegen den Rat aufzuhetzen suchte. Aber die politische Einsicht der Bürger trug noch einmal den Sieg davon, und zugleich wirkte das Danziger Geld: der König verzichtet auf die Durchführung des Lubliner Beschlusses gegen die Abtretung des halben Pfahlgeldes, der wichtigsten städtischen Einnahmequelle. So lagen die Dinge, als Stephan Bathory die Zügel der polnischen Regierung ergriff. Der neue König verlangt sofort die Anerkennung des Lubliner Dekrets. Danzig verweigert den Huldigungseid unter dieser Bedingung. Daraufhin erfolgt die Achtserklärung und die Besetzung des Danziger Werders durch polnische Truppen unter der persönlichen Führung des Königs. Sofort beginnen die üblichen Verhandlungen, um durch eine größere Summe (200000 Gulden) den Abzug Bathorys zu erreichen. Aber dem König wird nicht genug geboten, und die Umschließung Danzigs schreitet energisch fort, bis sogar die Festung Weichselmünde fällt. Die Stadt schien verloren. Da erweisen sich die engen Handelsbeziehungen zu den außerpolnischen Ländern als Retter in der Not. Dänische Schiffe machen den schon durch Versenkungen gesperrten Zugang von der See her frei und bringen neues Kriegsmaterial. Schotten, gaskognische und wallonische Schützen helfen bereitwilligst, der drohende Sturm wird abgeschlagen. Die nahen Schwesterstädte, die mit Bathory, teils gezwungen, teils aus Eifersucht gegen das übermächtige Danzig, gemeinsame Sache gemacht hatten, vor allem Elbing, werden schwer gebrandschatzt. Endlich, nach mehr als einjähriger Belagerung, am 11. Dezember 1577, führen die Verhandlungen in Marienburg zum Frieden und zu einem Vergleich. (Vgl. über die Belagerung Köhler, Geschichte der Festungen Danzig und Weichselmünde, S. 232 ff.) Der König war durch die hohen Kosten der langen Belagerung völlig verschuldet und geht nun auf das ursprüngliche Angebot Danzigs ein. Die Stadt zahlt danach innerhalb der nächsten fünf Jahre 200000 Gulden (siehe oben), entläßt ihre Söldner und leistet den Huldigungseid. Dafür erhält sie die Aufhebung der Acht, freie Religionsübung und Bestätigung der alten Vorrechte in vollem Umfange. Die stolze Stadt konnte mit diesem glänzenden Erfolg wahrlich zufrieden sein. Nach weiteren Geldzahlungen versteht sich der König in dem sogenannten Tractatus Portorii sogar dazu, die Verwaltung des Pfahlgeldes, dessen Hälfte ihm zustand (siehe oben), dem Rat wieder

Digitized by Google

zu überlassen (siehe Lengnich, S. 12, und Goldmann, S. 44). Auch in Sachen der Weichselregulierung findet der Magistrat Entgegenkommen, der König erfüllt alle Wünsche.

Dieser siegreiche Kampf mit Bathory ist wohl das stolzeste Kapitel aus Danzigs reicher Geschichte, die Stadt steht auf dem Höhepunkt ihrer glänzenden Entwicklung. Die prächtigen Bauten im Stil der gerade damals eindringenden Renaissance und die hervorragenden Erzeugnisse des Kunstgewerbes, die vornehmlich aus dieser Zeit stammen, legen noch heute Zeugnis ab von dem sprichwörtlichen Reichtum, aber auch dem Kunstsinn der herrschenden Patrizier (S. Schulz, Baudenkmäler Danzigs, und Monographien deutscher Städte: Danzig). Es sind die malerischen Bilder des altstädtischen Rathauses, des Zeughauses, Artushofes, des Hohen Tores, der Katharinenkirche und der reichverzierten hochgiebeligen Patrizierhäuser, die gerade damals entstanden und jedem Besucher Danzigs einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.

Zugleich erfuhr der Getreidehandel einen neuen Aufschwung. Zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, im Jahr 1618, betrug die Getreideausfuhr, für die Danzig in erster Linie in Betracht kommt, nahezu 116000 Last, und das die Weichsel herunterkommende Getreide soll im Jahre 1622 18 Millionen Taler gewertet haben (siehe Goldmann, S. 17, bzw. Naudé, Europäische Getreidehandelspolitik, S. 347 und 352). Diese gesteigerte Ausfuhr polnischen Getreides hängt aufs engste mit starken Ausfällen landwirtschaftlicher Produktion in Südeuropa, Holland und zeitweilig auch England zusammen. In England war durch starke Bevorzugung der Schafzucht ein erheblicher Rückgang des Körnerbaues eingetreten, der erst durch Wilhelm III. endgültig beseitigt wurde. In Spanien wirkten die wandernden Schafherden, noch mehr aber die Latifundienwirtschaft in so verheerender Weise auf die agrarische Produktion, daß am Ende des 16. Jahrhunderts spanische Gesandte in Danzig erschienen, um regelmäßige Lieferungen an Getreide zu erzielen. Dasselbe geschah von Italien aus, wo durch die Monopolwirtschaft der vielen Regierungen das Land stark ausgebeutet wurde. Ähnlich war es auch in Portugal. Südwesteuropa führte also Getreide ein, und Nordosteuropa führte aus. Amsterdam und Danzig sind um 1600 die Mittelpunkte des internationalen Getreidehandels, nachdem die Hansa ausgeschieden war. Im Anfang des 16. Jahrhunderts schon war Danzigs Ausfuhr größer als die aller preußischen und pommerschen Städte zusammen.

Dieser glänzende Aufstieg Danzigs in wirtschaftlicher und politischer Beziehung führte notwendig im Innern zur Ausbildung einer fast allmächtigen Ratsaristokratie, einer von wenigen mächtigen Geschlechtern ausgeübten Herrschaft. Gegen diese patrizische Regierungsgewalt wird nun dauernd Sturm gelaufen, sowohl von unten her, d. h. von den Gewerken aus, als auch von oben, durch das polnische Königtum. Leider mußte der allmächtige Rat diesem doppelten Ansturm gegenüber, der meist vereinigt einsetzte, fortwährend

Digitized by Google

Konzessionen machen, bis die Stadtregierung demokratisiert war, damit aber auch jede einheitliche, kräftige Politik verloren ging. Besonders charakteristisch sind in der Hinsicht die schweren inneren Verwicklungen um das Jahr 1526. Sie werden kompliziert durch das gleichzeitige Eindringen der Reformation.

Ihren Ausgang nahmen die Unruhen von der Forderung der Rechnungsablegung, die seither ganz dem freien Ermessen des Rates überlassen war. Ähnlich war es ja in Worms schon im 13. Jahrhundert (vgl. Boos, Rheinische Städtekultur, Bd. II), in Frankfurt am Main, Straßburg und Hamburg im 14. Jahrhundert gewesen. Danzig war damals durch Kriege gegen Dänemark und den Orden in Schulden geraten, und die erregte Bürgerschaft erhob bei dem derzeitigen Bürgermeister Eberhard Ferber, einem energischen, klugen, aber auch sehr selbstherrlichen Manne, ernste Vorstellungen. Dieser ruft die Entscheidung des Königs an. Gleichzeitig waren die ersten lutherischen Predigten vor und in der Stadt gehalten worden und hatten einen lebhaften Meinungsstreit hervorgerufen, in dem der König ebenfalls entscheiden sollte. Als 1525 durch einen Volksaufstand der Rat teilweise gestürzt und der streng altgläubige Ferber vertrieben war, machte sich Sigismund I. selber von Warschau auf. Nach seinem Einzug am 17. April 1526 beginnt alsbald ein strenges Strafgericht gegen die ketzerischen Aufrührer, was bei seiner stramm katholischen Gesinnung nicht verwunderlich war. Das neue demokratische Stadtregiment wird abgesetzt, der neue Bürgermeister Johannes Wendland mit seinen Anhängern wird hingerichtet und die ketzerische Lehre durch eine Reihe scharfer Erlasse auszurotten versucht. Die augenblicklich machtlose Bürgerschaft läßt dieses Strafgericht mit schweigender Erbitterung über sich ergehen, hält aber innerlich nur um so fester an Luthers Lehre. Das Ergebnis des mehrmonatlichen Aufenthaltes des Königs waren die sogenannten Statuta Sigismundi I. Danach soll der Rat in wichtigen Fragen hundert kluge Bürger und zwei Elterleute aus jedem der vier Hauptgewerke (Schuster, Bäcker, Schmiede, Fleischer) zu seinen Beratungen heranziehen (vgl. darüber Lengnich und Goldmann). Dieser Bürgerausschuß wird offiziell die dritte Ordnung genannt und tritt als solche neben die erste Ordnung, den Rat, und die zweite Ordnung, die Schöffen. Wenn auch diese dritte Ordnung vorläufig kaum mehr als eine Art Beisitz auf dem Rathaus hat und bald ganz von dem aristokratischen Rat geleitet wird, so war damit doch eine Handhabe zur Erweiterung der gewerkschaftlichen Rechte gegeben, und es ist sehr bezeichnend, daß die Gewerke in diesem Kampf sich meist an die polnischen Könige wenden. Wie zähe der Kampf geführt wurde, zeigt die Tatsache, daß die dritte Ordnung erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts, also nach $2^1/_2$ Jahrhunderten, zum Siege gelangt. Zu dieser Zeit war es aber längst mit der Blüte Danzigs vorbei. Der stolze Bau seiner Macht bröckelte durch die schwedisch-polnischen Kriege des 17. Jahrhunderts, etwa seit 1626, wo es von Gustav Adolf blockiert wurde, langsam ab, und durch den Zerfall Polens und die ständigen inneren Kämpfe wurde seine Kraft auch von innen heraus zermürbt.

Digitized by Google

II

Hatte Danzig infolge seiner überragenden wirtschaftlichen Stellung seine stolze Selbständigkeit gegenüber dem polnischen Königtum eines Stephan Bathory kraftvoll behauptet, so beginnt sich seine Lage schon unter Bathorys Nachfolger Sigismund, dem Sohne König Johanns von Schweden, völlig zu verändern. Wieder sind es in erster Linie wirtschaftliche Gründe, die diese Verhältnisse bestimmen. War die Niederlage der Hansa und das siegreiche Vordringen der Holländer in die Ostsee für Danzig während des 16. Jahrhunderts nur von Vorteil gewesen, so tritt jetzt in der aufstrebenden Großmacht Schweden ein neuer Faktor in die Erscheinung, der eine völlige Verschiebung der Ostseemacht herbeizuführen drohte. Danzig sieht sich infolge seiner strategischen Lage und durch seine ausgedehnten Handelsbeziehungen gezwungen, aus seiner seitherigen Reserve in der auswärtigen Politik hervorzutreten und in dem ausbrechenden Kampf zwischen Polen und Schweden offen Partei zu ergreifen. Selbstverständlich führten die Lebensinteressen der Stadt zum festen Anschluß an Polen, denn das polnische Hinterland und die Weichsel waren die wirtschaftliche Basis seines Handels. Danzigs ganzes Bestreben ging deshalb von Anfang der schwedisch-polnischen Streitigkeiten an darauf hinaus, Sigismund III., den ersten Wasa auf polnischem Thron, von einem Kriege mit Schweden zurückzuhalten, zumal da bei der sprichwörtlichen Geldnot des Königs jedenfalls schwere finanzielle Opfer in Aussicht standen. Die Lage wird noch verwickelter dadurch, daß auch Brandenburg und Holland ein starkes Interesse zeigten, Danzig nicht in schwedische Hände fallen zu lassen. Es ist der große Kampf um das Dominium maris baltici, wie man damals so gern sagte, der nun einsetzt und über hundert Jahre währt, bis Polen und danach auch Schweden ausscheiden und zwei neue Mächte, Rußland und Preußen, bestimmend hervortreten.

1598 schiffte sich Sigismund III. mit 5000 Polen in Danzig ein, um in dem angestammten Schweden seine verlorenen Sympathien wiederzugewinnen. Aber er erlitt bei Linköping eine völlige Niederlage und mußte froh sein, gegen Heimsendung seiner polnischen Truppen noch einmal als König von Schweden anerkannt zu werden. Schon 1600 entbrannte jedoch der Krieg von neuem, und 1604 wurde Herzog Karl von Südermanland, der protestantische Oheim Sigismunds, zum erblichen König von Schweden gewählt. Schon 1603 und 1606 erscheinen schwedische Schiffe vor Danzig und fordern eine Erklärung seiner Neutralität. Es war ein Glück, daß ein Waffenstillstand die Frage auf viele Jahre verschob. Gustav Adolf, der Nachfolger Karls (1611), hatte den sehnlichsten Wunsch, mit Danzig Freundschaft zu schließen, und die Stadt wagte nicht, sein Liebeswerben ganz abzuweisen, soweit sich das mit ihren polnischen Interessen vertrug. 1620 brach, nach Ablauf des Waffenstillstandes, der Krieg von neuem aus, und Danzig gerät wieder in die alte Zwickmühle. Gustav Adolf belegte zwar alle in Schweden liegenden Danziger Schiffe mit Beschlag, aber er wagte noch nicht, die

Digitized by Google

mächtige protestantische Stadt offen anzugreifen, weil er sie im Kampf gegen den Kaiser und Polen zu benutzen gedachte. Aber die Lage spitzte sich immer mehr zu, und als England, Dänemark und die Generalstaaten ein Bündnis gegen den Kaiser schlossen (9. Dezember 1625), beschloß Gustav Adolf, durch Eroberung Preußens und Danzigs Polen von der Ostsee abzuschließen, wie es ihm 1617 durch den Frieden von Stolhowe mit Rußland geglückt war. Er rückte mit 16000 Mann in Preußen ein und besetzte das Danziger Werder und die ganze Deltaniederung mit den vier Brückenköpfen: Elbing, Marienburg, Dirschau und Danziger Haupt, wodurch es ihm gelang, den Angriff der Polen und Kaiserlichen zurückzuschlagen. Danzig selbst wurde zwar nicht belagert, aber blockiert, und mußte beständig auf der Hut sein, was ihm große Kosten verursachte. Auch beteiligte es sich aktiv auf polnischer Seite und nahm den Schweden Putzig wieder ab, und die schwedische Flotte erlitt sogar durch die polnischen Kriegsschiffe im Hafen von Danzig eine empfindliche Niederlage. Aber zu ernsten Schlägen kam es nicht mehr, bald folgte ein Waffenstillstand, Gustav Adolf wurde nach dem Reiche abgelenkt. Danzig konnte noch einmal aufatmen, wenn auch seine Kriegsschulden nach Millionen zählten. Es war noch immer eine reiche, glanzvolle Stadt, und wie bedeutsam seine Stellung war, zeigt von neuem der schwedisch-polnische Krieg um die Mitte des 17. Jahrhunderts, in den auch das aufstrebende Brandenburg unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm eingriff.

Karl Gustav von Schweden erstrebte diesmal den unbedingten Besitz von Danzig, um damit die Herrschaft über die Ostsee zu gewinnen. Andererseits ist es bezeichnend für das Vertrauen in die Stärke der befestigten Stadt, daß der armselige, ganz von Jesuiten geleitete König Johann Kasimir von Polen seine Kostbarkeiten gleich zu Beginn des Krieges dorthin bringen ließ. (Vgl. Köhler, Geschichte der Festungen Danzig und Weichselmünde, S. 356 ff.) Die Holländer, die seither den Ostseehandel beherrschten, zeigten ihre Bereitwilligkeit zur Unterstützung, indem sie 44 Kriegsschiffe nach Danzig schickten, um den schwedischen Mitbewerber fernzuhalten. Hatte Gustav Adolf seinerzeit nur die Eroberung Preußens und Danzigs ins Auge gefaßt, so ging Karl Gustav jetzt darauf aus, ganz Polen zu erobern und zu teilen, ein Plan, der bei dem traurigen Zustand dieses Landes große Aussicht auf Erfolg hatte, ja geradezu notwendig war, da seit 1654 auch Rußland als Mitbewerber auftrat und bereits Smolensk und einen Teil Litauens genommen hatte. (S. Droysen, Geschichte der preußischen Politik, Bd. 3, S. 211.) Daneben war auch Brandenburg-Preußen unter der energischen Führung Friedrich Wilhelms in Betracht zu ziehen, zumal der Große Kurfürst mit 10000 Mann an Danzig vorbei in Ostpreußen einmarschierte. Von den verbündeten Generalstaaten im Stich gelassen, muß er freilich bald Schweden als Oberlehnsherrn Preußens anerkennen. Wider Erwarten sind die Polen nach anfänglichen Mißerfolgen siegreich und stellen die verlorene Verbindung mit Danzig wieder her. Da erscheint Karl Gustav selbst vor der Stadt und schreitet zur Belagerung.

Digitized by Google

Die Einschließung gelingt aber nicht vollständig, Danzig hält die Verbindung mit Putzig trotz der schwedischen Flotte aufrecht. Durch Vermittlung Hollands, dessen Flotte (siehe oben) inzwischen eingetroffen war, gestand Karl Gustav, um keinen Krieg mit den Generalstaaten heraufzubeschwören, dann endlich die Neutralität Danzigs zu. Auch Dänemark hatte inzwischen eine kleine Flotte geschickt, um die Stadt gegen Schweden zu beschützen. Damit konnte Danzig wieder freier atmen, und im November 1656 zog König Johann Kasimir selbst mit 20000 Mann in die Stadt ein. Da aber die Danziger selbst die ihnen von Schweden zugestandene Neutralität verletzten (siehe Köhler, S. 370), begann Karl Gustav die Belagerung von neuem. Polen gerät nun arg in die Klemme, und wäre wohl schon damals von der Landkarte verschwunden, wenn nicht Österreich ihm beigesprungen wäre und auch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm herübergezogen hätte. Nun gerät Schweden in Bedrängnis. Mit dem Herbst 1659 erlahmen die Operationen, und nach dem Tode Karl Gustavs am 23. Februar 1660 erfolgt im Mai der Abschluß des Friedens zu Oliva. Danzig behält seinen Besitz ungeschmälert, wartet aber vergeblich auf Ersatz seiner erheblichen Kriegskosten, die bis zum April 1659 schon nahezu fünf Millionen Gulden betrugen. (S. Köhler, S. 433 f.) Die Nichterfüllung dieser berechtigten Forderungen versetzte der Stadt den Todesstoß, sie hielt sich fortan ganz von der Politik fern und wurde von schweren inneren Unruhen heimgesucht, die ihre wirtschaftliche und politische Macht von Grund aus zerstörten. (Vgl. dazu besonders Goldmann, S. 52 ff.)

In dieser traurigsten Zeit der Danziger Geschichte, die bis 1793 währt, geht es auch mit dem Handel reißend abwärts. Von allen Seiten wird Danzig eingeengt. Rußland erreicht die Ostsee, Preußen gewinnt Stettin und schädigt den Handel Danzigs durch seine merkantile Politik schwer (vgl. dazu Schmoller, Studien zur Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen). Der Holzhandel leidet durch die Konkurrenz Norwegens, Getreide — der wichtigste Handelsartikel — war im Jahre 1660 bereits seit fünf Jahren nicht mehr von den Holländern geholt worden. Vergeblich versucht der Rat, durch geeignete Maßnahmen die alte Monopolstellung wieder zu erlangen. Auch in dem Sinken der Einwohnerzahl macht sich der allgemeine Rückgang bemerkbar: waren es im Jahre 1650 77000, so im Jahre 1750 nur noch 46000. Wieder sind es die drückenden finanziellen Fragen, die von der Bürgerschaft zur Erweiterung ihrer Rechte gegenüber dem Rat benutzt werden (siehe oben). Der Rat hat bei dem Rückgang des Handels nicht mehr das große persönliche Interesse an der Wohlfahrt der Stadt, er wendet sich von dem kommerziellen Leben ab und beschränkt seine Tätigkeit auf das Staatsmännisch-Juristische.

In schwere innere Kämpfe wurde die Stadt 1677 gestürzt, hauptsächlich durch die Machenschaften der damals in dem zerrütteten Polen allmächtigen Jesuiten (vgl. darüber besonders Goldmann, S. 55 ff.). Es verquickt sich hier die religiöse Frage mit den innerpolitischen und wirtschaftlichen Fragen, ganz

Digitized by Google

ähnlich wie 1526 (siehe oben). Die vom Rat wegen einer Hetzschrift gegen die Katholiken verfügte Entsetzung des beim Volk äußerst beliebten Pfarrers Dr. Ägidius Strauch bildet die Veranlassung zur neuerlichen Machtprobe. Rat und Gewerke bringen ihren Streit wiederum vor den König, damals Johann III. Sobieski, der natürlich über seine Rolle als tertius gaudens nur erfreut war. Am 1. August 1677 treffen König und Königin mit zahlreichem Gefolge ein, und alsbald beginnen die Verhandlungen, die beide Parteien durch „Geschenke" zu ihren Gunsten zu wenden suchen. Die jesuitischen Ratgeber des Königs benutzen die Uneinigkeit, um die Marienkirche für ihren Gottesdienst und die Aufnahme der Katholiken als Quartiergenossen zu erreichen. Dabei stoßen sie aber gerade bei der dritten Ordnung, die doch gegen den Rat ausgespielt werden sollte, auf den schärfsten Widerstand. Schließlich wird der Bau einer besonderen katholischen Kapelle, die Aufnahme von sechs Katholiken in die dritte Ordnung und die Erlaubnis feierlicher Prozessionen am Fronleichnamsfest zugestanden. Der Rat wußte bei den langwierigen Verhandlungen so geschickt zu operieren, daß der Selbständigkeit Danzigs von seiten Jan Sobieskis keine Gefahr drohte. Das Ergebnis war schließlich ein königliches Dekret, wonach noch acht Handwerker in die dritte Ordnung aufgenommen wurden. Ein Drittel von jeder der drei Ordnungen sollte fortan aus Kaufleuten bestehen, die dritte Ordnung nimmt außerdem teil an der Verwaltung der Kämmereikasse. Der Beschluß stellte die Gewerke, die eine eigene Ordnung erstrebten, keineswegs zufrieden und führte später zu neuen Unruhen. Den Hauptgewinn des langen Streites trug der König nach Hause, 230000 Gulden hatte er für sich während des siebenmonatlichen Aufenthaltes herausgewirtschaftet, und die Starostei Putzig war ohne Entschädigung wieder mit der Krone Polen vereinigt.

Aus der Bestimmung des Sobieskischen Dekrets, daß je ein Drittel der drei Ordnungen aus Kaufleuten bestehen sollte, erkennt man den Versuch, den gesunkenen Handel Danzigs neu zu beleben. Es blieb bei diesem Versuch. Die Vormachtstellung der Stadt als des wichtigsten Getreideausfuhrplatzes am baltischen Meere war dahin, wenngleich die Getreideausfuhr noch immer bedeutend blieb. Zur See wird Danzig von den Ostseestaaten allmählich in den Hintergrund gedrängt, und das Handelsinteresse der Bürger beschränkt sich mehr und mehr auf die Übervorteilung und Ausnutzung der jeder Geschäftskenntnis entbehrenden Polen. Der Rat erstarrt in gelehrtem Formelkram und verliert aus Mangel an schöpferischen Ideen alle Fühlung mit der fortschrittlich gesinnten und auf Reformen bedachten dritten Ordnung. Jeder kleine Wettbewerb wird in dieser Zeit des Niedergangs als lästig empfunden, das zeigt die Frage der außerhalb der Stadt wohnenden strebsamen Mennoniten und Juden, die beide ausgewiesen werden sollen.

Diese Frage spielt in dem letzten, heftigsten inneren Kampf von 1748—52 eine wichtige Rolle. Auch hier sind wieder die Finanzverhältnisse der Stein des Anstoßes. Die auf Malz, Bier, Getreide, Backwaren, Wein, Brannt-

Digitized by Google

wein, Käse, Fleisch usw. gelegte indirekte Steuer, die Akzise, wurde vom niederen Volk als drückend empfunden und sollte abgeschafft werden. Da der Rat hartnäckig bleibt, muß August III. eingreifen. Er verfügt in einem königlichen Erlaß die Aufhebung aller Akzisen, nimmt also offen gegen den Rat Stellung. Überhaupt steht das glanzvolle sächsische Königtum der städtischen Autonomie ganz anders gegenüber, als das armselige polnische. Der absolutistische Staat hatte keinen Raum mehr für solche Sondergebilde, wie es der Danziger Freistaat war. Die alten Mittel der „Geschenke" verfangen bei den materiell und diplomatisch so überlegenen Königen aus dem sächsischen Hause nicht mehr. August III. verfügt einfach über die Köpfe der erstaunten Ratsherren hinweg (siehe Goldmann, S. 95 u. 96), zur Freude der Opposition, die die verknöcherte Juristenherrschaft des Rates und überhaupt die Macht der Geschlechter beseitigen will. Demokratie und Königtum arbeiten also diesmal, ganz anders wie noch Jan Sobieski und die Gewerke, gemeinsam auf das feste Ziel hin: Vernichtung der Autonomie des Rates. Die nach Danzig geschickten königlichen Bevollmächtigten, besonders der Kammerherr v. Leubnitz, ein besonderer Vertrauter des Grafen Brühl, operieren äußerst geschickt. Die obengenannte Aufhebung der Akzisen war der erste Erfolg auf dieser Bahn. Beibehalten werden aber wohlgemerkt die Abgaben auf fremdes Bier, Wein, Grütze, Tabak, Ziegel u. a., also Einfuhrwaren. Die Maßregel soll also die einheimische Produktion schützen. Zur Deckung des Einnahmeausfalls werden neue Steuerquellen erschlossen. Zugleich soll eine Bürgerwehr gegründet werden, um die hohen Ausgaben für die Besatzung verringern zu können.

Schritt für Schritt wird der Rat aus seiner Stellung von dem vereinigten Königtum und Bürgertum gedrängt. Die alte Kulmer Handfeste, die einst die Freiheit der Stadt begründet hatte, ist illusorisch, seit sich die Bürger mit ihren Beschwerden direkt an den König wenden. So konnte der Ausgang dieses erbitterten vierjährigen Ringens nicht zweifelhaft sein. Vergebens sucht der Rat bei den Gewerken einen Rückhalt, seine Autorität ist dahin. Auch an Streiks fehlt es nicht. Endlich, am 4. Februar 1752, erfolgt die endgültige königliche Ordination: Außer der Aufhebung der Akzisen wird das Präsentationsrecht der dritten Ordnung bestätigt, der Rat in seinen Befugnissen beschränkt und den Juden und Mennoniten nur eine sehr beschränkte Teilnahme an Gewerbe und Handel gestattet. Die ganzen Kosten des Prozesses — 11 Tonnen Goldes — hatte der Rat zu tragen. Außerdem muß er beim König feierlich Abbitte tun. Damit war die innere Entwicklung Danzigs bis zur Auflösung Polens abgeschlossen.

Nach außen spielte Danzig in der Zeit von 1660 bis 1793 nur noch einmal eine größere politische Rolle, und zwar eine sehr unglückliche. Nach dem Tode Augusts des Starken erkannte der Rat voreilig den gegen die Wünsche Österreichs und Rußlands von dem polnischen Adel auf den Thron erhobenen Stanislaus Leszinski an und geriet dadurch in schwere Bedrängnis. Österreich und Rußland setzten August III. als König ein, und Stanislaus

Digitized by Google

mußte Warschau verlassen. Unglücklicherweise wendet er sich mit seinem ganzen Anhang nach Danzig, von wo aus er am ehesten mit den Westmächten, besonders Frankreich, das feste Hilfe versprochen hatte, in Verbindung zu treten hoffte. Aber Frankreich ließ seinen königlichen Schwiegervater im Stich, und so hatte Danzig allein die ganze Last eines Krieges mit Rußland und Sachsen zu tragen. (Über die nun folgende lange Belagerung und schließliche Kapitulation im Jahre 1734 vgl. die ausführlichen Schilderungen bei Köhler, Geschichte der Festungen Danzig und Weichselmünde, 2. Teil, und Löschin, Geschichte Danzigs, Bd. 2.) Abgesehen von den Leiden der Belagerung, waren die Kosten der Kriegführung sehr hoch, und zu allem Überfluß benutzten Russen und Sachsen die Gelegenheit, um ungeheure Summen von der schon verschuldeten Stadt zu erpressen. Danzig muß an Rußland 1 Million Taler und an Sachsen 900000 preußische Gulden zahlen, und zwar wurden diese Entschädigungen erst nach langen, für die Stadt äußerst demütigenden Verhandlungen festgesetzt; anfangs ward noch viel mehr gefordert. Daß diese neuen enormen Lasten erst recht zu den oben erwähnten Unruhen von 1748 bis 1752 beitrugen, ist verständlich.

Danzig hatte ausgespielt, es ist nur noch ein willenloses Werkzeug fremder Politik. Nach der Zertrümmerung des polnischen Staates sieht sich die arme Stadt dem rücksichtslosen Preußen gegenüber, das nun offen darauf ausgeht, Danzigs Handel und Machtstellung völlig zu erdrosseln, um es zur Einverleibung reif zu machen. Die Stadt wehrt sich zwar verzweifelt gegen die preußische Umklammerung, aber sie ist zu schwach, und niemand hilft ihr. Es bedeutete eine Erlösung von qualvollen Leiden, als am 26. März 1793 die Vereinigung mit Preußen vollzogen wurde; die politische Existenz war damit vernichtet.

Unter gänzlich veränderten politischen Verhältnissen soll heute Danzig wieder unter polnischer Herrschaft eine gewisse Selbständigkeit erhalten und in dem Umfang des ehemaligen Freistaates erstehen. Die Zukunft wird lehren, ob das unter preußisch-deutscher Herrschaft wieder so stolz aufgelebte Gemeinwesen unter den jetzt getroffenen Bestimmungen lebenskräftig bleiben wird. Eins muß aus den oben skizzierten Bildern seiner stolzen Geschichte hier hervorgehoben werden: Danzig war immer eine Hochburg deutscher Kultur und deutscher Macht im slawischen Osten. Möchte sich auch heute wieder ein starkes, zielbewußtes Bürgertum finden, das sein Deutschtum als heiliges Gut verteidigt und die Brücke zu den Ostpreußen und Balten hält. Ohne Hilfe vom Deutschen Reiche wird das nicht möglich sein. Diese Hilfe muß vor allem wirtschaftlicher Art sein, Danzig muß die enge Fühlung mit der hoffentlich recht bald wieder auflebenden hochentwickelten deutschen Industrie behalten, dann müßte der Kampf mit dem andrängenden Slawentum Aussicht auf Erfolg haben. In Danzig scheint man diese Sachlage wohl begriffen zu haben, die Frühjahrsmesse 1920 ist der erste Schritt auf dieser Bahn. Möge sie reichen Erfolg haben!

Digitized by Google

Mazedonien im Weltkriege

Von

Oberstleutnant Rudolf v. Xylander

Am 18. August 1870, abends, kehrte Moltke vom Schlachtfeld von Gravelotte mit dem Oberstleutnant v. Verdy ins Quartier zurück. Während der langen Wagenfahrt unterbrach er unter dem Eindruck des gewaltigen Geschehens nur dreimal durch ganz kurze Äußerungen das Schweigen. Der eine Satz lautete: „Ich habe wieder gelernt, daß man nie stark genug in der Schlacht sein kann."

Hiermit dachte der General an die Frage, ob es möglich gewesen wäre, durch frühzeitige Vorsorge weitere deutsche Armeekorps vom rechten Moselufer auf das Schlachtfeld zu führen und dadurch den Sieg entscheidend zu gestalten, der erst zehn Wochen später durch die Kapitulation des eingeschlossenen Marschalls Bazaine voll ausreifen sollte.

Er berührte dabei das große Problem der Feldherrnkunst, die Vereinigung der Kraft am entscheidenden Punkte. Der junge Bonaparte hatte es knapp gekennzeichnet, als er nach seinem Feldzug in Italien 1796/97 mit Moreau zusammentraf und dieser ihn nach den Ursachen seiner mit Minderheiten errungenen Siege fragte. „Ich sehe nur eines, die Masse", erwiderte er seinem Rivalen. Danach hat er gehandelt seine ganze Laufbahn hindurch, bis er keine „Masse" mehr hatte und bis ihn die rein zahlenmäßige Übermacht seiner Feinde im Feldzug 1814 in eine ähnliche Lage brachte, wie sie im Weltkrieg zuletzt Deutschland in gewaltig gesteigertem Maßstab zufiel. Auf dem entscheidenden Kriegsschauplatze und auf ihm wieder auf dem entscheidenden Schlachtfeld die eigene Masse rechtzeitig und in wirksamster Form zusammenzuführen, darin beruht die ausschlaggebende Tätigkeit der obersten Führung. Sie muß zu diesem Zwecke in positiver und in negativer Richtung kühn und rücksichtslos sein, in positiver, in der Art, wie sie die Konzentration der Kraft durchführt, in negativer Richtung in der Abweisung aller von anderer Seite kommenden Bedenken dagegen. Solche Bedenken sind immer zahlreich. Denn jede Konzentration an einer Stelle bedeutet eine Entblößung an vielen anderen Punkten. Oft erheben gegen solche sich nicht nur strategische und taktische, sondern auch politische Widersprüche. Letztere, die in die „reine" Kriegführung ein außenstehendes Element einführen, sind oft die gefährlichsten. Abzuwägen, wie weit die Bedenken so gerechtfertigt sind, daß es keine Kühnheit mehr, sondern Tollkühnheit wäre, sie zu mißachten, wird um so schwieriger, je ausgedehnter der Kriegsrahmen wird. Schon bei den Mehrfrontenkriegen Friedrichs des Großen und Napoleons zeigten sich diese ihren Feinden hierin weit überlegen. Beim Weltkrieg kam es besonders für das zahlenmäßig so unterlegene Deutschland

Digitized by Google

darauf an, in dieser Beziehung richtig zu handeln. Noch als zu Beginn des Krieges die Verhältnisse einfacher lagen, hat es das nicht immer erreicht. Die Entsendung zweier Armeekorps des rechten Heeresflügels von der Maas nach Ostpreußen im August 1914 war ein letzten Endes durch innerpolitische, ja sogar sentimentale Rücksichten auf das bedrohte deutsche Land veranlaßter Fehler von gewaltiger Bedeutung. Nicht minder falsch war fast gleichzeitig die Belassung eines viel zu starken linken Heeresflügels vor der französischen Festungslinie Nancy—Epinal. Dort durfte man keine Entscheidung erwarten, sonst wäre unser ganzer Kriegsplan fehlerhaft gewesen, der den Einmarsch in Belgien deshalb auf sich nahm, weil der Durchbruch durch die französischen Festungen unmöglich erschien.

Je mehr sich die Notwendigkeit ergab, deutsche Streitkräfte auf entfernt liegenden Kriegsschauplätzen zu verwenden, desto größer gestalteten sich die Schwierigkeiten für die Beurteilung ihres Einsatzes. Der Leitsatz: „Die Entscheidung fällt im Westen, alles andere ist nebensächlich", konnte diese Probleme nicht lösen. So einfach lagen in diesem gewaltigsten Ringen die Dinge nicht. Deutschlands Verbündete waren in Vermögen und Leistungen und noch mehr in ihrem Willen schwach. Man mußte sie stützen, um sie auf unserer Seite zu erhalten. Denn man bedurfte ihrer Kräfte und infolge der Blockade ihrer Rohstoffe. Damit wurden nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche Gesichtspunkte für die Verteilung unserer Streitkräfte maßgebend. Die „reine" Strategie, die mit allen militärischen Mitteln das Höchstmaß des Waffenerfolges anstrebt, wurde dadurch beeinträchtigt, in ihrer Auswirkung geschwächt. Um so wichtiger wurde auch das richtige Zusammenarbeiten der obersten politischen und militärischen Leitung. Einseitigkeit in der Berücksichtigung der Interessen mußte verderblich wirken. Uns fehlte ein Friedrich der Große oder Napoleon, der gleichzeitig Herrscher und Feldherr war. Wir besaßen nicht einmal einen Kaiser, der bestimmte Entscheidungen zu fällen gewillt war. Daher hätten Reichskanzler und Oberste Heeresleitung vertrauensvoll zusammenwirken müssen. Jenem oblag die Feststellung der politischen und wirtschaftlichen Ziele und Notwendigkeiten, diese mußte auf Grund dessen die militärischen Hilfsmittel ansetzen und verwenden. Beide mußten stark und charaktervoll sein, dabei sich aber doch bescheiden können, der Reichskanzler den Sachverständigen gegenüber, die allein beurteilen konnten, was das militärische Instrument zu leisten vermochte, die Oberste Heeresleitung der Politik gegenüber, deren Werkzeug, nicht Lenker sie war.

Besonders schwierig war die Durchführung dieser Forderung auf dem Balkan. Hier lag strategisch die schwächste Front der Mittelmächte. An einem langen, dünnen Zwirnfaden, der erst allmählich verstärkt wurde, hing die Türkei mit ihnen zusammen. Passiver Schutz der so ausgedehnten Verbindungslinie erforderte starke Kräfte, deren Einsatz auf einem scheinbaren Nebenkriegsschauplatz fehlerhaft erscheinen mußte. Nirgend anderswo aber

Digitized by Google

war die politische Lage so schwierig und griff die Politik so unmittelbar in die Strategie über. Von hier aus ist dann auch der Zusammenbruch des Bündnisses der Mittelmächte ausgegangen. Einen endgültigen Entscheid darüber, wie weit und durch wen Deutschland hieran schuld gehabt hat, zu fällen, wird erst möglich sein, wenn vollständiges Material vorliegt. Aber jetzt schon geben neuere französische Veröffentlichungen lehrreiche Aufschlüsse über diese Frage.

Vor allem ist festzustellen, daß auch auf dem Balkan, wie sonst, Frankreich der führende Staat in der Kriegführung der großen Koalition war, längst ehe ihre Einheitlichkeit durch die Ernennung des Marschalls Foch zum Oberbefehlshaber der alliierten Armeen besiegelt wurde.

England verfolgte auch auf dem Balkan seine eigenen Sonderziele. Seine verunglückte Dardanellenexpedition bezweckte die Besitznahme Konstantinopels nicht nur, um die Verbindung mit Rußland zu öffnen. Sie hatte besonders Großbritanniens eigenstes politisches Interesse im Auge. Frankreich dagegen hat frühzeitig erkannt, daß es zunächst auf den militärischen Sieg ankam und daß strategisch viel wirksamer für die Kriegsentscheidung eine militärische Operation sein würde, die sich nicht gegen die türkische Hauptstadt, sondern gegen die Verbindung der Mittelmächte mit ihrem östlichen Verbündeten richtete. War diese zerrissen, so zerbrach damit das Bündnis — der Weg nach Rußland öffnete sich von selbst. Gleichzeitig aber konnte aus der Operation eine unmittelbare Bedrohung der Mittelmächte, noch dazu an einer ihrer schwächsten Stellen erfolgen.

Eine Pressefehde zwischen der französischen Obersten Heeresleitung und Politikern, die beide das Verdienst der Erkenntnis dieser Möglichkeiten für sich in Anspruch nehmen, gibt uns die erste Aufklärung über die Vorgeschichte der mazedonischen Expedition. Nach einer Erklärung des früheren Ministerpräsidenten und demnächst mutmaßlichen Bewerbers für die Präsidentschaft der Republik Briand in der „Loire républicaine" vom 20. August 1919 geht sie schon auf die erste Zeit des Weltkrieges zurück.

Die Offensive der österreichischen Armee nach Serbien im Dezember 1914 war nach anfänglichen Erfolgen völlig gescheitert. Im Gegenangriff hatten die Serben jene aus ihrem Lande wieder hinausgeworfen und ihr schwere Verluste beigebracht. Am 1. Januar 1915 schlug im Ministerrat im Elysée der damalige Justizminister im Kabinett Viviani, Briand, vor, gemeinsam mit den Engländern eine Expedition von 300000 Mann in einem adriatischen Hafen landen zu lassen und mit ihr den Serben zu Hilfe zu kommen, um in Österreich-Ungarn einzufallen. Die Minister stimmten zu, abgesehen vom Kriegsminister Millerand und dem Minister des Auswärtigen Delcassé, die eine Meinungsäußerung der Obersten Heeresleitung forderten. Marschall Joffre erklärte wenige Tage später den Plan für undurchführbar. Er wurde daraufhin aufgegeben. Die Behauptung der „Libre Parole" vom 19. August, daß im Mai 1915, kurz vor der Kriegserklärung Italiens, General de Castelnau einen

Digitized by Google

ähnlichen Vorschlag gemacht habe und dieser vom Ministerium abgelehnt worden sei, ist wohl sicher als falsch zu bezeichnen. Denn das Urteil Joffres kann man nur als gut begründet ansehen. Es galt auch noch im Mai, und Castelnau, Joffres Vertrauter, konnte nicht anderer Meinung sein. In der Adria mit einem großen Expeditionskorps zu landen, dürfte unmöglich gewesen sein. Die istrischen Häfen hätten erst erobert werden müssen, eine wenig aussichtsreiche Unternehmung; weiter südlich sich auszuschiffen wäre nutzlos gewesen, da bei dem Mangel an Verkehrswegen im Lande die Durchführung einer großen Operation nach Österreich-Ungarn hinein gescheitert wäre. Diese technischen Schwierigkeiten verhinderten zwingend, den an und für sich guten Gedanken in die Tat umzusetzen.

Deshalb verzichteten die Alliierten auch darauf, den Serben von der Adriaküste her Hilfe zu bringen, als im Herbst 1915 die Mittelmächte, nunmehr im Bunde mit Bulgarien, den siegreichen Feldzug gegen jenes Volk durchführten. Der in ihrem politischen Interesse dringend notwendigen Unterstützung ihrer geschlagenen Verbündeten trugen die Alliierten dadurch Rechnung, daß sie einige französische und englische Divisionen nach Saloniki schickten. Dort trafen sie zu spät ein, um noch in die Operationen eingreifen zu können. Sie vermochten lediglich den kleineren Teil der flüchtenden Serben in jener griechischen Hafenstadt aufzunehmen. Frankreich besonders hatte sich für diese Maßnahme eingesetzt, und zwar auch wieder der seit November 1915 das Amt des Ministerpräsidenten bekleidende Briand. England, dessen Truppen kurz darauf, in der Nacht vom 8./9. Januar 1916, die Gallipolihalbinsel ganz verlassen sollten, vertrat damals den Gedanken der Vereinigung der Kräfte auf französischem Boden. Es bedurfte starken Druckes Frankreichs, um Großbritannien zur Unterstützung der mazedonischen Expedition zu veranlassen. Demgemäß traten die dortigen Truppen auch unter französischen Oberbefehl, den zuerst General Gouroud übernahm.

Die anfänglich überlegenen Streitkräfte der Mittelmächte führten ihre so erfolgreich begonnene Operation nicht zu Ende; sie machten etwa an der serbisch-griechischen Grenze Halt. Dem Feinde ließen sie Zeit, starke Stellungen auszubauen und andauernd weitere Truppen nachzuschieben, die Serben aber zur Wiederherstellung zurückzuziehen. Die militärischen Gründe für diese Zurückhaltung, Erschöpfung der Divisionen und schlechte Nachschubverhältnisse, waren stark, zwingend jedoch nicht. Sie ließen sich überwinden. Vor allem waren die deutschen Truppen damals nirgend anderswo unbedingt nötig, die bulgarischen, die die beiden Balkankriege hinter sich hatten, noch verhältnismäßig frisch und neuerdings siegesfreudig. Es scheint, daß General v. Falkenhayn alle deutsche militärische Kraft für den Angriff auf Verdun aufsparen wollte, von dem er die Kriegsentscheidung erwartete. Außerdem aber wirkten politische Gründe mit, man wollte Griechenland schonen, dessen König man den Mittelmächten ergeben wußte, und Bulgariens Streben nach dem Besitze von Saloniki nicht erfüllen, vor allem nicht sofort,

Digitized by Google

da man glaubte, das Königreich würde nicht mehr kämpfen, sobald es seine politischen Ziele erreicht habe. Diese Beurteilung war falsch. Der Fall Verduns konnte an sich die Entscheidung des Krieges niemals bringen; ob eine Zermürbung der französischen Armee durch den dortigen Angriff, die Falkenhayn erhoffte, früher eintrat als die der deutschen Streitkräfte, war mehr als zweifelhaft. Bisher hatte wenigstens im Westen stets der angreifende Franzose und Engländer stärkere Verluste erlitten als der Deutsche in der Verteidigung. Weder durch eingehende Ausbildung der Truppen in einem überlegenen Angriffsverfahren, noch durch Bereitstellung überwältigenden Geräts hatte die deutsche Oberste Heeresleitung damals vorgesorgt, daß diese Erfahrung ins Gegenteil umschlug.

Griechenland durfte man nur schonen, wenn man daraus realpolitische Vorteile, wenn man durch den Anschluß dieses Landes einen Kräftezuwachs gewann. Das hatte wieder zur Voraussetzung, daß man es auch schützen, seine Bevölkerung ernähren konnte. Dies war nicht möglich. Daß die Bulgaren nicht auf einem anderen Kriegsschauplatz kämpfen würden, war richtig. Aber das Land ihrer Wünsche hätten sie weiter verteidigt. Daß es für die spätere Entwicklung der Politik vielleicht besser war, wenn Bulgarien nicht zu groß wurde und Saloniki nicht erhielt, ist zuzugeben. Nur war die Gesamtlage der Mittelmächte — das hatte der bisherige Kriegsverlauf doch schon ergeben — nicht so, daß sie auf Erfüllung aller Wünsche einer fernen Zukunft rechnen durften. Es war lediglich zu erwägen: Was ist besser für uns, ein zufriedenes Bulgarien, das eine leicht zu verteidigende Küste und Gebirgsgrenzen besetzt hält, damit im Süden die Verbindung mit der Türkei sichert, im übrigen sich der Erholung von langen, schweren Kriegszeiten widmet, militärisch jedoch die Mittelmächte nicht unmittelbar unterstützt, oder aber ein Verbündeter, der mißmutig vor dem Ziel seiner Hoffnungen steht, dort mit Aufwand seiner ganzen Kraft einen, aber doch nur beschränkten Teil der feindlichen Streitkräfte fesselt, ein Verbündeter, der dem Fehlen der Unterstützung durch die Mittelmächte die Schuld gibt, daß er nicht zur Erfüllung seiner Wünsche und dann zur Ruhe gelangt? Und was war gefährlicher: einige feindliche Divisionen an der Westfront mehr, wo sie kaum einen Unterschied machten, oder dieselben Truppen auf dem Balkan, wo sie eine Macht darstellten?

Die Antwort konnte kaum zweifelhaft sein. Es war ein großer Fehler, daß Deutschland nicht um die Wende 1915/16 Saloniki einnahm und die Entente aus Mazedonien verjagte. Schuld hieran aber ist nicht nur unsere Oberste Heeresleitung. Da auch politische Rücksichten vorlagen, ist die Reichsregierung voll mitverantwortlich.

Die deutschen Truppen wurden fast vollständig aus Mazedonien zurückgezogen. Generalfeldmarschall v. Mackensen übergab dort den Befehl an die bulgarische Oberste Heeresleitung. Zunächst herrschte in der ersten Hälfte des Jahres 1916 hier Ruhe. Die Entente verstärkte sich, doch hielt England

Digitized by Google

sich zurück. Kitchener blieb der mazedonischen Expedition abgeneigt. Briand hatte heftige Kämpfe zu bestehen, um die Einigkeit der Entente in dieser Beziehung zu erhalten. Man überführte die auf Korfu neuorganisierte serbische Armee nach Saloniki. Der neue französische Oberbefehlshaber, General Sarrail, fing an, sich die Kräfte Griechenlands nutzbar zu machen, dessen König sich weigerte, die Partei der Alliierten zu ergreifen. Unter Venizelos bildete Sarrail eine Gegenregierung in Saloniki, die im Gegensatz zur alten königstreuen Armee neue Truppen zur Verfügung der Franzosen aufstellte. Diese fingen an, von Saloniki aus Verbindung mit den Italienern aufzunehmen, die Nordepirus zu besetzen begonnen hatten, das sie für sich beanspruchten.

Das Stillhalten der Entente veranlaßte Bulgarien im August 1916 seinerseits zum Angriff auf Saloniki. Der Gedanke, der ihm zugrunde lag, war richtig; aber die günstige Gelegenheit war versäumt und kehrte nicht wieder. Die Angreifer entbehrten der deutschen Führung und der starken deutschen Unterstützung. Jetzt konnte Deutschland ihnen nicht helfen. Im Westen beanspruchten die Sommeschlacht, im Osten die gewaltigen, erfolgreichen russischen Angriffe die Mittelmächte aufs äußerste. Der Feind in Mazedonien aber hatte sich verstärkt. Dementsprechend war der Ausgang des bulgarischen Unternehmens. Ein Nebenangriff östlich Saloniki führte zur Inbesitznahme des Geländes östlich der Struma und zum Übertritt des königstreuen griechischen IV. Armeekorps. Der Hauptangriff über Florina scheiterte.

Bulgarische Vorwürfe richteten sich gegen Deutschland. Sie waren höchstens insofern berechtigt, als man nicht genügend vor der Durchführung des Angriffs gewarnt hatte. Aber hätten die sehr selbstbewußten Verbündeten diese Warnung überhaupt beherzigt? Immerhin drohte Bulgariens Unzufriedenheit ungünstige politische Folgen nach sich zu ziehen. Der deutschen politischen Leitung schlug das Gewissen, weil sie im Dezember 1915 ihre Pflicht versäumt hatte. Als Anfang September der Zar der Bulgaren und sein Ministerpräsident bei der deutschen Obersten Heeresleitung um Unterstützung baten, stellte sich unsere Regierung auf ihre Seite.

Mit Recht lehnten Hindenburg und Ludendorff, die soeben jene Stelle übernommen hatten, die Bitten ab. Stellte doch der Eintritt Rumäniens in den Krieg Deutschland vor eine gewaltige Krisis. Was an Kräften irgendwie freigemacht werden konnte, mußte gegen Rumänien eingesetzt werden. Hier war der gefährlichere Gegner, hier winkte außerdem einem großen Erfolge der Mittelmächte die Auswirkung gegen die russische Front.

Daß die Entente ihre mazedonischen Truppen verwenden würde, um gleichzeitig mit den Rumänen anzugreifen, war vorauszusehen. Hatte doch gerade dieses Versprechen mitgewirkt, Rumänien den Alliierten gefügig zu machen. Aber die Abwehr mußte man Bulgarien um so eher überlassen,

Digitized by Google

als es nur zögernd sich gegen den neuen Feind im Norden wandte und daher stark im Süden blieb.

In der zweiten Septemberhälfte erfolgte der Ententestoß. In Gegend Florina warf er die Bulgaren weit zurück. Wieder vermochte Deutschland nicht mit Truppen zu helfen. Lediglich den Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe sandte sie dorthin in der Person des Generals v. Below. Seine energische Persönlichkeit vermochte aber nicht die fehlenden deutschen Soldaten zu ersetzen. Als die Feinde ihre Angriffe fortsetzten, eroberten sie am 18. Oktober die von den Bulgaren als nationales Heiligtum verehrte Stadt Monastir. Erst nördlich von ihr fanden die geschlagenen Truppen wieder Halt in einer von der deutschen Führung angelegten Stellung.

Inzwischen gelang es, die in Siebenbürgen eingedrungenen Rumänen über die Grenzen zurückzuwerfen. Die Mittelmächte mußten zur Fortführung der Operation in die Walachei hinein neuerdings aufmarschieren. Dementsprechend entstand auch bei den Alliierten in Mazedonien eine Pause in den Angriffen. Sofort begannen sie wieder Ende November, als die konzentrisch vorgehenden Armeen der Mittelmächte in die Walachei eindrangen. Nur mit Einsatz einiger für Rumänien bestimmten deutschen Jägerbataillone, der letzten Reserve der Obersten Heeresleitung, gelang es General v. Below, in mehrwöchigen Kämpfen die mazedonische Front zu halten. Die deutschen Siege in der Walachei beendeten die in der zweiten Hälfte des Jahres 1916 gewaltig gespannte Krisis. Mit ihnen wurden in Rumänien wieder Truppen frei. Aber abgesehen davon, daß die Jahreszeit der Durchführung einer großen Angriffsoperation der Mittelmächte im mazedonischen Gebirgsland ungünstig war, bedurfte man im Westen der Divisionen notwendiger. Hier waren die Deutschen durch die Endkämpfe der Sommeschlacht und die erfolgreichen Angriffe der Franzosen vor Verdun aufs äußerste angestrengt. Die geplante Verschärfung des Seekrieges machte zudem Vorsichtsmaßregeln gegen Dänemark und Holland notwendig. Schließlich war im Westen der Hauptansturm der Feinde im Frühjahr 1917 zu erwarten. Aus Mazedonien drohte dagegen seit der Verbesserung der Verbindung mit der Türkei durch die Unterwerfung der Walachei keine unmittelbare Gefahr mehr.

Man konnte und mußte daher diese schwärende Wunde weiter bestehen lassen. Sie sollte sich im Jahre 1917 nicht allzu empfindlich gestalten. Es fehlte diesmal die Gleichzeitigkeit der Angriffe der Alliierten, was gerade im Balkan um so schwerer verständlich schien, als Frankreich mit großer Tatkraft und vielem Geschick auch die Neuorganisation der rumänischen Streitkräfte in die Hand genommen hatte. Man hätte meinen sollen, daß es ihre Tätigkeit in Übereinstimmung mit der Orientarmee — so bezeichnete es die Truppen Sarrails — bringen konnte. Statt dessen erfolgten in Mazedonien erfolglose Angriffe im Mai und vom 30. August bis 8. September 1917, während eine russisch-rumänische Entlastungsoffensive vom 24. bis 31. Juli stattfand. Dieser Mangel an Zusammenhang war eine Folge der politischen Lage.

Digitized by Google

Frankreichs politische Tätigkeit in dieser Zeit war zwar sehr rege, aber nicht hemmungslos gewesen. Sie bewegte sich in zwei Richtungen: nach der völligen Unterwerfung Griechenlands und nach der Fortführung der bei den anderen Alliierten nicht beliebten mazedonischen Expedition. Teilweise bisher unbekannte Nachrichten hierüber gibt eine Veröffentlichung des Herrn Laurent, Generalsekretärs der Depeschenagentur Fournier, im Septemberheft 1919 der „Grande Revue".

Unter dem Einflusse Frankreichs hatte die Entente im Dezember 1916 Athen und den Piräus vorübergehend besetzt. Dort kam es durch das ungeschickte Verhalten des französischen Admirals in der Hauptstadt zu einem blutigen Überfall auf die gelandeten Matrosen. Als Genugtuung dafür mußte der König die längst von ihm geforderte und im November begonnene Zurückführung der ihm noch treuen Truppen aus Thessalien südwärts nach dem Peloponnes beschleunigen. Er blieb in Athen noch Herrscher, indes die Entente mit dem in Saloniki regierenden Venizelos zusammen die Knechtung des Landes immer schärfer gestaltete und es zur See blockierte.

Unterdessen verfehlte die rege politische Tätigkeit des französischen Oberkommandos nicht, das Mißtrauen sowohl Englands als Italiens zu erregen. Lloyd George sprach sich wiederholt beunruhigt, Sonnino geradezu feindselig über Sarrail aus. Briand konnte sich nur helfen, indem er im Januar 1917 zu Rom die feierliche Erklärung abgeben ließ, daß das Kommando der Orientarmee auf der Balkanhalbinsel keine politischen Ziele verfolge.

Die Ereignisse widersprachen dieser Äußerung allzusehr, zumal Ribot, der an Stelle Briands Ministerpräsident wurde, von Anfang an entschlossen war, der Doppelherrschaft in Griechenland durch Entfernung des Königs Konstantin, des „meineidigen, von seinen Untertanen verachteten Landesverderbers", ein Ende zu machen. Das erforderte vorsichtige Behandlung. Ribot ergriff daher die erste Gelegenheit zur mündlichen Erörterung mit den beteiligten Verbündeten. Sie ergab sich durch den Friedensfühler des Prinzen Sixtus von Parma. In einer vertraulichen Rücksprache mit Lloyd George zu Folkestone am 12. April 1917 wurde beschlossen, den italienischen Kollegen Sonnino über diesen Schritt zu Rate zu ziehen. Genau eine Woche später trafen sich die drei Ministerpräsidenten in einem Salonwagen an der italienisch-französischen Grenzstation St. Jean de Maurienne. Während England und Frankreich schon im vornherein einig waren über die Behandlung des österreichischen Versuches, überraschte Ribot seine Verbündeten — vielleicht im Vertrauen auf das Einvernehmen mit Lloyd George — noch vor Behandlung der Friedensfrage mit seinem Wunsche der Absetzung des griechischen Königs. Er fand keine volle Zustimmung. Der englische Ministerpräsident war zwar einer „Säuberung" nicht abgeneigt, sah jedoch ernste Schwierigkeiten voraus und riet dazu, die Entscheidung hinauszuziehen. Sonnino fürchtete die Rückwirkung der Absetzung auf Italien, genehmigte sie daher nur für den äußersten Notfall und unter Voraussetzung der Erhaltung der griechischen Dynastie.

Digitized by Google

Unter diesen Umständen fiel vorerst keine Entscheidung.

Anfang Mai kamen vielmehr militärische Differenzen zur Sprache. Sarrail erklärte es für notwendig, einige strategisch wichtige Punkte Thessaliens (d. h. vor allem die nach Athen führende Bahn) zu besetzen, gleichzeitig diese Provinz in die Hand zu nehmen, angeblich um mit ihrer Ernte die venizelistische Armee zu ernähren. In Wirklichkeit sollte natürlich wohl gleichzeitig das königstreue Griechenland durch den Fortfall des fruchtbarsten Landesteils völlig ausgehungert werden. Frankreich forderte also Ausdehnung der militärischen Operationen, während England ihre Einschränkung verlangte. Es teilte mit, daß es eine Infanteriedivision und zwei Kavalleriebrigaden sofort zurückziehen werde; weitere Streitkräfte sollten folgen. Großbritannien war der Auffassung, daß nur so viele Truppen in Mazedonien bleiben sollten, als knapp zur Besetzung des eigentlichen verschanzten Lagers von Saloniki notwendig waren. Es begründete diese Auffassung mit einem Gutachten des Admirals Jellicoe, wonach infolge der Versenkungsziffer des U-Bootkrieges vom Monat April der Nachschub für eine große Armee so gefährdet sei, daß vor Jahresschluß eine völlige Räumung eintreten müsse.

Englands Absicht entsprach in keiner Weise der französischen Auffassung. Sie wollte in Saloniki nicht einen Küstenstützpunkt, sondern ein strategisches Ausfalltor für kriegswichtige Operationen haben. Ein engbegrenztes, schwach besetztes verschanztes Lager nützte hierfür nichts. Der Vergleich mit Wellingtons Linien vor Torres Vedras lag nahe.

Als Anfang Mai Lloyd George, begleitet von Lord Robert Cecil, nach Paris kam, um die Truppenverminderung zu besprechen, benützte Ribot die Gelegenheit, um die Erörterung auf den ganzen Fragenkreis, insbesondere auch auf die griechischen Schwierigkeiten auszudehnen. Er fand an Cecil hierfür einen Bundesgenossen, der eine Regelung der Regierung und politischen Haltung Griechenlands für unbedingt notwendig hielt. Der britische Staatsmann schlug die Einsetzung eines alle Alliierten gemeinsam mit großer Autorität vertretenden Oberkommissars vor, den als Ausgleich für den französischen Oberbefehlshaber England stellen müsse.

Da dies Frankreichs Absichten sehr beeinträchtigt hätte, führte Ribot sofort aus, daß eine derartige Teilung der Gewalten falsch sei, weil Politik und Kriegführung untrennbar zusammengehörten. Er schlug daher als Oberkommissar den Franzosen Jonnart vor, der schon früher politisch vielfach hervorgetreten, seither bis Sommer 1919 Generalgouverneur von Algerien war und nun angeblich die Präsidentschaft anstreben soll. England erklärte sein Einverständnis. Frankreich hatte einen großen diplomatischen Sieg errungen.

Nicht so erfolgreich war es zunächst in den militärischen Fragen. Die Besetzung Thessaliens mißfiel den Briten. Sie betrachteten jede Ausdehnung der kriegerischen Handlungen als abenteuerlich, bestanden daher darauf, daß diese Unternehmung nur unter französischer Verantwortung erfolge und er-

Digitized by Google

klärten sich lediglich bereit, 500 Mann dafür dem französischen Oberbefehlshaber zur Verfügung zu stellen.

Auf Frankreich allein wäre also die neuerliche Vergewaltigung Griechenlands zurückgefallen, die Uneinigkeit der Verbündeten offenbar geworden. Ribot bestand daher darauf, daß weitere Unterhandlungen zu London stattfinden.

Dorthin nahm er am 28. Mai 1917 zu seiner Unterstützung außer Jonnart noch die Minister des Krieges und der Marine und den Generalstabschef Foch mit. Dieser führte aus, daß die Besorgnisse der englischen Admiralität wegen des Versagens des Nachschubs am sichersten durch Besitznahme der Bahn Athen—Saloniki und die Bildung einer im Sinne der Alliierten zuverlässigen Regierung Griechenlands zu beseitigen seien. Damit rückte die Frage der Beseitigung des Königs sofort in den Vordergrund.

England stellte sich auf einen Frankreich nicht genehmen Standpunkt. Es wollte zuerst die Besetzung der Bahn vornehmen lassen. Dann erst sollte man den König zur Abdankung veranlassen, jedoch ohne Anwendung von Gewalt, vor allem nicht durch eine vorhergehende militärische Demonstration. Als Zwangsmittel sollten erst nach einer Ablehnung des Königs eine Verschärfung der Blockade, im äußersten Notfalle militärische Maßnahmen in Athen eintreten.

Derartige Absichten schoben die von Frankreich gewünschte Entscheidung hinaus. Im Einverständnis mit Foch und Jonnart erklärten die französischen Minister eine der Aufforderung zur Abdankung vorhergehende Truppenlandung im Piräus für viel zweckmäßiger, da sie schneller und ohne Gefahr weiterer Verwicklungen wirken würde. Von ihrem Standpunkte aus hatten sie vollkommen recht.

Den Briten aber behagte einerseits die allzu unverhüllte Vergewaltigung nicht, andererseits besorgten sie Sonderabsichten ihres Verbündeten. Gemeinsame Aussprache führte zu keiner Einigung, die englischen Bevollmächtigten zogen sich zur Beratung zurück, das Schlußergebnis stellte ein Abkommen auf der mittleren Linie dar, wonach General Sarrail Truppen zur Besetzung des Isthmus von Korinth bereithalten solle, sie aber erst, im Falle der König Widerstand leistete, landen dürfe. Daß die Dynastie erhalten bleiben sollte, wurde festgelegt, doch sollte wegen der ententefeindlichen Haltung des Kronprinzen die Thronerhebung des nächstältesten Prinzen Alexander angestrebt werden. Über die Durchführung einer gemeinsamen militärischen Operation großen Umfanges in Mazedonien sollte erst eine Besprechung im Juli entscheiden.

Frankreich hatte also weder in der griechischen Frage seine Absichten ganz erreicht, noch für seine strategischen Ziele, die Offensive in Mazedonien, Willfährigkeit gefunden. Hieraus ergab sich die militärisch schlecht erklärliche Haltung der Orientarmee in diesen Monaten. Immerhin hatte sich Ribot seine Vollmacht durch die Alliierten bestätigen lassen. Diese beteiligten sich dadurch an der Verantwortung.

Digitized by Google

Es kam nun darauf an, wie Frankreich das ihm durch das Londoner Abkommen zugestandene Mandat ausübte. In beiden dafür in Betracht kommenden Männern, Jonnart sowohl wie Sarrail, besaß es ebenso gewandte wie skrupellose Verfechter seiner Interessen. Jener traf am 7. Juni in Athen ein und fand in den dortigen Diplomaten der Entente Gegner jeder gewaltsamen Unternehmung. Nach kurzer Rücksprache mit Sarrail und Venizelos in Saloniki kehrte er wieder in die Hauptstadt zurück, durch beide Männer im Entschluß zum scharfen Handeln bestärkt.

In diesem Augenblick trat ein unvorhergesehenes Hindernis ein: ein Telegramm Lloyd Georges forderte die sofortige Abberufung Sarrails, dessen weiteren Verbleib es nach allgemeinem Urteil als „unmöglich" bezeichnete. Das in England und Italien bestehende Mißtrauen gegen den politischen General hatte durch die letzten Vorgänge neue Nahrung erhalten. Ribot telegraphierte zurück, daß er bereit sei, die Forderung wohlwollend zu berücksichtigen und die Beschuldigungen gegen Sarrails Tätigkeit zu untersuchen, daß aber jetzt am Vorabende entscheidender Ereignisse in Griechenland ein Wechsel des Oberbefehlshabers nicht angängig sei. Daß der schnelle Verlauf der Dinge den Protest gegenstandslos machen würde, hoffte der französische Ministerpräsident. Dies erkannten mit Sorge auf Grund der ersten Meldungen über Jonnarts Auftreten in Athen die englischen Staatsmänner. Am 9. Juni traf bereits eine Note des Auswärtigen Amts in Paris ein, die den Oberkommissar des Bruchs der Londoner Abmachungen beschuldigte und Aufklärung verlangte. Jonnart habe aus Saloniki Truppen herangeführt, die im Piräus landen sollten, falls der König nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden abdankte. Bereits am nächsten Tage folgte eine zweite, nicht weniger energische Note.

Wohl mit vollem Vorbedacht besaß die französische Regierung zu dieser Zeit keine Nachricht von Jonnart. Sie war daher in der angenehmen Lage, Unkenntnis der Vorgänge in Griechenland vorzubringen und Lloyd George zu versichern, daß er sich auf Jonnarts Klugheit verlassen könne. Ihrerseits vertrauten allerdings die französischen Staatsmänner dieser Eigenschaft ihres Abgesandten. Sie begnügten sich, dem Oberkommissar die britischen Noten zu telegraphieren und die weitherzige Anweisung anzufügen, die herangeführten französischen Truppen im Piräus oder auf dem Isthmus erst dann zu landen, wenn er es für notwendig halte.

Das Spiel gelang. Jonnart hatte tatsächlich selbständig Truppen herangebracht und sie vierzig Stunden lang auf den Schiffen gelassen. Dann entschloß er sich, auf eigene Verantwortung die Entscheidung herbeizuführen. Er begab sich zum griechischen Ministerpräsidenten Zaimis und erklärte ihm, daß er von allen der Entente zur Verfügung stehenden Machtmitteln rücksichtslos Gebrauch machen werde, falls der König nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden abdanke. Im anderen Falle stellte er dagegen Aufhebung der Blockade und Gewährleistung der persönlichen Freiheit und des Besitzes

Digitized by Google

für alle Griechen ohne Unterschied in Aussicht und versprach, daß keine allgemeine Mobilmachung eintreten solle.

Zaimis besaß eine gewisse Familientradition in der Absetzung von Königen, denn sein Vater, der 1863 Premierminister gewesen war, hatte bei der Entfernung des Königs Otto mitgewirkt. Er war sich daher um so eher im klaren, daß Widerstand vergeblich sei. Aber auch König Konstantin konnte hierüber nicht im Zweifel sein. Viele Monate schon hatte er seine Ehre und die seines Landes den durch keine moralischen Bedenken gehemmten Forderungen der Entente gegenüber hochgehalten. Ein großer Teil der Armee und des Volkes hatte treu zu ihm gestanden trotz Hungerblockade, Zwang und Demütigungen aller Art. Hilfe von den Mittelmächten war nicht zu erhoffen, eine Katastrophe schien unabwendbar. So entschlossen sich der ehrenhafte und tapfere König und der Kronprinz am 12. Juni 1917, abzudanken. Ein Versuch der Ententegegner, aufzustehen, brach sofort zusammen, Venizelos zog am 29. Juni in Athen ein und übernahm die tatsächliche Leitung des Landes und des jungen Königs Alexander.

So hatte Frankreich durch seinen politischen Feldzug die Bezwingung Griechenlands durchgeführt. Der Öffentlichkeit gegenüber allerdings stellte es seine Handlungsweise in anderem Lichte dar. Es rühmte sich der „Befreiung des edlen Griechenvolkes" und seiner Großmut gegen den „verbrecherischen, vertriebenen Zaunkönig", den es nicht einmal internierte. Vor der Welt stand es als Beauftragter seiner Bundesgenossen da, die somit mithaftbar waren. Der klugen englischen Politik aber fiel es nicht ein, nachdem die Ereignisse soweit gediehen waren, ihre Niederlage durch weitere Proteste auszuposaunen. Sie konnte auf die Genugtuung ruhig warten.

Nun galt es für Frankreich, dessen Truppen am 12. Juni Thessalien besetzt hatten, auch die strategischen Absichten in Mazedonien zu verwirklichen. Die Festigung der griechischen Basis bildete dafür eine wertvolle Grundlage. Aber erst am 24. Juli trafen zu Paris die Bevollmächtigten aller beteiligten Nationen zusammen, um die Grundzüge einer Balkanoperation zu besprechen. Unter Ribots Vorsitz waren es diesmal nicht nur die Vertreter der Großmächte Frankreich, England und Italien, auch die kleinen, in der Orientarmee vertretenen Staaten, Serbien, Rumänien und Griechenland, waren berufen. Es handelte sich nicht um den Entwurf eines Feldzugplans, sondern um die Frage, ob die Armee von Saloniki in der bisherigen Stärke beibehalten werden sollte. Das weitere behielt sich Frankreich kraft seines Oberbefehls im Orient selbst vor. Alle Staaten stimmten dem Antrag der Franzosen auf Belassung der Truppen zu, mit einziger Ausnahme Großbritanniens, das auf der Zurückziehung seines Kontingents bestand. Die eigenen Absichten dieses Reiches in Mesopotamien und Syrien waren ihm wertvoller als die Einheitlichkeit der Gesamtkriegshandlung. Frankreich hatte daher seinen Willen nicht durchsetzen können.

Es gab den Kampf nicht auf. Zu London erzielten im August 1917 neuerliche Verhandlungen mit dem englischen Kriegskabinett einen Teilerfolg.

Digitized by Google

England zog zwar noch eine zweite Infanteriedivision von Saloniki nach Vorderasien, verpflichtete sich jedoch, eine weitere Verminderung nur im Falle unvorhergesehener Ereignisse und nach vorheriger Rücksprache mit seinen Verbündeten vorzunehmen. Hiermit hatte es also grundsätzlich Mazedonien als eine operative Front anerkannt. Frankreich aber behielt ihre Leitung. Es unterlag keinem Zweifel, daß Clemenceau, der im November 1917 Ministerpräsident wurde, die Absichten seiner Vorgänger beibehielt.

Infolge der Schwächung der Engländer, die noch nicht durch die neugewonnenen griechischen Kräfte ersetzt werden konnte, vermochte allerdings, wie wir gesehen haben, die Entente nicht ihre anderen Angriffsfronten im Herbst 1917 durch große, erfolgreiche Offensiven in Mazedonien zu entlasten.

Im Gegenteil, der Zusammenbruch des russischen Heeres machte im Spätjahr deutsche Kräfte im Osten frei. Zu einer entscheidenden großen Operation im Westen reichten sie nicht aus. Wohl aber hätte mit den durch sie zu ersetzenden, für den Gebirgskrieg besonders geeigneten Divisionen jetzt der Vorstoß auf Saloniki unternommen werden können. Wie schmerzlich der Pfahl in unserem Fleische dort war, hatten die Ereignisse ja wiederholt bewiesen. General v. Scholtz, der jetzt der deutsche Oberbefehlshaber in Mazedonien war, hatte die Verbindungen derart geordnet, daß eine Offensive möglich war. Sie wurde daher in der deutschen Obersten Heeresleitung erwogen. Aber die eintreffenden Nachrichten über den bevorstehenden Zusammenbruch der österreichischen Armee in Italien nötigten dazu, diese zu stützen. Alles, was an deutschen Truppen verfügbar war, fand dort Verwendung und führte den glänzenden Siegeslauf vom Isonzo bis zur Piave durch.

Noch einmal stand das deutsche Große Hauptquartier vor derselben Frage, als der günstige Ausgang des Jahres 1917 ihm die Möglichkeit der Initiative für das Frühjahr 1918 zuschob. General Ludendorff berichtet in seinen „Kriegserinnerungen" (S. 432 ff.) hierüber. Es handelte sich darum, ob eine kleine Operation in Italien oder Mazedonien, oder aber ein großer Angriff im Westen unternommen würde. Die Gesamtbeurteilung ergab die Notwendigkeit einer kriegsentscheidenden Handlung. Eine solche konnte nur die Westoffensive bringen.

Über die militärische und die politische Schwäche Bulgariens, über die von der Entente dort mit Erfolg geschürte Mißstimmung gegen Deutschland war sich der Erste Generalquartiermeister völlig klar. „Ich konnte über Bulgarien nur die Ansicht gewinnen, daß dieses uns treu bleiben würde, solange bei uns alles gut stände ... An das Standhalten der Armee durfte ich solange glauben, wie ich an die Treue Bulgariens glauben konnte", schreibt Ludendorff.

Trotzdem war es völlig richtig, daß er auch aus Mazedonien einige deutsche Verbände nach dem Westen abfuhr, um alles zu tun, um den großen Sieg zu erringen. Nur mußte man sich darüber klar sein, daß die ver-

Digitized by Google

schwindend schwachen deutschen Truppen, die dem General v. Scholtz verblieben, die Aufgaben der „Korsettstangen" — des für unsere in die Verbündeten eingeschobenen Truppen allgemein üblich gewordenen Begriffs — in ernsten Lagen nicht mehr zu lösen vermochten. Solange es gut stand, mochten sie ausreichen, da ja unter solchen Umständen der Bulgare auch hielt.

Vorläufig genügte das noch. Der an Stelle Sarrails zum Oberbefehlshaber der Orientarmee ernannte französische General Guillaumat drängte zwar seit Februar 1918 auf Durchführung einer großen Offensive in Mazedonien. Die französische Oberste Heeresleitung ging jedoch nicht darauf ein. Mit Recht! Es stand zweifellos im Westen ein gewaltiger deutscher Ansturm zu erwarten. Jedes Gewehr und jedes Geschütz war zu seiner Abwehr nötig. Entsendungen französischer Truppen nach Mazedonien verboten sich. England und Italien verweigerten erst recht Abgaben dorthin. Die dort neu verfügbar gewordene, durch französische Offiziere organisierte griechische Armee genügte nicht, um den notwendigen Kräftezuschuß zu geben. Es ging Deutschland gut, Bulgarien war daher noch abwehrbereit. Clemenceau und Foch, die beide einig waren, urteilten völlig richtig in ihrer Ablehnung des Angriffs zu dieser Zeit. Ebenso richtig aber in der noch vermehrten Durchführung der das bulgarische Volk und Heer unterminierenden Propaganda.

Die großen Erfolge der ersten deutschen Offensive in Frankreich nötigten sogar zur Schwächung der Orientarmee um französische und englische Divisionen. Infolgedessen zum Angriff überzugehen, war dem General v. Scholtz bei dem Zustand und Geist der bulgarischen Truppen unmöglich. Im Gegenteil, er bat neuerdings um deutsche Hilfe, die ihm die Oberste Heeresleitung, in Durchführung ihres kriegsentscheidenden Angriffs im Westen verharrend, folgerichtig versagte.

Da trat dort in der zweiten Julihälfte der große Umschwung ein: am 15. das Scheitern der deutschen Offensive in der Champagne, am 18. Fochs erfolgreicher Gegenangriff zwischen Aisne und Ourcq, dem der Rückzug unserer Kräfte westlich Reims auf die Vesle folgte. Ludendorff schreibt in seinen „Kriegserinnerungen" hierüber (S. 545): „Der Versuch, die Völker der Entente durch deutsche Siege vor Ankunft der amerikanischen Verstärkungen friedenswillig zu machen, war gescheitert ... Ich war mir klar bewußt, daß dadurch unsere Gesamtlage sehr ernst geworden war." Über den 8. August aber, als die Feinde östlich Amiens tief in unsere Front einbrachen, die sich somit nicht einmal mehr in der Verteidigung widerstandsfähig gezeigt hatte, urteilt der General (S. 547): „Der 8. August ist der schwarze Tag des deutschen Heeres in der Geschichte dieses Krieges. Schlimmeres erlebte ich nur noch in den Ereignissen, die vom 18. September ab sich in der bulgarischen Front abspielten und das Schicksal des Vierbundes besiegelten." (Und S. 551): „Der 8. August stellte den Niedergang unserer Kampfkraft fest und nahm mir bei solcher Ersatzlage die Hoffnung, eine strategische Aushilfe zu finden, welche die Lage wieder zu unseren Gunsten festigte ...

Digitized by Google

Der Krieg war zu beendigen... Der große Ententeangriff, der Endkampf des Weltkriegs, begann."

Die deutsche Oberste Heeresleitung war sich somit völlig klar über die strategische Gesamtlage, ebenso klar aber über die Haltung Bulgariens und die Auswirkung, die ein deutsches Mißgeschick auf seine Bundestreue haben würde. Kein Zweifel konnte bestehen über die Folgen des Zusammenbruchs der bulgarischen Front, die nicht nur ein Wiederaufflammen des rumänischen Widerstandes, sondern die Abtrennung der Türkei und eine Rückenbedrohung der an sich auf ganz schwachen Füßen stehenden österreichisch-ungarischen Monarchie bedeutete.

Gegenüber dem Frühjahr, als man dem General v. Scholtz nicht nur deutsche Verstärkungen abschlug, sondern ihn noch schwächte, waren alle Voraussetzungen geändert. Es kam jetzt darauf an, nicht einzelne Frontlinien, sondern das ganze Gebilde des Vierbundes zu halten, bis die schleunigst einzuleitenden Verhandlungen zum Abschluß führten.

Wenige Divisionen hätten genügt, um in Mazedonien diesen Zweck zu erreichen. Sie waren im Westen zu entbehren, wenn man stellenweise mehr sogleich an das Absetzen vom Feinde als an die kräftemordende Abwehrdauerschlacht gedacht hätte. Um so leichter war diese Verstärkung möglich, als erfahrungsgemäß selbst stark abgekämpfte Truppen bei einem derartigen Wechsel des Kriegsschauplatzes rasch wieder kampffähig wurden.

Es scheint daher zweifellos, daß die deutsche Oberste Heeresleitung spätestens gleich nach dem 8. August einige deutsche Divisionen den zeitraubenden Transport nach Mazedonien hätte antreten lassen müssen. Nichts dergleichen geschah. Erst anfangs September trafen einzelne Bataillone aus Rumänien ein. Das Große Hauptquartier lebte wohl unter den überwältigenden Eindrücken des nahe vor seinen Augen sich abspielenden Riesenkampfes im Westen. Die deutsche politische Leitung aber setzte sich nicht für die Notwendigkeit der Unterstützung des schwankenden Bulgariens ein, ja sie schien nicht einmal die dortigen Zustände richtig zu beurteilen.

Auf Seite der Entente hatte im Juni 1918 der französische General Franchet d'Esperey den Oberbefehl der durch den Zuwachs von königlich griechischen Truppen vermehrten, inzwischen mit allem besser ausgestatteten Orientarmee übernommen. Die „Revue de Paris" vom 15. September 1919 bringt über die Vorgänge der nächsten Zeit neue Angaben. Der Oberbefehlshaber besichtigte seine Front, um die Möglichkeiten eines Angriffs festzustellen. Schon früher unter General Sarrail war ein solcher gegen das befestigte Höhengelände Sokiow—Dobropolje—Vetrenik vorgeschlagen worden, die Schwierigkeiten dieser zerklüfteten Angriffstelle mit Hochgebirgscharakter ließen hier eine Überraschung des Feindes am wahrscheinlichsten erscheinen. Rasches Durchstoßen in Richtung Gradsko—Demirkapu konnte die bulgarischen Verbindungen zerschneiden und um so eher zu einem großen Durchbruch führen, als hier die Armeegrenze lag. Nachdem General Franchet d'Esperey von

Digitized by Google

dem Flokaberg aus dies Gelände erkundet hatte, entschloß er sich am 28. Juni im Hauptquartier des Prinzen Alexander von Serbien, hier den Schlag zu führen. Es galt zunächst das Widerstreben der Bundesgenossen gegen eine solch gefährliche Operation zu überwinden. Das gelang nur durch Schilderung des kriegsentscheidenden Charakters der Unternehmung und die Zusage, daß der serbische Woiwode Mischitsch den Befehl der Stoßgruppe führen sollte. Sofort begannen die schwierigen Vorarbeiten. Das Gelände mußte erst wegsam gemacht, Artillerie und Munition in 1800 Meter Höhe bereitgestellt, 8 französische und serbische Divisionen mußten in einem Raume von 30 Kilometer Breite untergebracht werden, in dem bisher mit Mühe und Not die Hälfte der Truppen hausten.

Der Entschluß war also gefaßt, bevor auf dem westlichen Kriegsschauplatz der große Umschwung sich ankündigte. Um so zweifelhafter war es, ob die verbündete Oberste Heeresleitung die Genehmigung zum Angriff gab. In der Tat entschloß sich Foch erst im Anfang August dazu, als bereits seine französische Offensive große Erfolge aufwies. Er verlangte richtig dabei, daß die Westfront weder geschwächt, noch besonderer Schiffsraum beansprucht werde. Noch aber waren die Regierungen von Großbritannien und Italien nicht zu bewegen, ihre Zustimmung zu geben. England besonders versprach sich von Unterhandlungen mit dem in seiner Bundestreue bereits wankenden Bulgarien dasselbe Ergebnis um billigeren Preis. Doch Clemenceau hatte sich dem Angriffsplan angeschlossen und entsandte, um Lloyd Georges und Orlandos Widerstand zu brechen, den mit dem mazedonischen Kriegsschauplatz vertrauten General Guillaumat, Franchet d'Espereys Vorgänger, zu ihnen. Seinem Einfluß gelang es, am 4. September London, dann Rom zu gewinnen, doch erhielt der Oberbefehlshaber der Orientarmee erst am 11. September die Genehmigung. Aber er hatte alles vorbereitet, so daß am 14. September 8 Uhr morgens die Artillerievorbereitung beginnen konnte, wie er es längst geplant hatte. Am nächsten Morgen um 5 Uhr 30 Minuten traten als erste Angriffswelle die 122. Infanterie- und 17. Kolonialdivision des französischen Heeres und die serbische Schumadjadivision an und nahmen der 2. und 3. bulgarischen Division fast kampflos die Höhen Dobropolje und Vetrenik ab. Versuche des Generals v. Scholtz, eine Front wiederherzustellen, scheiterten, östlich der serbischen Stoßgruppe schlossen sich die Griechen und Engländer, westlich von ihr die Franzosen des Generals Henry an. Alsbald vereinbarte Bulgarien einen Waffenstillstand mit der Entente, die schwachen deutschen Truppen gingen teils über Mitrowitza, teils über Sofia zurück. **Die Verbindung mit der Türkei war zerrissen, Ungarn bedroht.**

Jetzt erst begannen Abtransporte deutscher und österreichischer Divisionen nach dem Balkan. Unter General v. Köveß sollten sie zum Schutz Ungarns bei Nisch aufmarschieren, indes General v. Scholtz in Rumänien die Donau hielt. **Der Entschluß kam zu spät.**

Digitized by Google

General Franchet d'Esperey folgte. Am 17. Oktober erreichten Franzosen in Bulgarien die Donau, gleichzeitig erzwangen sie, mit Serben vermischt, die Zurückverlegung des Aufmarsches der Mittelmächte. Trotzdem gelangte er nicht zur Vollendung. Vorher schon befahl Köveß den Rückzug hinter die Donau. Unter dem Eindrucke der unmittelbaren Bedrohung des eigenen Gebiets vereinigten sich in Österreich-Ungarn alle deutschlandfeindlichen Kräfte. Dem am 24. Oktober einsetzenden Angriff in Italien vermochte daher die k. und k. Armee nicht standzuhalten. Der Bund der Mittelmächte zerriß. Zuerst betraten Teile der Orientarmee habsburgisches Gebiet.

Das Schicksal der mazedonischen Front hat den Zusammenbruch Deutschlands nicht verursacht. Es hat aber das Ende des Vierbundes beschleunigt und die Katastrophe des deutschen Heeres und Reiches verschlimmert. Wäre dort der Feind nicht eingedrungen, so wäre zweifellos der Sturz nicht so schwer gewesen. Insofern lasten die im vorhergehenden geschilderten Versäumnisse um die Jahreswende 1915/16 und im Sommer 1918 auf den maßgebenden deutschen Stellen. Die Oberste Heeresleitung hat beide Male die Bedeutung des Nebenkriegsschauplatzes unterschätzt und die „Ökonomie der militärischen Kräfte" nicht richtig gehandhabt. Sie hat die Schwierigkeiten des Mehrfrontenkriegs nicht voll gemeistert.

Entlastet ist sie im späteren Zeitpunkt teilweise dadurch, daß der Mehrfrontenkrieg einen Umfang angenommen hatte, der eine sichere Leitung auf das äußerste erschwerte. In ganz Europa und weit nach Asien hinein standen deutsche Truppen, bis in die Einzelheiten der Verwendung der verbündeten Armeen griff die deutsche Oberste Heeresleitung ein. Ihre Arbeit beeinflußte der immer größer werdende Mangel an allen Rohstoffen und die äußerst schwierige Eisenbahnlage aufs ungünstigste. Die Unterlegenheit Deutschlands auf allen Gebieten war außer allem Verhältnis geworden. Der Rahmen, in dem Moltke siegreiche Operationen geleitet hatte, war weit überschritten, die Lage war vielleicht ernster, als Friedrich der Große und Napoleon sie je erlebt hatten.

Nur mit schärfster Beschränkung auf ihr eigentliches Gebiet konnte die Oberste Heeresleitung ihren Aufgaben vielleicht noch gerecht werden. Aber neben ihr stand eine politische Leitung, die keine war, die gerade auch in den Balkanfragen keine Ziele und Forderungen aufgestellt hatte. So war die Strategie statt zur Dienerin zur Herrin der Politik geworden. Die Oberste Heeresleitung maßte sich Befugnisse an und mußte sie sich anmaßen, die ihr nicht zukamen. Das ganze erschütternde Bild ihres Einsatzes nicht im eigenen Interesse, sondern in tiefster vaterländischer Pflichterfüllung, um diese Lücke auszufüllen, geben uns Ludendorffs Kriegserinnerungen. Der Einsatz ging über menschliche Kraft.

Einen leichteren Standpunkt hatte die Entente. An Menschen, Vorräten und Verkehrsmitteln überlegen, konnte sie anders aus dem Vollen wirtschaften, auch Nebenkriegsschauplätze berücksichtigen. Aber nichtsdestoweniger

Digitized by Google

bleibt Frankreichs Verdienst um sie an der mazedonischen Front groß. Seine Heeresleitung hat einen durchaus gesunden strategischen Gedanken gehegt und, was viel schwieriger war, ihn folgerichtig lange Zeit hindurch weitergeführt, trotzdem seine Reife erst nach Jahren eintrat. Seine Politik war stark, einheitlich und bewegte sich auf derselben Linie. Wenn auch Serbiens Regierung und Heer alle Mittel anwandten, um in ihrem eigensten Interesse die mazedonische Operation zu betreiben, so blieb das nur eine Unterstützung, keine Veranlassung für Frankreichs weitsichtiges und großzügiges Unternehmen. Der Lohn blieb nicht aus.

Englands und Italiens militärische und politische Auffassung standen nicht auf derselben Höhe. Sie arbeiteten nur für ihr eigenes Interesse. Im Osten lagen ihnen Mesopotamien und Syrien einerseits, die Ostküste der Adria andererseits näher, als eine große strategische Operation in die Flanke der Mittelmächte. Der bessere Gedanke und der stärkere Wille Frankreichs siegten über sie hier. Aber in der jetzigen Konstellation im Orient wird Frankreich in allen Fragen des Balkans und der Türkei zurückgedrängt. Die Koalition zu erhalten, war schon während des Krieges schwer, wie die Geschichte der mazedonischen Expedition zeigt. Nach Beendigung des Krieges müssen die Sonderinteressen der einzelnen Staaten maßgebend werden.

Erinnerungen aus meinem Leben

Von

Gottfried Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst[1])

Vorbemerkung

In den letzten Oktobertagen des Jahres 1918 fand meine Tätigkeit in Berlin, wo ich unmittelbar nach Kriegsausbruch die Leitung der k. u. k. Botschaft übernommen hatte, ihren Abschluß. Schon damals sah ich den weiteren Verlauf der Ereignisse wenigstens so weit voraus, um mir zu sagen, daß ich meine Tätigkeit nicht nur in Berlin, sondern im öffentlichen Leben überhaupt als dauernd abgeschlossen betrachten könne. Da ich jedoch die mir liebgewordene Arbeit, an die ich mich während langer Jahre und in den verschiedensten Verwendungen gewöhnt hatte, nicht ganz entbehren wollte, faßte ich den Entschluß, meine nunmehrige Muße dazu zu benutzen, Erinne-

[1]) Anm. d. Red. Das gütige Entgegenkommen Seiner Durchlaucht des Prinzen Gottfried zu Hohenlohe-Schillingsfürst ermöglicht es uns, aus seinen im Entstehen begriffenen „Erinnerungen" unseren Lesern ausgewählte Abschnitte vorlegen zu können. Den Beginn dieser Veröffentlichungen machen die Erinnerungen aus der ersten Zeit seiner Petersburger Tätigkeit, die das zweite Kapitel des ganzen Werkes bilden werden.

Digitized by Google

rungen aus meinem Leben zu Papier zu bringen. Aus naheliegenden Gründen widerstrebte es mir, schon jetzt alles niederzuschreiben, was ich in den letzten vier Jahren erlebt und mitgemacht hatte; noch schienen mir die Ereignisse zu frisch, um sie mit der nötigen Objektivität betrachten und schildern zu können. Ich griff daher in meinen Erinnerungen weiter zurück, auf eine andere sturmbewegte Epoche, die heute aber bereits als historisch abgeschlossene Zeitperiode vor uns liegt: auf die Jahre 1902—1907, während welcher ich der Botschaft in St. Petersburg als Militärattaché zugeteilt war.

An der Hand von seinerzeit gemachten Aufzeichnungen und Tagebuchblättern habe ich versucht, alles, was ich in diesen Jahren erleben und beobachten konnte, niederzuschreiben. Einige Bekannte, denen ich das Resultat des ersten Teiles meiner Arbeit vorlegte, fanden Gefallen daran und ermunterten mich, diese Erinnerungen der Öffentlichkeit zu übergeben. Mit Rücksicht darauf, daß die in Frage kommende Zeitperiode bereits der Geschichte angehört, glaubte ich, dieser Aufforderung nachkommen zu dürfen. Ich möchte es jedoch nicht unterlassen, schon hier die Bitte auszusprechen, diese anspruchslosen Aufzeichnungen nicht als etwas anderes aufzufassen oder zu beurteilen als das, was sie vorstellen sollen, nämlich als möglichst genaue, wahrheitsgetreue Schilderungen und Eindrücke aus einer Zeit, in der sich der denkwürdigen Ereignisse so viele abspielten, daß auch die Erlebnisse eines einzelnen ohne Rücksicht auf seine Person und seine schriftstellerische Eignung, das Erlebte wiederzugeben, ein gewisses allgemeines Interesse beanspruchen können.

Wo immer ich mich in den nachfolgenden Blättern auf die Mitteilungen anderer beziehe, kann ich für die Verläßlichkeit meiner Gewährsmänner eintreten; ich habe es prinzipiell vermieden, irgendwelchen Klatsch zu wiederholen oder Mitteilungen wiederzugeben, deren Wahrheit ich aus irgendeinem Grunde auch nur im geringsten bezweifeln zu sollen glaubte. Ich kann daher, abgesehen von eventuellen Irrtümern, die eben keinem Sterblichen erspart bleiben, mit gutem Gewissen für die Verläßlichkeit dieser „Erinnerungen" eintreten.

Schließlich möchte ich noch bemerken, daß ich es absichtlich unterlassen habe, mich hier mit all den vielen ausschließlich militärischen und militärtechnischen Fragen zu befassen, denen ich mich in meiner damaligen Stellung so viel und so eingehend zu widmen hatte. In diesen Erinnerungen glaubte ich denselben nur so weit Raum gewähren zu sollen, als ihnen Anspruch auf allgemeines Interesse zukommt.

Petersburg

(Kapitel 2 der „Erinnerungen")

Es ist mir nicht mehr genau erinnerlich, an welchem Tage ich in Petersburg eintraf.

Botschafter Baron Aehrenthal, der sich eben vermählt hatte, war noch abwesend, und Graf (später Fürst) Kinsky führte die Geschäfte.

Digitized by Google

Wenn ich früher erwähnt habe, daß ich die Stellung, die ich schließlich in Petersburg hatte, in erster Linie der Tatsache zuschreiben muß, daß ich gleich bei meiner Ankunft bestens eingeführt wurde, so habe ich dies vor allem Kinsky zu verdanken. Sowohl er als seine leider so früh verstorbene Gemahlin haben sich meiner vom ersten Tage meines Eintreffens an in alter Freundschaft so herzlich und warm angenommen, daß ich ihnen hierfür nicht dankbar genug sein kann; sie haben mir dadurch nicht nur über die ersten schweren Tage, wo ich tatsächlich ganz rat- und hilflos war, hinübergeholfen, sondern mir auch überall eine Aufnahme gesichert, die mir ein Weiterknüpfen und Ausbauen der Beziehungen zu allen Kreisen verhältnismäßig leicht machte.

Außer Kinsky war damals an der Botschaft als erster Sekretär Graf Lajos Széchényi, ferner Herr v. Mussulin und Baron Bruselle.

Mein Vorgänger hatte Petersburg schon vor mehreren Wochen verlassen, ich hatte ihn in Wien auch mehrfach gesprochen, doch konnte er mir in diesen Unterredungen selbstverständlich nur sehr allgemeine Aufklärungen über Art und Umfang meines Petersburger Wirkungskreises geben. Inzwischen hatte der ganze Dienst des Militärattachés geruht und alle während dieser Zeit eingelangten Mitteilungen der russischen militärischen Stellen sowie der ganze übrige Einlauf waren von einem hierzu bestimmten Kanzleisekretär der Botschaft in einem Zimmer aufgestapelt worden, wo ich nunmehr alles übernehmen sollte.

Glücklicherweise konnte der Kanzleisekretär, der mir alles übergab, vollkommen russisch, und mit seiner Hilfe machte ich mich vor allem daran, das Wichtige von weniger Wichtigem zu scheiden, worauf ich mich an das Studium der verschiedenen in der Kasse des Militärattachés befindlichen Akten machte, zu der mir der Schlüssel in einem noch von meinem Vorgänger versiegelten Kuvert übergeben worden war.

Tags darauf begab ich mich zu meinem deutschen Kollegen Major Baron Lüttwitz, mit dem ich eine eingehende Unterredung hatte, in der er mir in zuvorkommendster Weise alle zum Antritte meines Dienstes nötigen Informationen gab. Lüttwitz, der schon seit mehreren Jahren in Petersburg, daher über alles vorzüglich orientiert war, kam mir in allem nicht nur in bundesfreundlicher, sondern auch in wirklich kameradschaftlicher Weise entgegen, so daß ich seiner wertvollen Unterstützung speziell während der ersten Monate, bis ich mich einigermaßen zurechtgefunden hatte, nicht dankbar genug gedenken kann.

Auch mit den übrigen Militärattachés der verschiedenen Mächte war ich bald auf gutem Fuße. Bei allen Botschaftern und den meisten Gesandten sowie auch bei den einheimischen Größen führte mich Kinsky mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit ein.

Frankreich war damals durch den Marquis Montebello vertreten, der bei meiner Ankunft eben im Begriffe war, Petersburg wegen Differenzen mit seiner Regierung zu verlassen; der Militärattaché der „Nation amie et

Digitized by Google

alliée" war ein General Moulin, der, mit einer Russin verheiratet, schon viele Jahre in Petersburg war und sich nicht wenig auf seine intimen Beziehungen zu allen russischen militärischen Stellen, namentlich zum Chef des Generalstabes General Sacharow, zugute tat; wenn man diese seine Schwäche benutzte und es einem gelang, ihn zum Reden zu bringen, konnte man manches Interessante von ihm erfahren.

England war durch Sir Charles Scott vertreten, einen alten Herrn, der den Zenit seiner Leistungsfähigkeit schon seit einer längeren Weile überschritten haben mochte und wohl nur seinen zahlreichen Töchtern zuliebe so lange auf seinem Posten ausharrte. Militärattaché war Oberst Beresford, der mit seiner Frau die abenteuerlichsten Reisen im asiatischen Rußland unternahm, von denen er manches Wissenswerte zu erzählen wußte, sonst aber ein unruhiger konfuser Kopf war, dessen Mitteilungen man stets mit einer gewissen Vorsicht entgegennehmen mußte.

Unsere Alliierten, Deutschland und Italien, waren durch Graf Alvensleben und General Morra vertreten.

Alvensleben zeichnete sich vor allem durch eine übergroße Ängstlichkeit aus, im übrigen war er ein Grand-Seigneur im besten Sinne des Wortes.

Den Militärattaché Baron Lüttwitz habe ich bereits erwähnt, Marineattaché war Kapitän zur See v. Schimmelmann. Da ich auch mit den Agenden eines Marineattachés betraut war, meine nautischen und maritimen Kenntnisse aber nicht gerade überwältigend waren, sah ich mich mehr oder weniger auf die Unterstützung der deutschen sowie der englischen Marineattachés angewiesen, die mir dieselbe auch stets im weitesten Maße zuteil werden ließen.

Der italienische Botschafter General Morra war der Typus eines prächtigen Soldaten, der sich allgemeiner Beliebtheit erfreute; Militärattaché war Major Graf Ruggieri, ebenso wie sein französischer Kollege mit einer Russin verheiratet.

Von den Militärattachés der kleineren Staaten möchte ich noch besonders den schwedischen Oberst Hedengreen erwähnen, dessen vorzügliche Eigenschaften ich sehr bald schätzen lernte und mit dem ich mich bei gemeinsamer Arbeit außerordentlich befreundete.

Die militärischen Vertreter der übrigen Staaten kamen nicht in Betracht, teils weil sie sich wenig um ihren Dienst kümmerten, teils weil sie ihren eigenen Weg gingen und sich gegen jede Annäherung ablehnend verhielten; zu letzteren zählte in erster Linie der Japaner, der jedem Gespräche unter Hinweis auf seine mangelnden Sprachkenntnisse auswich, obwohl ich überzeugt bin, daß er mehrere fremde Sprachen vollkommen beherrschte.

Russischer Minister des Äußeren war damals Graf Lambsdorff, ein außerordentlich zuvorkommender artiger Mann, der nichts sehnlicher wünschte, als unangenehmen Auseinandersetzungen aus dem Wege zu gehen und wenn irgend tunlich, alles à l'amiable zu schlichten. Eine Hauptrolle bei ihm spielte

Digitized by Google

sein Sekretär, Herr Sawinsky, ein unsympathischer „beau" polnischer Herkunft, dem Lambsdorff, wie es allgemein hieß, seine Gunst in ganz ungewöhnlichem Ausmaße zugedacht hatte.

Lambsdorffs zaghaftes Wesen und seine Bemühungen, alles so zart wie möglich anzupacken, trat einem um so auffallender vor Augen, wenn man ihn mit dem Manne verglich, der zu dieser Zeit eigentlich die erste Rolle im Zarenreiche spielte und äußerlich wie innerlich das gerade Gegenteil Lambsdorffs war, nämlich der allmächtige Finanzminister Sergej Juliewitsch Witte, „le grand homme", wie er vielfach in der Petersburger Gesellschaft genannt wurde.

Von riesiger Statur, war Witte äußerlich wie innerlich das Bild des manierlosen Bauern. Kaiser Alexander III., dieser Typus des russischen Bauernkaisers, der Witte entdeckt und herangezogen hatte, war mit ihm fertig geworden, da er es stets verstanden hatte, Minister, die sich zu viel herausnahmen, wenn nötig auch in der brüskesten Weise auf ihren Platz zu verweisen, wozu der jetzige Kaiser, speziell Witte gegenüber, der ihn schon körperlich um mehr als Kopfeslänge überragte, absolut nicht fähig war. Witte, der diese Schwäche des Kaisers sehr genau kannte, fand es daher gar nicht nötig, sich irgendeinen Zwang anzutun, und so wurde sein Auftreten immer rücksichtsloser, ohne daß jemand es gewagt hätte, ihm entgegenzutreten. Vom Kaiser angefangen, konnte man eben nicht anders, als sich mit dem ungeschlachten Wesen dieses Mannes abzufinden, dessen Rat man vor allem mit Rücksicht auf die großen Dinge, die im fernen Osten auf dem Spiele standen, nun einmal nicht entbehren konnte.

Die obersten militärischen Machthaber, bei denen Kinsky mich einführte, waren der Kriegsminister General Kuropatkin und der Chef des Generalstabes, General Sacharow.

Kuropatkin, der Generalstabschef Skobelews im Russisch-Türkischen Krieg von 1877 bis 1878, war, wie immer auch die Welt nach dem Japanischen Kriege über ihn geurteilt haben mag, ein sehr tüchtiger General, der seine russischen Kollegen zweifellos bedeutend überragte. Ich werde mich in diesen Aufzeichnungen noch so oft mit ihm zu befassen haben, daß ich jetzt nicht länger bei seiner Person verweilen will. Ich bin mit ihm in der Zeit, wo er Kriegsminister war, bis er 1904 das Oberkommando in der Mandschurei übernahm, sehr gut ausgekommen, obwohl ich in allen Unterredungen, die ich mit ihm hatte, immer wieder konstatieren konnte, daß er es mit der Wahrheit nicht gerade allzu genau nahm, ja es selbst in völlig gleichgültigen Dingen oft vorzog, die Wahrheit zu meiden, „de s'écarter de la vérité", wie mir dies ein Russe bezeichnete.

Der Chef des Generalstabes, General Sacharow, war früher Stabschef des Militärbezirkes Odessa gewesen; an ihm fielen vor allem sein ausgesprochen tatarischer Typus und sein beträchtlicher Körperumfang auf, welch letzterer aus seiner steten Sorge für sein leibliches Wohl unschwer zu erklären war.

Digitized by Google

Leider war er aber kein jovialer „Bonvivant", sondern meist mürrisch und vor allem — mit Ausnahme der Franzosen, für die er eine besondere Vorliebe hatte — ein abgesagter Feind aller „Fremden", d. h. Ausländer, von denen ihm speziell die Militärattachés ein Greuel waren; er war daher im allgemeinen mit denselben auch so kurz angebunden als nur irgend möglich. Mit Kuropatkin stand er auf denkbar schlechtestem Fuße, wovon zur Zeit des Japanischen Krieges noch manches zu erzählen sein wird. Der Unglückliche fand in den Revolutionswirren des Jahres 1906 ein tragisches Ende, indem er anläßlich einer im Auftrage des Zaren unternommenen Bereisung revolutionärer Gouvernements von einer Anarchistin erschossen wurde. Wie mir im Jahre 1918 in Berlin erzählt wurde, soll diese Dame als russische Unterhändlerin an den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk teilgenommen haben!

Bei den militärischen Größen zweiten Ranges sprach ich allein vor; von ihnen nenne ich vor allem General Tsalebrowski, einen Abteilungschef des Generalstabes, an den die Militärattachés zur Vorbringung ihrer Wünsche speziell gewiesen waren. Alle diese Herren waren so artig, als sie es eben sein mußten, im allgemeinen aber außerordentlich kühl und zurückhaltend.

Ich hatte inzwischen in der Botschaft ein Zimmer bezogen, das Bruselle so freundlich war, mir von seiner ziemlich großen Wohnung abzutreten, bis ich eine entsprechende Unterkunft gefunden hätte.

Sehr bald nach meiner Ankunft wurde ich zur Audienz bei Kaiser Nikolaus nach Peterhof, zirka eine Stunde per Bahn von Petersburg, befohlen.

Die kaiserliche Familie bewohnte nicht das große Peterhofer Palais, sondern ein unansehnliches kleines, am Meeresstrande gelegenes Haus mit villaartigem Charakter.

Hofmarschall Graf Paul Benckendorf, der Bruder des russischen Botschafters in London, den ich von der Zeit, wo er Botschaftsrat in Wien war, gut kannte, empfing mich auf das Liebenswürdigste, und wir unterhielten uns, bis ich zur Audienz gerufen wurde.

Der Kaiser empfing mich an seinem Schreibtische in der Oberstuniform der Zarskoer Gardeschützen, die er am liebsten trug. Charakteristisch für sein ganzes Wesen ist, daß er nie eine andere als die Uniform eines Obersten anlegte, welchen Rang er beim Tode seines Vaters eingenommen hatte. Bis zum Obersten, so soll der Kaiser erklärt haben, sei er avanciert, womit er, da es nun niemand mehr gebe, der ihn weiterbefördern könne, seine militärische Laufbahn als abgeschlossen betrachte. Dies wurde damals allgemein als ein Zug rührender Bescheidenheit des Kaisers hingestellt, und zweifellos lag ja diesem Entschlusse etwas Ähnliches zugrunde, aber schließlich war er nunmehr doch der oberste Kriegsherr der russischen Armee und als solcher innerhalb derselben selbstverständlich der Ranghöchste. Ob es nicht gerade in Rußland geboten war, diese Tatsache auch äußerlich bei jeder Gelegenheit zum Ausdrucke zu bringen, möchte ich dahingestellt sein lassen.

Digitized by Google

Es ist wohl überflüssig, ausdrücklich hervorzuheben, daß in Antrittsaudienzen, wie es die meinige war, nicht gerade die interessantesten Themata berührt werden. Der Kaiser hieß mich vor allem freundlichst in Rußland willkommen, stellte dann die normalen Fragen, wie lange ich diene, was meine letzte Garnison gewesen sei usw., worauf er auf einen Besuch zu sprechen kam, den er vor wenigen Tagen dem bei Kronstadt ankernden k. u. k. Kreuzer „Szigetvár" abgestattet hatte, von dem er sich in jeder Beziehung ganz außerordentlich befriedigt erklärte.

Ich habe den Kaiser im Laufe der folgenden Jahre bei den Manövern und auf Jagden öfters gesehen, auch wiederholt längere Unterredungen mit ihm gehabt, so daß ich glaube, ihn schließlich soweit kennen gelernt zu haben, um ihn einigermaßen richtig beurteilen zu können.

Nikolaus II. war durch den frühzeitigen Tod seines älteren Bruders ganz unerwartet Anwärter und schließlich Erbe des russischen Thrones geworden und hatte daher noch weniger, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre, die hierfür nötige Erziehung erhalten, was jedenfalls noch dazu beitrug, die ihm angeborene Schüchternheit und Unsicherheit zu vermehren. Bis in die Jahre, in denen jeder junge Mensch sonst mehr oder weniger ins Leben hinaustritt, war er zusammen mit seinen Geschwistern sorgsam in der Kinderstube gehalten und erzogen worden, und konnte sich daher schon deshalb weder selbständig entwickeln noch irgendwie persönlich betätigen. Auch eine Weltreise, die er als Thronfolger in Gesellschaft seines Vetters, des Prinzen Georg von Griechenland, unternahm, schaffte hierin keine Wandlung; von den Eindrücken, die er damals nach Hause brachte, war wohl der nachhaltigste jener eines unbegrenzten Hasses gegen Japan, wo er in einem Tempel beinahe das Opfer eines fanatischen Bewohners dieses Inselreiches geworden wäre, wenn nicht sein hünenhafter Vetter den Streich, den der Japaner gegen ihn führte, im letzten Augenblicke zum Teil abgewehrt hätte. Eine tiefe Narbe auf der Stirne blieb dem Kaiser als Erinnerung an diesen Vorfall zurück.

Auch die Thronbesteigung änderte nichts an seinem schüchternen, undezidierten Charakter, der sich am liebsten jedem Entschlusse entzogen hätte, so daß ihm alle Regierungsgeschäfte sowie die zahlreichen Repräsentationspflichten, die nun an ihn herantraten, direkt ein Greuel waren; am liebsten hätte er sich ungestört seinem Familienleben und der Jagd gewidmet, ein Wunsch, der schon so manchem gewöhnlichen Sterblichen versagt bleibt, für den Selbstherrscher aller Reußen aber etwas direkt Unerreichbares war. Dieser ganzen Veranlagung entsprang das Bestreben, sich den leidigen Geschäften nach Möglichkeit zu entziehen und sie auf andere zu überwälzen, die zwar regelmäßig zum Vortrag (russisch doklát) bei ihm erscheinen mußten, sonst aber eigentlich nach Belieben schalten und walten konnten. Wenn diese Männer dann, wie es ja leider nur zu oft vorkam, ihr Amt in nichts weniger als einwandfreier Weise versahen, so fiel das Odium hierfür natürlich nicht auf sie, sondern auf ihren kaiserlichen Herrn zurück, der, wenn er all die

Digitized by Google

Verwünschungen gehört hätte, die nur zu oft von seinen Untertanen gegen ihn ausgestoßen wurden, wie die Dinge lagen, in den meisten Fällen die Veranlassung hierfür gar nicht gekannt hätte.

Mißtrauisch wie alle Russen, hatte der Kaiser aber andererseits auch ein williges Ohr für alles, was ihm über seine Minister und Vertrauensmänner durch alle möglichen und unmöglichen Mittelspersonen hinterbracht wurde, wofür wieder jene mit unermüdlichem Eifer sorgten, die sich selbst an irgendeiner Stelle in den Vordergrund bringen wollten. Mehr als einmal ist es solchen Einflüsterungen, an denen sich auch vielfach Mitglieder der kaiserlichen Familie beteiligten, gelungen, einen der leitenden Männer zu Fall zu bringen, der sich tags vorher auch nicht im entferntesten hätte träumen lassen, daß seine Stellung irgendwie erschüttert wäre, zumal der Kaiser bis zu guter Letzt ihm mit der gleichen Freundlichkeit begegnet war. Dies hat vielfach Anlaß gegeben, Nikolaus II. als falsch und verlogen zu bezeichnen, ein Urteil, dem ich mich durchaus nicht anschließe. Der Kaiser war einfach schwach, und zwar ganz ungewöhnlich schwach, und konnte daher auf die Dauer keinen wie immer gearteten Widerstand leisten; wurde er immer wieder gedrängt, jemand fallen zu lassen, so gab er schließlich nach, nicht daß er aus allem, was man gegen den Betreffenden vorbrachte, sich zu irgendeiner Animosität gegen ihn aufgerafft hätte, sondern hauptsächlich nur, um endlich einmal Ruhe zu haben.

Der Kaiser war eine der passivsten Naturen, die mir begegnet sind, und die vielfach verbreitete Auffassung, er habe Tag und Nacht vor Attentaten gezittert, ist grundfalsch. Ich glaube, weit mehr als die Furcht um sein Leben, lastete auf ihm die ewige Sorge, sich vor Entschlüsse gestellt zu sehen, denen er, wie er instinktiv fühlte, nicht gewachsen war.

Von diesem Drucke konnte er sich nie recht freimachen, und nur selten, und zwar meist auf Jagden, habe ich ihn wirklich ungezwungen heiter und gesprächig gesehen; er hatte dann etwas ganz besonders Anziehendes und Liebenswürdiges, und ich glaube, es hätte keinen sympathischeren Privatmann gegeben als ihn, wäre er vom Schicksal eben nicht auf den russischen Thron verschlagen worden! Die Rolle des Selbstherrschers aller Reußen lag ihm jedoch, wie gesagt, in keiner Weise, ja ich glaube, er gab sich über den Umfang derselben nicht einmal klar Rechenschaft. Eine Bemerkung, die er mir gegenüber einmal machte, hat mich in dieser Auffassung nur bestärkt.

Wir fuhren von einer der Winterjagden, zu denen ich meistens geladen war, mit dem kaiserlichen Zuge zurück und tranken im Salon des Kaisers Tee, wobei er stets in zuvorkommendster Weise den Hausherrn machte. Außer dem Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch waren nur noch zwei oder drei russische Herren und ich anwesend, und es wurde in der zwanglosesten Weise diskurriert. Wir waren tagsüber in den kleinen russischen Schlitten, die von einem Pferde gezogen werden, herumgefahren und waren, wie dies hierbei gang und gäbe ist, auch heute unzählige Male im hohen Schnee umgeworfen worden. Der Kaiser sagte mir lachend, daß mir dies bei uns zu

Digitized by Google

Lande wohl kaum schon so oft geschehen sein dürfte, derartiges könne man eben nur auf den berühmten russischen Wegen erleben, worauf ich erwiderte, auch wir hätten leider nicht überall erstklassige Straßen und Wege, was der anwesende Großfürst Nikolaus, der ja des öfteren bei uns gejagt hätte, sicherlich bestätigen könne.

Der Kaiser meinte, schlechte Wege gäbe es natürlich überall; in Rußland habe es aber damit eine ganz eigene Bewandtnis, und fügte bei: „Il y a cent ans que la plupart des routes ici était exécrable, elles le sont maintenant et je vous parie tout ce que vous voulez, qu'en cent ans d'ici elles le seront juste comme aujourd'hui."

Daß er als autokratischer Zar in erster Linie berufen gewesen wäre, es wenigstens zu versuchen, durch ein Machtwort da Wandel zu schaffen, kam ihm hierbei augenscheinlich nicht im entferntesten in den Sinn.

Im weiteren Verfolge dieser Aufzeichnungen werde ich ja noch mehr als einmal Gelegenheit finden, mich mit der Person des Kaisers zu beschäftigen.

Die Kaiserin empfing mich nicht, es hieß, sie bedürfe aus bestimmten Gründen ganz besonderer Schonung.

Während der nun folgenden Wochen trachtete ich, mich mehr und mehr in meinen Dienst hineinzufinden und die Bekanntschaft aller militärischen Persönlichkeiten zu machen, mit denen ich im Laufe der Zeit zu tun haben konnte.

Die Petersburger Garnison befand sich schon im Übungslager von Krassnoje Selo, zirka 30 Kilometer von Petersburg, wo anfangs kleinere Übungen abgehalten werden, bis die „Schlußmanöver", meist Mitte August, die Lagerperiode beenden.

Auch zu den kleineren Übungen wurden die Militärattachés ab und zu eingeladen, was ungern und wohl nur mit Rücksicht auf die an die russischen Militärattachés im Auslande ergehenden analogen Einladungen, der Reziprozität halber, geschah. Ein Grund, von Übungen fremde Offiziere fernzuhalten, bestand wohl in keiner Weise, denn selbst der geriebenste „Spion" wäre bei diesen Manövern, die sich Jahr für Jahr nach gleichen Kantaten wiederholten, kaum auf seine Kosten gekommen. Immerhin, wenn es möglich gewesen wäre, die lästigen Militärattachés aus dem Spiele zu lassen, ohne sie hierdurch direkt vor den Kopf zu stoßen, hätte man dies nur zu gerne getan, und so ersann man denn ein Mittel, wodurch beides zu vereinigen war: man schickte die Einladung zur Teilnahme an diesen Übungen einfach so spät aus, daß die damit Beglückten in den meisten Fällen gar nicht mehr in der Lage waren, derselben zu folgen.

Ich hatte von allen diesen Kabalen keine Ahnung, als ich eines Nachts, ziemlich spät aus dem Jachtklub nach Hause kommend, eine solche Einladung des Generalstabes vorfand, wonach ich am nächsten Morgen bereits um 7 Uhr per Bahn in eine Station zu fahren hatte, in der Pferde bereit stehen sollten, um aufs Manöverfeld zwischen Zarskoje und Krassnoje Selo zu reiten. Ich war über diese späte Einladung wohl etwas ärgerlich, aber in meinem ersten

Digitized by Google

Tatendrange fand ich mich auch damit ab und war am nächsten Morgen pünktlich auf der Bahn, wo ich zwar einige höhere russische Offiziere, aber nicht einen einzigen der übrigen Militärattachés vorfand. Wir fuhren in die betreffende Station, wo wir nach zirka einstündiger Fahrt eintrafen. Ein Flügeladjutant des Kaisers, dessen Bekanntschaft ich in den letzten Wochen gemacht hatte und der auch mitfuhr, nahm sich meiner an, und wir ritten zusammen mit den übrigen Offizieren zur Übung: so viel ich mich erinnere, ein Renkontregefecht zwischen zwei Detachements von je 5 bis 6 Bataillonen mit entsprechender Artillerie.

Schon im Zuge hatte ich bemerkt, daß mich die Offiziere erstaunt und nicht ohne Mißtrauen musterten, hatte mich aber nicht weiter darum gekümmert, indem ich annahm, dies gelte wohl nur meiner ihnen noch unbekannten Person. Während wir nun dem sich entwickelnden, nichts weniger als interessanten Manöver folgten, ritt ein Generalstabsoffizier an mich heran und fragte mich in einem zwar artigen, aber doch recht verwunderten Tone, wieso es denn käme, daß ich der einzige Militärattaché sei, der heute hier anwesend wäre, was wohl ungefähr besagen sollte, daß ich mich wahrscheinlich ungebeten eingefunden hätte.

Da meine Laune durch die verspätete Einladung und all die Unbequemlichkeiten, die mir daraus erwachsen waren, ohnehin nicht die beste war, brachte mich diese Frage derart in Harnisch, daß ich dem Betreffenden sehr deutlich erklärte, ich könne mir sehr gut vorstellen, warum die übrigen fremdländischen Offiziere nicht hier seien, nachdem auch ich die Einladung erst nachts erhalten hätte und es nicht jedermanns Sache sei, noch zu so später Stunde alles Nötige hierfür zu veranlassen. Da es aber das erstemal gewesen sei, daß ich eine solche Aufforderung erhalten habe, hätte ich mich entschlossen, ihr zu folgen, könne ihm aber bereits heute erklären, daß ich dies von nun an unterlassen würde. Habe er mit seiner Frage jedoch einen Zweifel ausdrücken wollen, ob ich überhaupt eingeladen sei, könne ich ihn damit beruhigen, daß es in meinen Kreisen nicht üblich sei, irgendwo ungebeten zu erscheinen; und daß ich von diesem Grundsatze wegen einer Übung wie der heutigen abgewichen sein sollte, das werde er wohl weder mir noch überhaupt irgend jemand zumuten.

Der Offizier war sichtlich verlegen, äußerte seine Freude, mich zu sehen, und versicherte mich, er habe sich ausschließlich deshalb an mich gewendet, um festzustellen, ob die anderen Herren durch irgendein „bedauerliches Versehen" nicht verständigt worden seien. Wir sprachen dann noch über die Übung und einige militärische Dinge, worauf er sich zu den übrigen russischen Herren begab, denen er wohl einige Aufklärungen über unser Gespräch gegeben haben dürfte, denn sie kamen nach und nach zu mir herangeritten und unterhielten sich auf das Freundschaftlichste mit mir, so daß wir nach beendigter Übung im besten Einvernehmen gemeinsam nach Petersburg zurückkehrten.

Digitized by Google

Ich bin auch später in Rußland so am besten gefahren, daß ich aus meinem Herzen keine Mördergrube machte, vielmehr klipp und klar in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise erklärte, wenn mir etwas nicht paßte; war dann die Sache erledigt, so ließ ich mir nachträglich nie mehr die geringste Verstimmung merken, wodurch es nie zu sogenannten „unaufgeklärten Zwischenfällen" kam, unter deren Folgen man oft monatelang zu leiden hat.

Der Glanzpunkt der Tage von Krassnoje Selo war der Einzug des Kaisers in das Lager, wo er in seiner Villa mehrere Tage zubrachte, die entsprechend festlich begangen wurden. Auch die fremdländischen Offiziere waren diesen Feierlichkeiten zugezogen, und so begaben wir uns eines schönen Nachmittages alle per Bahn nach Krassnoje. Außerhalb des Bahnhofes erwarteten wir zu Pferde die Ankunft des Kaisers, der in Begleitung seines Bruders, des damaligen Großfürsten-Thronfolgers und der Spitzen seines Hofstaates aus Peterhof eintraf. Auch die Kaiserinmutter, die Königin von Griechenland mit ihrem Sohne Nikolaus, dessen Vermählung mit der Großfürstin Helene (Tochter des Großfürsten Wladimir) unmittelbar bevorstand, und mehrere Großfürstinnen hatten sich auf dem Bahnhofe eingefunden. Die Damen nahmen in „à la Daumont" bespannten Equipagen Platz, und der Kaiser ritt, begleitet vom Großfürsten Wladimir, damaligen Oberkommandierenden des Petersburger Militärbezirkes, und gefolgt von allen Großfürsten sowie einer zahllosen Suite vom Bahnhofe im Schritt durch das ganze Lager. Längs des Weges, den dieser Zug nahm, standen Truppen aller Waffengattungen regimenterweise aufgestellt, all die berühmten Regimenter mit den historischen Namen, von denen so manches in schicksalsschweren Stunden des Reiches ein entscheidendes Wort gesprochen hatte. In ihrer ganz vorzüglichen Ausrüstung und Haltung machten diese Truppen einen geradezu imposanten Eindruck.

An einem erhöhten Punkte des Lagers war ein Zelt errichtet, wo Halt gemacht und abgesessen wurde. Der Kaiser nahm nun verschiedene Rapporte und Meldungen entgegen, die auch von Personen des Mannschaftsstandes in voller Ausrüstung erstattet wurden, worauf eine kurze religiöse Zeremonie mit den üblichen Gesängen der Popen, eine Art Lagerweihe, stattfand. Inzwischen war es fast dunkel geworden und sämtliche Spielleute der im Lager befindlichen Truppen, stimmten gleichzeitig die „Retraite", den Zapfenstreich, (russisch Zarjá) an. Kaum waren diese Klänge in der immer rascher zunehmenden Dämmerung verklungen, fielen alle Militärkapellen des Lagers mit der russischen Kaiserhymne ein. Ich muß gestehen, es war ein packender Moment, als inmitten dieses waffenstarrenden Lagers, gewissermaßen des Sinnbildes russischer Kraft und Macht, die herrlichen Töne des russischen Kaiserliedes zum dunklen Nachthimmel, an dem die ersten Sterne zu funkeln begannen, emporstiegen. Man ahnte die urwüchsigen, schier unerschöpflichen Gewalten, die in diesem Lande schlummerten und suchte im Kreise der anwesenden Großen des Reiches unwillkürlich nach den Männern, die dem Kaiser an die Hand

Digitized by Google

gehen würden, all diese lebenden und toten Kräfte zu wecken und zu heben, um sie in den Dienst des Zarenreiches zu stellen.

Offen gestanden, hatte ich nicht den Eindruck, daß es unter all denen, die den Kaiser heute umgaben, gar viele gebe, denen solche Arbeit zuzutrauen sei, aber auch den Zaren, von dem man hätte annehmen können, daß er diesen russischen, ich möchte sagen, Erdteil mit eiserner Hand, aber klug und vorausblickend regieren würde, suchten meine Blicke vergebens. Denn nicht ein Übermensch wie Peter der Große, der dieses Reich mit starker Hand gezimmert hatte, nicht einmal eine kraftvolle Gestalt, wie jene der Zaren des 19. Jahrhunderts, denen es allen Stürmen zum Trotze immer wieder gelungen war, das ihnen zugefallene Erbe zu erhalten, war heute hier zu sehen; statt ihrer stand drüben am Eingange des kaiserlichen Zeltes, dem Platze, von dem schon so mancher seiner Vorfahren das Lager überblickt haben mochte, ein kleiner unscheinbarer Mann in der bescheidenen Oberstenuniform eines Gardekavallerieregimentes, der, unablässig seinen Schnurbart streichend, teilnahmlos und sichtlich gelangweilt in die Nacht hinausblickte. Unwillkürlich fragte man sich, ob denn auch er, in dessen Händen jetzt das Schicksal dieses Weltreiches ruhte, sich dieser Aufgabe gewachsen erweisen werde.

Unmittelbar nach Beendigung dieser Feier eilte man in den Ort Krassnoje zurück, wo in einer Dependance der kaiserlichen Villa eine Marschallstafel für die kaiserliche Suite abgehalten wurde, an der auch wir teilnahmen, worauf man ins Theater eilte. Der ganze Hof und die gesamte Generalität waren anwesend, um die „göttliche" Krzesinskaja zu bewundern, die ihre Kunst in einem oder zwei Balletts zum besten gab. Daß der Kaiser ihr in seinen jungen Jahren wohlgesinnt war und daß diese Gefühle dann abwechselnd oder auch zugleich auf einen oder mehrere seiner großfürstlichen Vettern, die nun alle im besten Einvernehmen nebeneinander in der Hofloge saßen, übergegangen waren, erhöhte nur das Interesse, das man den choreographischen Leistungen dieser gefeierten Primaballerina entgegenbrachte.

Wir übernachteten in einem den Militärattachés zur Verfügung gestellten Hause des Lagers und wohnten am nächsten Morgen der Besichtigung der Zöglinge einiger Militärschulen durch den Kaiser bei, die völlig interesselos verlief.

Am Nachmittag fanden dann die Rennen der beiden Kavalleriedivisionen statt. Vor denselben verteilte der Kaiser noch persönlich Preise an Soldaten, die sich während dieser Lagerperiode im Fechten oder Schießen ausgezeichnet hatten, wobei die Soldaten die Scheiben mit den Treffern vorwiesen.

Bei den Rennen selbst ging es eher wild zu, jedenfalls kann ich nicht sagen, daß mir Pferde und Reiter besonders imponierten; namentlich die Sattlung, Zäumung und die Wartung der Pferde spotteten nach unseren Begriffen jeder Beschreibung.

Am Abend dieses Tages war ich zum Großfürsten Wladimir, der in Krassnoje ebenfalls ein Landhaus besaß, wo er während der dort stattfindenden Übungen meistens wohnte, zum Essen geladen.

Digitized by Google

Ich habe den Großfürsten, in dessen Hause ich im Verlaufe meines Petersburger Aufenthaltes auf das Wärmste aufgenommen wurde, während dieser Jahre besser kennen gelernt als mancher andere, bin daher auch in der Lage, ihn so zu beurteilen, wie er wirklich war. Ob es mir in der Welt der Gehässigkeit, in der wir heute, wo ich diese Zeilen schreibe, leben, gelingen wird, die phantastischen Lügen, die über ihn zirkulierten, zu zerstreuen, bezweifle ich leider: die verhetzte Menschheit will sich eben gar nicht aufklären lassen, schwelgt vielmehr geradezu darin, sich von einer gewissenlosen Hetzpresse Dinge aufbinden zu lassen, die, je haarsträubender und blutrünstiger sie sind, um so lieber geglaubt werden.

Großfürst Wladimir, Sohn Alexanders II. und Bruder Alexanders III., war von Jugend auf der militärischen Laufbahn bestimmt, hatte im Türkenkriege 1877/1878 ein Korps geführt, war dann Kommandant des Gardekorps in Petersburg und schließlich des ganzen Petersburger Militärbezirks geworden, eine Stellung, die er noch inne hatte, als ich nach Petersburg kam.

Ob der Großfürst ein bedeutender Heerführer war, kann ich nicht beurteilen, möchte es jedoch eher bezweifeln. Wenn er sich auch mehr oder weniger sein ganzes Leben dem Militärdienste gewidmet hatte, so war er eigentlich nie wirklich mit Leib und Seele Soldat. Sicherlich besaß er ein warmes Herz für die Armee, speziell für die ihm unterstellten Offiziere und Truppen, bei denen er auch, da er in jeder Weise für sie sorgte, außerordentlich beliebt war, aber seine wirklichen Interessen lagen auf anderen Gebieten. Dieser Mann, der in allen Schandblättern der Welt als verkommener russischer Barbar und Wüterich geschildert und von dem gesagt wurde, daß er nur trinken, Staatsgelder veruntreuen und das Blut unschuldiger Menschen vergießen könne, war in Wirklichkeit ein Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung, dabei hochgebildet, und speziell auf historischem Gebiete außerordentlich belesen, so daß man sich mit ihm stundenlang auf das Anregendste unterhalten konnte; wie gerne gedenke ich noch unserer ausgedehnten Spaziergänge in den herrlichen Parks von Zarskoje und Pawlowsk, während welcher er immer wieder Neues, Interessantes und Belehrendes aus dem reichen Schatze seiner persönlichen Erinnerungen und dank seinem noch immer vorzüglichen Gedächtnisse aus all den Werken, die er gelesen hatte, zu erzählen wußte.

Dabei hatte er ein goldenes Herz, allerdings in einer rauhen Schale, die sich namentlich in der polternden, lärmenden Art, in der er zu sprechen gewöhnt war, bemerkbar machte; da er sich hierbei den Leuten gegenüber, die er aus irgendeinem, meist sehr triftigen Grunde nicht mochte, niemals ein Blatt vor den Mund nahm, so machte er sich damit natürlich oft ganz überflüssigerweise Feinde, die seiner dann in wenig liebevoller Weise gedachten.

Es fällt mir gar nicht ein, den Großfürsten als einen den weltlichen Freuden abholden Gelehrten schildern zu wollen, im Gegenteil, nichts wußte er mehr zu schätzen als gute Theater und angenehme lustige Gesellschafter, die er am liebsten zu Tische bei sich vereinte, an dem dann auch ein guter

Digitized by Google

Tropfen nicht fehlen durfte. Nach Tisch setzte man sich regelmäßig zu einigen Rubbers Bridge, das der Großfürst ebenso gern als zerstreut spielte, worauf man zur Ruhe ging. So sahen in Wirklichkeit die Gelage und ausschweifenden Orgien aus, die man nach den Ereignissen der Jahre 1904 und 1905 dem Großfürsten in gehässiger Weise vorwerfen zu sollen glaubte.

Ich habe im Hause des Großfürsten all die schweren Revolutionstage, auch den berühmten „blutigen Sonntag" miterlebt, bin daher eher wie jeder andere in der Lage, die Dinge so darzustellen, wie sie sich tatsächlich zugetragen haben. Im Laufe dieser Erinnerungen werde ich mich nach besten Kräften bemühen, dieser Aufgabe wahrheitsgetreu nachzukommen, und wer dann in dem Großfürsten noch immer den Wüstling und den Wüterich sieht, dem ist eben nicht zu helfen. Ich kann nicht mehr tun, als die Dinge so wiedergeben, wie ich sie erlebt habe, wobei es mir, ganz abgesehen von meinen persönlichen Gefühlen für den Großfürsten, die damit gar nichts zu tun haben, hauptsächlich daran liegt, die Lügengewebe, von denen ja historische Ereignisse nur zu leicht überwuchert werden, so gründlich als möglich zu zerstören.

Die Gemahlin des Großfürsten, Großfürstin Maria Pawlowna, geborene Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, war eine noch immer sehr schöne, außergewöhnlich kluge, energische, aber auch sehr ehrgeizige Dame, die vor allem darauf bedacht war, ihren Einfluß und den Glanz ihres Hauses zu heben; hierbei spielten sich Intrigen und Kämpfe aller Art ab, bei denen jene, die sich den Absichten der Großfürstin entgegenstellen wollten, nicht immer glimpflich wegkamen, während andererseits auch sie in der Lage war, so manches von der rücksichtslosen Erbitterung ihrer Gegner zu erzählen.

Mir, der ich als Fremder diesem ganzen Getriebe persönlich fernstand, blieb sie immer in gleich freundschaftlicher Weise gewogen, und dankbarst gedenke ich all der angenehmen Stunden, die ich ihrer Güte und Gastfreundschaft in Petersburg und Zarskoje verdanke.

Die Großfürstin war im Frühjahre und im Herbste oft Monate von Petersburg abwesend, die sie in Paris oder einem französischen Kurorte zubrachte. Schon Alexander III. war seinerzeit mit diesen langen Abwesenheiten seiner Schwägerin nie einverstanden gewesen und soll seiner Unzufriedenheit hierüber und über die Gesellschaft, in der die Großfürstin verkehrte, in so derber Weise Ausdruck gegeben haben, daß hierdurch die Beziehungen zwischen den beiden Häusern lange Zeit mehr als gespannt blieben. Die Brüder traten sich im Laufe der Jahre wohl wieder näher und auch die hohen Damen versöhnten sich äußerlich, brachten einander aber in ihrem Innern auch weiterhin die gleichen wenig liebevollen Gefühle entgegen.

Diese Animosität zwischen dem Wladimirschen Hause und dem „großen Hofe" setzte sich auch nach dem Tode Alexanders III., nachdem Kaiser Nikolaus II. den Thron bestiegen hatte, fort, und zwar nicht so sehr zwischen Onkel und Neffen, als wiederum zwischen ihren Gemahlinnen. Zum Teil lag dem eine gewisse Eifersucht zugrunde, da der Großfürst und die Groß-

Digitized by Google

fürstin offenes Haus in Petersburg führten, eine Menge Leute, einheimische und fremde, sahen und nicht nur durch ihre Stellung, sondern auch dank ihren persönlichen Eigenschaften Jahre hindurch tatsächlich den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in Petersburg bildeten, während man den kaiserlichen Hof nur bei den großen offiziellen Festen zu sehen bekam. Wenn es auch ausgeschlossen war, daß Kaiser und Kaiserin in der gleichen Weise Haus machen und empfangen konnten wie der Großfürst und die Großfürstin, die dies mehr oder weniger wie reiche Privatleute taten, so fand man in Petersburg doch allgemein, daß der „große" Hof etwas mehr aus sich heraustreten und wenigstens einige Leute heranziehen hätte können.

Die Majestäten selbst waren hierzu aber viel zu schüchtern und weltfremd, und aus ihrer Umgebung fiel es gar niemand ein, hierfür auch nur einen Finger zu rühren, den einen, weil sie fremde Einflüsse fernhalten wollten, den anderen, weil sie selbst viel freier leben konnten, je weniger es bei Hofe zu tun gab.

Es war daher die Parole ausgegeben, die Majestäten ließen sich so wenig sehen, weil sie eben den Reiz eines zurückgezogenen Landlebens, bei dem sie sich ganz ihren Kindern widmen könnten, allem anderen vorzögen. Dies mag wohl nur zum Teile richtig gewesen sein, denn ich glaube, wenn es ihnen entsprechend erleichtert worden wäre, hätte sich sowohl der Kaiser als die Kaiserin weit mehr unter Menschen sehen lassen. Schließlich gewöhnten sie sich dies nahezu vollständig ab, wobei ihnen vielleicht das Gefühl einer gewissen Inferiorität, derzufolge sie sich ihr Leben nicht anders hatten einrichten können, zurückgeblieben sein mag, was sich gelegentlich in oft ganz unbegründet gereizten Ausfällen gegen das Haus Wladimir, „in dem es zugehe wie in einem Hotel", Luft machte!

Das Terrain war also, wie aus alledem hervorgeht, genügend vorbereitet, als die Heirat des Großfürsten Kyrill (ältesten Sohnes des Großfürsten Wladimir) mit der geschiedenen Großherzogin von Hessen, früheren Gattin des Bruders der Kaiserin, geradezu einen Bruch zwischen dem Kaiserpaare und dem Hause Wladimir herbeiführte.

Das großfürstliche Paar hatte vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn, Großfürst Kyrill, diente in der Marine und war damals nicht in Petersburg; von den beiden anderen diente Großfürst Boris bei den Husaren in Zarskoje, der jüngste, Großfürst André, bei der Artillerie. Großfürstin Helene stand, wie erwähnt, unmittelbar vor ihrer Vermählung mit dem Prinzen Nikolaus von Griechenland.

Aus dem großfürstlichen Hause möchte ich noch ganz besonders zwei der Adjutanten des Großfürsten erwähnen, und zwar den Grafen Fersen und den Fürsten Sergej Beloselski, mit denen ich mich im Laufe der Zeit außerordentlich befreundete. Sowohl im Beloselskischen als besonders im Fersenschen Hause habe ich manche angenehme frohe Stunde verlebt.

Die Eltern Beloselski bewohnten auf Krestowski, einer der Inseln der Newa, ein Schloß, zirka eine halbe Stunde per Wagen von Petersburg ent-

Digitized by Google

fernt, während Sergej Beloselski und seine Frau, eine geborene Amerikanerin, in einer kleinen Dependance des väterlichen Palais, die sie sich sehr nett arrangiert hatten, lebten. Da in Krestowski sämtliche Sportplätze (Polo, Tennis, Krocket, Taubenschießen) lagen, kamen wir nach den verschiedenen sportlichen Betätigungen außerordentlich oft bei ihnen zusammen.

Die Fersen — die Gräfin war eine geborene Fürstin Dolgorucky — wohnten in Petersburg in meiner unmittelbaren Nachbarschaft, später, als ich vom Marsfelde nach dem Kai zog, im Nebenhause, und da sie mich auf das freundschaftlichste aufnahmen, sah ich sie in den letzten Jahren fast täglich.

Der Monat August führte mich noch zu wiederholten Übungen in der Nähe von Petersburg, mit denen ich mich noch eingehend beschäftigen werde.

Inzwischen war uns mitgeteilt worden, daß wir auch zu den Manövern, die in der ersten Hälfte September bei Kursk im südlichen Rußland (Militärbezirk Kiew) abgehalten werden sollten, eingeladen werden würden, und zwar bestehe die Absicht, uns einzelnen Korps zuzuweisen, eine Neuerung, worauf sich der Generalstab sehr viel zugute tat, da er hierdurch betonen wollte, in welch entgegenkommender Weise er den fremdländischen Offizieren Einblick selbst in das innerste Getriebe der Armee gestatte. Ich versprach mir auch tatsächlich manches Interessante von diesen Manövern, wenn ich mir auch sagte, man werde wohl schon dafür sorgen, daß der großmütig gewährte Einblick nicht allzu tief ausfalle. Diese Ansicht vertrat auch Prinz Louis Bonaparte, der bisherige Kommandant des Ulanenregiments in Peterhof, der eben zum Kommandanten der Kavalleriedivision im Kaukasus ernannt worden war. Als ich dem Prinzen sagte, daß wir für die Manöver in Kursk einzelnen Korps zugeteilt würden, konnte er sich nicht genug über diese Neuerung wundern, fügte aber gleich bei, man werde trotz alledem sicherlich wieder dafür zu sorgen wissen, daß die Militärattachés so wenig als möglich zu sehen bekämen, „comme cela se fait toujours ici".

In militärischen Kreisen wurde schon seit Monaten nur mehr von diesen Manövern gesprochen, die dadurch noch einen besonderen Reiz erhielten, daß der allmächtige Kriegsminister General Kuropatkin die südliche, der Generalgouverneur von Moskau, Großfürst Sergius, die nördliche Partei führen sollte.

Nach den in der Person des Führers und der Qualität der Truppen liegenden Prämissen war ein glänzender „Sieg" Kuropatkins mit aller Bestimmtheit zu erwarten; da aber sein Gegner ein Großfürst und noch dazu der Schwager und Onkel des Kaisers war, so hofften die zahlreichen Feinde des Kriegsministers, daß dieser unblutige Erfolg auf dem Kursker Manöverterrain sich zu einem Pyrrhussieg für ihn gestalten und ihm die kaiserliche Ungnade sowie den Verlust seiner Stellung eintragen werde.

Angeblich sollten die Manöver mit voller Freizügigkeit stattfinden und der Initiative der einzelnen Parteikommandanten weitesten Spielraum lassen.

Digitized by Google

Am 16. August fand in Zarskoje die Vermählung der Großfürstin Helene mit dem Prinzen Nikolaus von Griechenland statt, der auch das ganze diplomatische Korps beiwohnte.

Nicht unerwähnt möchte ich noch lassen, daß im Laufe des August in Reval eine Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit Kaiser Nikolaus stattfand; man dürfte sich hierbei in erster Linie wohl über den fernen Osten unterhalten haben, wo nach dem 1901 zustande gekommenen Bündnis zwischen Japan und England der politische Horizont sich mehr und mehr zu umwölken begann.

Anläßlich dieser Begegnung fanden auf hoher See allerhand Übungen und Manöver zu Ehren des kaiserlichen Gastes statt, bei denen sich vor allem das Artillerielehrgeschwader nicht nur durch sein exaktes Schießen, sondern auch durch besondere Kühnheit und Geschicklichkeit hervortat, so daß sein Kommandant von den beiden Kaisern ganz besonders ausgezeichnet wurde. Das Glück, das diesem Seemann damals lachte, blieb ihm nicht lange treu, denn der damalige Kommandant des Lehrgeschwaders war kein anderer als Admiral Roschdestwenski, der Führer der unglücklichen russischen Flotte, die 2½ Jahre später bei Tsushima vernichtet wurde!

Friedensvertrag, Artikel 80, und Reichsverfassung, Artikel 2 und 61, Absatz 2

Von

H. Wittmaack

Die alliierten und assoziierten feindlichen Mächte sind nach einer Note vom 2. September v. J. der Ansicht, daß der Artikel 61, Absatz 2, der Verfassung, eine Verletzung des Artikels 80 des Friedensvertrags enthalte, und verlangten daher von der deutschen Regierung, daß diese Verletzung durch Kraftloserklärung des Artikels 61, Absatz 2, beseitigt werde. Ist diese Auffassung rechtlich begründet?

Artikel 80 des Friedensvertrags lautet in dem französischen Text, der neben dem englischen der authentische ist, folgendermaßen: „L'Allemagne reconnaît et respectera strictement l'indépendance de l'Autriche, dans les frontières qui seront fixées par Traité passé entre cet État et les Principales Puissances alliées et associées; elle reconnaît que cette indépendance sera inaliénable, si ce n'est du consentement du Conseil de la Société des Nations." Im Artikel 2 der Verfassung heißt es: „Das Reichsgebiet besteht aus den Gebieten der deutschen Länder. Andere Gebiete können durch Reichsgesetz in das Reich aufgenommen werden, wenn es ihre Bevölkerung kraft des Selbstbestimmungsrechts begehrt." Artikel 61, Absatz 2, lautet nun:

Digitized by Google

„Deutsch-Österreich erhält nach seinem Anschluß an das Deutsche Reich das Recht der Teilnahme am Reichsrat mit der seiner Bevölkerung entsprechenden Stimmenzahl. Bis dahin haben die Vertreter Deutsch-Österreichs beratende Stimme."

Es läßt sich wohl mit Grund nicht bestreiten, daß die Bestimmungen der Verfassung mit dem Artikel 80 in Widerspruch stehen. Nach Artikel 2 setzt die Aufnahme anderer, nicht zu den deutschen Ländern gehörenden Gebiete in das Reich ein Reichsgesetz und das Selbstbestimmungsrecht der Völker voraus. Weitere Voraussetzungen werden nicht aufgestellt. Die Vorschrift muß auf Deutsch-Österreich bezogen werden, denn um welche anderen Gebiete könnte es sich sonst handeln? Dies wird bestätigt durch die Vorschrift des Artikels 61, Absatz 2. Auch hier haben wir eine nur für Deutsch-Österreich, nicht auch für andere Gebiete, getroffene Bestimmung. Nach Artikel 80 des Friedensvertrags ist aber die Integrität und Unabhängigkeit Österreichs unveräußerlich, es sei denn mit der Zustimmung des Völkerbundes. Von dem Erfordernis der Zustimmung des Völkerbundes ist in den Artikeln 2 und 61, Absatz 2, nicht die Rede. Ja, wenn der Völkerbund nicht zustande käme oder zu existieren aufhören sollte, so ist, wie man nach der Fassung des Artikels 80 annehmen muß, die Veräußerung der österreichischen Unabhängigkeit überhaupt verboten. Die Zustimmung des Völkerbundes ist nicht als eine Voraussetzung der Veräußerung aufgestellt, so daß man annehmen müßte, daß dies Erfordernis wegfalle, wenn der Völkerbund nicht existiere, sondern sie stellt sich als eine Vorschrift dar, wonach *ausnahmsweise* der österreichischen Regierung eine Veräußerung gestattet werden kann. Die Voraussetzung ist Einstimmigkeit aller Mitglieder des Völkerbundes, insbesondere kann sie nicht eintreten, wenn die französische Regierung dissentiert. Ist die Möglichkeit einer solchen Ausnahme nicht vorhanden, so fällt sie weg. Die deutsche Regierung hat sich demgegenüber auf den Artikel 178, Absatz 2, Satz 2, der Verfassung berufen, welcher lautet: „Die Bestimmungen des am 28. Juni 1919 in Versailles unterzeichneten Friedensvertrags werden durch die Verfassung nicht berührt." Mit Unrecht. Die speziellen Bestimmungen der Artikel 2 und 61, Absatz 2, gehen dieser allgemeinen vor. Wenn es heißt, daß die Bestimmungen des Friedensvertrags durch die Verfassung nicht berührt werden, so hat dies nur die Bedeutung, daß der Friedensvertrag in Kraft bleibt, soweit in der Verfassung nicht etwa Abweichungen angeordnet sind, denn nur insoweit ist der Friedensvertrag für bindend erklärt. Die Note der alliierten und assoziierten Mächte begründete die Verletzung des Friedensvertrags in anderer Weise; sie findet sie darin, daß erstens der Artikel 61 die Republik Österreich den anderen deutschen Ländern gleichstelle, welche Gleichstellung mit der Achtung der österreichischen Unabhängigkeit nicht vereinbar sei, und daß zweitens der Artikel 61 zwischen Deutschland und Österreich ein politisches Band und eine gemeinsame politische Betätigung im Widerspruch mit der Unabhängigkeit Österreichs schaffe. Bei unbefangener Betrachtung des

Digitized by Google

Artikels 80, dessen Zweck dahin geht, jede politische Gemeinschaft zwischen dem Deutschen Reich und Deutsch-Österreich zu verhindern, kann man wohl nicht umhin, zuzugeben, daß auch diese Argumentation berechtigt ist. Sie faßt die Rechtslage von einer anderen Seite auf und läßt den Artikel 2, wahrscheinlich um unliebsamen Streitigkeiten über den Sinn desselben aus dem Wege zu gehen, außer Spiel. Man muß die völkerrechtlichen Verträge nach Treu und Glauben, insbesondere unter Berücksichtigung ihres Zwecks, auslegen.

Nach dem Völkerrecht kann bei Staatsverträgen im Falle der Weigerung eines Kontrahenten, den Vertrag zu erfüllen, der andere Kontrahent sich von dem Vertrage lossagen, auch wenn die Weigerung sich nur auf einen einzelnen Punkt oder Artikel des Vertrags bezieht (Heffter, Völkerrecht, 7. Aufl., S. 212, F. v. Liszt, Völkerrecht, 10. Aufl., S. 187). Gegenwärtig ist ein förmlicher Friedensvertrag zwischen dem Deutschen Reich und den alliierten und assoziierten Mächten noch nicht geschlossen, rechtlich besteht nur ein Waffenstillstand. Aber ein Bruch des gegenwärtig in Vorbereitung begriffenen Friedensvertrags kann jedenfalls nicht günstiger beurteilt werden als die Verletzung eines förmlich abgeschlossenen Vertrags. Die verbündeten Mächte haben in der Note vom 2. September unter Vorbehalt weiterer Maßnahmen für den Fall der Weigerung und auf Grund des Vertrags selbst (namentlich des Artikels 429) der deutschen Regierung erklärt, daß die Verletzung ihrer Verpflichtungen in einem wesentlichen Punkte die Mächte zwingen werde, unmittelbar die Ausdehnung ihrer Besetzung auf dem rechten Rheinufer zu befehlen. Diese Drohung scheint völkerrechtlich unanfechtbar. Wenn vorläufig nur beschränkte Zwangsmaßregeln angewandt werden sollen, so ist dies ein Minus im Vergleich mit allgemeinen kriegerischen Handlungen. Man mag zugeben, daß, wie unsere Regierung in der Note vom 4. September ausführte, die Berufung auf den Artikel 429 nicht zutrifft, einmal, weil der Friedensvertrag noch nicht in Kraft gesetzt sei, und dann, weil der Artikel 429 nur von der Ausdehnung der Dauer der Besetzung des gegenwärtig den Feinden eingeräumten Gebiets, nicht von der Zulässigkeit der Erweiterung der Besetzung auf andere deutsche Gebiete spreche. Dies ist aber unerheblich. Die Bemängelung bezieht sich nur auf eine Ungenauigkeit in der feindlichen Begründung und trifft nicht den Kernpunkt. Übrigens scheint auch die Bestimmung des Vertrags über die Verlängerung des Waffenstillstands vom 13. Dezember 1918 ihre rechtliche Gültigkeit noch nicht verloren zu haben. Danach behält sich das Oberkommando der Alliierten vor, wenn es dies für angezeigt erachtet, und um sich neue Sicherheiten zu verschaffen, die neutrale Zone auf dem rechten Rheinufer nördlich des Kölner Brückenkopfes und bis zur holländischen Grenze zu besetzen.

Soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt, erstreckt sich, so kündet der Dichter, das deutsche Vaterland. Es muß immer das Ideal des Patrioten bleiben, alle Gebiete, wo die deutsche Zunge klingt, soweit tunlich, mit dem großen Vaterland zu vereinigen. Dies gilt insbe-

Digitized by Google

sondere von dem zweiten deutschen Staat, Deutsch-Österreich, worin Millionen von stammverwandten Brüdern in einer staatlichen Gemeinschaft vereinigt sind. Die nächste Sehnsucht und das nächste Streben des deutschen Volkes wird und muß immer darauf gerichtet sein, das stammverwandte Deutsch-Österreich an das Deutsche Reich anzugliedern, mit den südlichen Stammesbrüdern das Unglück und das Elend zu teilen und sich gegenseitig in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu trösten und zu stärken. Aber in der praktischen Politik darf man unerreichbaren Idealen nicht nachstreben, sonst nützt man nicht, sondern kann nur schaden. Es steht fest, daß die französische Regierung einer Verstärkung des Deutschen Reichs durch den Anschluß Deutsch-Österreichs den heftigsten Widerstand entgegensetzt und entgegensetzen muß. Zu der Erschütterung des Ansehens Louis Napoleons trug der Umstand wesentlich bei, daß Thiers darauf hinwies, wie durch die Gründung des Norddeutschen Bundes und durch die Vereinigung Italiens das Machtverhältnis unter den Staaten zu ungunsten Frankreichs erheblich geändert worden sei. Gerade daß Napoleon eine derartige Verstärkung der anderen Staaten zugelassen habe, wurde ihm zu einem schlimmen Vorwurf gemacht, denn die Verstärkung anderer Völker bedeutete eine Schwächung Frankreichs im Konzert der Mächte. Der Widerspruch Frankreichs gegen die Vereinigung Österreichs mit Deutschland mußte sich zunächst in einem direkten Verbot durch den Friedensvertrag äußern. Es war aber auch zu erwarten, daß es die idealen Kräfte, die zur Vereinigung antreiben und anreizen, durch entgegenstehende materielle Interessen einzudämmen versuchen würde. Zu diesem Behufe war es gegeben, die politische und ökonomische Lage der beiden Staatsgebilde durch den Friedensvertrag möglichst traurig zu gestalten und den Anlockungen zur Vereinigung ein Gegengewicht in den damit verbundenen schweren ökonomischen Lasten zu geben. Außerdem mußte auch für den Fall, daß trotz aller Hemmnisse der Anschluß doch bewerkstelligt werden sollte, eine gewisse Fürsorge getroffen werden durch Bestimmungen, die den Machtzuwachs Deutschlands durch die Vereinigung möglichst reduzierten, das heißt, es mußten die Grenzen Deutsch-Österreichs, soweit wie irgend möglich, beschränkt werden. Ob und inwieweit diese Rücksichten bei den Diktatfrieden von Einfluß gewesen sind, läßt sich mit irgend welcher Sicherheit nicht beurteilen, zumal die Einzelheiten der Verhandlungen der feindlichen Friedensdelegation nicht an die Öffentlichkeit gelangt sind. Jedenfalls war es aber ein schwerer Fehler unserer Regierung, daß sie sich hier von alldeutschen Aspirationen hinreißen ließ.

In einer Note vom 5. September erklärte die deutsche Regierung, daß Artikel 61, Absatz 2, so lange kraftlos bleibe, daß insbesondere eine Zulassung von Vertretern Deutsch-Österreichs zum Reichsrat so lange nicht erfolgen könne, als nicht der Rat des Völkerbundes, gemäß Artikel 80 des Friedensvertrags, einer Abänderung der staatsrechtlichen Verhältnisse Deutsch-Österreichs zustimme. Es ist klar, daß eine solche Erklärung dem Verlangen der feindlichen Regierungen nicht entsprach. In der Verfassung ist insbesondere

Digitized by Google

bestimmt, daß die Vertreter Deutsch-Österreichs schon jetzt beratende Stimme im Reichsrat haben. Der Regierung fehlt die Befugnis, diese Bestimmung außer Kraft zu setzen, sie kann ebensowenig wie die Verfassung ändern, sie authentisch interpretieren. Auch eine solche Interpretation kann nur im Wege einer Verfassungsänderung erfolgen. Die Erklärung könnte höchstens die Regierung, und zwar auch nur in ihrem jetzigen Bestande, binden.

Wie danach zu erwarten war, stellte die deutsche Note die feindlichen Regierungen nicht zufrieden. In einer Note vom 11. September kamen sie auf ihr Verlangen zurück. Man kann den Ton der Note nicht gerade als verbindlich bezeichnen. Dies erklärt sich aber durch die Fassung der Note vom 5. September, die der Sachlage nicht entsprach. Die verbündeten Regierungen verlangten nun, daß die deutsche Regierung die Auslegung, die sie in ihrer Antwort vom 5. September den alliierten und assoziierten Mächten mitgeteilt habe, in einer diplomatischen Urkunde niederlege, sowie daß diese Urkunde unverzüglich von einem bevollmächtigten Vertreter der deutschen Regierung in Gegenwart der alliierten und assoziierten Hauptmächte in Versailles unterzeichnet und innerhalb vierzehn Tagen nach dem Inkrafttreten des Friedensvertrags von den zuständigen gesetzgebenden Gewalten Deutschlands gebilligt werden müsse. Die Erklärung, die der deutsche Bevollmächtigte abgeben soll, wird in einer Anlage zu der Note in folgender Weise vorgeschrieben: „Daß alle Vorschriften der deutschen Verfassung, die mit den Bestimmungen des Friedensvertrags in Widerspruch stehen, ungültig sind. Die deutsche Regierung erklärt und erkennt an, daß demzufolge der Absatz 2 des Artikels 61 der Verfassung ungültig ist, und daß namentlich die Zulassung österreichischer Vertreter zum Reichsrat nur stattfinden kann, wenn gemäß Artikel 80 des Friedensvertrags der Völkerbundsrat einer entsprechenden Änderung der internationalen Lage Österreichs zugestimmt haben wird." Die Note vom 11. September verlangte also eine neue Demütigung, denn eine besondere Erklärung eines Bevollmächtigten der deutschen Regierung, die noch dazu in Gegenwart von Vertretern der alliierten Hauptmächte abgegeben werden, diesen eine gewisse Satisfaktion geben sollte, war früher nicht gefordert. Wie sich von selbst versteht, mußte die deutsche Regierung dem Verlangen entsprechen. Sie hat sich denn auch in einer Note vom 19. September hierzu bereit erklärt. Wenn sie dabei ihren früheren Rechtsstandpunkt abermals zu rechtfertigen versucht hat, so kann man dies nicht als glücklich bezeichnen. Die Verwahrung gegen den ironischen, den internationalen Gepflogenheiten nicht entsprechenden Ton der Note vom 11. September mag an sich berechtigt erscheinen, aber entsprachen denn die advokatorischen Ausführungen der Note vom 5. d. M. den internationalen Gepflogenheiten?

In der Note vom 11. September ist nicht ausgesprochen, in welcher Weise die Billigung der Erklärung der Regierung von den zuständigen deutschen gesetzgebenden Gewalten erfolgen soll. Die Bestimmung des Artikels 61, Absatz 2, kann nur durch eine Verfassungsänderung aufgehoben

Digitized by Google

werden, wie auch die sonst noch verlangte Erklärung über den Vorrang des Friedensvertrags vor allen Vorschriften der Verfassung als eine authentische Deklaration der letzteren die Form einer Verfassungsänderung voraussetzt. Es muß also, wenn dies auch in der Note nicht ausdrücklich verlangt ist, die Erklärung der Regierung in der nach Artikel 76 für Verfassungsänderungen vorgeschriebenen Weise gebilligt werden. Der Entwurf des Gesetzes über die Änderung der Verfassung muß von der Regierung unter Zustimmung des Reichsrats der Nationalversammlung vorgelegt werden. Der Beschluß des Reichsrats in bezug auf Verfassungsänderungen bedarf einer Majorität von zwei Dritteln der abgegebenen Stimmen. Ein dahingehender Beschluß des Reichstags, also jetzt der Nationalversammlung, setzt voraus, daß zwei Drittel der gesetzlichen Mitgliederzahl anwesend sind und zwei Drittel der Anwesenden zustimmen. Hoffentlich wird die bezügliche Vorlage der Regierung in der Nationalversammlung mit der gesetzlich vorgeschriebenen Majorität ohne Anstand und ohne Reden, die das Deutsche Reich neuen Verdrießlichkeiten von den feindlichen Regierungen aussetzen könnten, angenommen werden. Es handelt sich um eine Vorlage, der jedes Mitglied der Nationalversammlung zustimmen kann und zustimmen muß, weil sie nichts anderes enthält, als was sich bei richtiger Auslegung bereits aus dem Friedensvertrag ergibt. Eine Billigung dieses Vertrages selbst würde in der Zustimmung nicht liegen. Die Abänderung der Verfassung kann nicht einfach durch Streichung des Artikels 61, Absatz 2 erfolgen, weil sie auch vorschreiben soll, daß der Friedensvertrag allenthalben den Bestimmungen der Verfassung vorgeht. Wenn die Verfassung in einer Separatausgabe veröffentlicht wird, so muß dieser Anhang immer hinzugefügt werden, ein Wahrzeichen der Demütigung, welche unsere gegenwärtige Regierung und die Mehrheitsparteien der Nationalversammlung infolge ihrer mangelnden Voraussicht dem Deutschen Reich zugezogen haben. Die Note vom 11. September enthält insofern eine Milderung im Vergleich mit der Note vom 2. selbigen Monats, als die von den feindlichen Regierungen gesetzte Frist verlängert worden ist. Früher war sie auf vierzehn Tage nach Überreichung der Note festgesetzt. Diese Frist war augenscheinlich ungenügend. Jetzt wird die Ausführung des Verlangens erst innerhalb vierzehn Tagen nach Ratifikation des Friedensvertrags gefordert. Eine Drohung für den Fall, daß deutscherseits dem Verlangen der verbündeten Regierungen in der festgesetzten Frist nicht entsprochen werde, ist nicht wieder hinzugefügt. Man muß wohl die frühere Androhung als noch fortbestehend ansehen, da sie nicht zurückgenommen ist. Überdies ist nach den obigen Ausführungen eine vorgängige Androhung für die Vornahme von Zwangsmaßnahmen nicht erforderlich.'

Wir müssen den Friedensvertrag hinnehmen, wie er nun einmal geschlossen ist. Nach dem Artikel 80 ist die Unabhängigkeit Österreichs unabänderlich, es sei denn, daß der Rat des Völkerbundes einer Abänderung zustimme. Die Zustimmung des Völkerbundes setzt die Zustimmung der französischen Regierung

Digitized by Google

voraus. Keine französische Regierung kann nach der traditionellen französischen Politik eine solche Zustimmung erteilen, denn diese Politik geht dahin, das Deutsche Reich möglichst zersplittert und ohnmächtig zu halten. Louis Napoleon hatte schon dadurch gegen diese Politik verstoßen, daß er die Gründung des Norddeutschen Bundes und die Vereinigung Italiens nicht verhindert hatte. Um so mehr ist es ausgeschlossen, daß eine französische Regierung einer Verstärkung der Machtmittel Deutschlands, wie sie durch den Anschluß Österreichs herbeigeführt würde, ausdrücklich zustimmt. So lange wir also den Friedensvertrag aufrechterhalten wollen, müssen wir auf alle Bestrebungen, uns mit Deutsch-Österreich zu vereinigen, verzichten. Solche Bestrebungen lassen sich nur verwirklichen, wenn man sich vom Friedensvertrag lossagt.

Schauen und Hörensagen
Aus meinen Kindertagen[1])

Von

Luise v. François

Herausgegeben von Adolf Thimme

Als mein Vater starb, zählte ich noch nicht fünfzehn Monate, als ich ihn zuletzt gesehen hatte, kaum dreizehn. Er war von einer Kur in Pyrmont kränker als er dahin gegangen, zurückgekehrt, nicht nach seinem Garnisonsorte Herzberg an der Schwarzen Elster, sondern nach seinem Erbgute Niemegk, einer kleinen Stadt zwischen Wittenberg und Brandenburg, deren Umgegend vor wenigen Jahren der Schauplatz der sogenannten märkischen Schlachten gewesen war.

Meine Mutter, die während jener Badereise mit mir ihre Eltern in Weißenfels besucht hatte, empfing den Gatten in seiner Heimat, ging auf

---

[1]) Vorbemerkung. Diese Erinnerungen der Luise v. François, in denen das „Hörensagen" überwiegt, sind von ihrer eigenen Hand auf einzelne Folioboge geschrieben und auf dem ersten und letzten Bogen mit dem Datum der Niederschrift: 1. Januar 1883 und 15. Januar 1883 bezeichnet. Das Manuskript zeigt viele Verschreibungen, aus denen hervorgeht, daß es nicht zur Veröffentlichung vorbereitet wurde. Einige kleinere Lücken sind durch Zerknittern des Papiers entstanden, konnten aber sämtlich mit Sicherheit ausgefüllt werden. Der obige Titel steht auf der Rückseite des letzten nur halb beschriebenen Bogens und ist ebenfalls von der Hand der Verfasserin, aber offenbar später geschrieben, vermutlich erst dann, als die Fortführung der Lebensgeschichte aufgegeben war. Den Grund, warum sie nicht weitergeführt wurde, wird man darin suchen dürfen, daß ein großer Teil der Tatsachen ihres Daseins von der Dichterin in ihre Werke hineingearbeitet worden ist, wie man gerade an einem Vergleich des vorliegenden Bruchstücks mit Erzählungen wie der „Geschichte meines Urgroßvaters", „Frau Erdmuthe und ihre Zwillingssöhne", dem „Katzenjunker" u. a. erkennen kann. Es mußte ihr daher verdrießlich sein, durch eine Selbstbiographie die Ausnutzung ihrer Lebensereignisse für ihre Dichtungen nochmals ausdrücklich zu bekennen.

Digitized by Google

seinen Wunsch aber bald nach Herzberg voraus, um das Haus wohnlich wiederherzustellen. Kein Zweifel, daß der Kranke nicht daran dachte, ihr zu folgen; er sah seinen baldigen Tod voraus und wollte der jungen, geliebten Frau, deren zweite Niederkunft bevorstand, die Zeugenschaft seines Leidens und Sterbens ersparen. Arglos und sorglos über die Bedeutung seines Siechtums schied sie, wartete Woche auf Woche vergebens seiner Ankunft, die unter allerlei heiteren Vorwänden immer von neuem verschoben ward, bis sie plötzlich, von ahnungsvoller Bangnis überwältigt, den Beschluß faßte, so rasch als möglich nach Niemegk zurückzukehren und ihr Wochenbett daselbst abzuwarten. Infolge der Anstrengungen, welche das Packen und Rüsten für einen Winteraufenthalt auf dem Lande erforderte, wurde sie etwas verfrüht durch die Geburt eines Sohnes überrascht: die Erfüllung eines heißen Wunsches und die letzte Erdenfreude für ihren Mann. Gesehen hat er den Stammhalter nicht, vier Wochen nach der Geburt war der Vater geschieden.

Daß er die Mutter schriftlich bat, das Kind Ernst zu nennen, zur Erinnerung an die ernste Zeit, in welcher es geboren worden, war die erste und einzige Andeutung seines hoffnungslosen Zustandes.

So unwahrscheinlich ich es selbst finde, und so häufig ich erfahren habe, wie die kindliche Phantasie ein Gehörtes in ein Geschautes umwandelt, so steht mir mein Vater doch heute noch leibhaftig vor Augen. Das mag die Wirkung einiger Bilder sein, die sich in der Familie erhalten haben. Deutlich aber erinnere ich mich, daß er mich — vielleicht in der letzten Trennungsstunde — auf seinen Knien hielt, und ich fühlte, ja ich fühle heute noch den tiefen, durchdringenden Blick, mit dem er mich betrachtete. Er saß auf einer Bank vor dem Portal des Gutshauses, das nach der Zerstörung des alten durch einen Brand vor etwa zehn Jahren von Grund aus neu von ihm errichtet worden war. Auch dieses Haus habe ich niemals wiedergesehen und könnte Bank und Portal doch noch malen. Kann diese Erinnerung auch nur Folge von Hörensagen sein? Und von wem dürfte dasselbe stammen? Von meiner Mutter gewiß nicht. Die sprach nicht gern von dem Verstorbenen, wie überhaupt von leidvollen Erfahrungen, war überdies zu der Zeit, wo Erzählungen in Kindern zu haften pflegen, in ein anderes Verhältnis übergetreten, in welchem sie ihre Erstgeborenen einzuleben trachtete. Auch erinnere ich mich keines Zeugen der kleinen Szene. Der bleiche, stille Mann und das Kind auf seinem Schoße waren allein.

Das Bild meines Vaters ist der stärkste Eindruck und der einzige deutliche meiner Kinderzeit geblieben; die Sehnsucht nach ihm die einzige, mindestens tiefste meines jungen Lebens. Mein größtes Glück war, von ihm sprechen zu hören, und da es nur Auszeichnendes war, was ich, wenn auch selten genug, von Verwandten, Bekannten und Dienern über ihn hörte, bildete sich während jener frühesten Zeit sein Bild in mir zu einer Idealgestalt aus, die ich mehr und mehr mit allen menschlichen Vorzügen ausstattete. Ja, obgleich alles, was phantastisch und abenteuerlich heißt, meiner Natur von jeher fremd war,

Digitized by Google

sogar der den meisten Kindern eignende Märchensinn mir gebrach, um meinen seligen Vater wob sich ein geheimnisvoller Zauber. So oft ich, bis in meine Mädchenjahre hinein, den Mond am Himmel stehen sah, war mir, als blickte sein verklärtes Antlitz auf mich nieder; ich machte ihn zum Vertrauten der kleinen Leiden, die Kindern so groß dünken, und die einzigen Tränen, die ich in jenen Jahren geweint — auch dieser Quell war niemals stark in mir —, waren die um den Verlust des höchsten Gutes, dessen Besitz mir doch niemals bewußt geworden war. Wenn ich mir nun aber die Wirklichkeit dieser teuren Phantasiegestalt zu vergegenwärtigen suche, so muß ich inne werden, daß ich nur dürftige Umrisse seines Lebens zu zeichnen vermag.

Er entstammte bereits in der fünften Generation einer Hugenottenfamilie, die nach Aufhebung des Edikts von Nantes ihre französische Heimat verlassen und in dem Geburtslande der Reformation, dessen Regentenhaus jener Zeit noch der neuen Lehre zugetan war, eine Zuflucht gefunden hatte. Mein Vater und selbst mein Großvater werden von ihren Ahnen nicht viel mehr gewußt haben, als ich von ihnen weiß. Welches Würdigere hätten sie aber von ihnen wissen können, und wenn sie ihre Reihe bis in die Kreuzzüge — die geflüchtete Familie soll in den ersten drei Geschlechtern den Namen François de la Sainteterre geführt haben — zurückzuführen vermochten, als daß sie aus Überzeugungstreue einen milden südlichen Himmel gegen einen rauhen nordischen vertauscht haben, Heimat und Vaterland gegen die Fremde, und selbst wenn ihre traditionellen Luftschlösser nur Luftschlösser gewesen wären, ohne Zweifel eine behagliche Existenz gegen die Dürftigkeit der deutschen Lande, welche länger als ein Menschenalter nach den verheerenden dreißig Kriegsjahren sich erst mühselig aus Schutt und Asche aufzurichten begannen.

Ein sächsischer Hauptmann, der einzige und letzte dieses vermeintlich kreuzritterlichen Namens, fiel im Siebenjährigen Kriege; die Familienpapiere, die er treulich bewahrt hatte, gingen zugrunde bei dem großen Belagerungsbrande Wittenbergs, dem Wohnorte seiner jungen Witwe. Sie war die erste der Familie aus deutschem Stamm; die Vorfahren hatten sich mit Töchtern von gleich ihnen Refugierten verheiratet. Auf Ansuchen der Witwe verlieh Kaiser Franz I. den deutschen Adel mit der mir unbewußten Ahnenzahl, welche für Offiziers- und Hofmannsstellungen jener Zeit als obligatorisch galt. Der ritterliche Zuname fiel fort. Das Patent lautete einfach auf v. François, mit welchem sich die Familie fortan begnügte.

Jener Sohn war mein Großvater. Er wurde Soldat wie sein Vater und brachte es nicht höher als dieser, d. h. bis zum Hauptmann. Indes hatte er das Glück, mit einer trefflichen, charaktervollen Frau, Luise v. Brück, aus der geschichtlich bekannt gewordenen Kanzlersippe, das Erbgut Niemegk zu erheiraten, dessen Bewirtschaftung er, da er in benachbarten Ortschaften garnisonierte, dem Brauche seiner Zeit und Zone gemäß, gleichzeitig mit der Führung seiner Kompagnie vorstand. Die Gattin verweilte auf dem Gute, und eine zahlreiche Kinderschar erwuchs allda lediglich unter ihrer Hut und Zucht.

Digitized by Google

Mein Vater war nicht der älteste Sohn. Doch wurde von den Eltern, die bald hintereinander in mittleren Jahren starben, das Gut, ein Allodium, auf ihn vererbt, weil, so lautete die Verfügung, Fritz vor allen die Charaktereigenschaften besäße, um seinen jüngeren Geschwistern den Vater zu ersetzen. Nebenbei wohl auch oder vielleicht zumeist darum, weil Friedrich in früher Jugend aus erster Liebe ein wohlhabendes Fräulein v. Raschkau geheiratet hatte, daher eher als seine älteren, aber noch unverheirateten Brüder imstande war, Familienpflichten auf sich zu nehmen und jedem nach seiner Mündigkeit das ihm zukommende bescheidene Erbteil auszuzahlen.

Wie seine deutschen Vorfahren und seine fünf Brüder ward auch Friedrich Soldat in sächsischem Dienst, und er war Soldat mit Leib und Seele, was durch die kriegerische Sturmflut, die während seiner Jugendzeit Europa erschütterte, nur allzu erklärlich ist. Eine Ausnahme von der großen Mehrzahl seiner sächsischen Kameraden mag er indessen dadurch zu nennen sein, daß er schon in jener Zeit preußische Sympathien hegte und Friedrich der Große sein Lieblingsheld war. Zeugnis davon gibt eine Sammlung selten gewordener Kupferstiche aus jener Zeit, die großenteils in den Besitz seines Sohnes übergegangen ist. Obenan das Porträt des Königs in Schwarzkunst, das um seiner sprechenden Ähnlichkeit willen von Kennern hochgeschätzt und von Sammlern gesucht worden ist. Daneben aber auch eine Reihe charakteristischer Schlachten- und Lagerszenen, deren Mittelpunkt der alte Fritz ist. Von zeitgenössischen Kriegern waren der Sammlung etliche Helden aus den republikanischen Feldzügen eingefügt, Kleber, Dessaix und andere. Kein einziger aus der späteren kaiserlichen Epoche. Wiederum gegen Sachsenart wurde der gewaltige Kaiser von dem Enkel der geflüchteten Hugenotten lebenslang gehaßt wie ein persönlicher Feind. Friedrich war von Grund aus ein deutscher Mann.

Ein solcher wurde er aber immer leidenschaftlicher nach der Katastrophe des 14. Oktober 1806, welche der junge Leutnant im Regiment Lowe, als Adjutant dem Stabe Hohenlohes zugeteilt, an der Hauptstätte des Unheils miterlebt hatte. Als in ihrer Folge Sachsen sich dem Feinde verbündete, nahm er seinen Abschied. Auch für sein persönliches Leben war 1806 ein Unglücksjahr. Das Gutshaus von Niemegk brannte ab, seine vier kleinen Kinder erlagen rasch hintereinander einer Epidemie, die zarte, heißgeliebte Gattin starb, wie man es so nennt, an gebrochenem Herzen über diesen Verlust. Als er von Jena heimkehrte, stand er, bei noch nicht dreißig Jahren, ein einsam zur Tatlosigkeit verurteilter Mann, vor den Trümmern seines Hauses und seines Vaterlandes. Er lebte von da abwechselnd in Dresden und in Niemegk, allwo er sich ein neues Wohnhaus aufrichten ließ. „Möchten die künftigen Besitzer dieses Hauses glücklicher sein als ihr Erbauer war." Diese kennzeichnenden Worte wurden über dem Portale eingemeißelt, vor welchem der kindlichen Erinnerung — oder Phantasie — der Abschiedsblick des Vaters sich einprägte. Der Erbe des Hauses hat diesen bänglichen Wunsch niemals gelesen.

Digitized by Google

Von dieser Zeit an bis zu dem Wendepunkte bei Leipzig gehörte Friedrich v. François der in seinem Heimatlande wenig zahlreichen Bewegungspartei an, die in der Stille auf die Befreiung rechnete und für sie rüstete. Wider den Eroberer fremdländische Dienste zu nehmen, widerstand ihm; mehr vielleicht späterhin der Übertritt zu den Preußen, die nach dem russischen Feldzuge die Gegner seines Heimatlandes geworden waren, obgleich mehrere seiner vormaligen Kameraden und Nahbefreundete diesen Schritt nicht scheuten, und selbst ein jüngerer Bruder von ihm, der bald darauf bei Dennewitz blieb und in dem Gutsgarten von Niemegk begraben worden ist. An der Seite dieses geliebten Bruders erwählte fünf Jahre später mein Vater seine Ruhestätte. Die kleine, von einem Bache umspülte Garteninsel, also zu einem Friedhofe umgewandelt, ist die einzige Scholle, die seine Kinder ihr Eigentum nennen.

Erst nach der Schlacht bei Leipzig fühlte auch Friedrich die Freiheit, das Langersehnte und Erstrebte Tat werden zu lassen. Er organisierte in Verbindung mit dem ihm gleichgesinnten Fürsten von Schönburg-Waldenburg — dem nämlichen, der späterhin durch gemeinnützige Stiftungen im großen Stil, unter anderem der des Lehrerinnenseminars zu Droyssig im Weißenfelser Kreise, der, irre ich nicht, ersten in Deutschland, wie auch als opferbereiter Protektor des Gustav-Adolf-Vereins, weithin bekannt geworden ist — das sogenannte Elb-Landwehrregiment. Der Fürst wurde dessen Chef, der Vater sein Kommandeur, der Armee des Generals von Bülow zugeteilt, welcher seit den Tagen von Großbeeren und Dennewitz den Beinamen des Glücklichen erwarb und während des holländischen und französischen Feldzuges, wenn schon von den entscheidenden Großtaten ausgeschlossen, dauernd behauptete. Mein Vater fand Gelegenheit zu auszeichnender Bravour, die ihm durch mehrere — kennzeichnend für die Epoche — nicht preußische, sondern russische Orden belohnt wurde. Die zwei Kriegsjahre in fremden Landen mögen die glücklichsten seines Lebens gewesen sein. Nach dem Frieden garnisonierte das Regiment, auf Bataillonsstärke reduziert, in dem preußisch gewordenen Teile des sächsischen Königreichs, der nunmehr Provinz Sachsen hieß. Zunächst in Weißenfels, der ehemaligen Residenz eines sächsischen Herzogszweigs, der in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts ausgestorben war. Er, der Vater, war nicht mit Lust Friedenssoldat und hegte schon dazumal die Absicht, bei beruhigten Zuständen sich wiederum in den Privatstand nach dem geliebten Niemegk zurückzuziehen. Von anregender Lebhaftigkeit, ein geistvoller Unterhalter, Freund und Günstling zumal der Frauen, dabei in glücklicher äußerer Lage, wurde er indessen bald der Mittelpunkt eines geselligen Kreises, wie ihn die kleine Stadt seit Herzogszeiten nicht gekannt hatte, und dessen Erinnerung noch nach Jahrzehnten in ihr fortlebte. Nach zehnjähriger Kriegsdrangsal, Entbehrungen, Zerstörungen jeglicher Art, nach bösen Seuchen und zahlreichen Familienopfern, schmachtete alle Welt nach Zerstreuung und Ergötzen, politische Zerwürfnisse schlummerten ein, Spiel und Tanz wurden

Digitized by Google

die Bedürfnisse des Tages. Alle Epochen und alle Zonen bekunden ja solchen ungestümen Wandel von Not zur Lust in der Kleinstadt so gut wie in der Weltstadt. In solcher Stimmung, zumal in engen Kreisen, nähern sich und verschmelzen leicht miteinander die Stände, die sonsthin und sonstwo sich wenig berühren, ja wohl gar aus dem Wege gehen. Nie ist der Leutnant liebes- und heiratslustiger als nach einer tapfer bestandenen kriegerischen Probe, selbst der im Feldlager ergraute Hagestolz fühlt noch ein häusliches Rühren. Mein Vater gehörte zu keiner dieser Kategorien; er war ein stark temperamentierter, herzensbedürftiger Mann von nahezu vierzig Jahren. Auf der ersten Ruhestation im befreiten Vaterlande begegnet er einem jungen Mädchen und entzündet sich an ihm auf den ersten Blick. Sie war das schönste Kind der kleinen Stadt und würde auch in weiteren Umgebungen wenige ihresgleichen gefunden haben. In meinem langen Leben habe ich wohl regelmäßigere Gestalten und Züge gesehen, einen ähnlichen Liebreiz, der ja auch im Deutschen nicht gleichbedeutend mit Grazie ist, niemals. Auch war der Zauber desselben ein allgemein empfundener und ein unvergänglicher. Als sie, eine Siebzigerin, nach fast unaufhörlichem dreißigjährigem Krankenlager entschlummerte, trug das Totenbild, und zwar bis der Sargdeckel sich darauf senkte, noch den Ausdruck von so holder, mildlächelnder Verklärung, daß die Betrachter in andächtigem Entzücken wie vor etwas nie Erlebtem davor weilten. Aber auch in der Übergangszeit vom Kinde zur Jungfrau, die selten eine reizvolle ist, ist die Wirkung dieser angeborenen Anmut lebhaft empfunden und niemals vergessen worden, wie folgende kleine, unter manchen anderen Zeugnissen erwählte Geschichte bekunden mag.

Eine angesehene Kaufmannsfamilie — die des Buchhändlers Bohn — hatte während Hamburgs französischer Elendszeit mit ihrem Betriebe Schiffbruch gelitten und durch Vermittlung eines Leipziger Geschäftsfreundes in den weitläufigen Räumen eines Bürgerhauses unserer kleinen Stadt zunächst für ihre heimlich geretteten Bücherballen, dann aber auch für sich selbst eine Zuflucht gefunden. In der Mittagsstunde eines Sommertags von 1812 schwankte der schwerbeladene Reisewagen dieser Emigranten mit seinen jammernden Insassen — Vater, Mutter und drei Töchtern — über das holperige Pflaster der langgestreckten, engen Leipziger Vorstadt, zwischen Häuserchen und Hüttchen hin, wie die Großstädter sie selbst in den Dörfern ihrer Bekanntschaft niemals geschaut. Die sich neugierig aus den Schlägen beugenden Köpfe wenden sich mit Schauder ab. Der Jammer wird zum Unwillen: „Nein, hier sollen wir leben! Hier ist nicht zu existieren!“ ruft eines um das andere. Der unglückliche alte Vater weiß keinen Trost. Tränen strömen, Hände werden gerungen. Endlich ist das Tor passiert, die Straße erweitert sich; stattlichere Gebäude kommen zum Vorschein, auf der Höhe thront das wohlerhaltene vormalige Herzogsschloß, zur Zeit leerstehend und nur noch mit einigen Rudera seiner fürstlichen Einrichtung gefüllt. Ein weitläufiger Marktplatz öffnet sich. Die Kirche und das Rathaus geben einen guten Prospekt. Der Wagen hält

Digitized by Google

vor dem stattlichsten Hause der Südseite; es ist mit Blumengirlanden geschmückt, an die Fenster drängt sich eine Gesellschaft im Festtagsstaat. Man blickt sich staunend an. Eine erwartungsbange Pause, dann schwebt aus der Torfahrt ein schlankes Mädchen, fast noch ein Kind, niedlich in Weiß gekleidet, einen Rosenkranz in den kurzen, schwarzen Locken, Hals und Arme nach der Zeitmode entblößt. Sie hüpft auf den Schlag des Wagens, stockt dann aber eingeschüchtert vor den ernsten schluchzenden Insassen, reicht errötend der alten Dame einen Blumenstrauß, den sie in der Hand hält, nach kurzem Besinnen aber ruft sie heiter gefaßt: „Seien Sie uns herzlich willkommen!" Der Greis im Wagen erhebt sich mit feierlichem Ernst: „Fasset Mut, meine Lieben," spricht er, „wo ein Engel uns begrüßt, wird es sich gut leben lassen!" Indessen ist auch ein alter Herr herbeigetreten, ein Bürgersmann in der Festtracht des vorigen Jahrhunderts: goldgesticktes Seidenhabit, kurzes Beinkleid, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe, das üppige weiße Haar, das keines Puders mehr bedurfte, in einen Beutel zusammengefaßt; eine Greisengestalt, in ihrer Art nicht minder schön als die des jugendlichen Mädchens. In würdiger Haltung begrüßt er als Hauswirt die Ankömmlinge, wünscht ihnen Frieden und Wohlergehen unter seinem Dach und ladet sie ein, alsobald an seiner Mittagstafel fürlieb zu nehmen, da er heute sein fünfzigjähriges Bürgerjubiläum feiere, und werte Gönner und Freunde sein Haus als Gäste beehren. — Die Girlanden waren demnach nicht zu dem Empfang der Fremdlinge gewunden worden; nicht für sie hatte sich das engelholde Kind mit Rosen bekränzt, der dargebotene Strauß mochte bereits als Jubiläumsangebinde gedient haben; dennoch hatten die betrübten Herzen sich plötzlich hoffnungsfroh umgestimmt. Man nahm Platz an der Tafel des Jubilars, mag kräftig und reichlich genug bewirtet worden sein, der alte Herr hielt für sich selbst und seine gelegentlichen Gäste auf einen guten Tropfen, das Willkommenshoch wurde dankbarlichst erwidert, und so schloß der trübselig begonnene Tag mit einem verheißungsvollen Abendrot. — Die Fremdlinge wurden allmählich heimisch in der Kleinstadt und haben in ihr ihr Leben beschlossen. Die übrigen Glieder der Familie vereinigten sich zeitweise mit den zuerst Angekommenen. Ihre kosmopolitische Zusammensetzung ist den neuen Mitbürgern ein Unikum geblieben. Der Vater war ein Deutscher, die Mutter Engländerin, die eine Tochter hatte einen Schweden geheiratet, die andere einen Franzosen; ein Sohn lebte in Griechenland, ein zweiter, irre ich nicht, in Amerika. Die Professoren Oskar Schmidt, der bekannte Straßburger Zoologe, und dessen Sohn Erich Schmidt, der Wiener[1]) Literarhistoriker, stammen mütterlicherseits von den nach Weißenfels geflüchteten weltbürgerlichen Hamburgern ab. — Zwei von den Töchtern, welche die Eltern begleiteten, blieben unverheiratet und sind mir fast ein Menschenalter später liebe Freundinnen geworden, die ältere von ihnen auch meine französische Lehrerin. Die „guten Böhnchen"

[1]) später in Berlin.

Digitized by Google

hießen sie unter uns, und gute, fromme Seelen waren es. Das altheimische Wohlleben hatten sie verschmerzen gelernt, nur nach einer Hamburger Aalsuppe lüsterte es dann und wann dem braven Minchen, der originaleren und lebenslustigeren der beiden Schwestern. Mehr als einmal haben sie mir die so kläglich beginnende und so friedevoll endende Einzugsszene, die ich hier einigermaßen gekürzt, aber mit ihren eigenen Worten wiedergab, geschildert. Und wie aufmerksam habe ich ihrer Wiederholung gleich einer Neuigkeit gelauscht. Das holde Engelsbild, dessen Gruß die zagenden Herzen aufrichtete, war ja meines Vaters Gattin und meine Mutter geworden.

Amalie Hohl, ein einziges Kind und Großkind, entstammte einer Bürgerfamilie, die seit Generationen mit gleichem Betrieb in der Stadt ansässig war. Amaliens Großvater, eben jener Jubilar, hatte mit Eifer und Geschick dem Tuchhandel seiner Vorfahren eine Wollfabrik zugefügt, der ersten städtischen dieser Art und der einzigen, die es geblieben. In weitem Umkreise wurde seitdem die Schafzucht kultiviert, verhandelten an die junge Fabrik die großen Landleute ihre Produkte und verspannen die Kleinen zu Garn, das, was in dem Hohlschen Hause sortiert, gewaschen, gekämmt und sonsthin für den Webstuhl vorbereitet worden war. Der Meister brachte es auf diese Weise zu bedeutendem Vermögen und zu dem Ansehen eines Wohltäters seiner heimatlichen Gegend, die wohl eine fruchtreiche war, aber von den Schäden des Siebenjährigen Krieges sich nur mühsam erholte. David Hohl galt mit Recht für den reichsten Bürger der kleinen Stadt. Der wirtschaftlichen Gepflogenheit und Notwendigkeit der Zeit gemäß legte er den Erwerb, welchen die Ausdehnung des Geschäfts nicht erforderte, in Grundstücken an. Gärten, Wiesen, Äcker wurden gekauft und verpachtet, auch Häuser gebaut an ledigen oder vom Brand verwüsteten Stellen. Zu Anfang des Jahrhunderts besaß er deren in der Stadt sieben von Grund aus massive Häuser, von denen nur eines, das größte, von ihm bewohnte und für seinen Betrieb eingerichtete nicht ein selbst erbautes, sondern als Appendix der vormaligen Herzogsresidenz von der kurfürstlichen Hofkammer erstanden war. Über einen umfänglichen Hof hinweg zog sich ein Terrassengarten den Schloßberg hinan, mit dessen Plateau es durch eine Tür in Verbindung stand. In diesem Hause bin ich aufgewachsen und jung gewesen. Was aber in friedlich stabilen Zeiten ein Segen heißt, wird in denen kriegerischer Umwälzung zur Plage, ja zum Ruin, und es war ein verhängnisvoller Boden, zu welchem die kleine osterländische Stadt, zwischen Fels und Fluß eingeengt, den Paß bildete. Unfern derselben hatte der Finkler die befreiende Hunnenschlacht geliefert, der vierte Heinrich seinen Gegenkönig besiegt, die Ehrenfelder des Gustav Adolf breiten sich auf dieser östlichen Ebene aus. Noch einmal, erst zu Väterzeiten zertraten deren Fluren die Scharen eines schwedischen Helden,[1]) doch nicht eines teueren Befreiers, wie jenes, und diktierte derselbe einen Frieden, welcher dem Landes-

[1]) Karl XII.

Digitized by Google

fürsten eine fremde Krone kostete; endlich aber wurde jenseits des Flusses mit leichter Hand über die tonangebende Macht des Festlands jener unblutige Sieg erfochten, durch welchen der Name Preußen einen Weltklang und sein stark gemuteter König den Namen des Großen erhielt, die beide freilich unsere Mitbürger gern verweigert haben würden. Zumal der die Stadt wiederholt passierende König hatte in seiner kotbespritzten Kleidung und ungewählten Sprache durchaus keinen imposanten Eindruck hinterlassen. Wie ganz anders hatte man sich einen Helden gedacht, wie viel würdevoller hatte sich Seine polnische Majestät, der verehrte Landesvater, benommen, wenn er bei Gelegenheit einer Revue in den Räumen seiner weiland Herren Vettern sein Hoflager aufgeschlagen. Ja, der würde freilich auch nicht, wie der ordinärste Bauersmann zum „Alten Fritz" seines Volkes geworden sein. Und nun, nach kaum einem Halbjahrhundert ersehnten Friedens eröffnete sich unseren Bürgern eine zehnjährige Epoche des Blutes und Eisens, der Drangsal, Lasten und Seuchen, welche alle gedeihlichen Keime erstickte und alle früheren Katastrophen an Bedeutung übertraf. Schon die Mobilmachung von 1805 brachte an Stelle der kleinen sächsischen Garnison, die der preußischen Garden, übermütig-siegeslustige und von alters her in sächsischen Landen wenig beliebte Gäste. Nur ihr Führer, Prinz Heinrich, des Königs Bruder, der späterhin zum Katholizismus übertrat und als Greis in Rom starb, hatte durch ein liebenswürdig-leutseliges Wesen den Widerwillen wett gemacht. Politische Hartnäckigkeit eignet unserem Volksstamm überhaupt nicht allzu stark. Persönlichen Vorzügen und unter diesen vor allem einer gewissen ihm verwandten Herzensfreundlichkeit ordnet er sich leicht unter. Nur der barsche, diktatorische, knappe, bureaukratische Ton und Duktus, die der gewohnten sächsisch-langatmigen Höflichkeit schnurstracks zuwiderlaufen, hat späterhin das Einleben in die preußische Herrschaft einigermaßen erschwert. Bei alledem ist keine eroberte Provinz rascher und williger preußisch geworden als dieser vom Hauptstamm abgetrennte westliche sächsische Landesteil. — Kaum ein Jahr später sahen unsere Bürger das gesamte preußische Heer, den König und seine schöne Gemahlin an der Spitze, als Verbündete zu ernstem Waffengang ihre Stadt passieren, und nur wenige Wochen danach beherbergten sie als Gefangenen wohl manchen von den übermütigen Junghern, die sich vermessen hatten, den korsischen Parvenu „mit Peitschen" vom deutschen Boden zu verjagen. Ihrer dreitausend wurden zusammengepfercht in der Klosterkirche, die auf diese Weise zerstört worden und eine Ruine geblieben ist. Viele erlagen den Wunden, der Kälte, dem Hunger. Die kleine Stadt, welche seit dem 12. Oktober durch von Süden her vordringende französische Detachements arg behelligt und jetzt von dem Hauptteil der nachrückenden Sieger überfüllt war, war außerstande die Not der Gefangenen hinreichend zu stillen. Getan hat sie, was sie irgend vermochte, gekocht, gebacken, Keller und Kammern von Vorräten geleert. Die Stammesantipathie wich dem Erbarmen. Ich habe noch von Augenzeugen haarsträubende Einzelheiten über jene Unglücks-

Digitized by Google

tage erzählen gehört. Dazu der sinnverwirrende Eindruck des jachen Frontwechsels[1]) der heimischen Armee. Patriotische Wehklagen wird es bei wenigen hervorgerufen haben, weit eher ein Gefühl des Geborgenseins; die zauberhafte Blendung der napoleonischen Unwiderstehlichkeit war in diesen Tagen eine allgemeine. Den Frommen erschien er als eine Gottesgeißel zur wohlverdienten Strafe für unsere Sünden; den Aufgeklärten als ein Halbgott, ein Herkules, der in dem Augiasstall verrotteter Vorurteile reine Wirtschaft machte. Bei alledem machte es einen seltsamen Eindruck, die gefangenen Preußen von denselben Landeskindern eskortiert zu sehen, die vor kurzem jener Verbündete gewesen waren und nun ihre Gegner waren, und gar belustigend wirkte das Schauspiel der nachrückenden Sieger. Der Oktoberwind blies scharf, die südländischen Helden schützten sich, wie sie konnten. In geplünderten Priestertalaren und Bauernkleidern, ja in Frauenröcken und Pelzmützen — sogenannten Saumagen — durchzogen sie lachend die Stadt und wurden lachend begrüßt, wie denn überhaupt die Franzosen in ihrer reinlichen, mäßigen, heiter-höflichen Art, trotz der Entbehrungen und Lasten, welche die Bequartierung auferlegte, die am wenigsten gefürchteten, ja beliebtesten aller kriegerischen Gäste waren und auch späterhin blieben. Unser Herzogsschloß wurde jetzt zu einem Lazarett umgewandelt und bei dieser Gelegenheit seine immerhin noch fürstliche Einrichtung zerstreut und zerstört. Tausende von Freunden und Feinden sind bei den unvorbereiteten und völlig mangelhaften Einrichtungen in diesen stolzen, aber kahlen, kalten Räumen ihren Wunden und folgenden Seuchen erlegen, wie ungezählte Tausende nach den späteren Schlachten von Lützen und Leipzig. — Wir hießen nun Freunde des Siegers, dem wir Halt zu gebieten gedacht hatten. Nun aber erst begannen die Aushebungen für seine unverständlichen, rastlosen Züge. Der nach Preußen war eine Art von Überrumpelung und keine durchaus unsympathische. Aber das Vor- und Rückwärtsziehen der Besatzungstruppen auch nach dem Friedensschluß währte doch gar zu lange für unsere Geduld und die Leere unserer Vorratskammern. Wer indessen hätte seine Landessöhne nicht unwillig gegen das von alters her befreundete Österreich kämpfen sehen? Was ging uns lutherische Sachsen das päpstliche Spanien, was Italien an? und endlich gar die russische Kampagne, wer sah nicht mit ahnungsvollem Grauen das Blut halb Europas und das eigene, teuerste in einer Eiswüste erstarren? Der Heros der Zeit sank bedenklich von seinem Piedestal in den sächsischen Herzen. Hoch aber stand er in denselben aufgerichtet, als er nach dem Tilsiter Frieden sieggekrönt zum ersten Male unsere gute Stadt passierte, man hatte Ehrenpforten zu seinem Empfang errichtet, Bürgergarden als Spalier aufgestellt; weißgekleidete, blumengeschmückte Mädchen, das zehnjährige hübsche Malchen Hohl unter ihnen, sperrten vor der Leipziger Vorstadt die schmale Straße zwischen Fluß und Berg durch eine dicke Girlande, aus der Gruppe der Ehrenjung-

[1]) Schon neun Tage nach der Schlacht bei Jena.

Digitized by Google

frauen sollte eine hervortreten und den Gottgesandten mit der Deklamation einer französischen Hymne, städtisches Produkt, feiern. Schwerlich, daß er sie in unseren braven, sächsischen Lauten verstanden haben würde. Aber er hörte sie gar nicht an. Die schäumenden sechs Pferde durchrissen das Blumenseil und jagten die enge Vorstadtstraße entlang; die weißen Ehrenjungfrauen und Kinder hetzten nebenher, um unter der Ehrenpforte auf dem Markte ihre Huldigung anzubringen. Aber auch hier vergebene Mühe. Die Pferde wurden im Nu gewechselt, keine der mühsam einstudierten Reden, weder die der jungfräulichen Unschuld noch die der würdigen Obrigkeit, angehört, die kunstvollen Triumphbogen keines Blickes gewürdigt, nur ein beliebter Arzt des Städtchens, auch der der Familie, ein seine Mitbürger an Leibeslänge überragender Mann, der sich etwas auffällig vorgedrängt hatte, als vermeintlicher Attentäter von Rustan, dem kaiserlichen Leibmameluken, mit Pistolen bedroht und festgehalten, bis nach wenig Minuten die Fahrt weiterging. Dieser Mangel an Courtoisie gegen das schöne Geschlecht, wie der von Dankbarkeit gegen die Huldigung der höchsten Behörden hat unsere Bürgerschaft wohl einigermaßen verschnupft, doch war man ferne davon, darin ein Zeichen guten Geschmacks zu sehen oder gar Geringschätzung schmählichen Vasalleneifers.

Es war nicht das einzige Mal, daß der große Kaiser unsere Stadt berührte; in der eisigen Nacht des 12. Dezember 1812 erkannten allerdings in dem in Pelze gehüllten Insassen eines unerwartet vor dem Posthause haltenden Schlittens nur wenige den Imperator, den ersten der kläglichen Reste der stolzen Armee, die im Laufe dieses Vernichtungswinters dem Flüchtigen folgte. Schon am Nachmittage des 30. April kehrte er wieder, hoch zu Roß, unter strömendem Regen, umgeben von der glänzenden Suite seiner Marschälle, er selbst unscheinbar wie immer gekleidet, ruhig blickend und freundlich grüßend, ein anderer als der mißmutig ablehnende Sieger von 1807. Er übernachtete im Hause des Bürgermeisters und verließ es gegen Mittag des 1. Mai zu einem Rekognoszierungsritt auf der Leipziger Straße, bei welchem eine russische Kanonenkugel seinem Begleiter Bessières den Tod gab. Die Leiche wurde nach dem Hause seines Quartiergebers, des Salinendirektors v. Hardenberg, des greisen Vaters des edlen Novalis, zurückgebracht, und von da nach einigen Tagen nach Leipzig überführt. In den nächstfolgenden Tagen füllten sich das Schloß und die Stadt mit den verwundeten Opfern der Lützener Schlacht, welche die erste und tapferste Tatenprobe des befreienden Vorvolks so bitterlich vereitelte. Kein zu einer Herberge sich eignendes Haus blieb ungefüllt, und doch lagen die jammervollen Menschentrümmer zu Hunderten auf offener Straße. Die Leichen verwesten tagelang unbeerdigt. Wo in der ausgezehrten kleinen Stadt das Obdach, das nottat, wo die pflegenden Hände, die Mittel, die so viele bedurften? Und die letzten Wunden waren noch nicht geschlossen, die letzten Toten noch nicht in die Grube gesenkt, als ein noch schwereres Verhängnis sich herandrängte. Nach dem Waffenstillstand berührte Napoleon auf der

Digitized by Google

Rückreise nach Frankreich zum dritten Male unsere Stadt. Augen- und Ohrenzeugen erinnern sich während des Pferdewechsels eines Ausbruchs seiner jachen Cäsarenlaune. Er saß, ein seidenes Tuch um den Kopf gewunden, mit Marschall Berthier im Wagen, an dessen Schlag Rustan, wie eine treue Dogge, Wacht hielt. Etliche Rekonvaleszenten seiner alten Garde hatten, recht zur Unzeit, sich auf dem Markte eingefunden. Der Kaiser, sie gewahrend, geriet in einen Zorn, daß, wie man behauptete, das Weiße seiner Augen rot unterlief. Er winkte die Unglücklichen herbei, fuhr sie heftig an, befahl ihnen, sich unverweilt zur Armee zu verfügen, und gab dem Stadtkommandanten, einem jungen holländischen Leutnant, der bleich und zitternd herbeieilte, eine wütende Zurechtweisung. Dann ging die Eilfahrt weiter. — Aber noch einmal, zum letzten Male, kehrte er wieder, zu Pferde, in der Mittagsstunde des 20. Oktober, inmitten des Trosses seiner bei Leipzig geschlagenen flüchtigen Armee, an seiner Seite sein Schwager, der König von Neapel, gefolgt von dem Reste seiner Garden und der polnischen Lanciers. Die Massen der Flüchtlinge waren undurchdringlich; es gab einen längeren Aufenthalt auf dem Markt, bis er, die große Straße nach Erfurt vermeidend, die Saalbrücke, die am nächsten Tage niedergebrannt wurde, zu überschreiten vermochte, um in einem Weinbergshause auf dem linken Flußufer, da, wo heute der Bahnhof steht, sein Nachtquartier zu nehmen. In der Frühe des nächsten Morgens verließ er es zu Wagen auf beschwerlichen Wegen auf Nimmerwiederkehr. Vor ihm, mit ihm, nach ihm hatte sich nun indessen seine gesamte flüchtige Armee, Tausende und aber Tausende, drei Tage und drei Nächte hindurch durch den Engpaß der Saale in die engen Gassen der Stadt gewälzt, in toller Hast einer den andern niedertretend, wimmernd vor Frost und Hunger, Goldstücke bietend für einen Bissen Brot, eine Kartoffel, einen Apfel, den ihnen die Bewohner, weinend vor Jammer, aus den Fenstern zuwarfen. Tropfen auf einen heißen Stein! Niemals hat meine gutherzige Mutter dieser grauenvollen drei Tage ohne Schluchzen gedenken können. Man hatte dem sechzehnjährigen schönen Mädchen Knabenkleider angezogen und sie in das Gartenhaus auf der oberen Terrasse versteckt, sie aber sich zu befreien gewußt, um bei dem Austeilen alles Vorhandenen zu helfen. Die Kartoffeln wurden geschält dargereicht, die Hausbewohner, selbst der alte Großvater, begnügten sich mit den Schalen. Keine Krume, keine Frucht, kein Schluck Wein oder Bier war übrig geblieben, als endlich die letzte der Unglücksscharen am Morgen des 21. vor den nachdrängenden Russen unter Blüchers Führung abgelöst ward.

Aber nicht nur während solcher Hauptaktionen, gründlicher noch während ihrer vorbereitenden Zwischenpausen ward in diesem kriegerischen Jahrzehnt aufgezehrt, was bürgerliche Betriebsamkeit in einem Halbjahrhundert eingetragen. Der Aushebungen, Durchzüge, Bequartierungen, Kontributionen, Steuern, der Ungehörigkeiten und Frevel war kein Ende. Die Kontinentalsperre machte alle Luxusartikel, deren die fremden Gäste nicht entraten mochten,

Digitized by Google

wenn die Eingeborenen sich ihrer auch notgedrungen begaben, nahezu unerschwinglich. Trank man selber auch einen Mohrrübenaufguß und dünnes Hausbier, die ungebetenen Gäste forderten reinen Kaffee und guten Wein; das Gewerbe stand still, die Pachtgelder wurden nicht gezahlt, die Felder von den Hufen zertreten; die bürgerlichen Mieter hatten manches Haus verlassen, um sich in die Enge oder in einen ruhigen Winkel, der nicht an der großen Heeresstraße lag, zurückzuziehen; die Ehre, in den leerstehenden Räumen gar hohe Herren zu beherbergen, wurde teuer erkauft, David Hohl hätte mit Freuden dieses und jenes seiner sieben Häuser verschenkt, wenn sich einer gefunden, das Präsent anzunehmen. Mehr als einmal waren seine Tuchvorräte ausgeplündert worden; als seine Vaterstadt preußisch geworden, war er keineswegs mehr der wohlhabende Bürger wie zu der Zeit, da seine Landestruppen als Preußens Verbündete auszogen, dem neuen Cäsar eine Hermannsschlacht zu liefern, wenn er auch kaum einen Mitbürger haben mochte, der es mehr gewesen wäre. Die sich bereichernden Lieferanten stammten nicht aus kleinen Städten, hatte einer unter diesen etwas vor sich gebracht, entstand ein unheimliches Gemunkel, der Wohlstand ließ sich nur durch eine Untat erklären. Noch in meiner Jugendzeit suchte ich vergeblich unsere alte Waschfrau eines Besseren zu belehren, wenn sie behauptete, so oft sie in der Nacht auf eine Wäsche in der betreffenden Gasse habe gehen müssen — die Hauswäschen begannen noch zu meiner Zeit früh um Zwei und endeten abends um Acht —, dem alten *, einem längstverstorbenen braven Fleischermeister, als Spukding, vor seinem einstmaligen Hause wandelnd, begegnet zu sein. Derselbe könne im Grabe keine Ruhe finden, weil er einen französischen Verwundeten geplündert und ihm den Garaus gemacht habe. Man mochte dagegen reden, was man wollte, die Alte blieb bei ihrem Satz: Was man gesehen hat, hat man gesehen. Außer diesem ruhelosen Gespenst hatte sie auch den „Kobold" mit eigenen Augen gesehen, als er, in mancherlei Gestalt, ihren Milchnapf ausleckte oder ihre Ziege behexte, eine giftige Lohe über ihr Kartoffelfeld ausspritzte, und dergleichen mehr.

Nun endlich war Frieden, und David Hohl, wennschon ein Greis, noch rüstig genug zu einem gedeihlichen Wiederanfang und selbst zur Einführung des Maschinenbetriebs, welcher seitdem das Handgespinst auch in Deutschland allerorten verdrängt hatte. Auf industriellem Gebiet eine Umwälzung von kaum minderer Bedeutung, als die auf dem der Politik. Häusliches Mißgeschick hatte sich jedoch dem allgemeinen zugesellt und machte der Überlegung des alten Mannes den allmählichen Rückzug in eine lediglich erhaltende Stille zur Pflicht. Der unternehmende, rastlose, kerngesunde Mann, dem nie im Leben ein Finger weh getan, dem bis in das Patriarchenalter hinein alle Sinne rege blieben, hatte einen einzigen schwächlichen Sohn, just das Gegenbild seiner selbst. Ein Siechling von Kindesbeinen an, still in sich gekehrt, ein Träumer, wie man es nannte, mit Lust nur einsam im Freien streifend oder Flöte blasend und brütend über den Dichtungen seiner Zeit, stand es trotzdem

Digitized by Google

für den Vater und wohl auch für den Sohn selbst fest, daß er schlechthin keinen anderen Beruf ergreifen könne, als den von dem Vater überkommenen, so wenig Liebe und Geschick ihm für denselben eingeboren war. Als zweitem Sohn würde ihm willig eine Gelehrtenlaufbahn bewilligt worden sein. Das Streben jedes deutschen Bürgermannes bis in den bescheidensten Handwerkerstand hinab ist ja, oder war mindestens bis vor kurzem, einen seiner Söhne studieren zu lassen und in Amt und Würden aufsteigen zu sehen, wenn auch unter Hunger und Kummer. Der reiche Erbsohn mußte, weil er ein einziger war, Kaufmann werden und Kleinstädter bleiben. Da er für hektisch-auszehrend hierzu dazumal galt, und dem Vater, so gut wie dem ältesten Edelmann, alles darauf ankam, sein Blut nicht aussterben zu lassen, wurde der Sohn, gewiß nicht ohne seine Zustimmung, aber jedenfalls ohne eigene Initiative, mit einer gleichalterigen Bürgertochter verheiratet, der hübschesten, blühendsten, lebhaftesten, heiter-tätigsten, die sich auffinden ließ; man feierte die Hochzeit drei Tage hindurch mit Schmaus und Tanz im großen Rathaussaale so pomphaft wie noch nie; dem jungen Paare wurde ein eigener Hausstand und von dem väterlichen abgezweigter Handelsbetrieb gegründet. Die junge Frau schaffte, so viel sie vermochte, der junge Mann so wenig, als sich von ihm erwarten ließ. Der Vater half nach und hielt hin; er rechnete auf die Enkel. Von mehreren Kindern blieb indes nur die jüngste Tochter am Leben. Ein Sohn, des Vaters Ebenbild mit genialerem Gepräge, eine ausgesprochene Künstlernatur — einen Musiknarren nannte man ihn —, der Erbe auch von des Vaters bürgerlichem Mißgeschick, starb, bei sechsundzwanzig Jahren, wenige Monate nach dem, in welchem der Großvater so froh sein Jubiläum gefeiert hatte. Seit er in das Grab gesenkt worden war, dessen erstarrter Boden in dem unvordenklich strengen Schicksalswinter von 1812 durch einen lodernden Holzstoß hatte aufgetaut werden müssen, hat kein Mensch den unglücklichen Vater wieder lächeln sehen. Ihn zernagte die Reue, den Sohn in einen Beruf gezwängt zu haben, für welchen derselbe noch weniger zulängliche Eigenschaften geäußert, und in dessen Ausübung, wiederum als einziger Sohn, er noch bitterlicher gelitten hatte, als er selbst. Er verließ sein Haus fast nur noch, um auf dem Grabe des Geopferten zu ruhen und seinen eigenen Tod herbeizusehnen. Der gottesfürchtige, starkgemutete greise Großvater überwand diesen härtesten Schicksalsschlag leichteren Herzens. Da er bald darauf auch seine zweite Gattin verlor, löste er des Sohnes Zweiggeschäft — allezeit nur ein Scheingeschäft — auf, übersiedelte die Familie in das eigene Haus, zu dessen Vorsteherin er die Schwiegertochter setzte. Seine Herzensfreude, sein Augentrost war und blieb die herangewachsene liebliche Enkelin; er gestattete ihr größere Freiheit, mehr Zerstreuungen und Aufwand, als jener Zeit der Bürgertochter einer Kleinstadt gestattet war, unbedingt viel mehr, als er seiner eigenen Tochter gestattet haben würde; sie durfte singen und springen, sich putzen nach Herzenslust, ja das Unerhörte wurde, freilich wohl erst nach langem Widerstreben, ihren eigenen und anderer Bitten zugestanden: das Komödien-

Digitized by Google

spiel auf der Privatbühne, die der Hofrat Dr. Müllner,[1]) der gefeierte Dichter der Stadt, in dem großen Rathaussaale aufgeschlagen hatte, und als deren erster Künstler und Regisseur er sich einen weitverbreiteten Ruf erworben hatte. Zeuge der Kunstleistungen seiner Enkelin und ihrer Gesellen zu werden, dazu hat der alte Großvater sich allerdings niemals entschließen können. Welche Mühsal Müllner aufzuwenden hatte, um dieser Liebhaberei zu frönen, ist schier unglaublich. Zuvörderst und zuschwerst mußte er die gesamte Künstlerschaft, Männlein wie Fräulein — wennschon den honoratiores der Stadt entstammend — der trauten, heimatlichen Akzente entwöhnen, ihr Vokale und Konsonanten rein aussprechen lehren, darauf Verse ohne Singsang rezitieren lehren. Nach dem Tonfall kamen Haltung, Bewegung, Vorwärts- und Rückwärtsschreiten an die Reihe, alles exakt den Idealen von Müllner nachgebildet, und, wie mindestens der Meister selbst erachtete, dieselben häufig überbietend. Die schöne Amalie, eine leuchtende Theatererscheinung, wenn wahrscheinlich auch nicht eine geborene Künstlerin, da die Energie der Leidenschaft ihrem Wesen so ferne lag, debütierte in kleinen Rollen, zumeist Müllnerschen rhythmischen Redestücken. Die erste war sein „Blitz", in welchem er selbst die männliche Partie — das Stück hat nur zwei — übernahm. Die Krone des Unternehmens bildete die Aufführung der „Schuld", welche seit kurzem gleich einem Phänomen am deutschen Theaterhimmel erschienen war. Der Dichter hatte sie — obwohl er bisher ein patriotischer Sachse und Bewunderer Napoleons gewesen war — der edlen Prinzessin Marianne von Preußen, Schwägerin seines neuen Königs, zugeeignet mit einer Widmung, die mit den Worten abschloß: „Zu den Füßen der Huld ist die Schuld an ihrem Orte wie Orest zu den Füßen der Pallas." Das tat seine Wirkung.

Der kleine stämmige Hofrat hatte für sich selbst die Rolle des Helden Orindur ausgewählt, vielleicht sogar geschrieben, die leidenschaftliche Spanierin Elvira gab er einer Beamtentochter, Demoiselle Kunze, die der sanften, hochsinnigen Nordländerin Zerta — der schönen Amalie, trotz ihrer schwarzen Augen und Locken. Den alten Don spielte der Bürgermeister der Stadt, den Knaben Müllners liebliche Tochter Klara. In Betracht dieser Kräfte war es ein Riesenunternehmen, nur durchführbar für einen, der als Autokrator und gelegentlich als Grobian das Szepter führte. Mehr als siebzig Proben hat er sich nicht verdrießen lassen, manche Anekdoten sind aus denselben lange Zeit im Schwange geblieben. So hatte ihm die Elvira nach ihrem einleitenden Prolog niemals zu seiner Zufriedenheit zu Boden gleiten und dabei die Saiten der Harfe streifen lernen. Immer und immer wieder mußte sie den Fall wiederholen. Endlich ermüdet und ungeduldig rief sie mit echt spanischem Zorn, aber sächsischen Lauten, das sei Menschenschinderei, der Herr Hofrat möge die Rolle spielen lassen, von wem er wolle, sie habe die Sache satt! Bei diesen Worten gelang es ihr aber, nach des Dichters Intention an der

[1]) L. v. François schreibt stets: Müllner.

Digitized by Google

Harfe niederzugleiten und ihre Saiten streifend ertönen zu lassen, so daß er entzückt ausrief: „Demoiselle Kunze, Sie sprechen wie eine Gans, aber Sie fallen wie ein Engel!“

Der große Abend der Aufführung war endlich gekommen, der Saal Kopf bei Kopf gefüllt, der Mehrzahl nach von Auswärtigen, zumal angesehenen Leipzigern, die sich nicht eine der vielbesprochenen Müllnerschen Aufführungen entgehen ließen. Kamen sie doch sogar zu den Redouten der kleinen Stadt, als deren künstlerischer Urheber auch der gefeierte Dichter galt. Schätzte doch zur Stunde die Menge ihn ein gut Teil höher als den altgewordenen Goethe.

Die Darsteller harrten zitternd in dem Nebenzimmer des Glockenzeichens, als noch höher denn sonsthin gehobenen Hauptes der Autor und erste Held unter sie trat und folgende Worte sprach: „Meine Damen und Herren, die Koryphäen der Weimarschen und Leipziger Bühne sind eingetroffen, um von uns die „Schuld“ aufführen zu lernen. Ich rechne darauf, daß ein jeder seine Schuldigkeit tut!“ Dies gesagt, erschallt die Glocke, bebend wie Espenlaub schwankt Elvira an ihre Harfe, doch der Genius der Kunst überkommt sie, sobald der Vorhang in die Höhe rollt; sie fällt nicht nur, sie spricht auch ihren großen Monolog wie ein Engel. Und wie sie tun alle übrigen ihre Schuldigkeit; Tränen strömen und stummes Staunen waltet im Saal, nachdem Jerta das bedeutsame Schlußwort gesprochen: „Das Warum wird offenbar, wenn die Toten auferstehn!“ Man hat etwas Mustergültiges geschaut und gehört. Wenn sich einer oder der andere im Verlauf eine kleine Ausstellung erlaubt hat, so war es die an der just nicht spanisch-rittermäßigen Figur des schuldbewußten Helden und Dichters. Aber was konnte derselbe am Ende für seine Leibesfülle und sein bescheidenes Längenmaß? Keinem der Zuschauer fiel es ein, daß ihm im Grunde nur ein entdecktes Kapitalverbrechen vorgeführt worden war, nicht die Verlockung zu einer bösen Tat und deren Vollbringen, bloß ihre gerechten Folgen. Nur allzuoft verwelkt ein Lorbeer so rasch, wie er aufgeschossen ist, schlägt sogar in sein Gegenteil um, und so hat man späterhin auch ein starkes Ärgernis daran genommen, daß nicht der böse Wille, bloß das blinde Fatum jene Tat verschuldet hat. Dieses sogenannte Fatum verschuldete aber nur den Mord eines Bruders, nicht den Mord an sich, den Freundesmord, die freiwillige Tat der argen Lust. Das blinde Schicksal trägt nur zum kleinsten Teile die Schuld an der bald genug allgemein erkannten Hinfälligkeit dieser pomphaft eingekleideten Schuld. So dachte ich, als ich an des Dichters hundertjährigem Geburtstage in seiner Vaterstadt die von den Vätern als edles Kunstwerk gepriesene, von den Söhnen als unsittliche Schicksalsmache verhöhnte Tragödie aufführen sah. Es ist gar keine Tragödie, nur eine dialogisierte Kriminalgeschichte.

Nach einer Wiederholung dieser Hauptaktion schlummerte das Müllnersche Bühnenunternehmen in unserer Stadt ein. Der wesentliche und sehr gerechtfertigte Grund war die Befürchtung des Magistrats, daß der Rathaussaal nicht länger ohne Gefahr die Last der Bühne und ihrer Zuschauer zu tragen

Digitized by Google

vermöge, daher denn das Lokal, das einzige dem Zweck allenfalls entsprechende im Städtchen, fernerhin verweigert ward. Müllner ward darob grimmig aufgebracht. Er sah in der Verweigerung nicht eine gebotene Vorsicht, sondern eine Böswilligkeit des Bürgermeisters, wennschon derselbe seit Jahren einer seiner Hauptakteurs gewesen war, unter anderem der Ferdinand in „Kabale und Liebe", in welchem Stücke Müllner selbst als alter Geiger seine gelungenste Partie gehabt haben soll. Er war ein unversöhnlicher Feind, der das würdige Stadtoberhaupt mit seinem Spott und seiner Galle auf Schritt und Tritt und sogar im biederen Wochenblättchen verfolgte bis an sein Ende.

Nachdem er eine Weile geschwankt hatte, ob er dem an ihn ergehenden Rufe als Dirigent bedeutender öffentlicher Bühnen, man sprach sogar von dem an das Burgtheater in Wien, folgen solle, gab er das Schauspielertum auf, wie er schon früherhin das Advokatentum, ohne Zweifel die Leistung, zu welcher er am stärksten berufen war, an den Nagel gehängt hatte. Eine Kriminalnovelle, „Der Kaliber", die einzige Erzählung und das beste, was er geschrieben hat, ist Zeugnis für seine juristische Ader. Er wurde Publizist, Rezensent, Redakteur, und blieb es bis zu seinem Tode. Die von ihm begründete „Mitternachtszeitung" wurde ein hochgeschätztes und vielgefürchtetes kritisches Organ. Grillparzer nennt es in seiner Selbstbiographie das beste, das jemals in Deutschland erschienen sei. Daneben verschmähte er es aber auch nicht, in seiner kleinen Vaterstadt Vorurteile, Krähwinkeleien, Torheiten und Ungehörigkeiten unermüdlich auszufegen. Vielleicht verdankt sie ihm mehr als die deutsche Literatur. Von seinen vormaligen Kunstgenossen blieb er vor allen der liebenswürdigen Jerta ein guter Freund, und ist das gleiche auch deren kleiner Tochter[1]) geworden, wovon im Verlauf ausführlich die Rede sein wird. Zur Zeit hat dieses bescheidene Wesen seine Erdenlaufbahn ja noch gar nicht angetreten.

Während nun solchergestalt seine Mitbürger in langentbehrten Friedensgenüssen schwelgten, und die geliebte Enkelin sorglos ihrer Jugend froh ward, kämpfte der alte David Hohl gegen eine Krise, die er seit Jahren hatte heranziehen sehen. Sein Sohn, in der Alltagspraxis so wenig zu Unternehmungen angetan, hatte sich in eine Spekulation eingelassen, als deren Hauptfaktor die Phantasie — denn was ist Ahnungsvermögen anders als vorgreifende Phantasie — das Regiment führte. Ich weiß nicht, ob zuerst von ihm selbst, oder von wem sonst, war in den bisher völlig unausgebeutet ruhenden, mächtigen Braunkohlenlagern in unserer Umgegend ein wertvolles Feuerungsmaterial und eine Quelle des Wohlstandes für viele erspürt worden. Es galt nur die Förderung durch eine bemittelte Hand. Der Vater warnte mit in der Gegenwart vollgültigen Gründen. Wer in aller Welt sollte seine Öfen unsäuberlichst mit schwarzer Erde füllen, Haus und Hof durch widerlichen Qualm

[1]) Luise v. François selbst.

Digitized by Google

verpesten, wo ihm in der Fülle des Holzes die reinlichste und luftreinigendste Heizung zu Gebote stand? Ein Kind mußte ja die Torheit einsehen; sein Sohn, der Träumer, sah sie nicht ein; er unternahm die Ausbeutung und scheiterte an ihr. Wenige Jahrzehnte später, als mit der Herrschaft des verarmten Preußens die herrlichen fiskalischen Buchenwälder niedergeschlagen worden waren, als auch die Privatleute dem Beispiel folgten und ihre Holzungen zu lohnenderen Kartoffelpflanzungen umwandelten, da wurde Haus bei Haus mit jener braunen Erde geheizt, und ein Menschenalter später qualmten in weitem Umkreis die Schornsteine der Fabriken, um aus derselben neben dem Heizstoff, den sie enthielt, auch den rentableren Leuchtstoff auszuziehen. Hier wie anderwärts wurden die Nachgeborenen zu Millionären an einem Material, dessen Entdecker oder erste Verwerter zugrunde gingen; die kleine ehemalige Herzogsresidenz aber ist infolge jenes Gelingens eine rührige Gewerbestadt, aber aus einem säuberlichen Wohnplatz zu einem recht unsäuberlichen geworden, der anjetzt eher Schwarzenfels statt Weißenfels heißen sollte.

Die Grubenangelegenheit würde zu einem bösen Zusammenbruch geführt haben, wenn nicht der alte David Hohl für den Sohn eingetreten und mit großen, dem bedächtigen, sparsamen Haushalter sicherlich hart ankommenden Opfern dem Ärgernis vorgebeugt hätte. Er tat es, wie er alles tat, von Grund aus und in der Stille, nur der geliebten Enkelin gegenüber hielt er sich zu einer Art von Rechtfertigung verpflichtet. Nachdem er ihr die Sachlage klar zu machen gesucht, fragte er sie: „Wirst du, mein Kind, eines Tages, wenn ich tot bin, mir aber nicht einen Vorwurf daraus machen, daß ich die Sorge für deine Zukunft den Pflichten der Gegenwart hintangesetzt und deinen Wohlstand der Ruhe deines Vaters und der Ehre meines Hauses geopfert habe?“ Das junge Mädchen verstand diesen Zweifel nicht einmal und würde auch in reiferen Jahren nicht verstanden haben, selbst dann nicht, wenn sie überzeugt gewesen wäre — was sie jenerzeit durchaus nicht war —, Dürftigkeit gegen Wohlleben einzutauschen. Sie war die verkörperte Uneigennützigkeit, Großmut, Neid- und Berechnungslosigkeit. Und eben aus diesen liebenswertesten aller Eigenschaften entkeimte ihr späteres Schicksal. Denn niemals ist mir ein weibliches Wesen bekannt geworden, das weniger als sie geschaffen war, der Dürftigkeit ohne innerliche Einbuße die Stirn zu bieten und ein Rechenexempel zum Faktor ihres Tageslaufs zu machen. Unter diesen Aufgaben wachte im Verlauf in der bisher heiteren, allem Gefälligen zuneigenden Natur die trübsinnige Ader auf, die ein Erbteil ihres Vaters war, und die erst im hohen Alter, unter schweren Leiden, der eingeborenen Friedlichkeit und Lebensfreude wieder Platz machte.

Also beschaffen waren Wesen und Zustände des schönen Kindes, zu welchem ein Mann, welcher den Jahren nach ihr Vater sein konnte, ein vielerfahrener, vielgeprüfter Weltmann in jugendlicher Leidenschaft entbrannte. Das junge Mädchen hat diese Leidenschaft sicherlich nicht geteilt, ich zweifle sogar, daß sie dem Manne mit der Liebe, welcher sie fähig war, angehangen hat, sie

Digitized by Google

würde sonst nach seinem Verlust öfter und wärmer zu seinen Kindern von ihm gesprochen haben. Seine Natur war der eigenen zu fremdartig, als daß sie dieselbe hätte verstehen können oder später in der kurzen Spanne ihres Ehelebens verstehen lernen. Nicht bei vielen Menschen zieht das Gegensätzliche sich an und modifiziert sich eins durch das andere. Das Gleichartige ist im allgemeinen das zuverlässigste Bindemittel auch in der Ehe.

Aber der Mann interessierte das Mädchen, sein Feuer, sein Geist, seine Erfahrungen, wohl auch seine Lebensart und Lebensweise imponierten ihr, er wurde ihr zu einer Autorität, und sie hatte Ja sagen müssen, auch wenn vielleicht eine heimliche Stimme in ihrer Brust Nein geflüstert haben sollte. Ihren Eltern war dieser Bewerber der willkommenste. Der ernste Vater legte mit Vertrauen die Schutzherrschaft, deren Ausübung ihm selbst nicht lange mehr gestattet sein würde, in die Hand eines Mannes, dessen Bildungsgrad den seines gegenwärtigen Umgangskreises weit überragte. Die lebhafte Mutter aber sah in ihm schlechthin den edelsten, gütigsten, klügsten und, was bei ihr ein Hauptvorzug war, unterhaltendsten Mann der ganzen Welt. Von allen schweren Verlusten ihres Lebens, selbst dem des heißgeliebten Sohnes, hat sie der „ihres Majors", so nannte sie ihn, am schwersten getroffen. Bis an ihren Tod im hohen Greisenalter ist kein Tag vergangen, daß sie nicht um ihn geweint, nicht mit Entzücken von ihm gesprochen hätte, so wie etwa eine Braut von dem verlorenen Bräutigam sprechen mag. Die wenigen kleinen Züge von seinem Wesen und Behaben, die sie, in täglicher Wiederholung, ihrer Großtochter mitzuteilen vermochte, sind fast die einzigen geblieben, aus welchen diese sich das Bild ihres Vaters in dem Verhältnis zu seiner neuen Familie zusammengesetzt hat. Dem alten Großvater, welchem in dieser Familie die entscheidende Stimme zukam, würde ohne Zweifel ein Zivilist, zumal wenn er ortsangehörig war, als Schwiegerenkel willkommener gewesen sein. Wie noch dazumal ein Sohn aus angesehenem Bürgerhause nicht häufig in den Militärstand trat, und in demselben auch nicht allzu freundlich aufgenommen wurde — in Preußen hatte das der Waffenträger bedürftige Jahr 1813 beiderseits einen Wendepunkt gebildet —, so gestattete man den Töchtern jener Häuser nur ungern eine Verheiratung an Offiziere, von denen sie dann auch im allgemeinen selten begehrt wurden. Eine bevorzugte Minderzahl eroberte die Herzen mehr oder minder vermöglicher landadeliger Fräulein, die Mehrzahl begnügte sich mit bescheidenen Standesgenossinnen. Gemeinhin in bitterer Armut, einem „glänzenden Elend" nach bürgerlicher Auffassung, wurden Söhne wie Töchter für ein gleiches Los erzogen, und bildete sich durch diese Rekrutierung von Geschlecht zu Geschlecht eine ziemlich geschlossene Kaste, die man ohne allzu große Übertreibung den Janitscharen verglichen hat. Eingeleitet durch die allgemeine Wehrpflicht, bedeutend erweitert durch die infolge ihrer Siege in allen Kreisen populär gewordene Stellung der Armee, hat eine Gegenströmung stattgefunden, welche dem Offizierstande eine veränderte Physiognomie verliehen hat. Wohlhabende Bürgersöhne treten mit Vorliebe in denselben ein, reiche Bürger-

Digitized by Google

töchter ziehen den Freier im bunten Rock jedem anderen vor und fügen sich mit auffälliger Leichtigkeit in die mancherseits beschränkenden Satzungen des heute noch gültigen militärischen esprit de corps. In materieller Hinsicht haben sich daher Ansprüche und Lebensweise kaum in einem Stande mehr gesteigert, als in diesem.

Major François erschien sonach in der kleinstädtischen Bürgerfamilie als ein weißer Sperling. Aber sein freies, leutseliges Benehmen gefiel dem alten Herrn und, was für ihn wohl noch stärker in das Gewicht fiel, der Major war nicht bloß ein angesehener, er war auch ein erbangesessener, vermöglicher Mann, der überdies die Absicht aussprach, insofern es Frieden bliebe, alsobald seinen Abschied zu nehmen und sich auf sein Landgut zurückzuziehen. Seinen Stamm in den eines Rittergutsbesitzers überzuleiten konnte dem alten Kaufmann wohl behagen; auch er sagte mit Vertrauen Amen zu dem Bund.

Das junge Paar bezog ein Haus, in welchem, wohl dem räumlichsten der Stadt, die Familie des Salinendirektors von Hardenberg nahezu ein Halbjahrhundert ein ernstes, frommes, abgesondertes Leben geführt und Schicksalsschläge erlitten hatte, wie sie nur seltene Menschen zu tragen imstande sind. Novalis, der älteste der Söhne, war in dem Hause geboren und gestorben, und erst vor Jahr und Tag sein Vater ihm in demselben nachgefolgt. Die greise Witwe aber war zu dem Sohne, dem einzigen sie überlebenden Kinde von elfen, die sie erwachsen gesehn, nach dem Hardenbergschen Erbsitz übergesiedelt; das Haus gehörte der Familie noch, ging aber bald darauf in fremde Hand über. — Beinahe wäre ich in diesem Hause auf die Welt gekommen, und es hat mir lange Zeit leid getan, daß ich nicht in demselben auf die Welt gekommen bin. Denn keine Familie hat mich während meiner Kindheit und darüber hinaus lebhafter interessiert, als die der Hardenbergs, obgleich ich niemals ein Mitglied derselben mit Augen gesehen hatte. Wie dieses Interesse erweckt und genährt wurde, werde ich erzählen, sobald die Zeit der Interessen für mich gekommen sein wird. Vorderhand bin ich ja noch gar nicht da.

Das Elblandwehrregiment war in Friedensstärke auf ein Bataillon reduziert, sein Führer jedoch behielt den Titel eines Regimentskommandeurs. Wenige Monate vor meiner Geburt erhielt der Truppenteil in dem mehr als bescheidenen Landstädtchen Herzberg a. E. eine neue Garnison und übersiedelte das Françoissche Ehepaar nach derselben. An der Grenze jener berüchtigten Ebene auf dem rechten Elbufer, die man die Streusandbüchse genannt hat, gelegen, erschien dieselbe der jungen Frau, an das fruchtbare Tal eines raschbewegten Flusses und an heiter-grünes Laubholz gewöhnt, einer Wüste gleich, und hat sie sich auf diesem mageren Sandboden mit den graugrünen Kiefernwäldern und Heidestrecken niemals eingewöhnen lernen. Ihrem Gatten mutete die Gegend freundlicher an, denn sie unterschied sich wenig und in diesem Wenigen nur zu ihrem Vorteil von der des altheimischen, geliebten Niemegk, das ja ganz inmitten jener verrufenen Ebene und nicht an einem munteren

Digitized by Google

Flüßchen wie die schwarze Elster lag. Überdies ist mir zweifelhaft, ob er ein besonderer Freund der Natur gewesen ist; seine Frau war es im stärksten Maße, eine unermüdliche Spaziergängerin, an den Besitz und die Pflege eines Gartens von Kind ab gewöhnt.

In diesem Städtchen wurde ich am Siebenschläfer (27. Juni) 1817 geboren, anscheinend ohne schweren mütterlichen Kampf, denn eine Stunde[1]) [nach] dem Aktus hat sie einen Korb voll Kirschen mit [Appetit] verzehrt, und ist er ihr wohl bekommen. [Sie liebte es], diese Extravaganz mit Vergnügen zu erzählen, [und bei] einem bis an ihr Ende kerngesun[dem Magen hielt sie gar] wenig von Diätvor[schriften], während sie doch leider bald genug über[aus nervös] und apprehensiv [geg]en Lufteinflüsse, Wetterwechsel [und dergleichen] wurde.

[An] dem 1. August wurde ich ge[tauft auf] den Namen meiner väterlichen [Großmutter] [„Luise"], dem man nach Gebühr und Schicklichkeit einen von denen meiner mütterlichen Großmutter „Marie" hinzufügte. Bei dem Taufschmaus soll es hoch und lustig zugegangen [sein], so daß eine der Gevatterinnen, zumal sie eingestandenermaßen von der allgemeinen Stimmung mitgerissen, flott mitgejubelt hatte, nachträglich von der frommen Sorge behelligt ward, der Dämon der Weltlust möge gleichzeitig mit dem Christenglauben demjenigen Menschenkinde eingebunden worden sein und am Ende gar die Oberhand gewinnen. Erst in späten Jahren hat sie sich über diesen Zweifel beruhigt und ist mir bis zu ihrem Tode eine fürsorglich mütterliche Freundin geblieben.

Von der dieser Festlichkeit folgenden Zeit habe ich nichts weiter nachklingen hören, als daß die mütterliche Nahrung mir trefflich bekommen ist, wie nicht minder auch die, welche die mütterliche nach einigen Monaten ablöste. Das vielleicht nicht Unzeitgemäße an dieser Erwähnung ist, daß jene zweite Nahrung, wie herkömmlich war und heute noch Grundregel ist, nicht aus Milch bestand. Milch war mir wie auch späterhin allen meinen Geschwistern widerstehend, und ist es lebenslang geblieben. Nicht ein Tropfen hat uns beigebracht werden können, selbst den Eicheltrank, der sie, notgedrungen, ersetzte, nahmen wir nur ohne Milchzusatz und sind bei diesem Trank und den hergebrachten Süppchen gesunde, große, blühende Kinder geworden. Mir im besonderen hat bis in mein fünfzehntes Jahr kein Finger weh getan: ich habe keine Kinderkrankheit gehabt — einen kaum bemerkbaren Maserausschlag abgerechnet —, nicht einmal einen Katarrh; ich habe keinen Tag das Bett gehütet, an keinem den Unterricht versäumt. Nach jenem Zeitpunkt freilich war mir beschieden, in einem halben Jahrhundert die in der Kindheit ersparten Leiden gründlich einzuholen. Da ich aber einmal das Kapitel Körperbeschaffenheit berührt habe, will ich vorgreifend eine Eigentümlichkeit hinzufügen, die

[1]) Einige Löcher im Papier des Manuskripts. Die eingeklammerten Worte sind von mir ergänzt. (Herausgeber.)

Digitized by Google

bis in die Grenze des Matronenalters Laien wie Ärzten eine kaum erlebte war: die Raschheit meines Pulses. Niemals soll er nämlich unter 120 Schlägen in der Minute gegangen sein.

Wenn während meiner Mädchenjahre unser alter Hausarzt und Hausfreund einen schweren Fieberpatienten zu behandeln hatte, kam er regelmäßig zu mir, um des Kranken Pulsschläge mit den meinen zu vergleichen. (Von Wärmemessungen war in jener Zeit ja noch nicht die Rede, die Fieberstärke und die Lebensgefahr wurde nach den Pulsschlägen taxiert.) Und allemal konstatierte er, daß mein gesundes Blut sich mindestens ebenso eilig bewegte, als das seines Kranken. „Du darfst dir darüber aber keine Gedanken machen," sagte er dann wohl, „du wirst dein Leben rascher verbrauchen als andere, aber auch mehr davon haben. Viel leben ist besser als lange leben, und ein Frauenzimmer verliert wenig an den Jahren, die ihm über das Vierzigste hinaus beschieden sind." Ich werde von dem Manne, der mir dieses Prognostikon stellte, als dem originalsten von allen Menschen, die auf mich einen Einfluß geübt, später noch zu sprechen haben. Seine Voraussetzung hat mir aber keineswegs bängliche Gedanken gemacht, im Gegenteil ist es mir lange Zeit eine tröstliche Zuversicht gewesen, daß ich vor dem völligen Ablauf der Jugend sterben würde. So können Menschen sich irren. Ich stehe inmitten meines siebenten Jahrzehnts. Mein Pulsschlag hat sich allmählich beruhigt, wennschon er heute noch rascher schlagen mag, als der der meisten gesunden Menschen. Das Kriterium oder der Vorbote eines bewegten Lebens ist er aber nicht gewesen, wie diese Blätter bekunden werden.

Das häusliche Leben, welches nach väterlichem Zuschnitt in der kleinen Elsterstadt geführt ward, ist der jungen Frau sehr unbehaglich vorgekommen, obgleich oder weil es an Geselligkeit nicht fehlte. Mein Vater liebte dieselbe; was im Orte irgend präsentabel war, wurde herbeigezogen, und die ritterschaftliche Nachbarschaft leistete Sukkurs. Nicht eine einzige Mittagstafel ist ohne Gäste verlaufen, nicht ein einziger Abend ohne Whistpartie. Das Spielen war eine Erbleidenschaft seiner Familie, es war auch meinem Vater Bedürfnis, doch spielte er niemals Hasard, immer nur ein Kunstspiel, Whist oder Lomber. Ein derartiger Tageslauf war dem altheimischen meiner Mutter schlechthin entgegengesetzt. In erster Ordnung vermißte sie eine hausfrauliche Stellung. Ihr Mann duldete es nicht, daß sie sich um die Wirtschaftsangelegenheiten kümmerte. „Dafür hast du Leute," sagte er. Und in der Tat war das Haus, welches hinsichtlich des Mobiliars mit einer jener Zeit entsprechenden Einfachheit ausgestattet war, von Bediensteten überreich gefüllt. Außer dem herkömmlichen männlichen und weiblichen Gesinde gab es eine Wirtschafterin, eine Jungfer und sogar einen Koch. Die Einmischung der jungen Frau wäre überflüssig gewesen. Was aber sollte sie anfangen in den Stunden, in welchen sie daheim die Küche besorgte? Nach ihres Gatten Wunsche zierlich sich kleiden, womöglich selbst im Winter in Weiß, still in ihrem Zimmer sitzen und sich von ihm wie von den Gästen, die er ihr zuführte,

Digitized by Google

unterhalten lassen. Diese Gäste aber waren fast ausschließlich Herren, und zwar ältere Herren, die sich von Dingen unterhielten, die sie nicht verstand oder die sie nicht interessierten. Überdies gestattete ihr Mann keine weibliche Handarbeit in seiner Gegenwart, ja er haßte dieselbe als gesellschaftliche Unhöflichkeit. Eine Dame, die in seiner Gegenwart ihre Strick- oder Näharbeit nicht aus der Hand legte, besuchte er nicht wieder. Die Frau vom Hause sollte Auge in Auge mit ungeteilter Aufmerksamkeit sich dem gegenwärtigen Genossen widmen, und wenn dieser Genosse auch der eigene Mann war. Man wird diese Forderung von einem Ehemann etwas unbescheiden finden, in den Kodex einer anmutigen Umgangssitte gehört sie sicherlich. Dieses „Regen ohne Ende der fleißigen Hände", nun ja, es gehört zu dem Dichterbilde des deutschen Frauenideals, aber doch nur unter der Voraussetzung, daß die gesellige Kunst von diesem Ideale ausgeschlossen bleibt. Unsere vielbeliebten Damenzusammenkünfte mit ihren obligaten süßen Genüssen, dieses einzig im deutschen Mittelstande zu Recht gewordene Äquivalent der männlichen Tagesfreuden beim Schoppen oder Krug, sie gleichen wahrhaftig weit weniger den Lästerschulen, für die sie ausgeschrien sind, als emsigen, wetteifernden Arbeitsschulen bei kunstvollem Nadelwerk. Die Herren am Biertisch mögen vertrauen: Schillers Frauenideal hält stand. Die deutsche Frau ist auch im Salon noch häuslich. Und daß man meiner jungen Mutter nicht gestattete, es zu sein, das hat ihr schwere Langeweile bereitet. Was sollte sie tun? Sie besaß keinen Garten, in welchem sie Blumen pflegen konnte. Freundinnen besuchen oder mit ihnen einen Spaziergang machen sollte sie auch nicht; nur an seiner Seite eine Fahrt in die ihr so unlieblich dünkende Heide und gelegentlich eine Visite, kurz und gut, die große Dame spielen, die sie im Herzensgrunde nicht war. Ich glaube nicht, daß ein besonderer Standessinn ihren Gatten zu solchen Ansprüchen trieb, weit eher das sultanliche Verlangen des ungeteilten Besitzes, eine Art von Eifersucht auf jeden von seiner Person ableitenden Gegenstand. Wem in einem Verhältnis, welches die Leidenschaft begründet hat, irgendeine Schiefheit oder ein Ungenügen bewußt wird, der legt, um das Gleichmaß herzustellen, nur allzu häufig das Gewicht in die verkehrte Wagschale. Man schraubt in die Höhe, statt hinabzusteigen. Um indes meinen armen Vater in der Schätzung meiner kunstfertigen Landsmänninnen nicht allzu barbarisch erscheinen zu lassen, will ich für seine Abneigung gegen weibliche Handarbeit, sobald dieselbe unter seinen Augen geübt ward, außer dem vermeintlichen Mangel guter Lebensart noch einen Grund angeben, welchen seine Frau nicht geahnt hat. Sie wußte nur, daß er auf dem einen Auge schwächer sehe als auf dem andern. Er sah aber gar nicht auf demselben, hatte dessen Licht während des Feldzuges eingebüßt und war nun von der Apprehension befallen, daß durch eine ungeschickte Bewegung eine Nadel ihn auch des anderen berauben könne. Wiederum ein Gewicht in die unrechte Wagschale. Hätte er aus ehemännischer Eitelkeit das Eingeständnis einer kleinen Invalidität nicht gescheut, würde in

Digitized by Google

liebreicher Schonung bewilligt worden sein, was nun als Forderung einer Marotte verstimmte.

Ob in der Ehe meiner Eltern auf die Dauer aus leichten mißmutigen Anwandlungen sich das Bewußtsein eines Mißverhältnisses entwickelt haben würde, zumal wenn der Rückzug nach Niemegk, das ihr bei wiederholter flüchtiger Einkehr als der ödeste, unwirtlichste Winkel erschienen war, ausgeführt wurde? Wer kennt das Herz des nächsten Menschen, wer auch nur sein eigenes so genau, um dessen Schicksal vorauszusehen? Der gefürchtete Rückzug in die alte Heimat wurde nicht angetreten; der Gatte in ungetrübtem Glücksgefühl zu einer noch höheren Heimat abberufen. Seine zweite Ehe hatte nur zwei Jahre gewährt.

Die junge Witwe kehrte mit ihren beiden Kindern zurück in das großväterliche Haus, das ja gleichzeitig das ihrer Eltern war. Sie fand ihren Vater auf seinem letzten Krankenlager und ward ihr in seiner Pflege eine Aufgabe zuerteilt, die ihr dem Gatten gegenüber versagt gewesen war. Die Krankenpflege aber war der Beruf, zu welchem sie geboren schien und in welchem die ganze Liebenswürdigkeit ihrer Natur sich offenbarte. Der lebenslang sieche Mann erlag als Fünfziger jenem Lungenleiden, das ihn schon als Jüngling bedroht hatte. Der Tod des verehrten Schwiegersohns soll, dem Redelauf nach, der Nagel zu seinem Sarge gewesen sein. Der Sarg aber stand fix und fertig gezimmert seit dem Tode des eigenen Sohnes.

So folgte Erschütterung auf Erschütterung, und der bisherige harm- und arglose Frohmut der Jugend ist meiner Mutter niemals wiedergekehrt. Im besonderen hatte, seitdem sie ihren Vater sterben gesehen, sich der dazumal noch körperlich Gesunden eine krankhafte Scheu bemächtigt vor allem, was Tod hieß und dem, was dem Tode folgte — Leiche, Sarg, Grab, Friedhof —, eine Scheu, die mit der Zeit sich nahe bis zu einer fixen Idee steigerte. Niemals hat sie das Grab eines der Ihrigen besucht; wenn sie sich nach einem ihr zugehörenden Garten außerhalb der Stadt begab, machte sie einen weiten Umweg, um nicht an der Pforte unseres Gottesackers vorübergehen zu müssen. Als ihre Mutter starb, eine müde, kindisch gewordene Greisin, die zwanzig Jahre im Hause ihrer Tochter gelebt hatte und von ihr aufopfernd gepflegt worden war, mußte sie schleunigst entfernt werden, um ihr die unter allen Umständen schauervollen Eindrücke des letzten Aktes zu ersparen. Nach mehreren Monaten der Erholung in dem nahen freundlichen Badeorte Kösen trat sie anscheinend gesund und heiter die Heimfahrt an. Der Kutscher blieb gegen meine Anordnung auf der geraden Straße, die an dem Gottesacker vorüberführte. Die Mutter, bis dahin durchaus unbefangen, erblickt plötzlich das leuchtende Memento mori über der Pforte und fällt in Krämpfe — als eine Kranke wurde sie aus dem Wagen gehoben und ist während der mehr als dreißig Jahre, die sie noch lebte, eine Kranke geblieben, nie wieder in das Freie gegangen und nur selten von ihrem Lager aufgestanden. Ein Zustand, der freilich einen tieferen Ursprung hatte als jenes flüchtige Memento mori.

Digitized by Google

Gott sei gedankt wenigstens dafür, daß sie in dieser langen Leidenszeit nicht auch noch einmal durch das Totenbild eines geliebten Menschen erschüttert wurde.

Um nach diesem Vorgriff zu jenen ersten Prüfungen zurückzukehren, so gesellte sich denselben eine Mißhelligkeit, die ihr das großväterliche Haus verleidete und deren Folgen ihr späteres Leben vergällen sollten. Mein Vater war sich der Natur seiner Krankheit und seiner Unrettbarkeit voll bewußt gewesen. Ein anscheinend geringfügiges Magenleiden war nach ärztlicher Heilmode mit zusammenziehendem Eisen behandelt worden. Eine Verhärtung, der man heutzutage durch eine Milchkur vorgebeugt haben würde, machte den Tod durch Verhungern unvermeidlich, sobald der Magenmund sich völlig geschlossen haben würde. Der Kranke hatte, zutreffend bis auf den Tag, diesen Moment vorausgesehen und keine noch so geringfügige Anordnung getroffen.[1]) So auch die für sein Begräbnis. In aller Stille ist er nach der Umhegung in seinem Garten getragen worden, wo er vor Jahren seinen Bruder eingesenkt und während seiner Krankheit, so lange die Sonne schien, in stiller Einkehr geruht hatte. Er war eine Tagnatur und liebte Sonnenwärme und Licht. Auf dieser Stelle hob man den Leichnam aus dem Sarge, welcher dem ersten im Orte sterbenden Armen geschenkt werden sollte, und versenkte den Toten, schlicht in seinen Soldatenmantel gehüllt, in die Grube. Der natürliche Übergangsprozeß sollte sich so rasch als möglich vollziehen. Heutigentages würde unzweifelhaft die Feuerbestattung erwählt worden sein.

Der Vater wußte, daß er seinen Sohn niemals mit Augen sehen würde; dennoch hatte dessen Geburt ihn beglückt. Ein tiefer Heimats- und Stammessinn wurzelte in ihm, und diesem Sinne entsprang sein Testament, zu dessen Abfassung er als rechtskundigen Beistand einen ihm nahe befreundeten und verwandten Herrn v. Zeschau, dazumal Landrat in Herzberg, späterhin lange Jahre sächsischer Minister, zu sich berufen hatte.

Laut dieser letztwilligen Verfügung wurde die Witwe nur mit einer bescheidenen Leibrente bedacht. Mein Vater sah in ihr die einzige Erbin eines wohlhabenden Greises und war menschenkundig genug, um vorauszusehen, daß die schöne einundzwanzigjährige Frau früher oder später eine zweite Ehe schließen würde. Dagegen zeugt es von seinem liebevollen Vertrauen, daß er die Erziehung der Kinder ausschließlich in ihre Hände legte.

---

[1]) Muß heißen: zu treffen unterlassen.

Digitized by Google

Fortbildung des Pantheismus

Das Zusammenklingen der Erscheinungen

Von

Max B. Weinstein †

Es ist von den Zeitschriften, die dem großen Publikum zu dienen haben, sehr entgegenkommend, daß sie auch der reinen Wissenschaft ein Eckchen gönnen, aus dem sie ihre Stimme im eindringlichen Chor, der vom Krieg und Sieg spricht, vernehmen lassen kann. Wie es sich in den gegnerischen Ländern verhält, wissen wir nicht. In Deutschland aber hat die Wissenschaft gerade in diesen Jahren des Drangsals auf nicht wenigen Gebieten wahrhaft Großes gefördert und Früchte zur Reife gebracht, die der Menschheit Jahrzehnte hindurch geistige Nahrung bieten werden. Es ist nicht Selbstlob, das hier spricht als Gegenklang zu den törichten Verunglimpfungen, die sich so manche offen oder versteckt gegnerische Gelehrte haben zuschulden kommen lassen, es ist lediglich sachliche Feststellung. Wir posaunen unsere Erfolge nicht aus, und es haben es deutsche Gelehrte in ihrem lieben Deutschland bei weitem schwerer, Anerkennung zu gewinnen, als fremde. Uns genügen bei Fremden schon geringe Leistungen, sie hervorzuheben, und so haben wir gerade von den Verunglimpfern nicht wenigen zu Ruf und Stellung bei uns und in ihrem Lande verholfen. Die Kleinheit der eigentlichen geistigen Fähigkeit trat dann in dem Dank hervor, der uns dafür geworden ist. Besonnene haben schon vor dem Kriege warnend auf diese allzu bescheidene und allzu liebenswürdige Eigenart unserer geistigen Kreise hingewiesen. Ich glaube aber nicht, daß es nach dem Kriege damit anders werden wird. Goethe meint, wenn ein kluger Kopf einen dunklen Eck hat, so ist es darin gründlich dunkel. Und wir sind ein sehr kluger Kopf. Doch das hat mit unserer eigentlichen Aufgabe nichts zu tun.

Ich will dem Leser nicht eine Abhandlung über Pantheismus geben, so lockend es ist, dieser tiefen und jetzt auch so anerkannten Philosophie zu folgen, ich will nur zeigen, einer wie außerordentlichen Ausdehnung sie fähig ist, die sie nicht allein dem erwägenden Verstande, sondern auch dem gern glaubenden Herzen näher bringt. Das letztere werde ich in einem weiteren Aufsatz darlegen, hier spreche ich vom Standpunkte des Naturphilosophen, der ein wundervolles metaphysisches System naturwissenschaftlichen Erkenntnissen mehr anpassen möchte, als es durch die Bemühungen W. Wundts und vieler anderer bereits geschehen ist. Bekanntlich lehrt der Pantheismus, daß die ganze Mannigfaltigkeit der Welt — die natürliche und die außernatürliche, wenn wir allgemein sprechen — eine Einheit bedeutet, ein All-Eins (Pantheos), das eine Reihe von Wesenheiten (Attributen) besitzt und aus Wesen (Modi), Einzeläußerungen jener Wesenheiten, besteht. So wurzelt alles in

Digitized by Google

dem All-Einen. Diese Anschauung ist übrigens in einem Teile uralt, und wenn man statt Wesenheiten sagt Ausstrahlungen, Emanationen, so erinnert sie auch an die Grundlage aller gnostischen Systeme, deren man sich jetzt so freudig und vielfach begeistert annimmt, während die Kirchenväter sie als Häresie nicht bitter genug verdammen und verfolgen konnten.

Was aber den Spinozaschen Pantheismus der Naturbetrachtung so wertvoll macht, ist seine Erklärung des Zusammenhanges der Einzelnen in der Welt. Da diese Einzelnen Äußerungen der Wesenheiten sind und die Wesenheiten Äußerungen des All-Einen, so findet alles gewissermaßen seine Achse in dem All-Einen. Jedem Geschehen an einem Wesen in Richtung einer Wesenheit muß ein Geschehen in Richtung aller anderen Wesenheiten entsprechen. Nichts geht vor, das nicht in allen Wesenheiten vorgeht, selbstverständlich nach Art dieser Wesenheiten. Man hat dafür den Kunstausdruck des Parallelismus des Geschehens in allen Wesenheiten, wir sagen das Zusammenklingen der Geschehnisse. Nicht etwa, daß ein Geschehen in Richtung einer Wesenheit ein Geschehen in Richtung der anderen Wesenheiten hervorruft, verursacht, sondern durch die Verbindung zum All-Einen geht alles parallel, nebeneinander, klingt alles zusammen. Die wichtigste und gegenwärtig noch fast allein behandelte Anwendung dieses Parallelismus betrifft das Verhalten der körperlichen Vorgänge zu den seelischen. Nehmen wir im Sinne Spinozas das Körperliche als eine Wesenheit des All-Einen, das Seelische (Geistige) als die zweite, so besagt der Psycho-Physische Parallelismus, daß weder körperliche Vorgänge allein bestehen noch seelische, sondern immer nur beide zusammen, ohne daß eines durch das andere bewirkt ist. Die physikalisch-chemischen Vorgänge in uns werden nicht durch die „Seele" verursacht und geleitet, die geistigen Vorgänge in uns (Wollen, Denken, Empfinden usw.) ebensowenig durch die physikalisch-chemischen, beide Arten von Vorgängen sind nebeneinander, und es ist nur Schein, daß sie sich bewirken — etwa daß der Wille die Hebung des Armes, ein Reiz Empfindung auslösen soll —, leiten und beeinflussen. Das ist freilich eine Art Mechanismus, den man ja dem Spinozaschen Pantheismus bitter genug zum Vorwurf gemacht hat. Und daran mag's auch liegen, daß H. St. Chamberlain sich so große Mühe gegeben hat, Goethe von dem Verdachte der Anhängerschaft an Spinozasche Philosophie zu reinigen. Die Mühe war unnötig und unfruchtbar. Als Gewaltiger hing Goethe gar keinem bestimmten System an. Seine unendlichartigen Äußerungen lassen sich nicht unter eine Formel bringen. Daß aber Goethe dem Spinozaschen Gedankenkreise freundlich gegenübergestanden hat, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Es gehört ein gut Teil verdrehter Voreingenommenheit dazu, das nicht aus seinen Äußerungen, schon wie sie in dem großen Werke von Biedermann zusammengestellt sind, zu ersehen. In der Tat ist der Spinozasche Pantheismus gar nicht so mechanisch, wie er verschrieen wird. Im Gegenteil führt er, wie also noch bei anderer Gelegenheit darzulegen sein wird, sogar zu mancher höchst

Digitized by Google

dichterischen Wendung. Und es kann ja auch keine Philosophie ohne Dichtung auskommen, da wir von uns und der Welt im Grunde so wenig wissen, und da selbst im trockensten System die Gedanken deshalb weit hinaus über das Bekannte zu fliegen gezwungen sind, so daß sie sich in das Dichterbrot Phantasie wandeln. Man untersucht unsere Dichter auf ihre philosophischen Anschauungen; es wäre eine angenehmere und viel leichtere Arbeit, unsere Philosophen als Dichter zu bewerten; Bilder und Sprache sind die redenden Zeugen, nicht bloß bei dem auch in dieser Hinsicht so großen Nietzsche, sondern auch bei Schopenhauer, selbst Kant, Wundt, Erdmann, Lasson und so vielen anderen. Im Publikum herrschen darüber auffallend unrichtige Anschauungen, weshalb so vielen Scheindenkern nachrennen, die ohne und mit Absicht Phrasen dreschen und Systeme hinwerfen, die oft Tagesblätter über und unter dem Strich als höchst interessant aufzutischen nicht müde werden. Darüber hat Mauthner manches treffende Wort gesagt. Im folgenden aber muß ich den so mechanisch scheinenden Parallelismus noch sehr erheblich ausdehnen.

Ein solcher Parallelismus muß nämlich auch innerhalb jeder Wesenheit für sich bestehen, denn alle Wesen wurzeln in jeder der Wesenheiten. Also haben wir außer dem psycho-physischen Parallelismus auch einen physisch-physischen und einen psychisch-psychischen Parallelismus. Freilich nehmen wir dabei alles Physische als einer Wesenheit zugehörig, nicht bloß die Körperlichkeit, d. h. das Bestehen für sich oder in seinen Wirkungen in Raum und Zeit, sondern auch alles, was wir sonst in der unbelebten Natur finden, wie mechanische Kräfte, Vorgänge usw. Wie weit das zulässig ist und ob das Spinozas Anschauung entspricht, bedarf einer besonderen Untersuchung, die wieder ins Dichterische führt. Diejenigen aber, die von psycho-physischem Parallelismus sprechen, haben die Sachlage schon so angesehen: das Physische als eine Wesenheit, das Psychische als die zweite Wesenheit, oder jedes eine Klasse von Wesenheiten. Mit den Erscheinungen, die pantheistisch zum psychisch-psychischen Parallelismus gehören sollen, haben sich außer Berufenen, wie Psychologen und Ärzte, auch eine Flut von Unberufenen beschäftigt, Scharlatane wie geschäftsfreudige Hypnotiseure, Geisterklopfer und Gesundbeter, auch sehr gutmeinende Laien, die meist der anziehenden Mystik und Theosophie zuneigen. Wie wirkt Seele auf Seele, und zwar, beide im körperlichen Dasein, oder eine im körperlichen Dasein, die andere nicht, oder beide nicht im körperlichen Dasein? Die besonnene Forschung läßt nur den ersten Fall der Frage zu und sucht sich in der unendlichen Fülle von Erfahrungen über den Einfluß der Lebewesen aufeinander zurechtzufinden, ohne daß sie bis jetzt auch nur hat entscheiden können, ob oder wieweit dabei eine Freiheit des Willens in Betracht kommt. Im strengen Parallelismus spielt eine Freiheit des Willens an sich nicht mit. Doch wird zur Klärung vielleicht dienen, die entsprechenden Verhältnisse erst für die physischen Beziehungen zu betrachten, wo sie anscheinend einfacher sind, weil wir hier Gesetz

Digitized by Google

und Zwang ohne weiteres zulassen, das heißt strengsten Parallelismus. Es ist schon viel, meint Kant, wenn man weiß, was man vernünftigerweise fragen soll. Dazu also erst das Entsprechende aus dem rein Physischen.

Vorgänge können gleicher Art sein oder ungleicher. Demnach haben wir parallelistisch gleiche Gegenstücke und ungleiche. So kann sich kein Körper fortbewegen, ohne daß sich andere Körper, wenn sie nicht festgehalten werden, gleichfalls bewegen. Wir sagen naturwissenschaftlich allerdings, es sei dieses eine Folge der allen Körpern zukommenden gegenseitigen Anziehung. Der parallelistische Ausdruck ist aber gleichfalls zulässig: alles Physisch Einzelne läuft in der einen Wesenheit, des Physischen, zusammen, also geschehen alle Bewegungen notwendig nebeneinander. Und in der Tat ist Anziehung lediglich ein Name für eine gesetzte Ursache, während uns nur die Bewegung selbst offen steht. Und gleiches gilt für Bewegung und Abstoßung. Ferner, nimmt auf einem Körper die Wärme zu oder ab, so geschieht das gleiche auf allen Körpern. Bei vielen Pflanzen wachsen Staubfäden und Stempel parallel; befruchten die Pflanzen sich selbst, so bewegen sich Staubbeutel und Narben zueinander, geschieht die Befruchtung durch Kreuzung, so bewegen sie sich auseinander, das alles betrifft gleichartige Vorgänge. Wenn aber ein festgehaltener Körper seine Form ändert oder einen elektrischen Strom erhält, indes ein anderer Körper sich bewegt, wenn Pflanzen Honig an bestimmten Stellen abscheiden, indes die Befruchtungsorgane reifen und von Insekten zueinander gebracht werden sollen, so haben wir es mit entsprechenden ungleichartigen Vorgängen zu tun. Und so kann die pantheistische Parallelität im Bereiche der physischen Erscheinungen in Gleichartigem oder Ungleichartigem sich kundtun. Und es ist eben Aufgabe der Wissenschaft, in jedem Falle die parallelen Glieder festzustellen, deren Zahl auch nicht immer zwei zu betragen braucht, sondern auch drei oder vier usw. Es handelt sich hier um den ja allgemein angenommenen Zusammenhang in der Welt. Eines freilich würde widersprechen, das Verhalten des von der Naturwissenschaft früher für notwendig erkannten Äthers. Nimmt der Äther an den Wesenheiten des All-Einen überhaupt teil? Die Physik ist gezwungen gewesen, mit einem halben Ja und einem halben Nein zu antworten. Zum Beispiel soll er elastisch oder dicht sein wie feste Körper, aber nicht schwer, ja auch nicht beweglich. Da ist es gut, daß die neueste aller Lehren, die Relativitätslehre, ihn aus der Welt ganz entfernt, weil er nach ihr nicht nötig ist. Dieser Stein des Anstoßes braucht uns also nicht zu stören.

Gehen wir nun auf das Psychische zurück, so können wir also auch hier von gleichartigen und von ungleichartigen Zusammenklängen sprechen, und diese Auffassung erweitert das Untersuchungsgebiet außerordentlich. Irgendeinem Seelenvorgang entspricht ein anderer Seelenvorgang oder entsprechen andere Seelenvorgänge in demselben Wesen, oder — was manchen wichtiger scheinen würde — in anderen Wesen. Nur auf das Entsprechen selbst kommt es an, nicht auf die Art des Entsprechens. Die Art muß jedesmal wie in

Digitized by Google

der physischen Welt festgestellt werden, die Philosophie sagt darüber gar nichts voraus. So könnte allerdings einem Willen ein Wille entsprechen, wie etwa dem Willen eines überragenden Mannes oder eines Despoten oder eines hypnotistischen Künstlers der Wille eines Einsichtigen, eines Unterdrückten, einer hypnotisierten Person. Es könnte aber auch ganz etwas anderes damit zusammenhängen, Unverständnis, Wut, Lachen usw. Im Bereiche des Physischen sind wir gewohnt, das Vielmögliche gerade als schönen und ernsten Gegenstand unserer Forschung anzusehen. Im Psychischen aber scheint es uns etwas verschwommen zu sein. Und mancher wird meinen: Wenn wir weiter nichts erfahren, als daß Etwas mit Etwas zugleich ist, was nützt uns die ganze Philosophie. Aber was berechtigt uns eigentlich dazu, gerade für die seelische Welt Lehren zu verlangen, die von vornherein jedem Geschehnis nur ein bestimmtes anderes Geschehnis zuweisen oder nur wenige bestimmte Geschehnisse, während wir doch für die unendlich einförmiger gestaltete physische Welt ein Zugleichklingen jedes Geschehnisses mit allen Geschehnissen wie selbstverständlich ansehen? Und wie langweilig wäre die seelische Welt, wenn in allen ihren Äußerungen dasselbe System herrschte wie in der formalen Logik, die einen Satz hat, aus dem sich dann aller Zusammenhang der inhaltfreien Gedanken ergibt; alle solche Gedanken einem Gedanken immer und ewig parallel laufen! Wollen wir also auch in der psychischen Welt nicht so weit gehen, daß wir sagen, jedes klingt mit allem zugleich, so müssen wir doch wenigstens zugestehen, daß jedes mit gleichem oder verschiedenem zugleich klingen kann. Erleichtert wird das durch folgende Überlegung.

In der physischen Welt hat man sich bemüht, alle Vorgänge möglichst auf einen Grundvorgang zurückzuführen, und es ist ja bekannt, wie das bis zu einem gewissen Grade gelungen ist. Der angenommene Grundvorgang hat oft gewechselt. Am meisten und erfolgreichsten ist von der Bewegung dafür Gebrauch gemacht worden. Aber die elektrischen Veränderungen hat man ebenfalls benutzt und, mit gewisser Ausschließlichkeit, auch die energetischen Umwandlungen. Gegenwärtig wird man wohl geneigter sein, nicht alles auf nur einen Vorgang zu beschränken, sondern mindestens zwei Grundvorgänge zuzulassen. Wie dem aber auch sei, zweifellos ist, daß ganze Gruppen von Vorgängen in der unbelebten Natur einen Vorgang zur Grundlage haben. Das brauchen wir nur auf die psychische Welt zu übertragen. Auch hier bilden sicher ganze Gruppen gewisse Einheiten, indem sie sich auf eine psychische Tätigkeit zurückführen lassen. Wir haben ja große philosophische Systeme, die sich mit den Grundtätigkeiten unseres seelischen Lebens beschäftigen, wie das so schöne System Schopenhauers. Und es wird dem Leser bekannt sein, daß die monistischen Energetiker auch für dieses seelische Leben die Formel gegeben haben: alles energetische Umwandlung. Die äußersten Monisten sogar mit der Bestimmung, daß die Energien physische sein sollen, die der mittleren Linie angehörenden, die Art der Energien unentschieden lassend oder sie

Digitized by Google

geradezu von den physischen Energien trennend. Durch derartige Betrachtungen wird die Auffassung des Parallelismus auch für die psychische Welt sehr erleichtert.

In mancher Beziehung ist diese Auffassung für die psychische Welt sogar leichter als für die physische, weil dort eine scheinbare Freiheit vorhanden ist, die hier fehlt. In der physischen Welt geschieht das Zusammenklingen der Vorgänge nach festen Gesetzen, die für jeden Einzelfall immer und immer wieder zutreffen, Abweichungen von ihnen sind nach unserer Anschauung ausgeschlossen, und wir unterwerfen die Wissenschaften, die sich mit diesen Zusammenklängen beschäftigen, der streng geordneten mathematischen Behandlung und tragen nicht die geringsten Bedenken, ihre Voraussagen als sicher anzusehen und sie zur Grundlage auch wichtigster bürgerlicher Einrichtungen zu benutzen. Wie sind nun diese Gesetze aus dem Pantheismus zu erklären? Im Rahmen dieses Aufsatzes vermag ich auf diese ebenso wichtige wie schwierige Frage nicht einzugehen, zumal die Schwierigkeit für alle philosophischen Systeme die gleiche ist. In der psychischen Welt ärgern wir uns oft darüber, daß wir solche Gesetze nicht aufzustellen vermögen. Gerne möchten wir auch die Psychologie mit mathematischen Formeln versehen, am liebsten sie ganz nach mathematischen Entwicklungen behandeln. Und manche haben es auch versucht, wie beispielsweise Herbart, neuerdings Wilhelm Ostwald. Aber außerordentlich wenig ist dabei herausgekommen, eigentlich — wenn man von dem bekannten Weber-Fechnerschen Gesetz absieht, das ja auch nur beschränkte Bedeutung hat — fast nichts. Um aber keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, sei ausdrücklich hervorgehoben, daß hier nur die Rede ist von wirklichen Gesetzen, die in jedem einzelnen Fall genau zutreffen. Etwas anderes ist es mit den Regeln, die durchschnittlich entscheiden sollen. Deren gibt es auch in der psychischen Welt, und viele staatliche und gesellschaftliche Einrichtungen beruhen auf ihnen. Obwohl diese Regeln dem Verständnis vielleicht noch größere Schwierigkeiten bereiten wie die eigentlichen Gesetze, glauben wir doch, bei ihnen es mit viel einfacheren Verhältnissen zu tun zu haben. Sicher aber meinen wir, wo wir allein ihnen begegnen, uns bei weitem freier bewegen zu können. Daher werden manche wohl den Parallelismus der psychischen Vorgänge mehr wie eine Kunstbezeichnung denn als tiefere Einsichten eröffnend bewerten. Indessen beachte man wohl, daß die Unentschiedenheit der quantitativen Beziehungen noch nicht den Wert der qualitativen berührt. Auch in der Frage von der Freiheit des Willens hat noch niemand die Kühnheit gehabt, bis zu jenen sich zu erheben; der ganze so heftige Streit lag und liegt hier noch auf qualitativem Gebiet. Und selbst hier sind die Verhältnisse noch verwickelt genug, und ich muß, um mich noch weiter verständlich zu machen, abermals auf die physische Welt zurückgreifen.

Wenn ein elektrischer Strom sich ändert, so entstehen in der Umgebung neue elektrische Ströme. Indem diese aber entstehen, sich also ändern, rufen

Digitized by Google

sie ihrerseits elektrische Ströme hervor, ändern also auch den ursprünglichen elektrischen Strom, durch diese Änderung werden abermals elektrische Ströme veranlaßt usw. So haben wir wechselnd Spiel und Gegenspiel bis ins Unendliche. Und das gälte allgemein, und das physische Zusammenklingen wäre in jedem Falle nicht einmalig, sondern ginge gewissermaßen hin und her, aus jedem Anfang ohne Aufhören. Dadurch würden die Verhältnisse außerordentlich unübersichtlich, wenn nicht in der physischen Welt das Gesetz des raschen Abklingens der Beeinflussungen aus Beeinflussungen bestünde, wodurch wenigstens quantitativ für uns bald einfache Verhältnisse scheinbar sich einstellen und wir so für die parallelen Vorgänge doch zu bequemen Übersichten gelangen, als wenn die Vorgänge überhaupt nicht ineinander hallten, sondern lediglich nebeneinander bestünden.

Ganz grobe Erfahrungen lehren, daß im psychischen Gebiete das Hin- und Herzusammenklingen sich noch viel auffallender geltend macht als im physischen. Man braucht nur an das Zweifeln zu denken, wo die Überlegungen des Für und Wider sich ineinanderweben, oder an den Willen des Einen und den Widerstand des Anderen, wo Jedes das Entgegenstehende weckt. Aber hier haben wir das so bequeme Gesetz des Abklingens im Ineinanderwirken nicht zur Hand. Ewig können wir in Zweifeln zwischen zwei Anschauungen, Empfindungen, Begehren usw. schweben und kann ein Auf und Ab des Zweifelns stattfinden, daß die Tätigkeiten sich nicht lösen, sondern mitunter gewaltsam aus dem Bewußtsein entfernt werden müssen, wenn wir Ruhe haben wollen. Ebenso ist es im Verhältnis von Psyche zu Psyche, ein Hin und Her und Her und Hin, offen in Kampf ausbrechend, oder durch Zwang der Erscheinung nur entzogen. Wenn irgendwo, besteht hier ein scharfer Unterschied zwischen physischen Vorgängen und psychischen, so scharf, daß ich nicht weiß, wie man glauben kann, über ihn hinwegsehen zu dürfen. Der Wille mag noch soviel Ähnlichkeit mit einer Kraft haben, das Zusammen- und Gegenspielen zweier Willen ist in keiner Weise mit dem zweier Kräfte, selbst der im Beispiel angeführten Art, irgend in Gleichnis zu setzen. Es gibt hier kein allmähliches Lösen der Verknotung, sondern nur ein Durchhauen, und selbst nach solchem Durchhauen springt der Knoten plötzlich oder in Weile geschürzt wieder zutage. Und nichts ist vorauszusehen. Nicht einmal die Verstandesausbildung, die Lebenslage oder was sonst das Verhalten der Lebewesen für sich und gegen andere leitet, vermag sicheren Hinweis zu geben. Rein philosophisch kann an die berühmten Antinomien Kants erinnert werden.

So haben wir freilich wie in der physischen Welt auch in der psychischen einen Parallelismus, und wir können auch vieles aus jenem in diesen unmittelbar übertragen. Gleichwohl besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen beiden Parallelismen. Jener ist selbst in seinen verwickeltsten Erscheinungen wirklich mechanistisch fest geregelt, dieser bietet Unzähliges, was jeder solchen Regelung im einzelnen spottet. Man mag hoffen und erwarten, daß die Zukunft auch hier die Gesetze doch noch aufdecken wird. Das hilft uns nur

Digitized by Google

gegenwärtig nichts. Und es ist doch auffallend, daß für die Einsicht in das Wesentliche selbst die mit so wundervollen geistigen und handlichen Mitteln ausgerüstete moderne experimentelle Psychologie noch so außerordentlich wenig hat leisten können. Es besteht also nach dem Pantheismus allerdings etwas, in dem sich physische und psychische Welt gleichen und in dem sie auch miteinander gehen, das ist also das Zusammenklingen innerhalb der Wesenheiten und von Wesenheit zu Wesenheit. Auch das allgemeine Schema des Zusammenklingens ist bei allen Arten das gleiche. Aber im ganzen waltet nach unserem jetzigen Wissen noch ein in keiner Weise auszugleichender Unterschied ob. Und das wird manchem, den der extreme Monismus abschreckt, den Pantheismus doch vielleicht nicht ganz unannehmbar erscheinen lassen.

Der Börsentaumel

„Die Börse ist der Thermometer des Wirtschaftslebens." Das ist uns immer wieder erzählt und eingeprägt worden, und das ist wohl auch früher im wesentlichen richtig gewesen. Die Mitglieder der Effektenbörsen hatten von jeher ein feines Gefühl dafür, was da kommen werde, ob die Konjunktur sich bessern oder ob sie sich verschlechtern werde. Der Grund, warum das so war, ist an und für sich bei näherem Nachdenken leicht zu erkennen. Es kam nicht etwa daher, daß der Börsianer klüger ist als der Industrielle oder der Anwalt oder der Beamte, sondern es erklärt sich aus zwei Umständen. Fürs erste trägt der Börsianer, besonders der Spekulant, Tag für Tag seine Haut zu Markte, er muß also beispielsweise jede erlangbare Nachrichtenquelle aufs genaueste studieren und hat im allgemeinen auch reichlich Zeit dazu, während andere, auch im Wirtschaftsleben Stehende, sich jedoch ausschließlich auf ihre eigene Branche beschränken und es dabei zu einer bemerkenswerten Einseitigkeit bringen. Außerdem aber fließen ja an der Börse die Aufträge aller Kreise zusammen. Wenn beispielsweise ein Fabrikdirektor große Aufträge erhält, so wird er in sehr vielen Fällen Veranlassung finden, die Aktien seiner eigenen Gesellschaft zu kaufen, oder wenn an einem großen Hafenplatz ungünstige Nachrichten von Übersee eintreffen, so wird gar mancher sofort entsprechende Papiere zum Verkauf bringen. Ja, die böse Welt will sogar wissen, daß aus diesem oder jenem Kabinett bei diplomatischen Verwicklungen schon vorzeitig entsprechende Abgaben an der Börse veranlaßt worden sind. Das alles beeinflußte an und für sich schon die Kurse, wurde aber vor allem von den aufmerksamen Besuchern der Börse recht deutlich wahrgenommen und zum eigenen Vorteil ausgenutzt. So haben wir die einfache Begründung, wieso die Börse, diese Zusammenkunft im allgemeinen nicht immer genial veranlagter Leute, eine so feine Witterung hatte.

Wir sprechen hier immer von der Vergangenheit, aus dem einfachen Grunde, weil seit Jahr und Tag sich die Dinge eher umgekehrt entwickelt haben. Das war schon im Kriege so, ist aber heute noch mehr der Fall. Je ungünstiger die Dinge bei uns beurteilt werden, je bedrohlicher unsere ernste Lage wird, desto höher gehen die Kurse. Wir sind, wie ein hübsch geprägter Ausdruck lautet, in einer ausgesprochenen Katastrophenhausse. Im Kriege sind beispielsweise häufig ungünstige Nachrichten, die auf eine Verlängerung des Krieges deuteten, mit einer scharfen Hausse, die Friedensaussichten aber mit einer Baisse beantwortet worden. Man fürchtete den Ausbruch des Friedens. Und heute, wo es sich nicht mehr um Krieg und Frieden handelt, spielt die

Digitized by Google

Valuta eine ähnliche Rolle. Je schlechter die Valuta, desto höher die Kurse. Umgekehrt werfen Aussichten auf Valutaanleihen u. dgl. die Kurse.

Auf den ersten Blick machen alle diese Vorgänge geradezu den Eindruck des Perverſen. Und doch geht, wenn man näher zusieht, auch hier alles mit rechten Dingen zu. Auch diese grotesken Erscheinungen haben ihre guten logischen Gründe, wenn auch vielleicht eine Kleinigkeit vergessen wird. Und diese Gründe sind die folgenden. Im Kriege sagte man sich, je länger der Krieg dauert, desto länger wird die flotte Beschäftigung und vor allem die glänzende Bezahlung der Industrie anhalten. Denn einen freigebigeren Käufer als die Militärmaschine hat es nie gegeben. Das ist eine Erfahrung, die sich nicht auf Deutschland allein und nicht auf diesen Krieg beschränkt. Der Zwang, möglichst schnell und möglichst viel zu kaufen, und die Fachunkenntnis der Einkäufer wirken in dieser Richtung. Daneben aber mußte man sich sagen, je länger der Krieg dauert, desto krasser wird der Geldüberfluß werden. Denn die ganze Kriegsfinanzierung hat sich bei uns und bis zu einem gewissen Grade auch anderswo vollzogen mit Hilfe der Inflation, d. h. der künstlichen Aufblähung unserer Währung oder, anders ausgedrückt, durch Schaffung von Scheinkapital in Form von unheimlichen Geldbeständen, sei es in Noten, sei es in Giralgeld bei den Banken. Was soll aber mit diesem Überangebot von Geld geschehen?

Der glückliche Industrielle oder Großkaufmann kann nicht wie in früheren Zeiten dieses Geld wieder in Waren anlegen, denn die fehlen. Er kann sich auch nicht wie der kleine Kriegsgewinnler ausschließlich Lebensmittel und Kleider dafür kaufen, dazu ist der Gewinn zu groß. Er will auch nicht bis zum letzten Pfennig sich in Kriegsanleihe festlegen. Infolgedessen lenkt er das Geld wieder an die Börse. Dort herrscht aber auch ein Mangel an Ware, denn während des Krieges ruhte die Produktion neuer Aktien, und so verteuert man sich auch dort genau wie auf dem Markt für Butter und Eier die Ware, nur mit dem Unterschied, daß man an der Börse darüber sehr glücklich ist, weil man ja die gekauften Wertpapiere mit einem gewissen Aufschlag weiterveräußert.

Nun, der Krieg ist vorbeigegangen und die Heeres- und Marinelieferungen haben aufgehört. Dagegen hat die Produktion von Scheingeld, vor allem die Arbeit der Notenpresse nicht nachgelassen, sondern ist in ein noch viel schnelleres Tempo geraten und damit der obenerwähnte Stimulus zum Kauf von Wertpapieren neu hinzugekommen und die völlige Zersetzung unserer Valuta. Da nun an der Börse die Notierungen sich alle auf Grund der deutschen Reichsmarkwährung verstehen, so mußten nun mit einem Schlage alle Dinge ungeheuer im Wert steigen, die irgendwie mit der ausländischen Valuta etwas zu tun haben. (Wenn es nicht gerade die österreichische oder russische war.) Wenn also irgendeine Fabrik große Anlagen im Auslande hat, oder wenn es sich gar um ein rein ausländisches Wertpapier handelt, so mußte mit der ungeheuren Wertsteigerung aller ausländischen Valutaaktien auch das betreffende Papier sich scharf verteuern. Man hat das an nichts deutlicher beobachten können als etwa an den zu Anfang 1919 vom Reich beschlagnahmten fremden Staatspapieren. Diese sind damals zu einem Kurs vom Reich eingezogen worden, der sich ungefähr um 100 hielt. Jetzt sind diese Papiere teilweise wieder freigegeben worden, weil das Reich sie für den beabsichtigten Zweck (Kauf von Lebensmitteln) nicht verwenden konnte. Die Kurse sind zum Teil heute drei- und viermal höher, als sie am letzten Tag vor der Beschlagnahme standen. Nun gehören in das Kapitel der Valutapapiere unvergleichlich mehr Werte, als man denken sollte, besonders weil ja gar manche der großen Werke jetzt durch den Verlust Elsaß-Lothringens einen Teil ihrer Anlagen jenseits der neuen Reichsgrenze haben und ihre Anlagen infolgedessen dort in französischer Währung verkaufen müssen.

Auch die ausschließlich in Deutschland heimischen Werte hat man zum Teil scharf in die Höhe gesetzt, weil man sich sagte, das Geld selbst ist nichts mehr wert, wohl aber müssen die Anlagen, die doch früher mit gutem Gold gebaut wurden, im Werte

Digitized by Google

außerordentlich steigen, denn wenn man sie heute herstellen müßte, so wäre dafür das Drei- und Vierfache, wenn nicht mehr zu bezahlen.

Daß in diesen Überlegungen vieles richtig ist, kann niemand bestreiten. Indessen fragt es sich, ob man die Angelegenheit bis zu Ende gedacht hat. Wir wollen einmal davon absehen, ob nicht doch eine Valutabesserung kommt, ob nicht doch das Ausland ein Einsehen mit Deutschland haben und uns helfen wird. Wir wollen nur auf die Folgen hinweisen. Schließlich und endlich wird doch der Kurs jedes Papiers beeinflußt von dem Ertrag. Glaubt man aber allen Ernstes, daß in einem so zerrütteten und verelendeten Deutschland die Gesellschaften, gleichgültig, wie die Regierung zusammengesetzt sein wird, ob sozialistisch oder deutschnational, ungehemmt gewaltige Dividenden werden ausschütten können? Selbst wenn sie große Gewinne machen werden, was sehr unwahrscheinlich ist, so wird der Fiskus immer einen großen Teil für sich einziehen. Außerdem aber tritt nun neuerdings ein Faktor auf, der vermutlich die Kurse werfen wird. Das ist die geradezu fieberhafte Flut von Kapitalserhöhungen, die über Deutschland hereingebrochen ist. Wenn wir oben erwähnt haben, daß während des Krieges kaum eine Gesellschaft ihr Kapital erhöhen konnte, so kann man heute cum grano salis sagen, daß es kaum eine größere deutsche Gesellschaft gibt, die nicht ihr Kapital erhöht. Dadurch wird selbstverständlich zunächst einmal das vorhandene Material außerordentlich vermehrt und der bisherige Seltenheitswert von neuen Aktien aus der Welt geschafft. Vor allem aber werden alle Aktienkapitalien in außerordentlicher Weise verwässert und entwertet. Denn das den Gesellschaften neu zufließende Geld basiert ja auf der Papierwährung, hat aber genau ebensoviel Anspruch auf die Dividende wie etwa das vorher einbezahlte Goldgeld. Vor allem aber wird, und das ist aufs ernstlichste zu hoffen, jetzt endlich mit sträflicher Verspätung die Steuergesetzgebung in Kraft treten und die erschreckende Inflation, jenes Übermaß von Scheinkapital, zum mindesten teilweise aus der Welt schaffen. Unter anderem wird dadurch der Kapitalist gezwungen sein, einen sehr erheblichen Teil seines Aktienbestandes zu verkaufen, und ob dann die Kurse wirklich auf der alten Höhe bleiben werden, das scheint doch einigermaßen zweifelhaft. Ob also die Börse noch ihren alten Ruf verdient? E. K.

Literarische Berichte

Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Von A. v. Hofmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 20.—, geb. M. 24.—.

Wenn die innere Einkehr, die allein uns aus dem Zusammenbruch endlich noch retten kann, sich auch auf unser Verhältnis zur Vergangenheit, zum geschichtlichen Werden unseres Volkes erstrecken soll, so erscheint das vorliegende Buch wie wenig andere geeignet, einem solchen im besten Sinne national-erzieherischen Zweck zu dienen. Denn es führt — in ebenso gründlicher wie anschaulicher Darstellung — auf die naturgegebenen Zusammenhänge zwischen Land und Volk, zwischen Weltgeschehen und Heimatgeschichte hin. Das Werk steht unter dem Zeichen jener historischen Richtung, die in den geographischen Grundlagen und den mit diesen unmittelbar verknüpften Bedingungen wirtschaftlichen und sozialen Gedeihens einen der wichtigsten Faktoren, ja vielleicht den Urfaktor alter Völkergeschichte erblickt; der Verfasser hat aber dieser „geopolitischen" Grundanschauung eine durchaus eigenartige und höchst bedeutsame Wendung gegeben. Ging die geopolitische Betrachtung bisher wesentlich ins Große und betrachtete die einzelnen Staaten als wirtschaftliche Ganzheiten, so verfolgt A. v. Hofmann den Weg der Völkerzüge und Stammeswanderungen bis in seine feinsten Verästelungen, seine Betrachtung erscheint nicht sowohl aufs Geographische als aufs Topographische eingestellt. Der von dem Verfasser in dieser Richtung gemachte Versuch, hervorgegangen aus durchaus persönlichem Anschauungs- und Forschungstrieb, begründet in jahrelangen, fortgesetzten Einzelstudien, darf als glänzend geglückt bezeichnet werden. Jeder

Digitized by Google

Leser, der überhaupt geschichtliches Interesse, Vaterlandsliebe und Heimatsgefühl besitzt, wird durch die Lektüre der einzelnen Kapitel aufs höchste gefesselt werden und sich belehrt fühlen. Er wird die geschichtlichen Tatsachenfolgen in ganz neuen Perspektiven erblicken, wird Wurzeln und Grundtriebe historischen Handelns bloßgelegt sehen, an die er bisher kaum gedacht hat, wird die engere Heimat in einem neuen Sinne als organisches Glied des gesamten Volks- und Landesganzen, als einen Teil der großen Weltbühne verstehen lernen. Eine ebenso eigenartige wie glückliche Zugabe sind die kunsthistorischen Bemerkungen, die jedem Kapitel beigegeben sind; sie sollen zeigen, „daß auch die kunstgeschichtliche Entwicklung eines Landes von denselben natürlichen Bedingungen abhängt wie sein politischer Aufbau", und geben zugleich von der vielseitigen Bildung und der immer persönlich fundierten, eigenartig frischen Betrachtungsweise des Verfassers ein vollgültiges Zeugnis.

Das Buch vom Feldmarschall Hindenburg. Von Paul Lindenberg. Mit 160 Abbildungen. Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg. M. 15.—.

Paul Lindenberg hat uns mit dem vorliegenden Werke ein Buch gegeben, das wirklich als das Buch vom Feldmarschall Hindenburg bezeichnet werden darf. In anschaulicher Darstellung gibt es eine möglichst abgeschlossene Schilderung des Lebens und Wesens des großen Feldherrn. Es bringt viel Neues in Briefen und Aufzeichnungen usw., die zum Teil aus eigenen Beobachtungen des Verfassers als Kriegsberichterstatter, zum Teil aus der Feder treuer Helfer und Gefährten Hindenburgs, wie Ludendorff, v. François, v. Eisenbert-Rote stammen und auf unbedingte Zuverlässigkeit Anspruch erheben können. Auch Frau v. Hindenburg hat dem Werke ihre besondere Förderung angedeihen lassen. Besonders hervorheben möchten wir die Wärme, mit der Lindenberg diese Lebensgeschichte geschrieben und mit welcher Liebe er auch einzelne kleine Episoden gesammelt hat, die dazu geeignet waren, das Bild des echten treuen Mannes in das rechte Licht zu stellen. Die dem Buche beigegebenen zahlreichen Abbildungen sind ausgezeichnet. H.

Die Zähmung der Nornen. Von F. Müller-Lyer. I. Soziologie der Zuchtwahl und des Bevölkerungswesens. München, Albert Langen.

Das Buch steht da als vorletzter Band eines Gesamtwerks, der „Entwicklungsstufen der Menschheit". In aphoristischer Kürze, die den Leser fast nirgends zum behaglichen Verweilen kommen läßt, wird zunächst die Geschichte der Zuchtwahl dargestellt, wobei der Neumalthusianismus verhältnismäßig eingehend und mit einer gerechten Abwägung des Für und Wider berücksichtigt wird. Dann werden die Epochen der menschlichen Vermehrung im einzelnen durchgegangen und schließlich die Richtungslinien gezeigt. Wichtiger noch und reizvoller sind die Ausblicke in die Zukunft und die damit verbundenen Vorschläge des Verfassers; er meint, daß durch eine neue intra- und internationale Organisation die Verdichtung und Verbreitung der Menschheit noch außerordentlich gefördert werden könnte D.

August Wilhelm Schlegel. Der Romantiker und die Politik. Von Dr. phil. Otto Brandt, Privatdozent der Geschichte an der Universität Kiel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 9.60, geb. M. 12.80.

In der deutschen Literatur lebt A. W. Schlegel nicht durch seine eigenen poetischen Werke, sondern als Uebersetzer fort; seine Shakespeareübertragungen haben den großen Briten erst ganz zum Besitz des deutschen Volkes gemacht. Wenn der Uebersetzer vor allem ein Vermittleramt auszuüben bestimmt scheint, ist es vielleicht mehr als ein äußerlicher Zufall, daß in Schlegels politischer Laufbahn zwei Phasen als die wichtigsten hervortreten, die ihn gleichfalls in einer eigenartig vermittelnden Stellung zwischen Deutschland und dem Ausland zeigen. Die erste, bekanntere dieser Phasen ist sein Verhältnis zu Frau v. Staël; die andere, minder bekannte, wird durch seine Tätigkeit in der Umgebung und im Interesse Bernadottes, des Kronprinzen von Schweden, ausgefüllt. Beide Male hat Schlegel seine Aufgabe durchaus als überzeugter deutscher Patriot aufgefaßt und ausgefüllt, mit all der schriftstellerischen Klugheit und Gewandtheit, wie sie seiner literarischen Persönlichkeit eigen war, und mit soviel innerer Anteilnahme und Wärme, wie seine selbstsüchtig kühle Natur aufbringen konnte. Ueber beide Abschnitte seiner Tätigkeit und Lebensbahn, aber auch über die vorausgegangene politische Entwicklung, die nach der negativen Richtung durch seine Abkunft aus dem damals mit England eng verbundenen Hannover und durch seinen Haß gegen die französische Revolution, in positivem Sinne durch die Sehnsucht nach dem Wiedererstehen deutscher Größe und Macht bestimmt wurde, unterrichtet in klarer, inhaltlich lückenloser Darstellung die soeben erschienene Schrift des jungen Heidelberger Gelehrten Otto Brandt. Sie bedeutet einen wichtigen Beitrag zu A. W. Schlegels Biographie (die ja im eigentlichen Sinn noch nicht geschrieben ist), damit zugleich aber auch zur Geschichte der

Digitized by Google

ersten romantischen Schule und zur politischen Geschichte, speziell zu dem Kapitel des politisch-literarischen Kampfes gegen den korsischen Eroberer. Das Buch Brandts darf als ein wichtiger, viel Neues bringender Beitrag zur deutschen Geistes- und Weltgeschichte begrüßt werden.

John Bull. Von Johannes Lepsius. Eine politische Komödie. Potsdam, Tempelverlag. M. 3.—.

Der Verfasser, bekannt durch ein zweibändiges Leben Jesu, hat seiner Komödie das Wort aus Herders „Adraskea" vorgesetzt: „Erscheine hinter jedem Krieg eine Geschichte John Bulls in ihrer Art." Das Drama spielt am 29. April 1711 in London; Torrys und Whigs kämpfen um Krieg und Frieden. Menschliche Leidenschaften: Reingewinn im Kriegsgeschäft, politische Heuchelei u. a. spielen dabei die Hauptrolle. Ob der Verfasser das Wesen der englischen Politik richtig erfaßt hat, steht dahin. Eines ist sicher: Man wird in dem Stück nicht recht warm; englisches und deutsches Wesen stehen einander zu schroff entgegen. Wollte das der Verfasser zeigen, dann hat er seinen Zweck erreicht. E. M.

Mit Lettow-Vorbeck durch Afrika. Von Dr. Ludwig Deppe. Mit zahlreichen Abbildungen. Verlag von August Scherl, G. m. b. H. in Berlin. Geh. M. 16.—, geb. M. 20.—.

Das vorliegende Buch Dr. Ludwig Deppes, der als Arzt den Krieg mitgemacht hat, ist das erste Werk über den Weltkrieg in Ostafrika. Und doch ist es eigentlich kein Kriegsbuch; es sind in der Hauptsache Tagebuchblätter des Verfassers, in denen militärische Dinge nur so weit berührt werden, wie es zum Verständnis erforderlich ist, im Vordergrund steht das Menschliche, das Leben, Kämpfen und Leiden in Urwald und Steppe und die rührende Treue aller Schwarzen in Sieg und Not. Die Aufzeichnungen Deppes wirken deshalb um so unmittelbarer, und namentlich sind es die Schilderungen der letzten vier Monate, die einen erschütternden Eindruck machen und den Heldenmut und das zähe Durchhalten für eine aussichtslose Sache in das hellste Licht stellen. Die dem Buche beigegebenen Abbildungen sind eine wertvolle Ergänzung der sehr lebendigen Schilderungen, wie das Ganze ein Kultur- und Zeitdokument von unvergänglichem Werte ist. H.

Vererbung und Auslese. Grundriß der Gesellschaftsbiologie und der Lehre vom Rassedienst. Von Wilh. Schallmayer. 3. Aufl. Jena, Gustav Fischer.

Es ist schade, daß die neue Auflage des vortrefflichen Werkes kurz vor der Umwälzung vollendet und veröffentlicht wurde. Denn die Anwendung auf die neuen Verhältnisse wäre den Lesern wichtig. Jeder von uns spürt jetzt, daß die Volksgesundheit einen wesentlichen Teil des Nationalvermögens bildet; mancher hofft, daß der Aufstieg des Proletariats wenigstens den Geburtenrückgang hemmen wird. Aber der Verfasser hat recht, wenn er sagt: es genügt nicht die möglichst günstige Gestaltung der äußeren Lebensbedingungen, sondern die Fortpflanzungsauslese muß hinzukommen. Besteht dazu eine Aussicht? Auf alle Fälle ist in dem Buch ein so reichhaltiger Wissensstoff angehäuft, daß die Sozialpolitik der Gegenwart aus ihm Belehrung und Anregung schöpfen kann. D.

Sachsen-China. Ein kunsthistorischer Roman. Von Peter Keller. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. 232 S. M. 8.—.

Johann Friedrich Boettger, der Alchimist und Erfinder des Porzellans, steht im Mittelpunkt des Werkes. Seine Flucht aus Brandenburg nach Sachsen, seine Tätigkeit für August den Starken, seine Leiden und Kämpfe und Erfolge werden eingehend geschildert. Die politischen Zeitereignisse, der Krieg Sachsens gegen Karl XII., die Zustände am sächsischen Hof, bilden Zwischenstücke der Handlung. Der Verfasser will einerseits die geschichtliche Ueberlieferung auf Grund eingehender Forschung getreu wiedergeben, andererseits mit Hilfe dichterischer Phantasie die Lücken der Ueberlieferung ausfüllen und ein abgerundetes Gebilde darbieten. Beides, die Wissenschaft sowohl wie die Kunst, kommt zu kurz. Man möchte entweder mehr wissenschaftliche Strenge oder mehr dichterische Freiheit wünschen. Keller bietet doch schließlich nur aneinandergereihte einzelne Begebenheiten, die zum Teil ansprechend erzählt werden, im ganzen aber ohne Künstlerkraft sind. Immerhin hat der Leser den Gewinn, sich in gefälliger Weise über die Entstehung eines wichtigen Kunstgewerbes unterrichten zu lassen. Heinrich Brömse.

Alfred v. Tirpitz, Erinnerungen. Mit dem Bild des Verfassers. Verlag von K. F. Köhler in Leipzig. Geh. M. 20.—, geb. M. 25.—.

Tirpitz' Erinnerungsbuch ist die erste Veröffentlichung aus der Reihe der Männer, die kraftvoll und bewußt für Deutschlands Größe eingetreten sind. Das Buch zeigt, welche weltpolitischen Ziele dem Verfasser von Anfang an vorschwebten, wie er als das Mittel zur Erfüllung dieser Pläne die Flotte schuf, die die Weltmacht Deutschlands durch die dadurch ermöglichte Bündnisfähigkeit mit anderen Völkern begründen

Digitized by Google

sollte. Wie Tirpitz gearbeitet hat, das legt er in hochinteressanten Einzelheiten nieder. Daß unser Flottenbau es war, der England zum Kriege trieb, wird schlagend widerlegt. Die Kapitel „Ausbruch des Krieges", die „Hauptfragen des Krieges" und „Der Unterseebootskrieg" muß jeder Deutsche gelesen haben, sie sind von solcher Wucht, daß sich ihnen niemand entziehen kann. Es fällt wie Schuppen von den Augen, daß Deutschland seinen Platz in der Welt hätte behaupten können. In kurzen Worten läßt es sich zwar nicht sagen, inwiefern das aus den Erinnerungen von Tirpitz hervorgeht, aber Tirpitz versteht zu überzeugen. Auch davon legen die Kriegsbriefe ein beredtes Zeugnis ab, wie es kam, daß wir den Krieg nicht gewonnen haben. H.

Uralte Lieder aus dem Morgenland. In deutschen Strophen von Conrad Haußmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 7.50.

Schon früher hat Haußmann sich mit Glück als Nachdichter chinesischer Lieder versucht. Diesmal hat er den Rahmen weiter gespannt, und den Liedern aus China, die er in diesem neuen Bändchen mitteilt, gehen ägyptische, assyrisch-babylonische und hebräisch-neutestamentliche Poesien voraus und folgen nach arabische, persische und indische. Haußmann hat nicht aus dem Urtext übersetzt, sondern wissenschaftlich zuverlässige Uebertragungen in einfache lyrische Formen umgegossen, denn, wie er mit Recht in einem erläuternden Nachwort sagt: „Worte wirken als Lied nur in Liedform ..." So ist es Haußmann gelungen, uralte Klänge wesensfremder Völker vertraut vor unserem Ohr und zu unserem Herzen klingen zu lassen, ohne ihnen den Zauber des Fremdartigen, den herben Reiz des Altertümlichen ganz abzustreifen. Es ist eine überaus anziehende poetische Gabe, die der Uebersetzer seinem von der Politik so reichlich in Anspruch genommenen Tagewerk abgewonnen hat und die auch durch die schmucke Ausstattung des zierlichen Bändchens sich viele Freunde erwerben wird.

Deutsche Vergangenheit in deutscher Dichtung. Von Max Koch. (Deutsche Renaissance.) Rede bei der Uebernahme des Rektorats der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau am 30. September 1918. Stuttgart, 1919. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. M. 6.60.

Eine treffliche, mit Literaturnachweisen versehene Zusammenstellung von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage. Sie ist das Produkt einer umfassenden Gelehrsamkeit, wie sie dem Literarhistoriker M. Koch eigen ist. Man ersieht daraus, wie die deutsche Vergangenheit zu allen Zeiten die besten Dichter beschäftigte, wie also trotz allen fremden Einflusses das nationale Interesse stets mächtig war. Näher darauf einzugehen, müssen wir uns leider des Raumes wegen versagen. Es gehörte das Verständnis und die Kunst eines Max Koch dazu, um diesen gewaltigen Stoff in den Rahmen einer Rede zu pressen.

Dr. Ernst Müller.

Die soziale Frage. Von Gustav Schmoller. München und Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 673 S.

Mit wehmütigen Gedanken nimmt man das Buch in die Hand, das Frau Schmoller veröffentlicht. Seit Jahren hatte ihr verewigter Gemahl geplant, die im ersten und zweiten Bande seines Grundrisses der allgemeinen Volkswirtschaftslehre getrennt enthaltenen sozialpolitischen Abschnitte zusammenzufassen und gesondert erscheinen zu lassen. Die Ausführung war näher gebracht durch den notwendig werdenden Neudruck des zweiten Grundrißbandes und die Anregungen des großen Krieges. Noch bis in die letzten Lebensmonate war der Verfasser mit der teilweisen Umarbeitung und Fortführung bis zu den jüngsten Ereignissen beschäftigt, so daß die Sonderausgabe bis auf geringe Reste als von ihm selbst besorgt angesehen werden kann.

Der vorliegende stattliche Band umfaßt also aus der Schmollerschen Volkswirtschaftslehre alles, was sich auf die soziale Frage im weitesten Sinne bezieht. Das erste Buch behandelt die soziale Klassenbildung, das zweite den heutigen Arbeiterstand der Kulturstaaten nach seiner rechtlichen und wirtschaftlichen Lage und nach den wichtigsten neuen sozialen Institutionen, der dritte den Klassenkampf in Geschichte und Gegenwart, wobei mit einem Ausblicke in die nächste Zukunft abgeschlossen wird.

Es handelt sich also um nichts Neues, sondern nur um Teile eines Werkes, das wir längst kennen und allseitig schätzen gelernt haben. Es ist nur ein praktischer Gesichtspunkt, der die auf die soziale Frage bezüglichen Bestandteile in einem besonderen Bande zusammenfassen ließ.

Von neuem lernen wir hier den Meister der geschichtlichen Nationalökonomie kennen, von dem es ja überhaupt immer zweifelhaft sein konnte, ob er mehr Historiker oder Nationalökonom war. Es handelt sich hier eigentlich um eine Reihe selbständiger Untersuchungen, die nur durch die vieldeutige Formel der sozialen Frage miteinander verbunden sind. Ueberall begegnen wir im Sinne der Schmollerschen Darstellungsweise der breitesten geschichtlichen Grundlegung, die zum Teil bis in das fernste Altertum

Digitized by Google

zurückgeht. Auch weiteren Kreisen, die bisher gewöhnt waren, die Geschichte vom Standpunkte der politischen Haupt- und Staatsaktionen, der Kriege und Friedensschlüsse zu betrachten, wird es von Interesse sein, wie sich im Altertum und im Mittelalter die soziale Frage gestaltete. Dabei ist aber auch der rein volkswirtschaftliche Gesichtspunkt nicht vernachlässigt, wie namentlich die Darlegungen über die Lohntheorien und die Entwicklung der Lohnverhältnisse zeigt.

Die Darstellung ist nicht nur für eineingehendes volkswirtschaftliches Studium berechnet, sondern hofft auf Anerkennung und Verständnis in weiten Kreisen der Gebildeten. Möge ihr dies in reichem Maße zuteil werden. Conrad Bornhak.

Stunden der Stille. Sonntagsgedanken. Von Dr. Alfons Heilmann. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B. Geh. M. 4.80, kart. M. 6.80.

Es ist kein ausgesprochen religiöses Buch, sondern ein Buch feiner Lebenskunst und Seelenkultur, eine Art geistiger Gesundheitslehre. Der Verfasser bespricht die Macht des Willens, die gefährlichen Witterungen der Seele, die Ebbe- und Flutzeiten des Gemüts und die aus dem Umgang mit den Menschen sich ergebenden Irrungen und Wirrungen. Nirgends tritt trockene Lehrhaftigkeit hervor, alles ist durchglüht von persönlichem Erleben, ein köstliches Sonntagsbuch für besinnliche Leute, die nach getaner Arbeit eine Stunde für sich sein und die Angelegenheiten der Seele überdenken wollen.

„Weltkongreß und Weltgericht". Ein Appell an die hohen Geister aller Nationen. Von Siegmund Münz. Wien, Verlag von Ed. Strache.

Der Verfasser, der bekanntlich seit vielen Jahren Gelegenheit gehabt hat, in allen Irrungen und Wirrungen der internationalen Politik hineinzusehen und sich ein eigenes Urteil zu bilden, legt seinem Buche den Vorschlag zugrunde, einen Weltkongreß aller geistig Hochstehenden zu berufen, um den gequälten Völkern aller Länder, anders als wie der Völkerbund dies könne, zum dauernden Frieden und Glück zu verhelfen. Es ist kein Zweifel, daß dieser neue Vorschlag vielfache Erörterungen für und wider hervorrufen wird. Allein unabhängig hiervon liegt ein Hauptreiz des Buches darin, daß der Verfasser über den unglückseligen Krieg und die in ihm zutage getretenen und ihm vorausgegangenen Schäden und Verfehlungen mit einer Offenheit und einer Wärme spricht, wie sie nur heiliger Zorn und warme Menschenliebe, vereint mit außergewöhnlicher Sachkenntnis, zu verleihen vermögen. Diesen Anklagen und Beweisen eine wirksame Verteidigung entgegenzusetzen, wird für die Betroffenen oft nicht möglich sein. So gewährt das Buch nicht nur den Genuß, der mit jedem warmen Eintreten für eine gerechte Sache verbunden ist, sondern es wird auch dazu dienen, wenn seine Lehren beherzigt werden, eine Wiederholung des Weltkrieges als unmöglich und unausführbar erscheinen zu lassen. Bei aller Wärme der Darstellung verfällt der Verfasser niemals in Parteilichkeit, sondern ist stets mit Erfolg bemüht, Gründe und Gegengründe abzuwägen. Je mehr sein Buch gelesen wird, desto besser wird es für den Wiederaufbau Europas sein. Dr. A. L.

Lassalle. Von Hermann Oncken. Dritte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 20.—, geb. M. 24.—.

Onckens „Lassalle" gehört zu den Büchern, die unabhängig von der Situation des Tages ihren hohen Wert haben und jeder Zeit, jeder neu heranwachsenden Generation Wichtiges zu denken und zu betrachten geben. Denn dies Werk gehört zu den Musterleistungen der „politischen Biographie", die eine Sonderart der biographischen Darstellung bildet, da sie ihren Helden nicht in allen seinen menschlichen Beziehungen und Schicksalen zeigen will, sondern nur insoweit, als sein äußeres und inneres Leben den Politiker herangebildet, auf die politische Entwicklung seiner Zeit — oder auch der Nachwelt — bestimmend eingewirkt hat. Diese Aufgabe erforderte gerade Lassalle gegenüber ein hohes Maß begrifflicher Klarheit und menschlich schriftstellerischen Taktes, denn das Wesen und die Tragik seiner Persönlichkeit beruht in dem öfter wiederholten übermächtigen Eingreifen von Leidenschaften und Trieben des Privatmannes in die Tätigkeit und das Lebenswerk des Politikers: einen „neuen Mirabeau" hat man ihn darum mit Recht genannt. Wie Oncken diese verhängnisvolle Komplikation psychologisch darstellt, ist schlechthin vorbildlich. Die Hauptsache bleibt, so eigenartig fesselnd und oft wieder fast abstoßend zugleich der Mensch Lassalle erscheint, aber doch eben immer der Politiker, der hochbegabte, energische Träger einer historischen Mission, von deren vollem Auswirken ihn dann doch der frühe, in sehr bestimmtem Sinne selbstverschuldete Tod vom Schauplatz wegreißt. Auch da erfüllt Oncken eine zweite schwierige Sonderaufgabe der politischen Biographie, indem er das Leben Lassalles mit den Theorien und der Entwicklung der Partei, zu deren Gründern und ersten Führern er gehörte, verknüpft und nach Darstellung und Abwägung in das richtige Verhältnis bringt. — Bei der

Digitized by Google

hier vorliegenden dritten Auflage des „Lassalle“ nun handelt es sich nicht um einen Neudruck, sondern um eine neue gründliche Durcharbeitung und bedeutsame Erweiterung nach Inhalt und Umfang auf. Nicht bloß ist alles der Forschung neu zugewachsene Material aufs sorgfältigste verwertet, es ist auch vieles unter die neuen Gesichtspunkte gerückt, die sich aus der Entwicklung der letzten Jahre ergeben haben, und so vom Verfasser dafür gesorgt, daß das biographische Denkmal einer der glänzendsten, widerspruchs- und darum lebensvollsten Persönlichkeiten der neuen deutschen Geschichte unveraltet in lebendiger Frische weiterdauert.

Hermann, Schicksale eines jungen Freundes. Von J. Ehret. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. Fr. 6.—.

Mit breiter epischer Behaglichkeit werden uns hier die Geschicke eines Baseler Studenten geschildert, der, ein eifriger Musikus, zuletzt in Italien landet, wo er Kaufmann wird und die Tochter seines Geschäftsherrn heiratet. Der Verfasser, der schon früher „Gedichte“ erscheinen ließ, hat sich offenbar Scheffels „Trompeter“ zum Vorbild genommen und ihn auch wiederholt glücklich nachgeahmt. E. M.

Strindberg. Von Leopold v. Wiese. Ein Beitrag zur Soziologie der Geschlechter. München und Leipzig, Duncker & Humblot.

Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Mann und Weib steht im Mittelpunkt der feinsinnigen, an Strindberg anknüpfenden, aber weit über ihn hinausführenden Betrachtungen. Wiese wendet sich gegen die uns allen ins Blut übergegangene Vorstellung, das Sinnliche sei eine niedrigere Sphäre als das Geistige. Falsch sei die Gegenüberstellung: hier Geist, Individualität, höheres Leben — dort Körperlichkeit, Sinnlichkeit, tierisches Leben. Aus dieser unheilvollen Spannung zwischen Geist und Fleisch ist die jammervoll verkehrte Ordnung des geschlechtlichen Lebens hervorgegangen. Die Männer treiben doppelte Moral. „Als Gesellschaftsmitglieder tun die meisten Männer alles, was in ihren Kräften steht, Monogamie und Aszese zu sichern, als Einzelne aber fühlen sie sich sehr bedrängt und mißhandelt von ihren eigenen Gesetzen und Moralen.“ Die Frauen müssen sich zum Eros bekennen. Noch kurz vor dem Umsturz ist von einem anderen deutschen Schriftsteller gelehrt worden, daß den Frauen der unpersönliche Geist fremd bleibt, deshalb dürfe im Staat, als dem mächtigsten Werkzeug des Geistes, nichts von den Stimmen der Frauen abhängen. Aehnlich so spricht unser Verfasser. Die Frauen sind nach ihm unter modernen Verhältnissen von Haus aus unpolitisch; wenn Weibtum in seiner unverfälschten Art mit herkömmlicher Politik zusammentrifft, so stoßen zwei ganz verschieden geartete Erscheinungen aufeinander. Was dann unter den neuen Verhältnissen werden soll, läßt sich nicht erraten. Ob Wiese eine Lösung weiß? Sein Denken scheint doch nicht ursprünglich und saftig genug zu sein, um ganz aus Eigenem Probleme bändigen zu können. Aber ein angeregter und anregender Betrachter bleibt er unter allen Umständen, und das vorliegende Büchlein verdient durchaus, gelesen zu werden. D.

Politische Korrespondenzen und Friedfertige Kriegsaufsätze 1914—1918. Von Rudolf Said-Ruete. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. Fr. 10.— (M. 12.—).

Das Buch enthält eine Reihe von Briefen, die Said-Ruete an mehrere deutsche Staatsmänner gerichtet und von ihnen empfangen hat, und zahlreiche Aufsätze, die er während des Krieges in verschiedenen schweizerischen Zeitschriften veröffentlicht hat. Wenn man das Buch liest, berührt es einen doch merkwürdig zu sehen, wie klar mancher Auslandsdeutsche im allgemeinen unsere Lage und Siegesaussichten eingeschätzt hat im Gegensatz zu unseren verantwortlichen Staatsmännern. Ob der Lieblingsplan des Verfassers, die Verständigung mit England, möglich war, soll hier unerörtert bleiben, aber den Weg zum Frieden hatte er richtig erkannt, der rechtzeitig eingeschlagen, uns nicht nur die Sympathien der Neutralen, sondern auch, da damals noch ein starkes Heer vorhanden war, einen gerechten Frieden verschafft hätte. Leider muß ich mir versagen, noch auf so manches Bemerkenswerte in diesem Buche einzugehen, so auf die anmaßliche Selbstsicherheit, mit der unsere Staatsmänner, gestützt auf Autoritäten zweifelhaftester Art, jeden Rat von fremder Seite zurückwiesen, auf den Brief des englischen Geistlichen Campen mit seinem echt britischen cant. Nur einen Punkt möchte ich streifen: Said-Ruete glaubt sich in seinem sonst vortrefflichen Vortrage: „Vaterland und Heimat“ bei seinem Eintreten für die Fremdwörter auf Goethe berufen zu können. Wohl hat Goethe über den Sprachreiniger Campe gespottet, aber er hat viel von Campes Neuschöpfungen übernommen, hat sogar 1813 dem Fremdwortfeinde Riemer für den Druck von Wahrheit und Dichtung die Vollmacht gegeben. „Ausländische Worte zu verdeutschen, sei Ihnen ganz überlassen“. Goethe kann also kaum als Kronzeuge angerufen werden. Diese Einwendung soll jedoch den

Digitized by Google

Gesamtwert des Buches, das uns einen tapferen Auslandsdeutschen zeigt, in keiner Weise herabmindern.

Heinrich Schneider.

Von der Liebe und vom Tod. Novellen aus drei Jahrhunderten. Von Maria Waser. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 7.50.

Maria Waser, die ausgezeichnete Schweizer Dichterin, hat sich mit ihrem um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts spielenden Roman „Die Geschichte der Anna Waser" eine weite Lesergemeinde erworben. Auch in den vier Novellen dieses neuen Bandes führt uns Maria Waser zumeist in vergangene Jahrhunderte; aber wiederum versteht sie es meisterhaft, die geistige Luft, in der ihre Menschen atmen, und damit diese selbst, ihr Lieben und Leiden, ihr Streben und Scheitern uns wie etwas unmittelbar Gegenwärtiges empfinden und glauben zu machen. Idyllisch und versöhnend bei allem Ernst mutet uns die erste Novelle, „Die Liebe des Stadtschreibers", an; zu einem ergreifenden Bild aus der düsteren Zeit starren Fanatismus erwächst die heiter einsetzende Geschichte vom „Gespenst im Antistitium", während im „Bluturteil" eine Begebenheit aus der Geschichte Berns im 18. Jahrhundert, die schon keinen Geringeren als Lessing dichterisch angeregt hat, der an dem trefflichen Samuel Henzi begangene Justizmord, ein menschlich fesselnde, dramatische packende Behandlung findet. Und endlich zeigt uns die schlichte Geschichte von der „Jätvreni", daß Maria Waser nicht des historischen Kostüms und Hintergrunds für ihre Menschen bedarf, um diese lebensvoll wirken zu lassen und uns für ihr Schicksal zu erwärmen.

Ein Frauenschicksal im Kriege. Briefe und Tagebuch-Aufzeichnungen von Maria Sonnenthal-Scherer. Verlag von Ullstein & Co., Berlin. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.50.

Die Briefe und Tagebuch-Aufzeichnungen sind das Vermächtnis einer Toten; und ihre Bedeutung geht über das Persönliche hinaus. Maria Sonnenthal-Scherer, eine Tochter des berühmten Germanisten Wilhelm Scherer und Gattin des Arztes Horaz Sonnenthal, trat bei Ausbruch des Krieges als Schwester beim Roten Kreuz ein. Sie sah in Serbien und Galizien das Grauen des Kampfgebietes und der Lazarette und ging dann nach Jerusalem. Was sie über das von ihr Gesehene und Erlebte schrieb, ist nicht bloß wegen der Reiseschilderungen interessant, sondern besonders deshalb, weil sich darin das Bild einer seltenen und starken Frau spiegelt, die ein großes und mitfühlendes Herz für ihre Mitmenschen hatte und ihrem freiwillig übernommenen Berufe zum Opfer fiel. H. H.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Adler, Fritz, Die deutsche Volkshochschule. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. M. 1.50.

Brandenburg, Geheimrat Prof. Dr. Erich, Wie gestalten wir unsere künftige Verfassung? Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.50.

Deutscher Geist. Bild-(Abreiß-)Kalender für 1920. Herausgegeben von der Deutschen Liga für Völkerbund. Berlin S 42, Otto Elsner, Verlagsgesellschaft m. b. H. M. 4.50.

Die Demokratien des Auslandes. Eine Vortragsreihe, veranstaltet vom Verein „Auslandskunde". Lensch, Prof. Dr. Paul: Die Demokratie in England. Bergsträßer, Prof. Dr. Ludwig: Die Demokratie in Frankreich. Schulze, Privatdozent Dr. Ernst: Die Demokratie in den Vereinigten Staaten von Amerika. Rühlmann, Prof. Dr. Paul: Demokratische Rechte und Pflichten in der Schweiz. Hoetzsch, Prof. Otto: Die Versuche der Demokratisierung im alten Rußland. Oldenburg i. O., Gerhard Stalling. Preis jedes Heftes M. 1.70 zuzüglich 10% Teuerungszuschlag.

Die deutsche Kriegführung und das Völkerrecht. Beiträge zur Schuldfrage. Herausgegeben im Auftrage des Kriegsministeriums und der Obersten Heeresleitung. Berlin SW 68, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 2.—.

Dix, Kurt Walther, Brauchen wir Elternschulen? Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann).

Dunkmann, Professor Dr. Karl, Religion, Konfession, Politik. Ein politisches Glaubensbekenntnis. (Flugschriften für christliche Politik und Kultur. Heft 1.) Berlin SW 48, Verlag C. V. Groß. Geh. M. 1.50.

Flugschriften der „Stimmen der Zeit". Heft 7: Sierp, Heinrich, S. J., Demokratie und Weltanschauung. Heft 8: Väth, Alfons, S. J., Um die Zukunft der deutschen Missionen. Heft 9: Noppel, Constantin, S. J., Der deutsche Rätegedanke

Digitized by Google

und dessen Durchführung. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Pro Heft 75 Pf.

Flugschriften des Tag. Nr. 8. Helfferich, Karl, Fort mit Erzberger! Berlin, Verlag August Scherl, G. m. b. H. M. 2.—.

Heilmann, Dr. Alfons, Stunden der Stille. Sonntagsgedanken. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 4.60, kart. M. 5.80.

Hoffmann, Dr. Karl, Der kleineuropäische Gedanke. 3. Aufl. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. M. 4.50.

Iskra-Permsky. Das Elend in den deutschen Gefangenenlagern Frankreichs. Impressionen eines Amerikaners. Leipzig, Verlag Otto Wigand. M. 3.50.

Jürgens, Anne Marie, Vom Wundergarten der Jugend. Lieder, Gedanken und eine kleine Geschichte. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.50.

Kaulla, Professor Dr. Rudolf, Ueber das Verhältnis der Volkswirtschaftslehre zur Rechtswissenschaft und Politik. Berlin und Leipzig, Dr. Walther Rotschild. Geh. M. 2.40.

Keyserling, Graf Hermann, Das Reisetagebuch eines Philosophen. München, Duncker & Humblot. M. 20.—.

Köchling, Maria, Dichters Werden. Bekenntnisse unserer Schriftsteller. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 6.50, geb. M. 8.—.

Kraus, Oskar, Franz Brentano. Zur Kenntnis seines Lebens und seiner Lehre. Mit Beiträgen von Karl Stumpf und Edmund Husserl. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. M. 8.—.

Lukács, Géza, Selbstbestimmung — Wirtschaft — Völkerbund. Gedanken über den wirtschaftlichen und politischen Neuaufbau Europas. Berlin, Verlag Theodor Lißner (Bruno Hagenau). Geh. M. 3.80, geb. M. 5.50.

Mahrholz, Dr. Werner, Hochschulbücherei. Heft 1: Der Student und die Hochschule. Eine Einführung in das Hochschulleben. Berlin, Furche-Verlag. Preis in Steifumschlag M. 4.—, in Pappband M. 6.—.

Menschen in Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Berichten. Band 1: Großmann, Stefan, Lassalle; Band 2: Reinhold, C. F., Kleist; Band 3: Leppmann, Franz, Mirabeau. Berlin SW 68, Verlag Ullstein & Co. Jeder Band M. 6.— und 10% Zuschlag.

Meyers Historisch-Geographischer Abreißkalender für das Jahr 1920. Dreiundzwanzigster Jahrgang. Mit 366 erläuterten, historisch und geographisch denkwürdigen Landschafts- und Städtebildern, Bildnissen, Darstellungen aus dem Gebiete der Literatur-, Natur-, Kultur- und Kunstgeschichte, Gedenktagen, Sprüchen, Gedichten und Zitaten, Register und einem Kalendarium auf der Rückseite. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. M. 6.50.

Monographien zum Völkerbund. Herausgegeben von der Deutschen Liga für den Völkerbund. Heft 2: Valentin, Veit, Die 48er Demokratie und der Völkerbundgedanke; Heft 3: Schätzel, Walter, Völkerbund und Gebietserwerb; Heft 4: Opet, Otto, Der Schutz der nationalen Minderheiten. Berlin W 15, Verlag Hans Robert Engelmann. Preis je M. 1.50.

Nenburger, Paul, Weimars Vermächtnis. Berlin W 62, Verlagsanstalt Arthur Collignon. Kart. M. 3.50.

Petersen, Hugo, Kulturfeinde. Schauspiel in 4 Aufzügen. Berlin, A. Hoffmanns Verlag, G. m. b. H. Geh. M. 2.—.

Präsident Poincaré. Von Dr. jur. H. v. Seeholzer. Ausgewählte Reden 1914 bis 1919. Autorisierte Uebertragung mit biographischer Skizze. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 6.—.

Rachfahl, Felix, ord. Professor der Geschichte an der Universität Freiburg i. Br., Preußen und Deutschland. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 2.—.

Schlesien, Ein Bekenntnisbuch. Breslau, herausgegeben vom Schlesischen Bund für Heimatschutz.

Schmidt-Brake, A., Georg Rapp, Der Seemaschinist. Berlin, August Scherl, G. m. b. H. Geb. M. 5.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Die Wirtschaftspolitik der Entente und Wilsons vor dem Frieden

Von

Sektionschef Richard Riedl (Wien)

Der erste Versuch, ein einheitliches Vorgehen der Alliierten auf wirtschaftlichem Gebiete herbeizuführen, war 1915 von Italien angeregt worden. Die Aufgabe war damals, einer dauernden Schädigung Italiens nach dem Kriege vorzubeugen und Ersatz für den drohenden Verlust des wichtigen mitteleuropäischen Absatzgebietes für seinen Export zu schaffen, und es lag nahe, diesen Ersatz darin zu suchen, daß man ältere Bestrebungen nach einem engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß Italiens und Frankreichs wieder aufnahm.

Dieser Gedanke wurde von französischer Seite dahin erweitert, daß ein allgemeines wirtschaftliches Bündnis der Länder des Vierverbandes angestrebt werden müsse, und die Folge war eine lebhafte Agitation, um England für den Gedanken einer Fortsetzung des Wirtschaftskrieges nach dem Friedensschluß und eines wirtschaftlichen Schutz- und Trutzbündnisses der Ententemächte zu gewinnen. Der französische Abgeordnete Tournade schrieb nun, ein wichtiger Punkt sei nicht aus den Augen zu lassen: Vernichtung des deutschen Handels sei nicht der richtige Ausdruck dafür, „der Handel soll ruhig weitergeführt werden, aber wir müssen Herren seiner Entwicklung bleiben. Wir werden von Deutschland sicherlich schwere Abgaben fordern, um seinen kommerziellen, industriellen, agrarischen und finanziellen Reichtum zu untergraben." Überdies sei Deutschland zu verhindern, Handel mit der Türkei zu treiben und Waren dorthin auszuführen, die später nach England oder Frankreich unter niedrigerem Zoll zurückkehren könnten, als wenn sie direkt nach diesen Ländern geschickt worden wären. Endlich dürfen Deutschland und Österreich auch die neutralen Märkte nicht offenstehen. — Als wichtigstes Agitationsmittel wurde von den Franzosen der Hinweis benützt, daß die bisher von England befolgten liberalen Handelsgrundsätze angeblich gegenüber dem mit „unredlichen Mitteln", mit dem „Dumping" und dem „galizischen System" arbeitenden deutschen Wettbewerb völlig versagt hätten:

Copyright 1920 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Deutschland sei eben dank unnoblen Handelsmethoden auf Kosten der gediegenen Methoden der englischen Geschäftswelt hochgekommen.

In England fand die Bewegung an den Fürsprechern kolonialer Vorzugszölle Bundesgenossen. Einer ihrer hauptsächlichsten Vorkämpfer war der australische Premierminister Hughes, doch blieben diese Bestrebungen in England nicht ohne lebhaften Widerspruch von freihändlerischer Seite. Gleichwohl wurde selbst von diesen Gegnern der wirtschaftlichen Offensive ein Handelskrieg zur wirtschaftlichen Verteidigung als notwendig erklärt. Ein solcher defensiver Handelskrieg habe England gegen eine wirtschaftliche Durchdringung zu schützen, diese „spezifisch deutsche, noch nie von einer anderen Nation angewandte Methode, die Gastlichkeit eines Volkes zu suchen, um es hinterrücks zu erdolchen". Hierzu ist allerdings zu bemerken, daß England diese Methode lang geübt hat, ehe Deutschland in die Lage kam, seinen Spuren zu folgen, so z. B. in Indien und Südafrika, bis es beide Länder gründlich „erdolcht" und seinem Kolonialreich einverleibt hat, ferner in China und neuerdings in Persien. (Die Methode wird offenbar nur dann zu einer unerlaubten, wenn sie sich gegen England oder gegen englische Interessen richtet.) Das zweite Ziel eines wirtschaftlichen Verteidigungskrieges sei, die Wirtschaft Großbritanniens gegenüber der auswärtigen Versorgung selbständiger zu machen und dadurch das englische Weltreich zu festigen. Diese Politik müsse unter allen Umständen durchgeführt werden, ganz gleichgültig, wie der Weltkrieg verlaufe. Es wäre ferner notwendig, Schritte zu tun, damit der englische Kredit zum gegenseitigen Nutzen der alliierten Mächte arbeite, statt daß er von internationalen Geldleuten, hauptsächlich deutschen, ausgebeutet werde. Es liege dabei in der Macht Englands, eine finanzielle Grundlage herzustellen, die für England und seine Bundesgenossen eine ausreichende Verteidigungswaffe gegen die deutschen Methoden sein werde. — Somit begegnete der Gedanke des Wirtschaftskrieges in England auch auf liberaler Seite nur insofern einer Ablehnung, als er mit schutzzöllnerischen Maßnahmen und einer Abkehr vom englischen Freihandel in Verbindung stand.

Nun folgte die sogenannte diplomatische Konferenz in Paris im März 1916, die zu folgenden Beschlüssen gelangte:

1. Die Vertreter der verbündeten Regierungen konstatieren und bekräftigen die vollständige Übereinstimmung der Ansichten und die Solidarität der Verbündeten. Sie bestätigen alle getroffenen Maßnahmen, um die Einheitlichkeit zu verwirklichen. Darunter verstehen sie sowohl die Einheit der militärischen Aktionen, als auch die Einheit der wirtschaftlichen Aktion, welche die unverbrüchliche Entschlossenheit garantiert, den Kampf bis zum Ende und zum Sieg der gemeinsamen Sache fortzusetzen.

2. Die verbündeten Regierungen beschließen, auf wirtschaftlichem Gebiete ihre Eintracht der Ansichten und Interessen in die Tat umzusetzen; sie übertragen der wirtschaftlichen Konferenz, die nächstens in Paris statt-

Digitized by Google

finden würde, die Aufgabe, Maßnahmen vorzuschlagen, durch die diese Solidarität verwirklicht werden soll.

3. Um die wirtschaftliche Aktion zu befestigen, zu ordnen und zu vereinheitlichen, und um die Verproviantierung des Feindes zu verhindern, beschließt die Konferenz, in Paris einen permanenten Ausschuß zu schaffen, in dem alle Bundesgenossen vertreten sein sollen.

4. Die Konferenz beschließt:

a) die in London begonnene Organisation eines Zentralbureaus für die Regelung der Schiffsfrachten fortzusetzen;

b) innerhalb kürzester Frist gemeinsam die anzuwendenden Mittel zu erwägen, um die aus dem Seetransport erwachsenden Lasten auf die verbündeten Staaten gleichmäßig zu verteilen und die Erhöhung der Schiffsfrachten einzuschränken. —

Wie sich hieraus ergibt, wurde endgültig nur in Angelegenheiten der Kriegswirtschaft im engeren Sinne Beschluß gefaßt, wogegen die Aufgabe, Maßnahmen vorzuschlagen, durch welche die Solidarität der Alliierten auf wirtschaftlichem Gebiet verwirklicht werden soll, einer besonderen Konferenz übertragen wurde.

Am 14. Juni 1916 traten die Vertreter der alliierten Regierungen zu dieser *Pariser Wirtschaftskonferenz* zusammen. Die von ihr vorgeschlagenen Maßnahmen gliedern sich in drei Abschnitte: Maßnahmen für die Zeit des *Krieges*, Übergangsmaßnahmen für die Zeit des *Wiederaufbaues* und *dauernde Maßnahmen* zur gegenseitigen Hilfe und Zusammenarbeit unter den Verbündeten.

Hinsichtlich der Kriegsschäden erklärten sich die Alliierten bereit, die Länder, die durch Zerstörungen des Krieges, durch Beraubung oder widerrechtliche Requisitionen gelitten hatten, *gemeinsam wiederherzustellen*. Dieser Beschluß findet im Friedensvertrage seinen Niederschlag im Kapitel über Wiedergutmachung, und wenn von der Konferenz als Gegenstand des Ersatzes Rohstoffe, industrielle und landwirtschaftliche Betriebsmittel, Vieh und Handelsschiffe erwähnt wurden, so trifft man die gleiche Gliederung der Ersatzforderungen in den Anlagen des Vertrages wieder. Das von der Konferenz entworfene *handelspolitische Programm* stellt aber zunächst die Grundsätze fest, die für die Regelung der Handelsbeziehungen zu den feindlichen Staaten nach dem Kriege maßgebend sein und die Grundlage für besondere Maßnahmen bilden sollen. Diese Grundsätze sind die folgenden:

1. Die Handelsverträge mit den feindlichen Staaten werden als durch den Krieg aufgehoben betrachtet.

2. Während der Zeit des wirtschaftlichen Wiederaufbaues, die der Einstellung der Feindseligkeiten folgt, darf die volle Bewegungsfreiheit der Alliierten nicht durch Ansprüche beschränkt werden, welche die feindlichen Mächte aus dem Meistbegünstigungsrecht ableiten könnten. Den feindlichen

Digitized by Google

Staaten darf die Meistbegünstigung während einer Anzahl von Jahren, die von den Alliierten einverständlich festgesetzt werden wird, nicht eingeräumt werden.

3. Für den Fall, als aus dieser Verweigerung der Meistbegünstigung für den Handel alliierter Staaten nachteilige Folgen entspringen sollten, verpflichten sich die Alliierten, sich gegenseitig als Ersatz Absatzmöglichkeiten zu sichern.

Der Kern dieser Beschlüsse ist also der Ausschluß der Mittelmächte von der Meistbegünstigung unter Vermeidung einer Schädigung eigener Interessen der Alliierten. Die Welt sollte wirtschaftlich nach dem Kriege in zwei Lager zerfallen: auf der einen Seite die Alliierten, die sich gegenseitig für ihren Handel alle möglichen Erleichterungen und Unterstützungen gewähren, auf der anderen die Mittelmächte, für die ein handelspolitischer Ausnahmezustand geschaffen werden soll.

Weitere Maßnahmen treffen handelspolitische Ausnahmebestimmungen gegen die Mittelmächte:

1. Aus der Bestimmung, daß die Alliierten während der Übergangszeit ihre natürlichen Hilfsquellen den alliierten Ländern vor allen anderen vorbehalten sollen, ergibt sich die Absicht einer Beschränkung des Rohstoffbezuges der Mittelmächte, soweit die Rohstoffquellen oder die Verfügung über die Rohstoffe in der Hand der Alliierten liegen.

2. Um ihren Handel, ihre Industrie, ihre Landwirtschaft und ihre Schiffahrt gegen wirtschaftliche Angriffe zu verteidigen, die aus der Anwendung des Dumping-Systems oder anderer Verfahren unlauteren Wettbewerbes sich ergeben, beschließen die Alliierten, einen Zeitraum festzustellen, innerhalb dessen der Handel der feindlichen Mächte Sonderbestimmungen unterworfen sein und die aus ihren Gebieten herrührenden Waren verboten oder einem wirksamen Spezialregime unterliegen werden.

3. Erhöhte Zölle und Verbote sind auch als dauernde Maßnahmen zum Schutze gegen den Wettbewerb der Mittelmächte in Aussicht genommen, wenn auch in diesem Falle nicht mehr in der Form einer handelspolitischen Differenzierung.

4. Hinsichtlich der Tätigkeit deutscher oder österreichischer Kaufleute und Handelsniederlassungen in den alliierten Ländern sind gleichfalls einschränkende Bestimmungen ins Auge gefaßt, wie

a) die Aufhebung von Verträgen mit feindlichen Staatsangehörigen, die dem nationalen Interesse zuwiderlaufen,

b) die Sequestrierung und Liquidierung feindlicher Handelshäuser in den alliierten Ländern, beides von der Konferenz nur als Kriegsmaßnahmen gedacht, die jedoch naturgemäß auch nach Herstellung des Friedens fortwähren und auch in den Friedensverträgen Aufnahme gefunden haben,

Digitized by Google

c) endlich Maßnahmen, um während der Übergangszeit die Ausübung bestimmter Industrien oder Gewerbe, die für die Verteidigung oder für die wirtschaftliche Unabhängigkeit des Landes wichtig sind, durch feindliche Staatsbürger zu verhindern.

5. Ein besonderes Einvernehmen sollte über Bestimmungen hergestellt werden, die während des Wiederaufbaues auf Schiffe der feindlichen Mächte angewendet werden sollen.

6. Hinsichtlich der Erfindungen, Fabrik- und Handelsmarken, die während des Krieges in den feindlichen Ländern geschaffen wurden, sollten die Alliierten soweit als möglich ein durch Fachleute zu vereinbarendes einheitliches Regime anwenden, das nach der Einstellung der Feindseligkeiten in Kraft treten sollte. — So weit die wirtschaftlichen Absichten der Verbündeten.

Auch Präsident Wilson hatte sein handelspolitisches Programm. In Reden und Kundmachungen beschäftigte er sich *vor dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg* mit der Rolle, die Amerika beim Wiederaufbau der europäischen Wirtschaft zukommt, und mit den Veränderungen, die der Krieg in der Stellung der nordamerikanischen Union hervorgebracht hat. Schon eine Adresse vom Dezember 1914 enthält folgende Ausführungen: Der Krieg hat die Wege des Handels, das Fortschreiten der Produktion unterbrochen. In Europa vernichtet er Männer und Wirtschaftsmittel in einem nie dagewesenen, entsetzlichen Umfange. Daher komme eine Zeit heran, wo einige Länder in Europa Schwierigkeiten haben werden, vieles zu tun, was sie bisher stets mit Leichtigkeit zu tun imstande waren; auf jeden Fall würden sie Hilfe und mannigfache Dienste sehr brauchen. Ähnliche Folgen habe die Tatsache, daß viele außereuropäische Nationen mit Industrie- und Handelswaren von Europa aus versorgt zu werden pflegten; auch diese Völker können jetzt nur einen kleinen Teil von dem bekommen, was sie früher eingeführt haben (so insbesondere Mittel- und Südamerika). Hier seien also Märkte, die Nordamerika versorgen müsse.

Dieser Gedanke wird in späteren Reden dahin ergänzt, daß Amerika berufen sei, das finanzielle Zentrum der Welt zu werden. „Ich denke daran," sagt der Präsident 1915, daß wir eines Tages vor der Aufgabe stehen werden, beim Wiederaufbau mitzuhelfen. Unsere Hilfsquellen sind unangetastet; wir werden durch die Gewalt der Verhältnisse mehr und mehr zum *Mittler der Weltfinanzen*." Und 1916 führt er aus: „Völlig klar ist, daß die Vereinigten Staaten eine neue Rolle spielen werden und daß es eine Rolle beispielloser Gelegenheiten und unendlich gesteigerter Verantwortung sein wird. Ob wir wollen oder nicht, wir müssen eine große Rolle in der Welt spielen. Kennen Sie die Bedeutung der einzigen Tatsache, daß wir im großen Ganzen aufgehört haben, ein *Schuldnervolk* zu sein und ein *Gläubigervolk* geworden sind? Wir haben mehr von dem überschüssigen Gold der Welt als je zuvor. Und fortan wird es unsere Sache sein, durch Anleihen die großen friedlichen Unternehmungen der Welt zu fördern. Wir werden in bedeuten-

Digitized by Google

dem Maße die Welt zu finanzieren haben, und wer das tun will, muß sie mit seinem Geist und Verstand begreifen und beherrschen. In Zukunft wird der Handel in Ausblick und Ziel mit internationaler Staatskunst verwandt sein."

Noch ist in den Ausführungen des Präsidenten von nichts anderem die Rede als von der künftigen Ausbreitung der amerikanischen Wirtschaft, von der unvergleichlichen Konjunktur, die der Krieg und die dem Kriege folgende Zeit des Wiederaufbaues für Amerika bedeutet, und von der besten Art ihrer Ausnützung. Als Folge des selbstmörderischen Krieges, in den die europäischen Großstaaten sich verstrickt haben, sieht Wilson das Aufsteigen Amerikas zum Rang der ersten Finanz- und Handelsmacht der Welt, und das Ziel seiner Politik ist, dieser Entwicklung freie Bahn zu schaffen und alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die sich ihr entgegenstellen könnten. Darum stellt er schon, als er zum erstenmal im Zusammenhang mit einer etwaigen Friedensvermittlung der Vereinigten Staaten von dem künftigen Völkerbund spricht, als einen der Hauptzwecke einer solchen Verbindung hin die Sicherheit der Hauptseewege für den unbehinderten Gebrauch aller Nationen der Welt, und aus dem gleichen Grunde steht er dem Gedanken, nach Abschluß der militärischen Kämpfe den Handelskrieg fortzuführen, ablehnend und feindselig gegenüber. Offensichtlich im Hinblick auf die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz meinte er (Oktober 1916): Es wäre höchst bedauerlich, wenn der Krieg versteckte Gegensätze im Gefolge hätte, die nicht in dieser Weise ausgeglichen werden und nicht zu gegenseitiger Achtung führen könnten. Auf der Pariser Wirtschaftskonferenz spielte die Befürchtung eine Rolle, daß Deutschland nach dem Krieg und nach der Aufhebung der Blockade die Welt mit den zurückgehaltenen Erzeugnissen seiner Fabriken zu Schleuderpreisen überschwemmen könnte. Ähnliche Besorgnisse scheinen auch in Amerika hervorgetreten zu sein. Gegen sie wendet sich der Präsident, indem er sagt, er verstehe nicht, wie man eine Ansicht haben kann, die sich auf solche Unwissenheit gründet. „Etwa 25 Millionen Mann sind in diesem Titanenkampf unter Waffen. Zwischen 40 und 60 Prozent der gelernten Arbeiter Europas stehen im Felde — nicht nur Arbeiter, sondern Männer jeglicher Art von Fertigkeit. Die ganze Kraft, das ganze Können und Denken großer Staaten ist auf Zerstörung gerichtet. Dies Geschäft ist so erfolgreich gewesen, daß die Stoffe des Wirtschaftslebens in einem ungeheuren Maßstabe vernichtet worden sind, die Schulden, die diese Staaten anhäufen, sind so groß, daß ihre Zinsen allein ihrem Haushalt vor dem Kriege gleichkommen werden. — Und dabei wollen uns Leute weismachen, daß diese Staaten große Massen von Gütern erzeugen, die sie hierher verschiffen und uns nach dem Kriege aufzwingen werden? Haben diese Leute jemals Krieg gesehen? Haben sie irgendeinen Begriff davon, was dieser Krieg bedeutet? Wissen sie nicht, daß die Bevölkerung, soweit sie nicht im Felde steht, ihre ganze Kraft abstellt auf die Erhaltung derer, die im Felde stehen? Erzeugen

Digitized by Google

sie die Güter, die sie nach Amerika zu senden pflegten, jetzt, da sie in diesem Todeskampf befangen sind, in solchem Übermaß, daß sie daran denken können, das Übergewicht über Amerika zu gewinnen? — Wir sollten uns diesen Völkern nicht mit Furcht, sondern mit Wohlwollen zuwenden. Wir sollten uns vor Augen halten, daß sie uns nach dieser Erschöpfung brauchen werden und daß wir sie nicht zu fürchten brauchen. Ich würde mich jedes Amerikaners schämen, der diese Minderung der physischen Kraft Europas mit Befriedigung betrachtete; da sehen wir neben den Gefallenen und den zu hoffnungslosen Krüppeln Gewordenen Männer, deren Nerven nie wieder brauchbar werden können für die Arbeit. Die ganze Nerven- und Körperkraft werden diese Nationen, vielleicht auf ein Menschenalter hinaus, zur Wiederherstellung ihrer Spannkraft brauchen. Niemand, der ein Herz im Leibe hat, kann das mit Befriedigung mitansehen und sagen: „das ist die Gelegenheit für Amerika", wenn er damit meint, daß es eine Gelegenheit für Amerika ist, Nutzen daraus zu ziehen.

„Die Vereinigten Staaten haben in den letzten zwei Jahren einen beispiellosen Aufschwung ihrer Industrie erlebt, und wenn es Leute gibt, die sich einbilden, daß dies dem Handel zuzuschreiben ist, der durch den Krieg großgezogen worden ist, so bilden sie sich das ein, weil sie nicht mit den Tatsachen vertraut sind. Wenn man sich die Ziffern vergegenwärtigt, wird man finden, daß der Außenhandel selbst bei bescheidenstem Ansatz des Binnenhandels nicht 4 Prozent des Gesamthandels ausmacht. Die Ausfuhr von Munition und von alle dem, was zur Heeresversorgung gehört, wie Zugtiere, Kraftwagen, Nahrungsmittel, Stiefel, Kleidungsstücke, alles dies zusammen macht nicht 1 Prozent unseres Gesamthandels aus.

„Bei Beginn des Krieges befanden sich amerikanische Werte von schätzungsweise 4 Milliarden Dollar in europäischem Besitz. In den verflossenen zwei Jahren haben wir davon schätzungsweise 2 Milliarden rückgekauft. Wir sind also imstande gewesen, die Hälfte von dem, was wir von Europa geliefert erhielten, zurückzugeben und haben in dieser Zeit 2636 Millionen Dollar in Gold aufgehäuft, das heißt ein Drittel des Goldvorrates der Welt. Und gleichzeitig haben wir eine Weltgesinnung bekommen, und so sind wir, wie nie zuvor, die Gläubiger, ja in gewissem Sinne die Bankiers der Welt. Unsere ganze Tätigkeit ist auf das Höchstmaß gesteigert. Wir sind wach und bereit.

„Angenommen jedoch, daß ganz Europa insgeheim Waren hergestellt habe und daß es bereit wäre, Waren bei uns zu schleudern! Ein während der letzten Tagung des Kongresses angenommenes Gesetz gibt eine angemessene und ausdrückliche Handhabe, um das Schleudern von Auslandswaren auf unserem einheimischen Markte zu niedrigeren Preisen als am Orte ihrer Herkunft zu verhindern. Wir sind nicht hilflos. Wir sind nicht blind und haben uns Werkzeuge geschaffen, mit denen wir der Welt dienen können. Das Hauptwerkzeug ist das System der Bundesreservebanken."

Digitized by Google

Versucht man die wirtschaftlichen Anschauungen, von denen Präsident Wilson in dieser Zeit geleitet war, aus diesen Reden herauszuschälen, so gelangt man zu folgenden Grundsätzen: Amerika mit seiner durch den Krieg unberührten Produktionskraft und seinen reichen Naturschätzen ist berufen, an der Neuversorgung der entgüterten Welt und an dem Wiederaufbau der Volkswirtschaft in den europäischen Ländern den hervorragendsten Anteil zu nehmen. Es winkt ihm eine geschäftliche Konjunktur ohnegleichen. Es wird der Lieferant der Welt sein. Finanziell bedeutet der Krieg eine ungeheure Vermögensverschiebung zu seinen Gunsten. Auf Kosten des verarmten Europas ist sein nationaler Reichtum außerordentlich gewachsen. Es wird zum Bankier der Welt.

Um die Gunst dieser Lage ausnützen zu können, braucht Amerika Freiheit der wirtschaftlichen Bewegung; vor allem bedarf es voller Freiheit des Weltverkehres; die Hemmnisse, die im Kriege aufgerichtet wurden, müssen mit dessen Beendigung verschwinden und Sicherheiten gegen die Wiederkehr solcher Störungen müssen geschaffen werden; daher die Forderung nach Freiheit der Meere.

Ebenso würde die Fortdauer des Handelskrieges zwischen den europäischen Staaten die Gefahr neuer Verwicklungen oder zumindest einer Unterbindung der Nachkriegskonjunktur mit sich bringen. Daher verwirft Wilson den Gedanken des Handelskrieges, der auf der Pariser Wirtschaftskonferenz gepredigt wurde, und verspottet die Besorgnis derer, die von den Gefahren der Konkurrenzierung Amerikas durch Deutschland oder durch einen anderen kriegführenden Staat sprechen und besondere Vorkehrungen dagegen verlangen.

Mit einem Wort: Das handelspolitische Programm des neutralen Amerika beschränkte sich auf Forderung voller Freiheit für die ungehinderte Geltendmachung der durch den Krieg bewirkten Überlegenheit der amerikanischen Wirtschaft über die aller anderen Länder.

Mit dem Eintritt Amerikas in den Krieg erhält dieses Programm eine neue Färbung. Schien es bisher seine Spitze hauptsächlich gegen die Pariser Beschlüsse und gegen die von den Westmächten geplante Fortführung des Handelskrieges nach Friedensschluß zu richten, so kehrt sie sich von jetzt an einseitig gegen die angeblichen Weltherrschaftspläne Deutschlands. In grellen Farben malt nunmehr der Präsident in seinen Reden die Gefahren, die der Welt von diesen Plänen drohen. Deutschland sei der Erreichung seiner Machtziele auf der Linie Berlin—Bagdad bereits bedenklich nahegekommen. Ein Staat nach dem anderen sei ohne gewaltsame Eroberung in ein Netz von Intrigen verstrickt worden, die gegen den Frieden und die Freiheit der Welt gerichtet seien. Er sagt im Juni 1917: Deutsche Fürsten seien auf die Throne der Balkanstaaten gesetzt, deutsche Offiziere der Türkei zur Verfügung gestellt worden, um ihre Armee auszubilden und ihre Regierung an Deutschland zu ketten. Man habe Pläne zur Erregung von Auf-

Digitized by Google

ständen in Indien und Ägypten geschmiedet und den Brand in Persien angelegt. Die Forderungen Österreichs an Serbien seien nur ein Schritt in der Verfolgung eines Planes gewesen, der Europa von Berlin bis Asien umfaßte. Man habe gehofft, diese Forderungen würden Europa nicht aufrütteln, aber man sei entschlossen gewesen, auf ihnen zu bestehen, mochte Einspruch dagegen erhoben werden oder nicht; denn man habe sich für den Endkampf gerüstet geglaubt.

Der Plan sei dahin gegangen, einen breiten Gürtel deutscher Militärmacht und politischen Einflusses über Mitteleuropa und über das Mittelmeer hinweg bis in das Herz Asiens hinein zu ziehen, und Österreich-Ungarn sollte dabei, genau so wie Serbien, Bulgarien, die Türkei und die wichtigsten Staaten des Ostens, Werkzeug und Pfand sein. Es sollte tatsächlich ein Teil des Deutschen Reiches werden und von denselben Gewalten und Einflüssen beherrscht werden, die ursprünglich die deutschen Staaten selbst zusammengefügt hatten. Dem Gedanken der Rassenzugehörigkeit sei dabei nicht im geringsten Rechnung getragen worden, die freie Wahl der Bevölkerung überhaupt nicht zur Geltung gekommen. Man habe Rasseneinheiten und politische Einheiten zusammenfügen wollen, die man nur durch Gewalt hätte zusammenhalten können: Tschechen, Madjaren, Kroaten, Serben, Rumänen, Türken und Armenier. Diese Völker hätten nie miteinander vereinigt werden wollen; sie hätten den brennenden Wunsch, sich selbst zu regieren und würden sich nur mit unbestrittener Unabhängigkeit zufrieden geben. Sie könnten nur durch die Anwesenheit oder die ständige Drohung bewaffneter Streitkräfte ruhig gehalten werden, würden unter einer gemeinsamen Herrschaft nur bei Anwendung äußersten Zwanges leben, und immer auf den Tag der Erhebung warten. Von Hamburg bis zum Persischen Golf sei auf diese Art das Netz gespannt. Würden diese Pläne verwirklicht werden, so wäre die Folge eine ungeheure Ausbreitung deutscher Macht, eine ungeheure Erweiterung der Tätigkeitsfelder für Deutschlands Handel und Industrie. Das Prestige der in Deutschland autokratisch herrschenden Klassen wäre gesichert und damit ihre politische Macht. Mißlinge ihnen das, so werde ihr Volk sie beiseite stoßen, und eine Regierung, die dem Volk Rechenschaft schuldig wäre, würde in Deutschland aufgerichtet werden, wie es in England, in der nordamerikanischen Union, in Frankreich und in allen Großstaaten der neueren Zeit, mit Ausnahme von Deutschland, geschehen sei. Gelinge dagegen der Plan, so sei Deutschland und die Welt verloren. Mißlinge er, so sei Deutschland gerettet, und die Welt werde in Frieden leben; gelinge er, so werde auch Amerika bedroht sein und müßte ebenso wie die übrige Welt in Waffen bleiben, solang Deutschland es bleibt, und sich auf seinen nächsten Angriff vorbereiten; mißlinge er, so möge die Welt sich in Frieden vereinigen und Deutschland an der Vereinigung teilnehmen. — Dieser Krieg sei der letzte Kampf zwischen dem alten Machtprinzip und dem neuen Grundsatz der Freiheit. Er sei von Deutschland

Digitized by Google

begonnen worden. Was der Erklärung bedürfe, sei der Grund dieses Unterfangens. Deutschland habe in der Welt eine so beneidenswerte Stellung eingenommen, wie nur je eine Nation. Die ganze Welt habe seine herrlichen, geistigen und materiellen Errungenschaften bewundert. Die Intellektuellen aller Länder seien bei ihm zur Schule gegangen, weil sie, insbesondere in den Grundlagen der Wissenschaften und der modernen materiellen Errungenschaften nirgends eine so gründliche Ausbildung bekommen konnten. Seine Gelehrten hätten seine Industrien vielleicht zu den hervorragendsten der Welt gemacht, und die Aufschrift „Made in Germany" habe die Gewähr für gute Arbeit und tadelloses Material bedeutet. Deutschland habe Zutritt zu allen Märkten der Welt gehabt, und jede andere Nation, die auf diesen Märkten Handel trieb, habe Deutschland wegen seines starken und fast unwiderstehlichen Wettbewerbes gefürchtet. Es hatte einen „Platz an der Sonne".

Ein Teil der Antwort auf die Frage, warum nun Deutschland diese Methoden des Wettbewerbes nicht genügten, liege in folgendem: Es gebe keine wichtige Industrie in Deutschland, auf die die Regierung nicht ihre Hand gelegt habe, um sie zu leiten und — wenn sich die Notwendigkeit dazu ergeben sollte — zu übernehmen. Man brauche nur jemand zu fragen, der mit den Fragen des internationalen Wettbewerbs vor dem Kriege vertraut sei, um die Wettbewerbsmethoden zu verstehen, die die deutschen Fabrikanten und Exporteure unter dem Schutze und mit der Unterstützung ihrer Regierung angewandt hätten. Es sei dieselbe Art Wettbewerb gewesen, die man in Amerika durch die innere Gesetzgebung unterbinden wolle. Wenn die Deutschen ihre Waren nicht mit Gewinn billiger verkaufen konnten, wie ihre Konkurrenten, hätten sie Unterstützungsgelder seitens ihrer Regierung erhalten, die es ihnen ermöglichten, trotzdem billiger zu verkaufen; auf diese Weise habe die deutsche Regierung selbst in weitem Maße die Bedingungen beherrscht, unter denen sich der Wettbewerb abspielte. Aber das habe der deutschen Regierung nicht genügt. Hinter ihren Gedanken und ihren Zukunftsträumen sei die Hoffnung auf eine politische Macht gelegen, die ihr im Laufe der Zeit die Herrschaft über die Arbeit und die Industrie der Welt verschaffen sollte. Sie sei nicht mit dem Erfolg zufrieden gewesen, den größere Tüchtigkeit verschafft; sie habe Erfolg durch Herrschaft gewollt. Die Berlin-Bagdad-Bahn sei mit der Absicht gebaut worden, die industriellen Unternehmungen von einem halben Dutzend Ländern in der Flanke zu bedrohen, so zwar, daß ein aufkommender deutscher Wettbewerb nicht zu viel Widerstand fände, weil immer die Möglichkeit bestand, deutsche Heere schneller als irgendwelche andere Macht in das Herz des betreffenden Landes zu werfen. Man brauche nur auf die Karte zu blicken; Deutschland übe die uneingeschränkte Herrschaft über Österreich-Ungarn aus, die tatsächliche Gewalt über die Balkanstaaten, die Gewalt über die Türkei und über Kleinasien: Ein Klumpen deutscher Macht im Herzen der Welt! Könne Deutschland das behalten, so habe es alles, was seine Träume vor dem Kriege erhofften. Wenn und solange

Digitized by Google

es das behalten könne, sei seine Macht stets imstande, die Welt zu stören, immer vorausgesetzt, daß die Einflüsse, die die deutsche Regierung gegenwärtig beherrschen, weiter fortbestehen. Sicherlich könne der Geist der Freiheit auch in deutsche Herzen dringen und in ihnen ebenso schönen Widerhall finden, wie in irgendwelchen anderen Herzen; aber der Geist der Freiheit passe nicht in die Pläne der Alldeutschen: Macht in den Händen freier Menschen lasse sich nicht mit gesammelter Kraft gegen freie Völker gebrauchen. (Ansprache vom November 1917.)

Amerika habe die Erfolge, die Deutschland durch Geschicklichkeit, Fleiß, Wissen und Unternehmungsgeist errungen habe, niemals scheel angesehen, noch sei es ihnen im Wege gestanden; es habe sie eher bewundert. Deutschland habe sich unter dem Schutze des Weltfriedens ein wahres Reich des Handels und Einflusses aufgebaut und Amerika sei zufrieden gewesen, den Wettbewerb, in Industrie, Wissenschaft und Handel, den Deutschlands Erfolg bedeutete, in Kauf zu nehmen und dabei entweder obzusiegen oder zu unterliegen. Aber in dem Augenblicke, in dem Deutschland in offenkundiger Weise friedliche Triumphe geerntet habe, habe es sich von ihnen losgesagt, um an ihrer Stelle etwas zu errichten, was die Welt nicht länger zulasse: militärische und politische Oberherrschaft durch Waffengewalt, um dadurch die Wettbewerber, die es am meisten fürchte und hasse, da, wo es diese nicht übertreffen könnte, zu unterdrücken. Der Friede, den Amerika schließe, müsse das Unrecht sühnen, müsse die einstmals schönen Lande und glücklichen Völker Belgiens und Nordfrankreichs von preußischer Eroberung und Bedrohung befreien; müsse aber auch die Völker Österreich-Ungarns, des Balkans und der Türkei, in Europa wie in Asien, von der unverschämten Fremdherrschaft der preußischen Militär- und Handelsautokratie erlösen. Amerika sei es sich indes schuldig, zu erklären, daß es keineswegs wünsche, das österreichisch-ungarische Reich zu schwächen oder umzuformen. Amerika bezwecke oder wünsche nicht, ihm irgend etwas zu diktieren. Es wünsche lediglich, daß die Angelegenheiten der Völker Österreich-Ungarns in allen Dingen, große wie kleine, in ihren eigenen Händen ruhen, und es hoffe auch den Völkern der Balkanhalbinsel und dem Volke des türkischen Reiches das Recht und die Macht zu sichern, ihr Leben und Vermögen vor Bedrückung oder Ungerechtigkeit und der Diktatur fremder Höfe oder Parteien zu schützen. (Ansprache im Dezember 1917.)

Wenn Deutschland sich bereit zeige, günstige und gerechte Bedingungen für Belgien, Frankreich und Italien vorzuschlagen, tue es das nur, um sich in Rußland und dem Osten freie Hand zu schaffen. Sein Ziel sei zweifellos, alle slawischen Völker, alle freien und aufstrebenden Nationen der Balkanhalbinsel, alle die Länder unter der Herrschaft und Mißregierung der Türkei seinem Willen und Ehrgeiz zu unterwerfen und auf diese Herrschaft ein Reich der Gewalt aufzubauen; auf ihm bildet es sich ein, ein Reich des Gewinnes und der Handelsübermacht errichten zu können, ein Reich, das Amerika ebenso

Digitized by Google

feindlich gegenüberstände wie dem europäischen Erdteil, den es unterjochen wolle und das am Ende Persien, Indien und die Völker des fernen Ostens meistern würde. In einem derartigen Programm fänden die Ideale der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, der Freiheit und des Selbstbestimmungsrechts der Völker, die von der ganzen Welt gefordert werden, keinen Platz. Sie würden verdrängt durch das Machtideal, durch den Grundsatz, daß der Starke den Schwachen regiert, daß der Handel der Flagge folgen müsse, gleichgültig, ob diese Flagge von denen, zu denen sie kommt, gewünscht werde oder nicht. Die Völker der Welt würden dem Schutz und der Herrschaft jener unterworfen werden, die die Macht haben. (Ansprache im April 1917.)

Das amerikanische Volk sei der Überzeugung, daß der Friede auf den Rechten der Völker, nicht auf den Rechten der Regierungen, auf den Rechten der Völker, groß oder klein, stark oder schwach, ruhen müsse, auf ihrem gleichen Rechte zu Freiheit, Sicherheit und Selbstregierung und auf einer in gerechten Bedingungen gegründeten Teilnahme an den wirtschaftlichen Möglichkeiten der Welt — das deutsche Volk natürlich eingeschlossen, wenn es Gleichberechtigung wolle und nicht nach Vorherrschaft strebe. (Antwort auf die Friedensnote des Papstes vom August 1917.)

Amerika sei auf Deutschlands Größe nicht eifersüchtig, und es sei nichts in seinem Friedensprogramm enthalten, das sie schmälere. Man neide ihm keine Errungenschaft oder Auszeichnung in Wissenschaft oder friedlicher Unternehmung, wie sie seine Geschichte so glänzend und beneidenswert gemacht haben. Man wolle ihm kein Unrecht tun oder irgendwie seinen rechtmäßigen Einfluß oder seine Macht beschränken. Man wolle es weder mit den Waffen noch durch feindselige Handelsübereinkommen bekämpfen, wenn es bereit sei, sich mit Amerika und den anderen friedliebenden Völkern zu Verträgen der Gerechtigkeit, des Rechtes und der Billigkeit zu einigen. Man wünsche ihm nur einen gleichberechtigten Platz unter den Völkern in der neuen Welt, in der wir leben — nicht einen Herrscherplatz. (Ansprache an den Kongreß, 8. Januar 1918.)

Amerika kämpfe in der Tat ebenso dafür, Deutschland wieder von der Furcht wie von der Tatsache ungerechter Angriffe durch Nachbarn, Nebenbuhler oder alle jene zu befreien, die nach Weltherrschaft streben. Kein Mensch bedrohe Dasein, Unabhängigkeit oder friedliche Betätigungen des Deutschen Reiches. Das Schlimmste, was zum Schaden des deutschen Volkes geschehen könnte, wäre, wenn es nach dem Kriege noch weiter unter ehrgeizigen und ränkeschmiedenden Herrschern leben müßte, denen daran liege, den Weltfrieden zu stören, unter Männern oder Klassen, denen die anderen Völker der Welt nicht trauen könnten, so daß es unmöglich würde, Deutschland in die Gemeinschaft der Nationen aufzunehmen, die künftig für den Weltfrieden zu bürgen haben werden und die eine Gemeinschaft von Völkern, nicht eine bloße Gemeinschaft von Regierungen sein müsse. Vielleicht würde es unter derartigen

Digitized by Google

Umständen auch unmöglich sein, Deutschland an dem freien wirtschaftlichen Verkehr teilnehmen zu lassen, der sich unvermeidlich aus den übrigen Gemeinschaften eines wahren Friedens ergeben müsse. Aber darin würde keine Angriffshandlung liegen und eine solche angesichts des Mißtrauens unvermeidliche Lage würde sich der Natur der Dinge nach früher oder später durch Vorgänge, die mit Sicherheit zu erwarten wären, von selbst heilen. —

Ich habe versucht, die handelspolitischen Anschauungen des Präsidenten, wie sie sich seit dem Eintritte Amerikas in den Krieg (6. April 1917) entwickelten, in seinen eigenen Worten durch Aneinanderreihen bezeichnender Stellen seiner Reden wiederzugeben. Seine Argumentationen zeigen eine seltsame Vermengung der Wilsonschen Gedankengänge aus der Zeit vor der amerikanischen Kriegserklärung mit denen der Pariser Wirtschaftskonferenz.

Das leitende Ziel der Wilsonschen Politik bleibt die Herstellung eines Zustandes, der der amerikanischen Volkswirtschaft zur Entfaltung ihrer Kräfte und zur Geltendmachung ihrer durch den Krieg herbeigeführten Überlegenheit volle Freiheit sichert. Ein solcher Zustand wird erreicht, wenn der Grundsatz mechanischer Gleichberechtigung aller Völker, ob groß, ob klein, und ihrer „gleichmäßigen, auf gerechten Bedingungen beruhenden Teilnahme an den wirtschaftlichen Möglichkeiten der Welt" aufgestellt und im Friedensschlusse gewährleistet wird.

Damit ist naturgemäß die Fortsetzung der Feindseligkeiten auf wirtschaftlichem Gebiet nach Beendigung des Kampfes der Waffen unverträglich, und ebensowenig ist mit dem erstrebten Ziele die Zusammenlegung bisher selbständiger Staaten zu größeren Zoll- und Wirtschaftsgebieten oder die Begründung gegenseitiger Vorzugsrechte vereinbar, wie dies die deutsche Politik in Form eines Wirtschaftsbündnisses für Mitteleuropa anstrebte.

Dies waren die beiden Punkte, von denen aus eine Verbindung zwischen den politischen Theorien des Präsidenten und den ihnen scheinbar so sehr widersprechenden Gedankengängen der Pariser Wirtschaftskonferenz hergestellt wurde. Die Beschlüsse der Konferenz bezeichnen Deutschland auch auf wirtschaftlichem Gebiete als Störenfried und als den Träger des Gedankens, den wirtschaftlichen Kampf auch über den Friedensschluß hinaus fortzusetzen. Es bedurfte hierzu allerdings einer leichten Verschiebung der Tatsachen. Denn der Wirtschaftskrieg ist die ureigenste Erfindung der Entente. Sie ist mit den Maßnahmen gegen den feindlichen Handel, gegen feindliche Unternehmungen und feindliches Vermögen vorangegangen; von ihr wurden die Formen und die Technik des modernen Wirtschaftskrieges entwickelt. Deutschland und Österreich sind zögernd und notgedrungen nachgefolgt, als unwillige Schüler. Ebenso hat der Gedanke, den Gegner nach Beendigung des Waffenganges durch wirtschaftliche Kampfmaßnahmen zu verfolgen, in Frankreich und England seinen Ursprung; den Mittelmächten blieb er bis zum Ende fremd. Die zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Deutschland geführten Verhandlungen über ein Wirtschaftsbündnis beider Reiche

Digitized by Google

bezweckten nichts als die Sicherung der wirtschaftlichen Zukunft beider Reiche durch die Schaffung eines gemeinsamen Zoll- und Wirtschaftsgebietes, das seiner Ausdehnung und seinen Hilfsquellen nach einigermaßen imstande wäre, sich neben den der Entente angehörigen Weltreichen und Riesenzollgebieten handelspolitisch zu behaupten. Angriffsabsichten wurden nicht nur öffentlich abgelehnt, wie dies ja auch von der Entente geschah, sondern bei internen Verhandlungen, deren Verlauf und Ergebnis für die Öffentlichkeit nicht bestimmt war und ihr nicht bekanntgegeben wurde, programmatisch ausgeschlossen und, was noch wichtiger ist, sie konnten der Natur der Dinge nach nicht bestehen. Der geplante Wirtschaftsbund der Mittelmächte sollte ein Bündnis zum Zwecke gegenseitiger Förderung, jener der Entente ein Bündnis zu gemeinsamer Schädigung der anderen, der neutralen wie der feindlichen Mächte, sein. Dies der Sachverhalt, was nicht hindert, daß die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz in ihren einleitenden Sätzen die Verhandlungen der Mittelmächte über ein Wirtschaftsbündnis als Vorbereitung eines Wirtschaftskrieges darstellen, „der nicht nur die Wiederherstellung des Friedens überdauern, sondern, im Gegenteil, von da ab an Ausdehnung und Intensität gewinnen soll", als die Vorbereitung von Vereinbarungen, „die darauf hinauslaufen, die Herrschaft der Mittelmächte über die Produktion und die Märkte der Welt zu begründen und den übrigen Ländern eine unannehmbare Hegemonie aufzuzwingen". Es scheint, daß man in Amerika das wirklich geglaubt hat, denn Wilson übernimmt diese Gedanken vollinhaltlich in seine Reden.

Sie passen so gut in sein System, in seine Gedankenrichtung, daß sie ihm leicht zu suggerieren sind, und zwar um so leichter, als die Politik, die Deutschland gegenüber Amerika befolgte, den Boden dafür bereitet hatte. Man muß gerecht sein: Die plötzliche Proklamierung des unbeschränkten U-Bootkrieges, trotz vorangegangener gegenteiliger Versicherungen, mochte uns als eine durch die Notwehr aufgedrungene und gerechtfertigte unausweichliche Kriegsmaßnahme, die Zettelung mit Mexiko als eine bloße Vorkehrung für einen höchst unerwünschten Fall erscheinen. In Amerika wurde das eine als Verletzung des Ansehens der Union in der Person ihres Präsidenten und als geflissentliche Mißachtung amerikanischer Interessen, das andere als unerhörte Herausforderung und als Verschwörung gegen die Unversehrtheit der Vereinigten Staaten empfunden. Und mehr als das: Für Amerika bildeten die Erfahrungen, die es bei diesen beiden Anlässen mit der deutschen Politik machte, eine scheinbare Bestätigung der von der Entente ausgehenden Anklagen, die Deutschland des maßlosen Strebens nach Weltherrschaft beschuldigten und es als Element der Unruhe, seine Politik als ständige Bedrohung des friedlichen Nebeneinanderlebens der Völker bezeichneten. Dazu kommt die manchmal geradezu hilflose Fremdheit, mit der Amerika den europäischen Verhältnissen gegenübersteht, und die dem Angelsachsentum eigentümliche Neigung, das Eigeninteresse mit ethischen

Digitized by Google

Gesichtspunkten zu verbrämen und sich selbst einzureden, daß das im Augenblick geschäftlich oder politisch Nützliche der Ausfluß und die Vollstreckung eines sittlichen Gebotes, die Erfüllung einer höheren Mission sei. Als solche Mission erschien dem Amerikanertum die Zerschmetterung der Autokratie, die endgültige Vereitelung der deutschen Weltherrschaftspläne, die Rettung der Völker Osteuropas vor der Knechtung durch den deutschen Imperialismus, just in dem Augenblicke, in dem es ein amerikanisches Interesse zu sein schien, die Bildung eines mächtigen kontinentalen Wirtschaftsbündnisses in Mittel- und Osteuropa, das die Bedingungen wirtschaftlicher Autarkie in hohem Maße in sich getragen hätte, zu verhindern.

Und so begann der Feldzug des Präsidenten Wilson gegen den Plan eines mitteleuropäischen Völkerbundes unter deutscher Führung. In die erste Linie wurde dabei nicht das wirtschaftliche, sondern das politische Moment geschoben: die Befreiung der Nationalitäten in Österreich-Ungarn, die nationale Abrundung und Sicherung der Balkanstaaten, die Lösung der orientalischen Frage. Man war sich bewußt, hier den verwundbarsten Punkt der gegnerischen Koalition zu treffen, und es ist daher begreiflich, daß man den Hebel hier und nicht auf wirtschaftlichem Gebiete ansetzte. Die wirtschaftliche Seite der Frage wird in den Reden des Präsidenten durchwegs in die zweite Reihe gestellt, ja er ging eine Zeitlang nicht einmal so weit, wirtschaftliche Sonderbündnisse schlechthin und unbedingt als verwerflich und unvereinbar mit dem Grundsatze der Gleichberechtigung aller Völker hinzustellen. Sagte er doch sogar ausdrücklich, daß es Amerika nichts angehe, was Österreich mit seinem wirtschaftlichen und politischen Dasein anfangen wolle, daß er ihm nichts diktieren wolle und daß er lediglich wünsche, die Entscheidung darüber in die Hände der verschiedenen Völker Österreich-Ungarns gelegt zu sehen. Hier tritt wieder die Anschauung zutage, daß das mitteleuropäische Bündnis durch Deutschland und durch die mit ihm verbundene und in seinem Sinne arbeitende Regierung der Monarchie den Völkern aufgezwungen werde, und daß es genüge, sie freizumachen, um den Gedanken des Wirtschaftsbündnisses der mitteleuropäischen Staaten zu begraben. Diese Art der Behandlung des österreichischen Problems ist ein Musterbeispiel für die Technik der amerikanischen, besser, der amerikanisch-englischen Politik. Gesprochen wird nur von den hohen Idealen der Freiheit und des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Die großen wirtschaftspolitischen Machtfragen, die den Untergrund der Dinge bilden, werden dabei kaum gestreift. Ihre Erledigung wird scheinbar in das freie Belieben der nächstbetroffenen Völker gestellt, jedoch in solcher Weise, daß sie im gewünschten Sinne ausfallen muß. Als Nebenprodukt des von Amerika aus eingeleiteten Prozesses der Völkerbefreiung erscheint dann die handelspolitische Atomisierung Mitteleuropas und die Unterbindung der wirtschaftlichen Expansion Deutschlands zugunsten jener Englands und Amerikas. Und daß Nebenprodukte schließlich wertvoller und wichtiger werden als das Hauptprodukt,

Digitized by Google

auf das ein Prozeß ursprünglich gerichtet war, ist eine im wirtschaftlichen Leben nicht ganz ungewöhnliche Erscheinung.

In die knappste Form bringt Wilson dieses Ziel seiner Kriegspolitik in dem Satze, daß Deutschland wohl ein gleichberechtigter Platz unter den Völkern der Welt eingeräumt werden könne, aber kein Herrscherplatz. Die Herrscherplätze bleiben offenbar ausschließlich für die neue Aristokratie der Staaten, für die fünf puissances principales reserviert.

Auch diese Gleichberechtigung ist übrigens nicht unbedingt gegeben. Sie soll nur einem Deutschland eingeräumt werden, das frei von jedem Verdacht imperialistischer Bestrebung ist. Andernfalls behält sich Wilson vorläufig seine Ausschließung von der durch den Völkerbund gebildeten „Gemeinschaft der freien Völker" und von der Teilnahme an dem freien wirtschaftlichen Verkehr vor.

Damit ist er dem Einflusse der in den Beschlüssen der Pariser Wirtschaftskonferenz verkörperten Bestrebungen, denen er anfänglich ablehnend gegenüberstand, völlig unterlegen. Man ließ ihn die angeblich drohende Gefahr der deutschen Weltherrschaft und eines von Deutschland ausgehenden Wirtschaftskrieges solange bekämpfen, bis er dabei angelangt war, selbst den Wirtschaftskrieg gegen Deutschland zu predigen.

Diese Entwicklung seiner Anschauungen muß man sich vor Augen halten, wenn man die Fassung richtig verstehen will, die Wilson seinem handelspolitischen Programm in den berühmten 14 Punkten seiner Kongreßrede vom 8. Januar 1918 und in den sie ergänzenden nachträglichen Kundgebungen gegeben hat.

Die grundlegenden Forderungen enthält der dritte dieser 14 Punkte. Wilson verlangt darin „die Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken, soweit dies möglich ist, und die Herstellung einer Gleichheit der Handelsbedingungen unter allen Völkern, die sich dem Frieden anschließen und sich zu seiner Aufrechthaltung vereinigen".

Der erste Teil dieses Satzes ist die Bekenntnis zum gemäßigten Freihandel, das den Überlieferungen der demokratischen Partei in den Vereinigten Staaten und ihrem Programm entspricht, und sich doch in den Grenzen dessen hält, was in Amerika möglich erscheint. Wilson hat dabei die richtige Empfindung, daß die amerikanische Industrie nach der ungeheuren Stärkung, die sie durch den Krieg erfahren hat, weniger ein Schutz- als ein Ausbreitungsbedürfnis hat, und daß infolgedessen Amerika ein größeres Interesse an der möglichsten Beseitigung wirtschaftlicher Schranken, d. i. an der Ermäßigung der Einfuhrzölle in anderen Staaten, als am Aufrechthalten seines eigenen Schutzzollsystems besitzt. Sein handelspolitisches Programm ist daher zunächst der einverständliche Abbau der Schutzzölle in allen dem Völkerbund angehörenden Staaten. Wie seinerzeit Cobden, empfiehlt in unseren Tagen Wilson der Welt die Handelspolitik, die den Bedürfnissen seines Vaterlandes augenblicklich am besten entspricht.

Digitized by Google

Dem gleichen Wunsche, möglichst freie Bahn für den amerikanischen Handel und für die Entfaltung der amerikanischen Volkswirtschaft zu schaffen, entspringt die weitere Forderung nach Herstellung gleicher Bedingungen des Wettbewerbes für alle den Frieden unterzeichnenden Staaten, das Verlangen nach „equality of trade conditions among all the nations consenting to the peace", d. h. die wechselseitige Gewährung der Meistbegünstigung soll durch den Frieden für alle Staaten, die ihn unterzeichnen, ein für allemal festgelegt werden. Sie soll nicht mehr wie bisher den Gegenstand besonderer Verhandlungen und Vereinbarungen zwischen den Staaten bilden, nicht mehr nach Belieben zugestanden oder verweigert werden. Soweit unter solchen Umständen in Zukunft überhaupt noch besondere Handelsverträge zwischen den einzelnen im Völkerbund vereinten Staaten beschlossen werden sollten, hätten sie auf der durch den Friedensvertrag bereits allseitig und dauernd festgelegten Grundlage gegenseitiger Meistbegünstigung aufzubauen. Ihren einzigen Gegenstand würde die vertragsmäßige Festlegung, Abänderung oder Milderung von Bestimmungen der autonomen wirtschaftlichen Gesetzgebung — die Ermäßigung von Zollsätzen, die Verbesserung des Fremdenrechtes, die Regelung von Verkehrsfragen usw. — bilden, ohne daß es möglich wäre, die Verweigerung der Meistbegünstigung und die ihr folgende handelspolitische Differenzierung wie bisher als Waffe für die Erzwingung solcher Zugeständnisse zu verwenden. Zollkriege würden unmöglich werden.

Es scheint, daß hierbei der pazifistische Gedanke mitunterläuft, Zwang und Nötigung im internationalen Verkehr unter allen Umständen auszuschließen, gleichgültig, in welcher Form sie geübt wird, durch Gewalt der Waffen oder durch wirtschaftliche Bedrohung.

Dies geht aus dem zweiten der vier Punkte hervor, die der Präsident in seiner Rede vom Mount-Vernon am 4. Juli 1918 den ursprünglichen 14 Punkten hinzufügte. Hier verlangt Wilson „die Regelung aller Fragen, sowohl der Gebiets- wie Souveränitätsfragen, der wirtschaftlichen Vereinbarungen und der politischen Beziehungen auf Grund freier Annahme dieser Regelung durch das Volk, das unmittelbar davon betroffen ist, und nicht auf der Grundlage des materiellen Interesses oder Vorteiles irgendeines anderen Volkes, das eine andere Regelung zur Ausbreitung seiner Herrschaft oder seines Einflusses wünscht".

Allerdings bedeutet die Verwirklichung solcher Grundsätze, die den einzelnen Staat gegen wirtschaftliche Vergewaltigung und gegen die Nötigung zum Abschluß von Verträgen oder zum Anschluß an ein handelspolitisches Staatensystem schützen soll, gleichzeitig einen Freibrief für jede Vergewaltigung fremden Handels im eigenen Lande. Sie wäre die ungerechteste Begünstigung derjenigen Staaten, die den Abschluß von Handelsverträgen grundsätzlich ablehnen und in ihrer autonomen Gesetzgebung das Höchstmaß an Protektionismus, an Handels- und Fremdenfeindlichkeit leisten. Sie selbst würden in

Digitized by Google

den Ländern einer liberaleren Wirtschaftsgesetzgebung auf Grund der im Friedensvertrag verbürgten allgemeinen Meistbegünstigung alle Vorteile genießen, die diese Staaten sich gegenseitig einräumen, und können mit keinerlei ernsten Nachteilen bedroht werden, wenn sie sich weigerten, ihre wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande auf ähnlichem Fuß zu regeln. Man könnte ihnen nur beikommen, insofern sie besondere Wünsche oder Bedürfnisse haben, die von jenen der anderen Länder abweichen und infolgedessen durch wechselseitige, die Meistbegünstigungsklausel umfassende Vereinbarungen nicht gedeckt sind. In diesem Falle könnte durch die Verweigerung von Vorteilen, die für das betreffende Land — so beispielsweise die Ermäßigung des Zolles für einen seiner spezifischen Exportartikel — besondere Wichtigkeit besitzen, sonst aber niemand wesentlich interessieren, ein handelspolitischer Druck ausgeübt werden. Reicht aber dieser Druck nicht aus, so steht man wehrlos allen Ausschreitungen des Protektionismus gegenüber.

Der wirtschaftliche Grundgedanke, den Wilson mit dieser Bestimmung verfolgt, geht offenbar dahin, durch dauernde Festlegung der allgemeinen Meistbegünstigung die Handelsbeziehungen zwischen den Staaten zu erleichtern und einen allgemeinen Fortschritt in der Richtung des Freihandels zu erzielen. Der *Erfolg* wäre jedoch aller Voraussicht nach das Entgegengesetzte: ein Rückfall von der Vertragspolitik in die Methoden einer autonomen extrem-protektionistischen Handelspolitik. Der Staat, der diesen Schritt zuerst und mit der größten Rücksichtslosigkeit täte, würde den größten Vorteil aus der Verwirklichung des scheinbar freihändlerischen Programms des Präsidenten ziehen.

Aber nicht nur die Gewährung der Meistbegünstigung soll aus dem Bereiche besonderer Vertragsverhandlungen und freien Beliebens der Staaten ausscheiden; ihre Vertragsfreiheit soll nach den Absichten des Präsidenten auch nach anderer Richtung beschränkt werden. In der gemeinsamen Familie des Völkerbundes, so heißt es in den fünf Punkten, die Wilson in einer Rede vom 27. September 1918 aufstellte, soll es keinen Verein, kein Bündnis und auch keine besonderen Verträge und Vereinbarungen geben, und es kann innerhalb des Bundes *keine besonderen selbstischen wirtschaftlichen Kombinationen* geben und *keine Anwendung einer Art wirtschaftlichen Boykotts oder der Ausschließung*, ausgenommen den Fall, daß die Vollmacht zu wirtschaftlicher Bestrafung durch Ausschluß von den Weltmärkten dem Völkerbunde als Zucht- und Machtmittel erteilt wird. „Alle internationalen Abmachungen und Verträge jeder Art müssen vollinhaltlich der übrigen Welt *mitgeteilt* werden. Besondere Bündnisse sowie wirtschaftliche Rivalitäten und Feindschaften sind in der modernen Welt eine ergiebige Quelle der Pläne und Leidenschaften gewesen, die Kriege heraufbeschworen. Ein Friede, der dies nicht in bestimmten und bindenden Ausdrücken ausschlösse, wäre unaufrichtig und ungewiß."

Man hat diese Punkte in Deutschland vor allem als eine scharfe Stellungnahme des Präsidenten gegen den von Paris aus gepredigten Wirtschafts-

Digitized by Google

krieg aufgefaßt und begrüßt. Man hat aber dabei übersehen, daß nach der den Pariser Beschlüssen angepaßten Meinung des Präsidenten Deutschland es ist, von dem die Drohung mit dem Wirtschaftskriege ausgeht, während die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz sich ihm nur als notgedrungene Abwehr darstellen, und daß sich infolgedessen auch die Wilsonschen Thesen in erster Linie gegen Deutschland und seine angeblichen Weltherrschaftspläne und nicht gegen die Pariser Beschlüsse richten. Man hat außerdem übersehen, daß der wirtschaftliche Boykott und die Ausschließung vom Handelsverkehr nur innerhalb des Völkerbundes unstatthaft sein soll und daß Wilson, wie seine oben zitierte Kongreßrede vom Dezember 1917 zeigt, unter gewissen, sehr leicht zu konstruierenden Voraussetzungen den Ausschluß Deutschlands von der Mitgliedschaft im Völkerbunde und von der Teilnahme im freien Wirtschaftsverkehr für zulässig hält. Die Fortsetzung des Wirtschaftskrieges der Entente gegen Deutschland ist daher durch die Wilsonschen Formeln keineswegs ausgeschlossen, sondern durch einen Vorbehalt gedeckt, der allerdings einige Ähnlichkeit mit einer reservatio mentalis hat.

Auf der anderen Seite ist es unverkennbar, daß sich das Verbot von Vereinen und Sonderbündnissen innerhalb des Völkerbundes und von „selbstischen wirtschaftlichen Kombinationen" ganz offensichtlich gegen den Gedanken eines mitteleuropäischen Wirtschaftsbundes unter deutscher Führung kehrt.

Auf das gleiche Ziel sind auch die politischen Bestimmungen zugespitzt, welche die 14 Punkte hinsichtlich der einzelnen Ländergebiete Mittel- und Osteuropas enthalten.

Wenn nach Punkt 10 den Völkern Österreich-Ungarns ihr Platz unter den anderen Nationen gewährleistet und freiester Spielraum zu autonomer Entwicklung gegeben werden soll, so bedeutet dies, wenn nicht die Zerschlagung der Monarchie, so zumindest die Absicht, durch die Mobilisierung der deutschfeindlich gesinnten Nationalitäten das politische und wirtschaftliche Bündnis der Monarchie mit Deutschland zu sprengen und auf diese Weise die Grundfeste zu zerstören, auf der das Gebäude des mitteleuropäischen Wirtschaftsblocks hätte aufgerichtet werden sollen.

Punkt 11 verlangt die Wiederherstellung Rumäniens, Serbiens und Montenegros, die Gewährung eines freien Zugangs zur See für Serbien und die völkerrechtliche Gewährleistung der politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Balkanstaaten, um auf diese Weise eine Schutzwehr gegen die Ausbreitung deutschen Einflusses aufzurichten, und in dem die Türkei betreffenden Punkt 12 wird nicht nur „ungestörte Gelegenheit zur selbständigen Entwicklung" für die bisher unter türkischer Herrschaft lebenden Nationalitäten, sondern auch die gesicherte Unabhängigkeit der türkisch besiedelten und daher türkisch bleibenden Teile des Osmanischen Reiches, d. h. in diesem Falle wohl ihre unbedingte Freiheit von deutschem Einfluß gefordert. Mit anderen Worten: das von Wilson proklamierte wirtschaftliche Kriegsziel der

Digitized by Google

Alliierten ist vor allem die Vernichtung der wirtschaftlichen Vormachtstellung Deutschlands auf dem Balkan und in Vorderasien, die Verdrängung deutschen Einflusses in diesen Ländern und ihre Einverleibung in das Interessengebiet der Ententestaaten.

Das gleiche Ziel wird hinsichtlich Rußlands aufgestellt. Hier schienen die Erfolge der deutschen Waffen und der Zerfall des russischen Reiches in eine Reihe von Nationalstaaten die Gefahr zu begründen, daß diese staatlichen Neubildungen großenteils dem politischen und wirtschaftlichen Einfluß des benachbarten Deutschen Reiches verfallen und daß auf diese Weise ein deutsches Macht- und Interessengebiet entstehen würde, das bedrohlicher werden könnte, als die so heftig bekämpfte Ausbreitung Deutschlands in der Richtung nach dem Balkan und Vorderasien.

Infolgedessen verlangt Punkt 6 die Räumung des ganzen russischen Gebietes und eine solche Regelung aller Rußland betreffenden Fragen, daß diesem das beste und freieste Zusammenwirken der übrigen Völker der Welt zu dem Zwecke gesichert wird, ihm eine unbeeinträchtigte und unbehinderte Gelegenheit zur selbständigen Bestimmung seiner eigenen politischen Entwicklung und seiner nationalen Politik zu schaffen; und daß ihm weiters unter jener Regierungsform, die es selbst zu wählen haben wird, die herzlichste Aufnahme in der Gemeinschaft der freien Völker zugesichert wird, und mehr als das: auch Beistand jener Art, den es bedürfen und selbst wünschen sollte. Auch dieser Punkt liest sich in seiner Unbestimmtheit, in seinem Reichtum an Phrasen und seiner Armut an positiven Gedanken auf den ersten Blick ziemlich unschuldig. Hält man sich aber vor Augen, daß der Präsident im Sinne hat, Deutschland unter Umständen aus dem Bund der freien Völker auszuschließen, der dem brüderlichen Rußland Pforten herzlichsten Willkommens öffnen und ihm seinen Beistand leihen soll, so gewinnt die Sache ein anderes Ansehen, und es zeigt sich, daß auch hier wieder unter glatten Worten und tönenden Phrasen die Absicht der politischen und wirtschaftlichen Aussperrung Deutschlands aus dem europäischen Osten sich verbirgt.

Und weil vielleicht auch hier die Macht der Verhältnisse und das Schwergewicht der natürlichen Interessen die Entwicklung nach einer Richtung drängen könnte, die den Absichten der Entente zuwiderliefe, wird in Punkt 13 die Errichtung eines unabhängigen polnischen Staates gefordert, der wie die Balkanstaaten seine politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit durch ein internationales Abkommen gewährleistet erhalten und sich, wie sie, als feindseliges Hemmnis zwischen Deutschland und die Ländergebiete legen soll, von denen man es fernhalten will. —

Ein Gefangener politischer Doktrinen hat sich Präsident Wilson auf diese Art immer weiter von den idealen Zielen entfernt, als deren Streiter er im Anfang aufgetreten ist. Derselbe Mann, der vor dem Eintritte Amerikas in den Krieg das Wort sprach, er werde sich jedes Amerikaners schämen, der

Digitized by Google

die durch den Krieg hervorgerufene Minderung der physischen Kräfte Europas mit Befriedigung betrachte und als eine Gelegenheit für Amerika ansehe, daraus Nutzen zu ziehen — derselbe Mann proklamiert jetzt als sein wirtschaftliches Kriegsziel den Ausschluß eines der großen Völker Europas aus der Gemeinschaft der Nationen und von der Anteilnahme an der Weltwirtschaft, sowie die dauernde Verhinderung jeder Möglichkeit eines Zusammenschlusses der Völker Mittel- und Osteuropas zu einem wirtschaftlichen Organismus, der imstande wäre, gleichberechtigt und halbwegs ebenbürtig an Macht und an inneren Hilfsquellen neben die riesigen Wirtschaftsgebiete zu treten, wie sie durch das britische Weltreich, durch den französischen Reichszollverein und durch die Vereinigten Staaten selbst dargestellt werden. Auf seine Fahne schreibt er die Freiheit der kleinen Völker, die Wahrung ihres Rechtes auf freie Selbstbestimmung in politischen und wirtschaftlichen Dingen, und mit dieser idealistischen Devise deckt er das höchst materialistische Bestreben, mehr als ein Drittel der bewohnten Welt in einem Zustande dauernder wirtschaftlicher Atomisierung, vielleicht in einem solchen fortschreitender Zersplitterung, Verwirrung und Feindschaft, zu erhalten, der es den großen organisierten Volks- und Wirtschaftskörpern der Erde ermöglicht, hier ohne Anwendung von Waffengewalt Herrschaft zu üben. Auch diesem materialistischen Eroberungsprogramm hat er beredten Ausdruck verliehen, so wie früher den Idealen der Freiheit und Gerechtigkeit, allerdings erst nach Beendigung des Krieges. Am 6. Januar 1919 sprach er in Turin die folgenden Worte: „Der Pulsschlag der modernen Welt pocht in den Landgütern, in den Bergwerken, in den Fabriken; die Pläne der modernen Welt entstehen in den Handelshäusern. Die Männer, die die Geschäfte der Welt leiten, gestalten auch die Schicksale der Welt, und Krieg und Friede liegen heute in hohem Maße in den Händen derer, die dem Welthandel die Richtung geben. Das ist mit ein Grund, weshalb wir alle Vorgänge der modernen Welt zum Stocken bringen, wenn wir nicht Freundschaft schließen, Sympathien begründen ... man kann nicht Handel treiben mit jemand, der einem nicht traut, noch mit einem, dem man selbst nicht traut. Vertrauen ist der Lebensnerv und der Odem des Geschäftslebens; Mißtrauen und unlauterer Wettbewerb stehen dem Handel, stehen der Industrie im Wege. Ein Land ist in der Hand und unter der Herrschaft des Kapitals, das darin angelegt ist. In dem Maß, in dem ausländisches Kapital ein Land durchdringt und sich darin festsetzt, in dem Maß bringt auch ausländischer Einfluß ein und setzt sich fest. Die Bewegungen des Kapitals sind daher in gewissem Sinne gleichbedeutend mit Eroberungen."

Die Eroberung durch das amerikanische Kapital — das sieht Wilson als das Schicksal Europas nach dem Kriege, und zwar nicht als das Schicksal der Überwundenen allein. Der Erleichterung dieses Eroberungszuges dient seine Politik der wirtschaftlichen Atomisierung von Mittel- und Osteuropa.

Digitized by Google

Vom Österreichertum

Von

Universitätsprofessor Dr. R. F. Kaindl (Graz)

An die reichsdeutschen Volksgenossen!

In einem der letzten Hefte einer angesehenen reichsdeutschen Zeitschrift erschien die Anzeige eines Romanes von Bartsch, die folgenden Wortlaut hat: Der neueste Bartsch (Lukas Rabesam), und diesmal als echter deutscher Träumer, dessen weichmütige Schilderung leider erklärt, warum das Deutschösterreichertum nicht die eiserne Klammer des wurmstichigen Habsburgerreiches bildete und sich schwachmütig vom slawisch-madjarisch-italienischen Gesindel über den Haufen rennen ließ.

Man hört hier den Nachklang des Phäakenxenions, den Widerhall einer Anschauung, die leider in Deutschland noch sehr verbreitet ist und daher — sagen wir es nur glatt heraus — den Deutschösterreicher als einen ziemlich minderwertigen Volksgenossen erscheinen läßt. Damit tut man aber dem Großteil der Deutschösterreicher ein schweres Unrecht an. Und das festzustellen ist notwendig, wenn wir uns ehrlich finden wollen.

Es ist ja wahr, daß dem Österreichertum etwas Besonderes „anhaftet". Grillparzer hat das mit den Worten zum Ausdruck gebracht: „Drum ist der Österreicher froh und stark, trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden, beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden, und was er tut, ist frohen Muts getan ... Inmitten dem Kind Italien und dem Manne Deutschland liegst du, der morgenrote Jüngling, da ..." Und Heinrich Laube hat darauf verwiesen, daß der Franke Goethe in seinem Charakter den Österreichern ganz besonders nahe steht. Die hervorragenden Züge im Charakter des Niederösterreichers, besonders des alten echten Wieners sind auf fränkischen Einschlag zurückzuführen: die Vorliebe für starke, oft bildliche Ausdrücke, die geistige Beweglichkeit, die Lebhaftigkeit und Vielfältigkeit der Anlagen, die warme Herzlichkeit und leicht entzündbare Begeisterung, die Neigung und Befähigung zur Kunst. Daß diese Eigenschaften nicht jedermann gefallen und daß man mehr Herbheit, Strenge, Rücksichtslosigkeit an dem Deutschösterreicher wünschen kann, mag gelten. Aber ebenso erklärt es sich aus diesen Eigenschaften des Deutschösterreichers, daß hier zuerst die deutsche Dichtung blühte, daß hier eine besondere Art der Kunst, des Dramas, der Musik, des Liedes noch bis in die Gegenwart gedeiht.

Vor allem frägt es sich aber, ob diese Eigenschaften des Deutschösterreichers wirklich erklären, warum er nicht die eiserne Klammer des Habsburgerstaates sein konnte? Zunächst wird man wohl darauf verweisen können, daß doch dieselben Österreicher es waren, mit denen die Habsburger diesen Staat errichteten und die bis fern nach dem Osten die Grundlagen der Kultur

Digitized by Google

legten, die Türken vor Wiens Mauern zurückwiesen, Napoleon bei Aspern zum erstenmal besiegten und noch manches andere vollbrachten, was immerhin in der deutschen Geschichte unter den bemerkenswerten Taten zu verzeichnen ist. Wahr ist, daß diese Deutschen die Habsburgermonarchie nicht zusammenhalten konnten. Aber daran ist vor allem der Umstand schuld, daß sie trotz aller Warnungen der Großdeutschen von 1848/49 im Jahre 1866 aus Deutschland ausgestoßen und einer überwiegenden Mehrheit von Nichtdeutschen überantwortet worden sind, daß man sich um sie durch Jahrzehnte nicht bekümmert hat, daß selbst das Bündnis von 1879 den Deutschösterreichern als Volk mehr geschadet als genützt hat: denn es hat die Slawisierung der inneren Politik Österreichs geradezu gefördert und die Unterstützung der Deutschösterreicher durch Deutschland verhindert. Hätte man unter diesen Umständen an die Stelle der Deutschösterreicher andere Deutsche in gleicher Zahl gesetzt, so hätten sie sich für die Dauer ebensowenig halten können! Die Befürchtung, daß selbst das deutsche Gesamtvolk die Nichtdeutschen der Donaumonarchie nicht werde in Schranken halten können, war ja die wirksamste Ursache für die Ausschließung Österreichs aus Deutschland. Ich bin der festen Überzeugung, daß das deutsche Gesamtvolk gewiß eine festere Klammer gebildet hätte und die ganze deutsche Geschichte ohne 1866 einen anderen Verlauf genommen hätte, aber ich denke auch, daß das gerechte Urteil über die Deutschösterreicher nach 1866 anders lauten muß als an der oben angeführten Stelle. Jedenfalls sollte man, bevor man über die Schwäche der Deutschösterreicher gegenüber den Nichtdeutschen spricht, nicht der Schwierigkeiten vergessen, die dem großen deutschen Gesamtvolk seine kleinen nichtdeutschen Minderheiten bereitet haben.

Wer sich in Österreich-Ungarn ein wenig umgesehen hat, der wird auch jene Deutschen gefunden haben, die im völkischen Kampf gestählt sind und Beispielgebendes geleistet haben. Nein, „schwachmütig" haben sich die Deutschösterreicher nicht über den Haufen rennen lassen. Sie haben viel gerungen und gestritten, aber die moderne Verfassung, die in Österreich freiheitlicher als anderswo aufgebaut war, hat der nichtdeutschen Mehrheit die Mittel in die Hand gegeben, in Stadt, Land und den Gemeinden, in jeder Körperschaft und jedem Verein, ihren Standpunkt zu vertreten und auch durchzusetzen. Und diese Mehrheit ist überdies von draußen, von Slawen und Nichtslawen in weitestgehender Weise gefördert und unterstützt worden, während die deutsche Minderheit auf sich selbst angewiesen war, weil die glücklicheren Volksgenossen sie über die Schulter ansahen oder sich auf den bequemeren Standpunkt stellten, für die „etwas entfernteren Anverwandten" wegen des bestehenden Bündnisses nichts tun zu dürfen. Die Zahl der Weitblickenden war leider in Deutschland viel zu klein. Daran hat alle Werbearbeit der Deutschösterreicher nur wenig geändert. Freilich hätte auch unter diesen Umständen mehr erzielt werden können, wenn nicht Parteihader die Kräfte Deutschösterreichs gelähmt hätte. Aber auch dieser ist zum guten

Digitized by Google

Teil eine Folgeerscheinung von 1866! Und zum anderen ist er leider ein Erbe unserer Väter, nichts besonders Deutschösterreichisches!

Schließlich muß aber auch gesagt werden, daß es durchaus verfehlt ist, Gegner zu unterschätzen und verächtlich zu machen. Es wäre klüger gewesen, wenn wir stets die anderen Völker als vollwertig genommen hätten und unsere Abwehr danach eingerichtet hätten. So aber haben wir durch ähnliche Bemerkungen, wie die am Schlusse der Kritik stehen, uns nur Haß zugezogen, haben die anderen zu äußerster Kraftanstrengung gereizt und haben uns selbst in Schlaf gewiegt.

Ganz kurz sei auch hervorgehoben, daß auch der Verlust der Adria und des südöstlichen Siedlungs- und Arbeitsgebietes nicht ausschließlich Schuld Österreichs ist. Es ist bekannt, daß Italien 1866 als Bundesgenosse Preußens Venetien nahm, damit seine Einigung abschloß und die Grundlage für den Kampf und die Vorherrschaft in der Adria legte. Den überaus schwierigen Verhältnissen im Osten war das sondergestellte Österreich nicht gewachsen; das haben Uhland, Hartmann u. a. schon 1848 vorausgesagt. Gegen Rußland und seine Verbündeten hätte Gesamtdeutschland stehen müssen. Leider hat aber Bismarck erklärt, daß er für die deutschen Interessen im Osten auch nicht einen Grenadier opfern wolle, und das ist Grundsatz der deutschen Politik bis 1908 geblieben. Zu spät brach sich damals die Erkenntnis Bahn, daß unsere Feinde über Wien nach Berlin streben.

Wer aufbauen und erneuern will, muß alte Fehler einsehen und ablegen. So bitte ich auch meine freimütigen Bemerkungen aufzufassen. Näheres habe ich darüber in meinen Schriften „Deutsche Siedlung im Osten" und „Die Deutschen in den Donauländern. Ein Sendschreiben an Deutsche und Nichtdeutsche" ausgeführt.

Aus Karl v. Hases Leipziger Studentenzeit 1818—1821

Nach seinen Tagebüchern

Von

Dr. Wilhelm Bruchmüller

In einem schlanken Bändchen, das seit 1917 auch in einer wohlfeilen Volksausgabe des Verlages Breitkopf & Härtel vorliegt, hat Karl v. Hase, der im Jahre 1890 in Jena verstorbene berühmte Kirchenhistoriker, sein Jugendleben selbst in klassischer Form geschildert.

Hases „Ideale und Irrtümer" sollte jeder Student, welcher Fakultät, welcher Verbindungsart er auch angehören mag, lesen. Keiner wird das Buch ohne Nutzen, keiner ohne Genuß gehabt zu haben, wieder aus der Hand

Digitized by Google

legen. Die „Ideale und Irrtümer" waren — es sei hier diese persönliche Bemerkung gestattet — das erste Buch, das auf mich als jungen Studenten Eindruck, und zwar bleibenden Eindruck gemacht hat. Ich habe es seit dem ersten Bekanntwerden mit ihm wieder und wieder gelesen. Und wie ich allmählich durch meine Arbeiten zur Geschichte des Leipziger Studententums auch dazu gelangte, kritisch an das von Karl v. Hase in ihm übermittelte Tatsachenmaterial heranzugehen, war ich immer wieder überrascht, nach den im Hauptstaatsarchiv in Dresden und im Leipziger Universitätsarchiv aufbewahrten Akten feststellen zu können, wie bis ins kleinste hinein zuverlässig und genau Hase in seiner Erinnerung die Ereignisse während seiner Leipziger Studentenzeit bewahrt hatte.

Auch als geschichtliche Quelle darf deshalb Hases im Jahre 1863 niedergeschriebene und Ende 1871 veröffentlichte Jugendbiographie als zuverlässig angesehen werden. Gestützt hatte sich Hase, und hierin liegt neben dem offenbar erstaunlich guten Gedächtnis des Verfassers eine Erklärung für die Zuverlässigkeit des Buches, bei der Niederschrift seiner Jugenderinnerungen auf seine seit dem 9. Juni 1817 von ihm mit großer Liebe und Fleiß geführten Tagebücher, die er als eine „Ohrenbeichte vor mir selbst" handhabte.

Der Leipziger Studentenzeit Hases, die die zweiundeinhalb Jahre vom 1. November 1818 bis zum 28. April 1821 umfaßt und uns hier beschäftigen soll, ist ein stattlicher, 475 geschriebene Seiten umfassender Band dieser Tagebücher gewidmet, die uns von dem Sohne Karl v. Hases, Herrn Geh. Hofrat Dr. Oskar v. Hase, freundlichst zur Verfügung gestellt worden sind.

Wenn nun auch Hase in dem einen seiner Leipziger Studentenzeit gewidmeten Kapitel der „Ideale und Irrtümer" die Haupttatsachen des äußeren Geschehens und Erlebens während dieser Leipziger Zeit in meisterhaft knapper Form schon herausgeschält und dargestellt hat, so daß ich mich im folgenden mehrfach auf diese Darstellung zurückbeziehen und über daraus Bekanntes schneller hinweggehen kann, so vermitteln doch erst die Tagebücher selbst das volle warmherzige innere Miterleben dieses äußeren Geschehens. In ihnen quillt uns der volle Strom deutschen akademischen Jugendlebens vor hundert Jahren entgegen. Von diesem eine Vorstellung zu erwecken, ist unser Vorhaben in dem folgenden.

Nicht das äußere Erleben war es ja in erster Linie, was der junge Hase auf den Seiten seiner Tagebücher festhalten wollte, sondern das innere Leben, Wachsen und Werden. Als eine Ohrenbeichte vor sich selbst, als ein Selbsterkennungs- und Selbsterziehungsmittel hatte ja, wie wir schon erfahren haben, Hase seine Tagebücher bestimmt, und in diesem Geiste hat er sie mit der größten Gewissenhaftigkeit, tiefstem sittlichen Ernste, Strenge und Offenheit gegen sich selbst geführt.

Es sind keine Selbstbekenntnisse und Selbstanklagen etwa im Sinne der Konfessionen Augustins oder Rousseaus. Dazu hatte Hase, der selbst die „Constantia", die Beständigkeit, als den bestimmenden Charakterzug wie seines

Digitized by Google

ganzen Lebens so schon seiner Jugendentwicklung bezeichnen durfte, keinen Anlaß. Es sind aber auch keine Rechtfertigungs- und Beschönigungsversuche, von vornherein für einen späteren Leser bestimmt und berechnet, sondern diese Aufzeichnungen sind ein dauernder für das eigene Selbst bestimmter Rechenschaftsbericht eines unausgesetzt mit höchstem sittlichem Ernste und strengster Gewissenhaftigkeit an sich selbst arbeitenden Menschen, ganz offen, ganz wahr und echt in jeder Äußerung des Gefühls und des Willens.

Freud und Leid, Hoffnungen und Enttäuschungen, wie sie jedem Menschenleben, vor allem dem sich entfaltenden jugendlichen beschieden sind, brausender, gärender, noch nicht ausgereifter Jugendüberschwang, Anfechtungen und Kämpfe innerer und äußerer Art, aber auch ein stetes, unter eifriger Arbeit an sich selbst rasches Wachsen und Reifen eines reichen Geistes und starken Charakters, eines werdenden Vollmenschen treten uns auf diesen Blättern entgegen.

Hase ist unbestreitbar, wie er später zu den führenden Männern der Entwicklung des deutschen Geisteslebens im 19. Jahrhundert gehörte, in der jungen Leipziger Burschenschaft, die damals ihre erste und schönste Blütezeit durchlebte und eine stattliche Reihe tüchtiger und bedeutender Köpfe unter ihren Jüngern zählte, der weitaus alle überragende Geist und Charakter gewesen.

So spiegelt sich in seinem inneren Wesen und Leben, gewissermaßen wie in einem Brennspiegel zusammengefaßt, der innere Gehalt, das geistige Leben, das Fühlen, Kämpfen, Ringen und Streben der deutschen Jugend vor hundert Jahren mit ihrem uns heute fremder gewordenen gefühlsmäßigen Überschwange, ihrer tief innerlichen Frömmigkeit, ihrem warmen, zuweilen noch unklaren Vaterlandsgefühl und Freiheitsdrange, ihrem sittlichen und wissenschaftlichen Streben und ihrer einfachen, bedürfnislosen, doch keiner echten Jugendfreude entbehrenden Lebensführung wider.

*

Hase entstammte einer alten thüringisch-sächsischen Beamten- und Pastorenfamilie. Sein Vater war Pfarrer in Steinbach im Erzgebirge. Hier wurde Karl August Hase am 25. August 1800 als sechstes von sieben Geschwistern — fünf Schwestern gingen ihm vorauf, ein jüngerer Bruder folgte noch — geboren. Bei der Taufe hatte der Vater, doch bedenklich, wie alle diese Kinder zu ernähren, den Vers singen lassen:

Was unser Gott erschaffen hat,
Das will er auch erhalten.

Den Vater, eine heiter gesellige, allem Menschlichen offene, von Gemeinde und Amtsgenossen geliebte und verehrte Persönlichkeit, hat Hase nicht kennen gelernt. Schon in seinem dritten Lebensjahre verlor er ihn. Der Knabe wuchs, von Mutter und Geschwistern meist getrennt, im Hause von Verwandten auf, wo er nicht gerade in ärmlichen Verhältnissen, aber doch auch nicht unberührt

Digitized by Google

von wirtschaftlichen Bedrängnissen der Pflegeeltern, in der Gesellschaft mehrerer, zum Teil nur wenige Jahre älterer Töchter eine im allgemeinen glückliche, durch die Trennung von Mutter und Geschwistern nicht zu sehr getrübte Kinderzeit verlebte.

Seine Vorbereitung zur Universität genoß Hase auf dem trefflichen Gymnasium in Altenburg. Im häuslichen Leben sich so gut wie selbst überlassen, wurde ihm auch von der Schule ein uns heute ungewohnt großes Maß von Selbstbestimmungsrecht zugestanden, das aber offenbar der wissenschaftlichen wie sittlichen Bildung des damaligen Geschlechts durchaus angemessen und zuträglich war.

In einem heiter geselligen Verkehr mit einer zahlreichen Bekanntschaft und Verwandtschaft, besonders während der Ferienzeiten, im jugendlich-idealen Freundschaftsbunde mit gleichstrebenden, hochgestimmten Freunden, mit Ferdinand Herbst und Robert Müller vor allen, einem Freundschaftsbunde, dem sich auch bereits zuweilen zarte, durchaus ideale und vorwiegend sentimental gestaltete Beziehungen zu dem anderen Geschlechte gesellten, wuchs hier der Knabe rasch zum Jünglinge von früher geistiger und moralischer Selbständigkeit empor.

Auch hier von eigentlicher schwerer Not frei, hatte er doch manchmal Mühe, den Wünschen des jugendlich hungrigen Magens gerecht zu werden, und mußte sich doch des öfteren mit noch recht gutem Appetite ins Bett begeben. Hase urteilte darüber selbst im Jahre 1872: „Armut ist kein Unglück für eine rüstige, hoffnungsreiche Jugend und weniger eine Gefahr als Reichtum. Schwierigkeiten und Schmerzen gehen durch jedes Erdenleben und gehören zu seiner kräftigen Entwicklung. Aber ich habe vielmehr das Bewußtsein, Gott für eine sehr glückliche Jugend zu danken, und war nicht gemeint, daß ihre Darstellung den Eindruck des Trüben und Gedrückten machen würde."

Die Ausbildung, die das Gymnasium damals gewährte, war eine ausgesprochen humanistische, fast ausschließlich auf einem eindringenden Studium der römischen und griechischen Schriftsteller gegründete. Privates Studium erweiterte diese Bildung durch selbständiges Erlernen des Englischen und fleißiges Lesen englischer Literatur und der deutschen Dichter.

Darüber erwachte schon bei dem Gymnasiasten ein ernsthafter Drang zu eigenem dichterischen Schaffen. Neben kleineren Gedichten entstanden schon in Altenburg einige Dramen, ein „Koriolan" und ein das Aufkommen der siegreichen fürstlichen Gewalt gegenüber der demokratischen Republik an der Geschichte Wilhelms von Oranien zum Gegenstand wählendes Schauspiel „Die Waage".

Stark berührt fühlte sich der Knabe auch von dem weltgeschichtlichen Geschehen seiner Tage. Er empfand es lange schwer, noch zu jung für die Teilnahme an den Freiheitskriegen gewesen zu sein. Die in den ersten Friedensjahren die deutsche Welt bewegenden politischen Fragen fanden einen tiefen Widerhall in der Seele des werdenden Jünglings, in der sich ein starkes

Digitized by Google

vaterländisches Empfinden mit einer tiefen und aufrichtigen christlichen Frömmigkeit einte, die von jeher bei Hase nichts Pietistisches, sondern stets etwas dem Weltleben Offenes, auf eine Versöhnung und Durchdringung von Christentum und Weltlichem Gerichtetes gehabt hat.

Die Kunde von der Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena, das Wartburgfest von 1817 bewegten diese Altenburger Gymnasiasten tief. Noch unmittelbarer beschäftigte den noch in Altenburg verbliebenen, in seine dichterischen Entwürfe und Arbeiten versenkten achtzehnjährigen Hase natürlich die Mitteilung des Ostern 1818 zur Universität nach Leipzig voraufgezogenen Freundes Herbst von der Gründung der Burschenschaft auch in Leipzig im Sommer 1818. Im Herbst eilte Hase dem etwas älteren Freunde, dem „Vater Herbst", wie er im engeren Freundeskreise hieß, nach Leipzig nach.

Von einem Freuden- und Freiheitsüberschwang, wie sie der aus enger Schulhaft befreite, zu akademischer Freiheit erlöste junge angehende Student zumeist empfindet, ist freilich bei dem jungen Hase nichts zu spüren. Die Schule hatte ihm keine drückenden Fesseln angelegt, ihm im Gegenteil besonders im letzten halben Jahre ein fast ganz selbständiges geistiges Arbeiten gestattet. So bedeutete der Übergang zur Universität für Hase nichts vollkommen Neues, bisher Unerhörtes für sein inneres Leben, nur eine große Erweiterung des Gesichtskreises.

„Ein neues Feld des Wissens geht mir auf in den Hörsälen. Der Mensch ist jetzt mein Studium," schreibt er in sein Tagebuch, und weiter einige Tage später:

„Eine Welt der Erkenntniß liegt vor mir, das erhebt mich über der Erde Sorgen. Zur schönen Einheit erhellt sich mein Wissen und tröstet mich über die engen Schranken menschlicher Erkenntniß, füllet das liebeleere Herz mit Liebe zu Gott und Welt."

Der „Erde Sorgen" aber lasteten zunächst auf dem jungen Studenten in der fremden Stadt, in die er nur mit einem Stipendium von jährlich 50 Talern als materieller Grundlage seines Daseins eingetreten war, viel drückender als auf dem Gymnasiasten in dem von befreundeten und verwandten Familien bevölkerten Altenburg. So war die Stimmung Hases zunächst in Leipzig oft eine recht gedrückte, keineswegs eine frohe und freie, zumal den Einziehenden ein kranker Fuß, heftige Zahnschmerzen und eine bei der Bekämpfung des Zahnwehs zugezogene Opiumvergiftung belästigten und die materiellen Nöte verstärkten und schwerer empfinden ließen.

„Eine unendliche Wehmuth durchbebte mich — ich hatte das Heimweh; ich lief durch die lärmenden, so öden Straßen, kalte Thränen lagen auf den trüben Augen," schreibt er zum Eingang in sein Tagebuch und etwa einen halben Monat später:

„Am 16. überraschte ich meinen Stubenburschen mit einem kleinen Punsch zu seinem Geburtstage. Ach, es kostet so wenig, seinen Brüdern Freude zu machen, und es thut so weh, wenn die Festtage seiner Jugend vorübergehen

Digitized by Google

und kein Freund sie mit uns feiert; dann erst fühlt der Mensch, wie allein er sey auf der Erden, und geht hinaus in die freie sterbende Natur und weint die Thränen, die er vor der Menschen Augen tief in das Herz drückte."

Die materielle Not zwang Hase dazu, seine schöne Wolffsche Ausgabe des Homer, eine Schulprämie, zu verkaufen.

„Meinen lieben Homer hab ich verkaufen müssen um des lieben Brots willen, es thut mir sehr wehe. So versinkt manches Schöne in der Noth der Welt. Aber wenn nun den hohen Geist das irdische Leben zu hart drängt, flieht er in den Himmel seiner Ideale und fromm und freudig stellt er das Göttliche dar im irdischen Leben."

In einem kleinen Stübchen des Alten Paulinums, dessen kleine Wohnungen an arme Studenten für ein Billiges, 10 Taler im Jahre, vermietet wurden, hatte auch Hase zusammen mit einem anderen Studenten, seinem schon erwähnten „Stubenburschen", einem ehrlichen, aber unbedeutenden Menschen, Aufnahme gefunden. In das kleine, ärmliche, nach dem Hofe hinaus gelegene Gelaß schien weder Sonne noch Mond. Trotzdem wußte Hase es sich traulich zu gestalten, wenn er in ihm seinen wissenschaftlichen und vor allem damals noch dichterischen Zielen zustrebte oder seinen Träumen nachhing:

„Gemüthlich verlebt ich den Sonntag auf meinem traulichen Stübchen. Keine Sonne, kein Himmel scheint hinein, aber den wahren Himmel trägt man ja im Herzen. Erinnerungen des Jahres umlächelten mich wie weinende Engel."

Und am 16. November heißt es:

„Wieder still und heiter war's im Herzen geworden. Gemüthlich sitz ich wieder im traulichen Stübchen, die Flamme flackert im nachbarlichen Ofen, die Theetasse dampft vor mir, daneben hängt die Guitarre und alle die Male um mich herum, die mit mir meine schönen Tage sahen."

Neben der wissenschaftlichen Arbeit, die zunächst der bisher etwas vernachlässigten hebräischen Sprache galt, waren es besonders dichterische Pläne und Entwürfe, die den jungen Studenten beschäftigten. Er trieb fleißig Englisch, las mit Begeisterung Miltons „Paradies" und entzückte sich daneben an Schulzens „Bezauberter Rose", die er „ein zartes Gewebe von Liebe und Poesie mit der höchsten vollendeten Form" nennt. Tiefer aber noch fühlte er sich von Milton erfaßt, von dem er dann zu Klopstocks „Messias" überging:

„Noch tönt der letzte Vers und das ganze Lied Miltons im Herzen wieder. Solches konnte ein Mensch denken, schaffen! Es ist ein Gesang der Menschheit. Zu erfüllt vom Ganzen will ich erst die einzelnen Theile betrachten und dann mit dem „Messias" vergleichen, wenn ich diesen werde gelesen haben."

Der „Messias" Klopstocks machte dem Lesenden doch bereits einige Schwierigkeiten. Er las ihn „oft freudig über die herrliche Dichtung, zumeist der Episoden, oft im Schweiße meines Angesichts".

Digitized by Google

Diese poetischen Studien sollten der Vorbereitung für eine eigene dichterische Schöpfung dienen, einem „der Glaube" genannten Epos, in dem Hase das Christentum im ersten Kampfe mit der altgriechischen Religion darstellen wollte. Über dem privaten Studium des Paulinischen Korintherbriefes war ihm dieser Gedanke aufgegangen. Er schreibt darüber am 5. November: „Der Genius heiliger Begeisterung schwebte zum bangen Erdensohne, des Gesanges Fülle fühlt ich wieder aufleben im sehnenden, liebenden Herzen. Ich las im neuen Bunde Pauli Brief an die Korinther, da ging mir's wunderbar in der Seele auf. Den Glauben will ich singen, ein romantisches Gedicht, darstellend die Haushaltung Gottes in griechischer Mythologie und Christenthum als poetische Erzählung, will damit werben um den Preis der Urania,[1]) nicht um irdischen Ruhmes und Goldes willen, sondern um aufzutreten vor meinem Volk, um geheim zu lauschen, ob wohl der Geist meiner Lieder kein Traumgebilde sey, daß ich dann fest vertrauend auf Gott und seyne Kraft fröhlich wirken könne zum Heile der Menschheit. Gieße Deine Weihe, himmlischer Vater, über mich aus, daß ich Schönes erschaffe, klar erkenne Dein Walten im Himmel und auf Erden, und viele gute Menschen daran sich freuen und den guten Sänger lieben."

Wir sehen so das Geistes- und Gemütsleben des jungen angehenden Studenten zunächst ganz auf das Gefühlsmäßige, Empfindsame eingestellt. Die Beschränktheit, ja Armseligkeit der materiellen Mittel trug ein übriges dazu bei, das innere und äußere Leben mehr als gut auf sich selbst zurückzudrängen. Ein enges und völliges Einspinnen in das Studium und mehr noch in die eigenen dichterischen Entwürfe — neben der Vorbereitung für den „Glauben" ging die Zusammenstellung einer kleinen Gedichtsammlung her, die er einem erdichteten, angeblich früh verstorbenen Jugendfreunde Herrmann zuschrieb — drohte der selbständigen männlichen Charakterentwicklung gefährlich zu werden. Da war es gut, daß dem Träumen durch den Eintritt des jungen Hase in die Burschenschaft ein wirksames Gegengewicht gegeben, seiner Teilnahme für das allgemeine Leben auf der Hochschule und im Volke neue Antriebe geboten, und seinem lebhaften Geiste der Weg zu öffentlicher Betätigung gewiesen wurde.

Bald nach seiner Ankunft hatte sich Hase zur Burschenschaft gemeldet und war in einer Burschenversammlung in Stötteritz durch den damaligen Sprecher der Burschenschaft, Leopold Haupt, in diese Gemeinschaft gleichstrebender begeisterter Jünglinge, die Hase eine „gewaltige Erscheinung des Zeitgeistes" nennt, aufgenommen worden.

Welchen Sinn und Zweck damals die Burschenschaft ihrem Bunde und Streben beilegte, darüber spricht sich Hase folgendermaßen in seinem Tagebuche aus:

---

[1]) Die Brockhaussche Verlagsbuchhandlung hatte einen Preis für die beste poetische, in der „Urania" zu veröffentlichende Erzählung ausgeschrieben.

Digitized by Google

„Das Ideal der Menschheit in sich auszubilden ist das Streben der Menschen, so in der Geschichte des Einzelnen als der Welt zu erkennen. Darum schreitet die Zeit immer vor und wenn auch Wolken die Sonne umhüllten, trau ich doch fest unserem Gotte, sie ist schöner hervorgegangen aus der Nacht, wird schöner hervorgehen. Aber seinen Zweck kann der Mensch nur erfüllen als freier Mensch, Freiheit also, das ist die Herrschaft der Vernunft in sich und Möglichkeit, nach dieser Willkühr der Vernunft reden, handeln zu können und eingreifen ins Leben, die wollen wir erringen, auf daß wir Menschen seyen. Gott vertrauend und sehend die ewigen Gesetze der Natur und Geschichte haben wir den Herrn, den Zwingherrn vertrieben. Aber in diesem heiligen Kampfe ist unser Volk mündig geworden. Aus dem Blut unserer Brüder entstand ein hoher Geist und durchglühte die Männer von Deutschland. Viel haben die Fürsten versprochen, wenige nur weniges gehalten. Die Zeiten der Volksherrschaft sind vorüber, denn Eigennutz, Feigheit und Faulheit hatte die großen Männer, wie sie einem Freistaat Noth thun, entmannt. Das Volk will nicht mehr groß, nur glücklich werden. Die Rechte angeborener Fürsten sind verjährt und ehrwürdig. So mögen sie sitzen auf dem Thron ihrer Väter aber als Diener des Gesetzes, so das in freigewählten Ständen vertretene Volk giebt, ohne Macht nach Willkühr Steuern auszuschreiben, ohne Gewalt in den freien, geschworenen Gerichten, als das zu begnadigen. Ihre Diener seyen dem Volke verantwortlich, frei sey die Rede in Wort und Schrift. Dies zu verdienen müßen wir frei werden in uns, müssen wir zusammenstehen in Noth und Tod, wir alle Teutschen Eins, nicht getrennt durch engherzigen Provinzialismus. Wer soll es werden? Alle. — Aber vor allem aus unsrer Jugend muß das neue Geschlecht aufgehen. Wehe! wenn auch sie vorüberging und hätte nur geträumt. Aber dienen müßen Knaben und Jünglinge aller Stände, nur der Bursch ist frei. Nach alter Rechte Brauch lebt er seiner freien Wissenschaft. Nicht dem bindenden Staatsgesetz, der engherzigen Polizei, dem Buhlen um Gunst und Gold unterjocht, hat er sein eignes Gesetz. Von uns, die wir in wenig Jahren die Staaten und die Herzen lenken werden, muß der hohe Geist ausgehen. Den Jüngling zieht es zum Jüngling, und das ist gut, denn des Einzelnen Streben wird fortgerissen zum gewaltigen Strome, nur geeint in Kraft nnd Treue mögen alle eine neue Zeit schaffen. — Von jeher gab es Vereine auf Hochschulen, meist durch die verschiedenen Volksstämme von selbst gebildet. Die Zeit der Landsmannschaften ist vorüber. Verlust an Zeit, Geld, Gesundheit, engherzige Begriffe von Ehre und Vaterland, knechtischer Sinn, Entfremdung der Volksstämme ist ihre Wirkung. Dies erkennend hat der Staat sie längst verrufen. Aber ein Bund thut den liebenden Jünglingen noth, daß sie vereint in dem Ganzen ihre Kraft stählend, streben nach dem Hohen, wo sie stehen unter eigenen Gesetzen, daß Gemeinsinn, Freiheit und Liebe in ihnen entstehe, ein Bund, der da ein wahrer Freistaat sey, der alle teutsche Jugend vereine. Diese Idee ging nicht in

Digitized by Google

Einem, in allen ging sie auf. Jena vereinte sich zuerst. Vielfach bekämpft von Furchtsamen und Kleinherzigen, die da scheuen den freien Mann, die da uns Schulknaben wähnen, so nur Empörung wollen, so uns Schwärmer meinen, von Sklaven und Vorurtheilen, die befangen in ihrer Knechtschaft, uns bestritten, entstand die Burschenschaft. — 13 Hochschulen sind nun eins, wollen nur eins, streben nach Freiheit ihrer selbst und des Vaterlandes. Jeder Christ, Teutsche und Ehrenhafte ist ihnen willkommen. Ihren Zweck sprechen sie aus als volksthümliche Bildung für den Dienst des Vaterlands, Aufrechterhaltung und Beförderung der Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Recht und Ordnung. Und was wir im Herzen tragen, ist, frei zu werden und alle Teutsche zu einen in einem Leib. Großes müssen wir einst wirken mit solchen Ideen ins Leben tretend. — Verboten, verrufen, bekämpft ist die Burschenschaft in Sachsen, aber ich erkenne ihren Geist, ich wohne ihren Versammlungen bei. Da sprechen noch gerade, freie Männer. Sie sind das hohe Bild einer Volksherrschaft, gleich als wenn Rom wiedererstanden aus seinen Trümmern. Da trat ich mit ganzem Herzen zu ihnen. Noch einmal ward uns Aufzunehmenden der hohe Zweck und Kampf des Bundes dargelegt, große Worte zu uns gesprochen. Drauf als ohne Tadel und ehrenhaft erfunden, gab uns der Sprecher Handschlag und Bruderkuß, der herrliche Haupt,[1]) hing das Band um unsere Brust und umarmte mich mit dem Wechselkuß der Liebe. — So will ich treu mit ihnen stehen, und du Vater segne uns, daß wir frei werden und wahre Menschen, das Göttliche einend mit dem Irdischen."

Ein wie tiefer religiöser und sittlicher Ernst in dieser burschenschaftlichen Jugendgemeinschaft lebte, zeigt auch die Tatsache, daß die in ihr Vereinten gemeinsam zum heiligen Abendmahle gingen. Hase schreibt dazu in sein Tagebuch:

„Morgen früh werd ich mit meinen Brüdern das Mahl des Herrn genießen. Verzeiht mir, denen ich wehe that, ich habe euch allen vergeben, gehe zu Gotts Tische in Frieden mit der Welt und mit mir. Ja, was ich auch fehlte, Gott ist mein Vater. Laß mich würdig dein Andenken begehen, mein himmlischer Bruder, Dein Reich komme in mein Herz, laß es mich stärken zur Kraft in Kampf und Leiden, zum Glauben."

Über die Feier selbst heißt es dann:

„Durch die weiten von wenig Kerzen dämmernden Gewölbe der Kirche hallten in der Ferne, wie Adam die Chöre der Engel durch die Sommernacht hörte, die Gesänge der Thomaner. Wir standen wie wackere Genossen vereint zu hohen Thaten und heut zu frommem Werke in der Sakristei.

---

[1]) Leopold Haupt, einer der Gründer der Leipziger Burschenschaft, Verfasser des Buches „Landsmannschaften und Burschenschaft. Ein freies Wort über die geselligen Verhältnisse auf den teutschen Hochschulen," Altenburg und Leipzig 1820, das seinerzeit sehr viel Aufsehen erregte.

Digitized by Google

Goldhorn[1]) erfaßte recht ergreifend den Gedanken, wie wir heut zum letztenmal im Jahre zu des Herrn Tische gingen, jetzt noch in ewiger Jugend Fülle vielleicht zum letzten Male in unserem Leben. Darauf rein und gesegnet traten wir zum Altar mit frommen Herzen. Stärke es mich treu auszuhalten im Guten und im Glauben."

Als Burschenschafter begann sich Hase auch in der edlen Fechtkunst zu üben, obwohl er innerlich von der Unvernunft des Zweikampfes überzeugt war und auch blieb, den er aber als ein notwendiges Übel betrachtete.

„Es giebt," so schreibt er über das Fechten, „Sicherheit, Stärke des Körpers, Bewußtsein eigner Kraft, Sinnes- und Geistesgegenwart. Und wohl ist es des teutschen Mannes werth, für Gott und Vaterland und Ehre sprechen zu können mit der Rede Zorn und streiten mit dem Schwert."

Auch als er sich auf dem Fechtboden bei einer Waffenübung mit seinem Freunde Robert Müller eine schwere, mehrere Wochen hindurch sein Augenlicht gefährdende Verletzung des einen Auges zugezogen hatte, war er nicht gewillt, trotz des Abmahnens der Philister das Fechten einzustellen.

„Wohl ziemt es dem rechten teutschen Mann, Waffen zu führen, daß er ein wahres Wort auch vertheidigen kann mit rechter That," zumal es die Verhältnisse wohl mit sich bringen könnten, daß auch der Behutsamste in Lagen gerate, in denen er nur mit dem Schläger Leben, Ehre und Glück zu erhalten vermöge.

Die wirtschaftliche Lage und die dringenden, darauf besonders sich stützenden Vorstellungen seines von ihm trotz mancher abweichender Lebensanschauungen verehrten Pflegevaters nötigten aber Hase bald, sich wenigstens äußerlich nach schwerem innerem Kampfe von der Burschenschaft wieder zu trennen.

„Wohl werde ich immer noch im Herzen das Burschenthum tragen, wohl wird das Gute auch ohne mich gedeihen — aber wenn alle so dächten," schreibt er schmerzlich bewegt in sein Tagebuch.

Innerlich blieb Hase wohl auch nach seinem Austritt, der ihm freundlich in gerechter Würdigung seiner Zwangslage gewährt wurde, mit den Brüdern verbunden, äußerlich aber zog er sich nun wieder mehr vom studentischen Leben zurück und spann sich nur um so enger in seine Studien und dichterischen Arbeiten ein, die ihm inneren Trost gewährten und über manche äußere Bedrängnis hinweghalfen.

Manches auch gestaltete sich für sein häusliches Leben allmählich im Laufe des Winters 1818/19 tröstlicher und freundlicher. Er erhielt ein königliches Stipendium und zog von dem düsteren Hinterstübchen im Paulinum in ein anderes, das freien Ausblick auf den Zwinger und dahinter gelegene Gärten gewährte.

„Da sitz ich nun allein im traulichen Stübchen, das freundlich in die sternbereifte Natur und den klaren Himmel hinausschaut, sehe wieder die

[1]) Der Geistliche der Thomaskirche.

Digitized by Google

Sonne aufgehen und den Mond und die Sterne hinaufziehen und werde den Frühling und die Blumen blühen sehen und reine Luft athmen, o wie froh bin ich! Mag ich in dir, mein liebes Stübchen, viel glückliche Stunden leben, mag ich oft freudig aus dir zum blauen Sonnen- und sehnend zum klaren Sternenhimmel hinaufsehen, mögen oft große Gedanken mich hier erfüllen und keine Sünde dies große liebende Herz belasten. Du wirst auch hier mit und in mir seyn, Vater im Himmel."

Durch freundlichen Blumenschmuck an dem Fensterchen und durch einen Stubenvogel, eine junge Nachtigall, wußte sich der Naturfreund Hase sein Stübchen noch traulicher zu gestalten:

„Gestern starb meine junge Nachtigall, ich hatte sie lieb und mich sehr darauf gefreut, wie sie im Frühling singen werde . . . Ich begrub den lieben Sangesbruder in einer Blumenscherbe unter Epheu, die nun vor mir steht mit rosenrothem Bande geschmückt . . . Überhaupt pflege und liebe ich jetzt die Blumen sehr und sie gedeihen unter meiner Hand. An meinem Fenster blüht ein ganzes Gärtchen wie der zu Babylon. O es ist, als ob diese zarten lieben Geschöpfe Gottes mit einer gewissen Liebe mir ganz ans Herz wachsen."

In dieser heiter ruhigen Stimmung ging nun Hase an die Schöpfung seines Epos. Nach der Vollendung des ersten Gesanges schreibt er in sein Tagebuch:

„Vater der Liebe und des Gesanges segne mich, daß ich ein herrliches Lied singe und viele Menschen sich daran erfreuen und es sie stärke im Glauben, daß sie sich herzlich lieben und auch den guten Sänger lieb bekommen."

Am 8. Februar war das Werkchen vollendet: „Mein Glaube ist geendet," heißt es. „Ich bin zufrieden. Dank Dir, guter Vater im Himmel. Mag es eines guten Menschen Herz erfreuen, daß er innig Dich liebe. In Deinem Namen habe ich begonnen, in Gottes Namen geendet."

Von der inneren Befriedigung, die ihm fleißiges, schon am frühesten Morgen beginnendes Studium und die eigene dichterische Arbeit damals gewährten, noch eine sprechende Probe aus dem Tagebuch vom 22. Februar:

„Mein äußeres und inneres Leben ist jetzt sehr angenehm. Ich habe in meinen Beschäftigungen Nutz und Vergnügen aufs angenehmste vereint. Alle Collegien sind mir lieb und regen oft tiefe herrliche Gedanken in mir an. Hoffnungen und Lieder wogen im fröhlichen Herzen, das so recht voll ist in der Aussicht auf die viele liebe Arbeit. Seit einigen Tagen leb ich in Ossians Welt. Meine Liebe ist sanft und traulich. Das Andenken der Vergangenheit wie ein schöner Traum. Erhalte mir, Vater unser, diese Freuden, gieb mir nur noch ein paar Jahre, was ich brauche, damit ich frei und fröhlich meinen Geist ausbilden kann. Du wirst ja wohl machen."

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Deutsche Bildungsfragen

Von

Karl Bälz

I. Zum Kampf um das Gymnasium

Prüfung des Vorwurfs der Standesschule und der Erziehung zur Weltfremdheit. — Einseitige Wertschätzung des Bücherwissens und der Theorie in Deutschland und ihre nachteiligen Folgen. — Lücken im Geschichtsunterricht. — Gegensatz zwischen Altertum und Gegenwart. — Unterschätzung der Bedeutung der Sklaverei im Altertum. — Einseitigkeiten in der Bewertung des Altertums und ihre Gefahren.

Auf der Suche nach den Ursachen des unglücklichen Ausgangs des Krieges, die jetzt bei uns, wie immer und überall nach verlorenen Kriegen, eingesetzt hat, glauben manche auch das Gymnasium, in erster Linie das humanistische Gymnasium, wenigstens mittelbar, mit verantwortlich machen zu sollen. Es habe seine Schüler in dem Geist vergangener Zeiten statt in dem der Gegenwart erzogen, sie zu Griechen und Römern herangebildet und sie dadurch weltfremd und für die ihnen zugewiesenen führenden Stellen ungeeignet gemacht; es sei eine Standesschule, die die Klassengegensätze verschärfe, statt den gesellschaftlichen Ausgleich unter der Jugend zu fördern. Seltsamerweise sind die heftigsten Angreifer Leute, die das Gymnasium aus eigener Erfahrung gar nicht kennen und mit Grund sehr entrüstet wären, wenn andere, von den nötigen Kenntnissen ebenso chemisch reinen Leute ihnen in ihr Fach dreinreden würden. Andererseits sind die früheren Schüler der Gymnasien bei aller Verschiedenheit ihrer Stellung im Leben und ihrer politischen Anschauungen der Bildungsstätte ihrer Jugend ganz überwiegend in Dankbarkeit zugetan, wenn sie auch in diesem und jenem Punkt Änderungen und Verbesserungen wünschen. Diese Anhänglichkeit erschwert viel häufiger als Standesvorurteile Väter davon zu überzeugen, daß ihre sprachlich unbegabten, aber in Mathematik oder Naturwissenschaften befähigten Söhne nicht in ein Gymnasium, sondern in eine Oberrealschule gehören; dies kommt aber auch umgekehrt vor.

Die fortgesetzten Angriffe auf das Gymnasium haben in Württemberg im Mai 1919 frühere Schüler des Gymnasiums und Väter von solchen zu einem öffentlichen Aufruf für seine Erhaltung veranlaßt, der sich gegen eine weitere Einschränkung oder gar Beseitigung des Humanismus wandte und mit 3300 Unterschriften einen großen Erfolg erzielte. Schon diese Tatsache allein zeigt, daß es sich um eine sehr wichtige Unterrichts- und Erziehungsfrage handelt, an deren Erörterung sich möglichst viele, die zu dem Gymnasium als Schüler oder Väter von solchen oder sonst in Beziehung standen oder stehen, auf Grund ihrer Erfahrungen und Wahrnehmungen beteiligen sollten. An dieser Erörterung beteiligt sich im folgenden ein früherer Gymnasiast (schenken wir uns das gekünstelte „Gymnasiast"), der den Aufruf nicht unterzeichnet

Digitized by Google

hat, den Kampf um das Gymnasium und um das Verhältnis der verschiedenen Schulgattungen zueinander aber schon deshalb mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt, weil er 3 Jahre lang die Volksschule, $3^1/_2$ Jahre eine in enger Verbindung mit einer Realschule stehende Lateinschule und hierauf 6 Jahre lang das größte Gymnasium des Landes besucht hat, somit diese Schulen und ihr Verhältnis zueinander aus eigenem Erleben kennt. Als Vater von Söhnen und als Verwandter und Bekannter zahlreicher Schüler der verschiedenen Arten höherer Schulen hatte er Gelegenheit, die weitere Entwicklung dieser Schulen nicht nur nach den Änderungen in der Organisation und im Lehrplan, sondern an den Schülern selbst, dem einzigen Prüfstein für den Wert einer Unterrichtsanstalt, zu verfolgen.

Für diese früheren Schüler des Gymnasiums handelt es sich nun nicht um rein schultechnische Fragen, ob etwa ein Fach in diesem oder jenem Schuljahr beginnen und mit wievielen Wochenstunden es bedacht werden soll, sondern um den Geist der Schule, um ihren Betrieb im großen und ganzen und um ihre Wirkung auf das spätere Leben. Wesentlich ist bei dieser Betrachtung und Prüfung, daß das Gymnasium eine auf der gemeinsamen Grundlage der antiken Kultur beruhende Einrichtung aller Kulturvölker ist und daß deshalb auch seine Ausgestaltung bei den anderen führenden Kulturvölkern beachtet werden muß, weil nur bei einer Vergleichung die Vorteile und die Nachteile des eigenen Systems erkannt werden können. Dabei muß aber von vornherein scharf im Auge behalten werden, daß eine jede Schule, und so auch das Gymnasium, seine Aufgabe nur erfüllen kann, wenn es sich auf nationaler Grundlage aufbaut und die besonderen völkischen Eigenschaften seiner Schüler berücksichtigt.

Betrachten wir zunächst die oben erwähnten Vorwürfe im einzelnen, mit besonderer Berücksichtigung der württembergischen Verhältnisse.

1.

Daß jedenfalls in Württemberg das Gymnasium keine Standesschule ist, wird durch die Statistik erwiesen. Das Gymnasium ist die Hauptvorbildungsstätte für die Universität; für mehr als zwei Drittel der württembergischen Studierenden bedeutete aber nach den eingehenden Erhebungen Rienhardts in seinem Werk: „Das Universitätsstudium der Württemberger seit der Reichsgründung" der Universitätsbesuch gesellschaftlich einen „Aufstieg", wenn man dieses allmählich verhängnisvoll wirkende, irreführende Schlagwort hier überhaupt gelten lassen will. Denn für jeden sachlich Denkenden kommt es nicht auf das Hochschulstudium, sondern auf die Leistungen und auf die Persönlichkeit bei einem Mann an, mag er in einem Beruf stehen in welchem er will.

In keinem anderen Lande steht das Gymnasium ebenso wie das Realgymnasium und die Oberrealschule von jeher auf einer so breiten demokra-

Digitized by Google

tischen Grundlage wie in Württemberg, dank den Landlatein- und Realschulen und dank dem Umstand, daß selbst in Städten mit kaum 5000 Einwohnern Vollanstalten bestehen und daß an höheren Schulen in den größeren Städten durch reichliche Freistellen, die häufig nicht erschöpft werden, auch Unbemittelten der Besuch ermöglicht ist. Die angestrebte Mischung der Kinder aller Stände in den höheren Schulen besteht sonach in Württemberg längst; sie hat wohl auch mit dazu beigetragen, daß sich in Württemberg, wie in Süddeutschland überhaupt, die Klassengegensätze nicht so schroff gegenüberstehen wie in Norddeutschland.

In Württemberg können unschwer Hunderte von selbstgemachten Männern mit angesehenem Namen aufgeführt werden, und ähnlich liegen, soweit bekannt, die Verhältnisse in Bayern und Baden. Richtig ist, daß diese sogenannten „Aufgestiegenen" in Württemberg überwiegend aus dem Kleinbauern- und Kleingewerbestand sowie namentlich auch aus den Familien der Unterbeamten, denen sich überall, meist für sie kostenlos, höhere Schulen am Ort bieten, stammen und verhältnismäßig wenige aus Arbeiter-, besonders aus Fabrikarbeiterkreisen. Aus naheliegenden Gründen. Bei den hohen Löhnen in den Fabriken, bei denen ein eben aus der Schule entlassener 14jähriger junger Mensch mehr verdient als ein akademisch gebildeter Mann von 23 bis 30 Jahren, der vorher auf seine Ausbildung ein kleines Vermögen aufwenden mußte, ist die Versuchung zu dem brotlosen Studium gering. Hier erhebt sich die noch offene Frage, ob bei der Förderung der unbemittelten Begabten nicht in erster Linie schon im praktischen Leben stehende, hervorragend befähigte junge Leute berücksichtigt werden sollen, die für wissenschaftliche und technische Studien in besonderem Maße veranlagt sind, aber aus äußeren Gründen und mit Rücksicht auf ihre bisherige Schulbildung den allgemeinen, ihrer Begabung und besonderen Befähigung entsprechenden Neigungen bis jetzt nicht folgen konnten. In dieser Richtung wird in Württemberg gegenwärtig mit einem besonderen 4—5jährigen realistischen Lehrgang für solche jungen Leute ein Versuch derart gemacht, daß diese zunächst nur auf Probe (½—1 Jahr) aufgenommen werden, über die endgültige Aufnahme dagegen erst auf Grund der Leistungen während der Probezeit entschieden wird. Andererseits ist die große Erleichterung der Vorbildung für die Hochschulen ein Hauptgrund ihrer ungesunden Überfüllung, die zu einer Katastrophe für die Beteiligten zu werden droht.

Von wesentlicher Bedeutung ist ferner, daß in Württemberg die Zahl der realistischen Schulen und erst recht der Realschüler viel größer ist als die der gymnasialen Schulen und der Gymnasiasten (einschließlich der Lateinschüler). Am 1. Januar 1919 gab es 6000 Gymnasiasten und Lateinschüler, 4000 Realgymnasialschüler und 19000 Realschüler. Dazu treten noch 3000 Schüler der fremdsprachigen Klassen der 6 Bürgerschulen in Stuttgart. Nach diesen Zahlen wird also im württembergischen Schulwesen das praktische Leben in weitgehendem Maße,

Digitized by Google

weiter als in jedem anderen deutschen Land, berücksichtigt. Das von den Gegnern des Gymnasiums behauptete Übergewicht desselben müßte also in dessen Leistungen und nicht in der Zahl liegen. In der Zahl der Abiturienten ist das Verhältnis allerdings vorerst noch anders. Hier standen 1914, dem letzten normalen Jahr, 335 Gymnasiasten 151 Realgymnasiasten und 213 Oberrealschülern gegenüber, doch verschiebt sich das Verhältnis von Jahr zu Jahr zugunsten des Realgymnasiums und der Oberrealschulen; 1918 waren schon die Oberrealschulen mit 257 an der Spitze gegenüber 250 Gymnasiasten und 171 Realgymnasiasten.

Von einschneidender Wirkung werden auch die Änderungen im Berechtigungswesen, vor allem die Aufhebung der Einjährigenberechtigung, sodann die Zulassung der Volksschullehrer und hervorragender Abgänger von Fachschulen zum Hochschulstudium sein. Nachdem so viele Zugänge zu den Hochschulen eröffnet sind und jeder den ihm passenden wählen kann, sollte man schon aus Billigkeitsgründen auch dem Gymnasium seine Bewegungsfreiheit lassen, die es in der Erkenntnis, daß auch bei ihm Stillstand Rückschritt wäre, gewiß richtig benutzen wird.

Aus den oben angeführten Gründen wird in Württemberg der Wegfall der nicht vom Staat, sondern von den Gemeinden freiwillig eingerichteten Elementarschulen, der sehr nützlich wirkenden besonderen Vorschulen für die höheren Schulen, und ihre Ersetzung durch die reichsverfassungsmäßige Einheitsschule nicht schwer genommen werden. Bei der demokratischen Gestaltung des höheren Schulwesens in Württemberg liegt aber um so weniger ein Grund vor, die Einheitsschule über die Zeit hinaus auszudehnen, die die höheren Schulen als Eintrittszeit für ihre Schulen fordern müssen, wenn sie ihre Aufgabe lösen sollen. Durch die Zulassung öffentlicher Konfessionsschulen selbst auf dem Gebiet des höheren Schulwesens und der Privatschulen wird die angestrebte Einheit ohnehin künftig viel weniger als bisher erreicht werden. Unsere Landlatein- und Realschulen bilden ein wertvolles Mittelglied zwischen der Volksschule und den größeren höheren Schulen, es ist deshalb bei uns weniger als in anderen Ländern eine Verlängerung des Besuches der Volksschule begründet; die Zeit, die ohne zwingenden Grund der Volksschule (Einheitsschule) hinzugefügt wird, geht auf Kosten der tüchtigeren Schüler den Latein- und Realschulen verloren, die dadurch teilweise nicht mehr lebensfähig würden.

Wie irrig die Ansicht ist, allein schon durch möglichst langes Zusammensein in einer Gemeinschaft einen Ausgleich der Anschauungen herbeiführen zu können, zeigen die studentischen Verbindungen, deren Mitgliedschaft auf völlig freier Wahl beruht. Aus wie vielen Verbindungen sind nicht politische Führer ganz entgegengesetzter Richtuug hervorgegangen, obgleich diese in einem viel reiferen Lebensalter als unsere Schüler beisammen waren. Mancher sozialdemokratische Führer war ein flotter Korpsstudent und steht heute noch

Digitized by Google

in ebenso enger Fühlung zu seinem Korps wie sein konservativer Korpsbruder, weil bei den studentischen Verbindungen im allgemeinen der gesunde Grundsatz gilt, daß für das Verhältnis ihrer Angehörigen untereinander und zu ihrer Verbindung politische Meinungsverschiedenheiten ohne Einfluß sein sollen. Die Schule soll und kann zum Glück ihren Schülern eine einheitliche soziale Auffassung nicht geben, weil diese in der Familie wurzelt; sie würde zu einer kläglichen, geistesarmen Dressuranstalt herabsinken, wenn sie die Verschiedenheit der Richtungen, auf der jeder Fortschritt beruht, beseitigen wollte. Zudem würde man dann bei jedem Regierungswechsel auch eine Änderung ihrer Stellung verlangen, so daß sie zum Spielball der politischen Parteien würde. Ihre Aufgabe als Erziehungsanstalt ist es, die Schüler zu überzeugen, daß jede Arbeit ohne Unterschied, ob sie eine geistige oder körperliche Leistung ist, adelt, daß der schlichteste Taglöhner, der seine Pflicht treu erfüllt, für die Gesellschaft und den Staat ein viel wertvolleres Mitglied ist, als der gebildetste Ästhet, der alles mögliche weiß und darüber schwatzt, ohne auf wissenschaftlichem, literarischem oder künstlerischem Gebiet etwas zu leisten, daß jener Taglöhner eine Biene, dieser Gebildete eine Drohne in der Gemeinschaft ist. Diese Achtung vor jeder Art von Arbeit muß eine Hauptrichtlinie für alle Schulgattungen, von der Volksschule bis zur Hochschule sein; sie ist zugleich der beste Ansporn zu eigener Leistung.

An dieser Erkenntnis des Wertes jeder Arbeit fehlt es leider noch vielfach infolge einer einseitigen Überschätzung des Wissens, ja des reinen Buchwissens und der Theorie, wie sie in diesem Maße bei keinem anderen Volke als bei dem deutschen vorkommt. Diese Einseitigkeit in unserem Bildungswesen, fast ausschließliche Lernschule und fast keine Erziehungsschule, hat uns in der Welt furchtbar geschadet. Wir galten als die Verkörperung des Geisteshochmuts, als aufgeblasene Allerweltsschulmeister (vgl. z. B. die eben erschienenen Erinnerungen Lord Haldanes), von denen man sich gerne belehren ließ, die man aber nicht liebte, vor allem auch deshalb nicht, weil sich mit dieser Einbildung häufig eine Formlosigkeit verband, die dem Nichtdeutschen als ein größerer Mangel an Bildung erschien, als ungenügende Kenntnisse. Niemand hat über das Auftreten der „deutschen Bücherwürmer" mehr geklagt, als unsere wirklichen Kulturpioniere. Leider haben wir trotz dieser schmerzlichen Lehre noch bis zum Ende des Kriegs Fälle in dieser Richtung erlebt, die uns sehr empfindlich bloßgestellt haben.

Diese Geisteshoffart, dieser Glaube, daß nur der Mensch, der studiert habe, gebildet sei, obgleich doch die Bildung viel mehr als bloßes Bücherwissen oder technisches Können erfordert, hat bei uns lange geherrscht und ist leider heute noch nicht ausgestorben. Nicht Klassen- und Standesgegensätze haben bei uns die feindliche Stimmung gegen unsere höheren

Digitized by Google

Schulen, in erster Linie gegen das Gymnasium, hervorgerufen, sondern ein gewisser, auf der einseitigen Wissensüberschätzung beruhender geistiger Hochmut. Nicht die Scheidung zwischen hoch und nieder, reich und arm war das Trennende, sondern der Gegensatz zwischen „Gebildeten" und „Ungebildeten", d. h. zwischen „Studierten" und „Nichtstudierten", wie er sich seit der Renaissancezeit bei uns entwickelt hatte, ein Gegensatz, der grundlos und innerlich unwahr war, wie allein schon die gebildeten Frauen zeigen. Da nun das Gymnasium bis vor vierzig Jahren die einzige Vorschule für die Universität gewesen war und auf dem Gymnasium die beiden alten Sprachen den Mittelpunkt bildeten, so erklärt sich leicht die feindliche Stimmung gegen das Gymnasium überhaupt und gegen die alten Sprachen im besonderen.

Für jene verkehrte Geistesrichtung war nun aber bis vor nicht langer Zeit Württemberg mit seinem Landexamen und seiner Konkursprüfung in mancher Hinsicht ein günstiger Boden gewesen. Hielten viele der Glücklichen, die diese Prüfungen bestanden, sich nicht selbst schon für einen künftigen Geisteshelden, ebenbürtig den zahlreichen, aus dem Stift hervorgegangenen Großen, so taten es wenigstens vielfach ihre Angehörigen oder Freunde. Unsere Landexaminanden waren nicht selten auf dem geistigen Gebiet, was auf dem militärischen die Kadettenschüler waren, die sich auch für etwas Besonderes gegenüber ihren anderen Altersgenossen hielten. Zu wie vielen köstlichen Geschichten hat nicht das Landexamen schon den Stoff geliefert, und wie manchen Fall kindlicher geistiger Überhebung auf Grund jener Prüfungen hat man nicht selbst bei Erwachsenen schon erlebt! Und doch war dieses Landexamenswissen in erster Linie nur das Ergebnis eines sorgfältig ausgeklügelten, mechanischen Lerndrills, den man allerdings meist nur an Begabten versuchte und bei dem die berühmten griechischen unregelmäßigen Zeitwörter und die griechischen Partikeln eine nicht geringe Rolle spielten. Auf die Frage, ob für die armen Landexamenskandidaten hierin keine Erleichterung geschaffen werden könne, erwiderte einst ein ausgezeichneter Schulmann, ohne solche Feinheiten in den geforderten Kenntnissen sei bei dem großen Andrang die Auswahl nicht möglich. Hier hatten wir also das eingepaukte Buchwissen in reinster Züchtung; eine grundlose Einbildung mußte bei den jungen Siegern die notwendige Folge sein.

Nun beherrschte aber das Landexamen bis in das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts herein unsere württembergischen Gymnasien und Lateinschulen. Weil das Landexamen am Schluß des Besuchs der 5. (früher 6.) Klasse gemacht wurde, ist in Württemberg die Grenze gegenüber dem Obergymnasium schon hier gesteckt, während im ganzen übrigen Deutschland die Trennung erst nach der bisherigen Einjährigenprüfung, d. h. nach der 6. Klasse, eintritt, sonach das Obergymnasium nur drei Klassen zählt. Die Versetzungsprüfung von der 5. in die 6. Klasse (früher 6. und 7. Klasse) war ein Abbild des Landexamens und gefürchteter als die Reifeprüfung. Der Drill auf die grie-

Digitized by Google

chischen Unregelmäßigen spielte dabei auch in den Gymnasien eine besondere Rolle. Daher stammt der weitere Vorwurf gegen das Gymnasium, daß es eine Philologenschule, aber keine allgemeinbildende Lehranstalt sei.

Inzwischen ist vieles besser geworden. Es wird im Obergymnasium nicht mehr vorkommen, daß man in einer Stunde nur fünf Verse Homers durchnimmt, weil das Digamma eingehend behandelt und auf das Sanskrit zurückgegriffen wird. Es gibt überhaupt nichts Schlimmeres als die grammatikalische und philologische Zergliederung eines Gedichts, die den ganzen Hauch, der auf ihm liegt, und seine innere Schönheit zerstört; am allerschlimmsten ist diese Behandlung freilich bei einer Dichtung in der eigenen Muttersprache. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen". Einer Prüfung dürfte es aber auch jetzt noch wert sein, ob, unbeschadet des berühmten schwäbischen Schulsacks, den wir gewiß behalten wollen, der philologische Betrieb an unseren Gymnasien nicht noch weiter eingeschränkt werden könnte. Sollte es wirklich etwas schaden, wenn z. B. von den griechischen Unregelmäßigen nur die am häufigsten auftretenden gelernt werden müßten? Wissen wir denn, ob nicht das eine oder andere lediglich einmal in mundartlicher Färbung gebraucht wurde oder uns in einer ungenauen Abschrift überliefert worden ist? Hier könnte wirklich weniger mehr sein.

Wer den hohen geistesbildenden Wert der alten Sprachen und die Schulung des Denkens durch ihre Grammatik würdigt, die durch eine neue Sprache — man vergleiche z. B. die lateinische Grammatik mit der englischen — nie voll ersetzt werden kann, muß wünschen, daß hier alles Unnötige ausgemerzt wird und daß in den drei obersten Klassen die alten Schriftsteller in weitestem Umfang und ohne kleinliche grammatikalische und philologische Behandlung gelesen werden. Viel kommt auch auf die Ausbildung der Gymnasiallehrer an, die sich immer bewußt sein müssen, daß sie in ihrem Unterricht nicht künftige Altphilologen heranzubilden haben. Vor einigen Jahren machte mit scharfen kritischen Bemerkungen in den Zeitungen die Mitteilung die Runde, daß an der philosophischen Fakultät einer deutschen Universität die Preisfrage gestellt und merkwürdigerweise auch gelöst worden sei: „Das Zurücktreten der unterordnenden Konjunktionen sowie des Relativ- und Interrogativpronomens von der ersten Stelle des Satzes bei lateinischen Prosaikern", und erst neulich hat eine Gesellschaft der Wissenschaften zum Druck einer Abhandlung „Über positionsschwere Silben im Griechischen" eine Beihilfe verwilligt. Bei den Neuphilologen steht es übrigens nicht anders. Eine Akademie der Wissenschaften hat jüngst für die Bearbeitung einer Preisaufgabe, „Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens", für die drei Lösungen eingekommen waren, einen Preis von 2000 Mark zuerkannt. Derartige Arbeiten sind kaum geeignet, der wahrlich zu höheren Aufgaben berufenen Philologie außerhalb des engsten Kreises der Fachgenossen Freunde zu werben. Der hier sich äußernde Geist kann aber auch unseren Gymnasien nachteilig

Digitized by Google

werden; denn Lehrer, die ihre Zeit auf solche Dinge verwendet haben, werden auch ihren Schülern gegenüber leicht zu philologischen Tüfteleien und Spielereien neigen.

Finden wir bei früheren Gymnasiasten nicht selten eine einseitige, ungesunde Überschätzung der sogenannten Geisteswissenschaften, so stoßen wir nicht weniger häufig bei unseren ehemaligen Realschülern (und Realgymnasiasten) auf die gleiche einseitige Überschätzung von Mathematik und Naturwissenschaften sowie der Kenntnisse in den modernen Sprachen. Hier hat das Schlagwort „Wissen ist Macht" in seiner Einseitigkeit und Übertreibung für unsere Kultur vielfach verhängnisvoll gewirkt und zu dem krassen Materialismus mit seinem maßlosen Streben nach Besitz und Genuß geführt, den wir schon vor dem Krieg erlebten und jetzt nach dem Krieg in noch viel schlimmerem Sinn täglich sehen. Häufig finden wir diese Erscheinung bei Leuten, die dabei nicht genug gegen staatliche Machtpolitik wettern können. Und doch haben „Macht" und „Vermögen" dasselbe Stammwort; während aber die Macht im öffentlichen Leben dem gemeinen Nutzen dient oder doch dienen soll, hat das Vermögen die Befriedigung der Selbstsucht zum Ziel. Zur Erreichung dieses Ziels werden alle Verstandeskräfte angestrengt, um den größten praktischen Nutzen aus dem Wissen zu ziehen. Die Zivilisation hat den Vorteil davon, die Kultur oder Bildung den Schaden.

2.

Die weitere allgemeine Behauptung, daß das Gymnasium seine Schüler weltfremd und unpraktisch mache, wird wohl durch den einen Hinweis widerlegt, daß sowohl der größte Realpolitiker und welt- und menschenkundigste Staatsmann Bismarck aus dem Gymnasium hervorgegangen ist, als sein völliges Gegenstück, der philosophisch grübelnde, entschlußunfähige, sich in politischen Träumen wiegende Reichskanzler Bethmann Hollweg, ein Schulkamerad und Freund des verstorbenen Kulturhistorikers K. Lamprecht-Leipzig von Schulpforte her. Ebenso sind unsere willensstarken Feinde Clemenceau, Lloyd George, Wilson, Sonnino u. a. sämtlich aus den Gymnasien ihrer Heimat hervorgegangen; sie hatten aber gewiß auch willensschwache und unpraktische Schulgenossen. Es denkt denn auch in England und Amerika, von den romanischen Ländern ganz zu schweigen, kein Mensch an einen Kampf gegen das Gymnasium; das mußte wieder Deutschland, dem Land der grauen Theorie, vorbehalten bleiben.

Was man an dem Gymnasium vielleicht nicht ohne Grund tadeln kann, ist, daß es sich zu lange als die einzige Quelle höherer Bildung betrachtet und die neuen, von der Zeit geforderten Schulgattungen, Realgymnasium und Oberrealschule, zu lange nicht als gleichberechtigt anerkannt hat, wie hierin einst die Universitäten gegenüber den Technischen Hochschulen gesäumt hatten.

3.

Einen wunden Punkt von großer Tragweite gibt es allerdings im Unterricht zu heilen, aber nicht nur an unseren Gymnasien, sondern an

Digitized by Google

allen unseren Schulen, nämlich den unvollständigen, um nicht zu sagen einseitigen Unterricht in der Geschichte des Altertums. Als Folge dieses Unterrichts werden fortgesetzt bei uns in der Öffentlichkeit Vergleiche mit dem klassischen Altertum, besonders mit der athenischen und der römischen Republik, angestellt, wobei diese meist in hellem Lichte gegenüber der trüben Gegenwart erstrahlen. Diese Vergleiche sind grundfalsch und erzeugen die unrichtigsten Vorstellungen. Es werden bei ihnen die gänzlich verschiedenen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Grundlagen jener Zeit und der unsrigen übersehen, die von vornherein eine Parallele ausschließen. Jedes führende Volk des Altertums, nicht nur das jüdische, sondern ebenso das ägyptische, babylonische, assyrische, medische, persische, griechische und römische Volk, hielt sich für „das auserwählte" und sah auf alle anderen Völker herab. Sie alle leiteten ihre oder ihrer ersten Fürsten Abstammung von den Göttern ab, wie heute noch die Japaner die ihres Mikado. Sie waren alle Herrenvölker, und zwar in ganz anderem Sinn als z. B. heutzutage die Engländer und Amerikaner, die sich auch für die ersten halten, aber den anderen zwar nicht die Gleichwertigkeit, aber doch im großen und ganzen die Gleichberechtigung zuerkennen, sonach nur die Aristokraten unter den Völkern sein wollen. An dieser Grundanschauung aller Völker des Altertums wurde auch dadurch nichts geändert, daß im Laufe der römischen Kaiserzeit an die unterworfenen Völker das römische Bürgerrecht in weitestem Umfang verliehen wurde.

Viel einschneidender aber war das Bestehen der Sklaverei, ohne die das klassische Altertum überhaupt nicht zu verstehen ist. Weil Sklaven oder Hörige (Heloten) nicht nur fast alle Handarbeit verrichteten, sondern in weitem Umfang auch als Handelsgehilfen und Schreiber (vielfach auch als Lehrer) tätig waren, wurde in Griechenland wie in Rom die eigene, auf Erwerb gerichtete Arbeit, vor allem die Handarbeit, gering geachtet, wenn nicht verachtet. Nur wo sie als Wissenschaft und Kunst auftrat, war sie eines Freien würdig. Bezeichnend ist, daß das rasche Gehen als Zeichen der Unbildung galt, weil es den Anschein erwecke, als jage man einem Erwerb nach; vor allem aber, daß bei den Griechen das Wort „Banause" (Handwerker) und „banausisch" (handwerklich) im Sinne des Gewöhnlichen und Gemeinen gebraucht wurde und diesen Sinn bei allen Kulturvölkern bis heute behalten hat. Auch der irrige Glaube ist verbreitet, als ob in Griechenland das ganze Volk hochgebildet gewesen sei. Auch dort machten die Gebildeten einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil des Volkes aus, wenn dieses auch in seiner Gesamtheit mit seinem regen Sinn für Schönheit auf allen Gebieten, besonders in Dichtung und Kunst, höher als seitdem ein anderes Volk stand. Die Arbeit galt eben im Altertum allgemein als ein Fluch. (Bibel: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.")

Auf dieser Grundlage der Sklaverei und der Hörigkeit hat sich die antike Kultur entwickelt. Beginnt doch die Ilias mit dem

Digitized by Google

Groll des Achilleus über die Wegnahme seiner schönen Sklavin Briseis, einer Königstochter, durch Agamemnon. Die Römer waren allerdings bis zum zweiten Punischen Krieg in der Hauptsache ein tüchtiges Bauernvolk; dabei stand aber dem Familienvater das Recht über Leben und Tod aller seiner Familienangehörigen zu, so daß sie tatsächlich seine Haussklaven waren, und wie schlimm es mit der Schuldknechtschaft in Rom stand, lehrt dessen Geschichte auf jeder Seite. Seit der siegreichen Beendigung des zweiten Punischen Krieges griff jedoch auch in Rom das Sklavenhalten in gewaltigem Umfang um sich; die Sklaven wurden für die Römer, was die Maschinen für den heutigen Gewerbetreibenden sind.

Wohl können wir diese Verhältnisse aus den großen Geschichtswerken über das alte Griechenland und Rom u. a. ersehen. Wie wenig ist aber bisher in unseren Schulen auf die Sklaverei in Griechenland und Rom als die Grundlage aller politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse hingewiesen worden und welch bescheidenen Raum nimmt diese außerordentlich wichtige Frage gegenüber der sonstigen Geschichte dieser Herrenvölker in unseren Lehrbüchern ein! Vielen früheren Schülern unserer höheren Schulen wird erst jetzt, da der Name „Spartakus" unheimlich aus allen Enden und Ecken schallt, zur Kenntnis gekommen sein, daß der ihnen lediglich als geschichtliche Tatsache bekannte Sklavenaufstand unter dem Führer dieses Namens für Rom ein Daseinskampf war, der nur dank der Uneinigkeit und Zuchtlosigkeit der Sklaven zugunsten Roms ausfiel. Athen und Rom waren aristokratische Republiken, wenn nicht Oligarchien, wie unsere alten deutschen Reichsstädte, keine Demokratien in unserem Sinn, wie die landläufige Ansicht annimmt.

Diese grundlegende Verschiedenheit zwischen der alten Zeit und unseren Tagen, die jeden Vergleich von vornherein zu einem hinkenden macht, hat auch der Schöpfer unseres heutigen humanistischen Gymnasiums Wilhelm v. Humboldt aus leicht erklärlichen Gründen nicht oder doch nicht genügend beachtet. Die beiden Brüder Wilhelm und Alexander v. Humboldt waren Lieblinge des Glücks. Ausgezeichnet erzogen, frei von jeder Daseinssorge, konnten sie, hochbegabt und mit regstem Sinn für die verschiedensten Fragen, im Umgang mit den erlauchtesten Geistern ihrer Zeit in allen Ländern, ganz ihren Neigungen leben. Ihnen hatte ein seltenes Geschick gestattet, ein Leben wie einst die gebildeten reichen Athener zu führen. Was Wunder, daß ein so beneidenswertes geistiges Leben, wie es ihm vergönnt war, Wilhelm v. Humboldt als erstrebenswertes Ziel für die deutsche Jugend vorschwebte, daß er dabei aber die soziale Frage und in manchen Punkten auch die politische übersah. So war er, der Schwärmer für das Altertum, ein grundsätzlicher Gegner jeder staatlichen Tätigkeit, soweit sie nicht auf das Allernotwendigste, wie auf die Polizei, sich beschränkte, während doch in den griechischen Staaten und noch viel mehr in Rom der Staat in stärkstem Maße das gesamte Leben leitete; selbst die Religion war dort lediglich

Digitized by Google

eine Staatseinrichtung. Für die Alten war das gesamte menschliche Gemeindasein staatlicher Art. „Da der Staat nicht nur politische, sondern auch religiöse Gemeinschaft war, so ist den Griechen die Lösung der ethischen Fragen streng mit der der politischen verbunden. Ein vom Staate gänzlich losgelöstes oder im Staate diesem selbständig gegenüberstehendes Gemeinleben ist für sie nicht vorhanden" (Jellinek, Allg. Staatslehre). Diese innere Einheit, die wir nie mehr erreichen können, war die Stärke der Alten und gab ihnen den harmonischen Charakter. Die irrtümliche Auffassung W. v. Humboldts vom Staat war dann auch nicht ohne nachteiligen Einfluß auf seine staatsmännische Tätigkeit. So unvergänglich seine Verdienste um das preußische Unterrichtswesen sind — allein schon die Gründung der Universität Berlin im Jahr 1810 inmitten der schlimmsten Zeit Preußens bildet für ihn ein unverwelkliches Ruhmesblatt —, so wenig zeigte er sich auf dem Wiener Kongreß den anderen Staatsmännern gewachsen und ließ sich von dem schuftigen Gentz, dem früheren preußischen Kriegsrat und wirklichen Macher der Metternichschen Politik, hinters Licht führen. Nach seinem Schriftwechsel mit seiner klugen Frau Karoline war diese mit ihrem gesunden Menschenverstand ihm in der Beurteilung der wirklichen Verhältnisse überlegen. Alexander v. Humboldt lebte während der furchtbarsten Erniedrigung seines preußischen Vaterlandes durch Frankreich, während der Befreiungskriege und während der Zeit darauf jahrzehntelang in Paris und schrieb nicht nur hier, sondern auch noch später in Berlin seine Werke französisch, eine nationale Selbstentäußerung, für die damals schon allen Kulturvölkern außer dem Deutschen jedes Verständnis fehlte.

Im Gegensatz zu den Brüdern Humboldt sind 99% Schüler unserer Gymnasien gezwungen, später in den Kampf ums Dasein einzutreten und in den Schranken eines nahrungsspendenden Berufs zu leben. Sie können auf dem Gymnasium ihren Geist an den unvergänglichen Werken des Altertums bilden, aber sie müssen sich hier auch schon ihrer späteren Lebensaufgabe bewußt sein, wenn sie nicht schmerzliche Enttäuschungen erleben wollen.

Diesen einschneidenden Zwiespalt zwischen dem Herrenleben des Altertums und der Nüchternheit der Gegenwart hat Hölderlin, der deutsche Dichter, der mehr noch als Goethe „das Land des Griechen mit der Seele suchte", und in dessen wundervollen Gesängen die Sprache der Griechen wie bei keinem anderen deutschen Dichter wieder tönt, in tragischer Weise empfunden. Der Widerstreit zwischen seiner griechischen Traumwelt und der rauhen Wirklichkeit seiner Tage wurden ihm, dem kein Humboldtsches Glück lächelte, bei seiner krankhaften Gemütsanlage zum Verhängnis.

Unsere deutschen Gymnasiasten können aber auch gar keine alten Griechen werden, selbst wenn sie es wollten. Der Mensch ist das Gebilde seiner Abstammung, seiner Umwelt und der Verhältnisse, in denen er selbst lebt. Hier steht das südliche, sonnendurchglänzte Hellas mit seiner einzigartigen Lage und mit der Leichtigkeit und Fröhlichkeit seines Lebens auf der einen Seite und das nordische, in einem großen Teil des Jahres kalte und neblige Deutschland

Digitized by Google

mit kleinen Meeresgrenzen im Herzen Europas, eingeengt durch haßerfüllte Nachbarn und mit dem Zwang, durch harte Arbeit und ehernen Fleiß dem Boden die Nahrung abzugewinnen, auf der anderen Seite. Dort ein hochbegabtes, sinnenfrohes, geselliges Volk voll feinem Empfinden für Schönheit und Form auf allen Gebieten, aber auch jedem Eindruck leicht unterworfen und wankelmütig. Hier ein ernstes, schwerblütiges, arbeitsames Volk, herb, zäh, grübelnd, eigenbrötlerisch, gefühlstief wie die Griechen, begabt für Religion, Dichtung, Musik, Philosophie und tüchtig in Baukunst und Malerei, dagegen mit wenig Sinn für die Formen des gesellschaftlichen Verkehrs. Wenn deshalb bei uns Griechenschwärmer uns Deutsche als die natürlichen Nachfolger der alten Griechen bezeichnen, so zeigt dies nicht nur eine starke Einbildung, sondern auch eine mangelhafte Kenntnis.

Jeder Deutsche fühlt, wenn ihm ein Italiener oder Grieche gegenübertritt, sofort instinktiv die völkische Verschiedenheit zwischen jenem und sich; diese Verschiedenheit ist natürlich zwischen den alten Griechen und Römern und ihm noch viel größer; wir fühlen dies aber lange nicht in dem Grad wie bei den Lebenden, weil wir jene nur aus den Büchern kennen.

Dazu kommt, daß die alten Griechen national bis in die Knochen waren — man denke nur an ihre Nationalfeste und ihre Verachtung aller Nichtgriechen als Barbaren — und daß dem Römer das „civis Romanus sum" mit all seiner Kraft und Macht ebenso in Fleisch und Blut übergegangen war, wie dem heutigen Engländer sein „Right or wrong — my country". Bildung kann immer nur auf dem heimischen Boden des eigenen Volkes wachsen, denn sie ist die Formung der Persönlichkeit. „Kein Mann gedeihet ohne Vaterland" (Storm). Dem steht aber nicht im Wege, sondern kann die Bildung nur fördern, wenn man Gutes und Hohes und Edles von jedem Volke lernt, das uns hierin ein Vorbild gibt, wie ja unsere christliche Religion nicht einmal europäischem Boden entsprossen ist.

Übersehen wird auch vielfach der gewaltige Unterschied in den äußeren Lebensbedingungen im alten Griechenland und bei uns, auch abgesehen von der Sklaverei in jenem. Dort einfache, klare Lebensverhältnisse, hier ein Kampf ums Dasein in seinen verwickeltsten Formen; dort die dem einzelnen Land angemessene Wirtschaft, hier Abhängigkeit auf zahlreichen Gebieten vom Weltmarkt. Da aber das gesellschaftliche und damit des weiteren auch das kulturelle Leben vom wirtschaftlichen abhängt, so muß sich auch auf dem Gebiet der Bildung die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse zwischen dem Altertum und der Gegenwart in starkem Maße fühlbar machen.

Vor allem aber waren im Altertum gerade wegen der Sklaverei die sittlichen Begriffe ganz andere als die unsrigen, die wir den Segen der Arbeit empfinden und, so schwer es uns auch manchmal in unseren Tagen gemacht wird, doch in jedem Menschen den Menschen sehen.

Dem Vorstehenden wird man entgegenhalten, das humanistische Bildungsideal sei die Darstellung des vollendeten Menschentums, die harmonische

Digitized by Google

Ausbildung der Anlagen des Gemüts und Verstandes, die man nur durch das Studium der großen Schriftsteller des Altertums erlangen könne, weil wir jenen harmonischen Menschen eben nur dort fänden. Gibt man dies auch ohne weiteres zu, so ist es mit dem Studium der altklassischen Literatur eben noch lange nicht getan. Im Mittelalter waren die römischen Klassiker neben der Bibel und den Kirchenvätern die einzige Bildungsquelle. Der Humanismus im Zeitalter der Renaissance hat nun im bewußten Gegensatz zu der mönchischen Anschauung des Mittelalters die alten Griechen hervorgeholt und gerade die sinnenfrohe Seite des Griechentums wieder belebt. Er hat sein Ziel darin gesehen, in Kraft und Schönheit das Leben zu genießen. Und dieses Zeitalter schuf denn auch wirklich wieder solche Herrennaturen, wie wir sie im Altertum gesehen hatten, glänzend an Geist und Wissen, stark an Wollen, aber auch ohne jedes Bedenken in der Wahl der Mittel.

Die Erkenntnis, daß ein Zeitalter der Renaissance sich nicht wiederholen läßt, hat dann zum Neuhumanismus geführt, der die Bildung zum sittlich-religiösen, reinen Menschentum durch die Werke der Griechen anstrebte. Ein edles Ziel. Allein die sittlich-religiöse Bildung kann bei uns nur auf der Grundlage des Christentums sich vollziehen, das unser ganzes Denken und Fühlen in einem stärkeren Maße durchdringt, als sich viele bewußt werden. Man sollte aber auch nicht vom Altertum als der Zeit edelsten Menschentums und echtester Menschlichkeit reden, während es doch von der Sklaverei lebte, und nicht den Humanismus als die Religion der Völkerverbrüderung verkünden. Selbst im Verhältnis der nationalstolzen Griechen untereinander stand es auch zur Zeit ihrer höchsten Kulturblüte sehr schlecht um die Menschlichkeit. Man denke nur an die grausame Behandlung der kriegsgefangenen Athener durch die Syrakusaner in den Steinbrüchen und an die Hinschlachtung der 3000 Athener durch Lysander nach seinem Sieg am Ziegenfluß und andere Greueltaten während des Peloponnesischen Kriegs. Selbst ein Alexander der Große, der gewaltige Verbreiter des Hellenismus, vertilgte das altberühmte Theben vom Erdboden und verkaufte 30000 Thebaner, seine griechischen Landsleute, in die Sklaverei. Mit seiner Grausamkeit gegen die tapferen Verteidiger von Tyros hat er seinen Namen dauernd befleckt.

Noch schlimmer war die Unmenschlichkeit der Römer, die freie Bürger in die Schuldknechtschaft verkauften (vgl. die Gründung des Volkstribunats), die Flucht eines Sklaven mit der Kreuzigung bestraften und die tapfersten und würdigsten Kriegsgefangenen jahrelang im Kerker schmachten und dann nach ihrer Vorführung im Triumph hinrichten ließen, Gegner, denen man heutzutage aus Achtung vor ihrer Tapferkeit freien Abzug gewährt oder als Gefangenen den Degen beließe. So ist selbst ein Cäsar mit dem für sein Volk sich opfernden Arvernerhelden Vercingetorix verfahren.

Verfehlt war in dem Humboldtschen Humanismus auch die einseitige Förderung des Individualismusses ohne Rücksicht auf die sozialen Fragen. Er ist darin geistig verwandt mit der gleichzeitig in der Wirtschaft sich geltend

Digitized by Google

machenden Mancheſterlehre, die an demſelben Fehler ſcheiterte. Beide vergaßen das wahre Wort des Ariſtoteles, daß der Menſch ein „ζῶον πολιτικὸν καὶ κοινονικόν“ ſei.

Zum Glück ſind die Schüler unſerer deutſchen Gymnaſien gute Deutſche voll Opferſinn geblieben, wie ſie in den Kämpfen um ihr Vaterland, von keinem übertroffen, gezeigt haben. Sie haben ſich damit begnügt, von den Denkern, Dichtern und Künſtlern des Altertums zu lernen, was über Zeit und Volk hinaus von ewigem Bildungswert iſt.

4.

Die ungenügende Beachtung der Sklaverei in der Geſchichte des Altertums und des Unterſchieds zwiſchen den damaligen und den heutigen Verhältniſſen wirkt aber auch im Unterricht aller ſpäteren Geſchichte nach. Man kann die Bedeutung des Chriſtentums, ganz abgeſehen von der rein religiöſen Seite, auf dem kulturellen Gebiet nicht voll würdigen, wenn man unbeachtet läßt, daß es die Lehre der Gleichheit aller Menſchen vor Gott im Zeitalter der Sklaverei verkündet hat, und wenn die „Menſchenrechte“ tatſächlich auch erſt 1800 Jahre ſpäter in der franzöſiſchen Revolution verwirklicht wurden, ſo wird dadurch an der umwälzenden Wirkung dieſer Chriſtenlehre nichts geändert. Weil wir gewöhnt waren, von dem klaſſiſchen Altertum nur die Lichtſeiten in ihrem ſtrahlenden Glanze zu ſehen, während die Schattenſeiten unſere Augen kaum ſtreiften, iſt der Geſchichtsunterricht auch der folgenden Zeiten, bis in unſere Tage herein, von jenem einſeitigen Bilde des Altertums beeinflußt worden. Wohl wird kein Geſchichtslehrer das hohle Schlagwort von dem „finſteren Mittelalter“ nachſprechen; er weiß, daß dieſe Zeit zunächſt in weitem Umfang halbwilden Völkern die Geſittung zu bringen hatte, daß dieſe, durch die Kirche vermittelt, dann aber bald reiche Früchte trug. Die romaniſchen und gotiſchen Dome ſind leuchtende Denkmale des Mittelalters, das auch auf dem Gebiet der Malerei und Bildhauerei Werke von einer Tiefe der Empfindung und von einer Reinheit des Gefühls geſchaffen hat, die wohl nie mehr erreicht werden, weil für jene religiöſe Innerlichkeit, die aus einer ſchlichten, nie wiederkehrenden Zeit herauswuchs, der nötige breite Boden fehlen wird. Auf dem Gebiete der Dichtung reden der Minneſang, das Nibelungen- und das Gudrunlied, „Triſtan und Iſolde“, „Parzival“ u. a. ſchon in Deutſchland allein die beredteſte Sprache.

Auf ſozialem Gebiet hat ſich die Kirche, die uns die Schätze des Altertums rettete und durch Jahrhunderte hindurch die einzige Trägerin der Kultur in Europa, etwa abgeſehen von Byzanz, war, im Mittelalter durch den Ausbau des von den Alten übernommenen Aſylrechts und durch die Einführung des Gottesfriedens während eines Teils der Woche große Verdienſte erworben, die nur durch das folgende glänzende Zeitalter der Renaiſſance unverdienterweiſe in den Schatten geſtellt wurden.

Und nun bekommen wir erneut vielfach dasſelbe einſeitige und unrichtige Bild von der Renaiſſance wie früher vom Altertum. Durch die wunder-

Digitized by Google

vollen Leistungen in Literatur, Kunst und Wissenschaft geblendet, lernten wir erst später, besonders aus Jakob Burckhardts klassischem Werke „Die Kultur der Renaissance", die Schattenseiten auch dieses Zeitalters kennen, die auf sittlichem Gebiet besonders groß waren.

Hegel sagt einmal: die Geschichte lehre, wie herzlich wenig die Leute aus ihr lernten. In keinem Land wird so viel Geschichte gelernt wie in Deutschland. Dennoch wird man nach den Erfahrungen vor dem Krieg und während desselben und namentlich auch nach ihm ohne Übertreibung sagen dürfen, daß man nirgends so wenig aus der Geschichte gelernt hat wie in Deutschland. Man beobachte einmal, in welch gewandter, oft geradezu überraschender Weise englische und französische Staatsmänner ihre wohl vielfach bescheidenen Geschichtskenntnisse zu verwerten wissen, wie sie überall die Lehren der Geschichte zugunsten ihres Landes auszunützen suchen, gerade wie dies Bismarck in Deutschland getan hat. Ihnen sind ihre Kenntnisse eine für den Verkehr bestimmte Scheidemünze; für uns Deutsche ist unser viel reicheres Wissen überwiegend ungeprägtes Gold, das für den Alltagsverkehr nicht geeignet ist. An Stelle der Lehren geschichtlicher Tatsachen verwenden wir unsere berühmten „Ideen", d. h. wir geben unseren Wünschen ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit voll kühner Hoffnungen Ausdruck und sind dann hinterher sehr erstaunt, wenn die rauhe Wirklichkeit so ganz anders aussieht.

Hier muß Wandel geschaffen werden. Die Geschichte muß als ein, trotz aller Rückfälle, ununterbrochener Entwicklungsprozeß der Menschheit behandelt werden. Dazu ist aber zweierlei nötig. Einmal muß, bei aller Betonung der geschichtlichen Entwicklung, fortgesetzt auf die unterscheidenden wie auf die gleichartigen Merkmale der eben gelernten früheren Zeit gegenüber der gegenwärtigen hingewiesen, sodann aber auch der unlösbare Zusammenhang von politischer, wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Geschichte hervorgehoben werden. Dann wird sich für jeden unwiderleglich zeigen, daß nur Leute, denen jede geschichtliche Kenntnis und Erkenntnis fehlt, das kindliche Verlangen stellen können, die Kriegsgeschichte aus unseren Schulbüchern auszumerzen, als ob sich der Deutsch-Französische Krieg, der uns die deutsche Einheit gebracht und unser Leben in allen Richtungen beeinflußt hat, oder der Weltkrieg 1914—1918 mit seiner Weltumgestaltung und seinen unabsehbaren Folgen einfach unterschlagen ließe. Zudem wäre dies nichts anderes als eine Geschichtsfälschung gröbster Sorte. Lernen sollen wir aus ihnen, wie alle anderen Völker daraus lernen werden, und zwar auf allen Gebieten.

Dabei muß in allen Schulen die Geschichte der Neuzeit, besonders der neuesten Zeit bis in unsere Tage herein, wenn es sein muß auf Kosten der alten, in den Vordergrund gestellt werden, d. h. die Zeit von 1740 bis zur Gegenwart. Vor allem muß die Zeit vom Wiener Kongreß, dessen Festlegungen auf so lange hinaus maßgebend waren, bis in die Gegenwart herein ohne jede Überhastung den Schluß und Hauptgegenstand des Geschichtsunterrichts unserer höheren Schulen bilden. Ganz besonders

Digitized by Google

muß der Friedensvertrag von Versailles in allen seinen Ausstrahlungen zur genauesten Kenntnis der Schüler gebracht werden, weil sie ohne diese Kenntnis weder die Gegenwart noch die Zukunft Deutschlands verstehen können und weil sich bedauerlicherweise zeigt, daß über diesen unser Leben auf Jahrzehnte hinaus regelnden Vertrag bei uns eine geradezu unglaubliche Unkenntnis und eine unfaßbare Gleichgültigkeit in weitesten Kreisen besteht. Zur Staatsbürgerkunde sollte jedem deutschen Schüler, also auch dem Volksschüler, der Versailler Vertrag in die Hand gegeben und mit ihm durchgesprochen werden.

Namentlich aus zwei Gründen ist dies dringend geboten. Einmal wegen der Erfahrungstatsache, daß miterlebte Vorgänge viel weniger genau, namentlich nach Zeit und Ort, in unserem Gedächtnis haften als durch Lernen eingeprägte. Fragen aus der Geschichte der letzten vierzig Jahre, in einen Kreis gebildeter Leute geworfen, werden die Richtigkeit dieser Behauptung bestätigen. Sodann verlassen unsere jungen Leute mit dem Reifezeugnis die höheren Schulen und die anderen die Fortbildungsschulen im 18. oder 19. Lebensjahr, um ganz kurz darauf mit vollendetem 20. Lebensjahr alle Rechte des Vollbürgers zu erhalten. Wie sollen sie diese richtig ausüben können, wenn ihnen die Wurzeln, aus denen die Gegenwart unmittelbar herausgewachsen ist, unbekannt sind. Nichts zwingt in gleichem Maße zur Einsicht in die Wirklichkeit und zu klarem Denken als die Kenntnis unumstößlicher und selbst fühlbarer Tatsachen, mögen diese für uns noch so bitter sein. Sie allein können uns von der in Deutschland mehr als irgend in einem anderen Land bestehenden Herrschaft der hohlen Phrase und der Schlagworte des Tages befreien und uns lehren, daß die Staatsgeschäfte als die wichtigsten Geschäfte, die es gibt, nach den Grundsätzen eines weitblickenden, großzügigen, ehrlichen Kaufmanns streng sachlich und geschäftsmäßig kühl und nicht aus einem dunkeln, unklaren verschwommenen Gefühl und auf augenblickliche persönliche Eindrücke hin geführt werden müssen.

Aber wo bleibt da der „deutsche Idealismus"?, wird man entgegenhalten. Die so reden, denken nicht daran, ihre eigenen Geschäfte mit Idealismus statt mit berechnendem Verstand zu führen, weil sie es für einen Widersinn hielten. Im übrigen wäre es sehr angezeigt, nicht fortgesetzt den deutschen Idealismus voll Selbstberäucherung im Munde zu führen. Im Ausland gelten wir schon seit Jahrzehnten als die größten Idealisten mit dem Mund und als die größten Materialisten der Tat, und leider hat die Gegenwart dieser Auffassung nur allzusehr recht gegeben.

Wie dringend nötig uns eine genaue Kenntnis der Geschichte der Neuzeit tut, lehrt die Erfahrung. Hätten unsere Staatsmänner die polnische Geschichte von 1815 bis 1830 und die damalige Rolle der Universität Warschau nur ein wenig gekannt, so wären sie nie auf den unglückseligen Gedanken ge-

Digitized by Google

kommen, als Deutsche ihrerseits die Universität und die Technische Hochschule in Warschau zu schaffen und vollends ein polnisches Königreich zu errichten. Die Quittung für ihren „Idealismus“ und ihre geschichtliche Unkenntnis haben wir jetzt erhalten. Niemals hätte bei Beachtung der tatsächlichen Verhältnisse ein verschwommenes, die Folgen mißachtendes Gefühl die ganz überwiegende Mehrzahl des deutschen Volkes verleitet, dem unüberlegten und nachher durch Handlungen in so unwürdiger Weise widerrufenen Krüger-Telegramme und später der Theaterphrase von der „Nibelungentreue“ zuzujubeln, die von einem schlauen Partner ausgebeutet, uns in unser furchtbares Elend gestürzt hat. Niemals hätten wir bei nur einiger Kenntnis unserer Gegner die furchtbaren Enttäuschungen bei den Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen erlebt. Wie wenig wir dennoch auch aus diesen gelernt haben, zeigen eine Reihe in unklarem Gefühlsdrang in die Reichsverfassung aufgenommener Bestimmungen, z. B. die einseitige des Artikels 61 Abs. 2 (Beteiligung Deutsch-Österreichs im deutschen Reichsrat), die wir auf Verlangen unserer Feinde in demütigendster Form als unverbindlich anerkennen mußten. Wir änderten unsere ruhmbedeckte Flagge Schwarz-Weiß-Rot in das von künstlerischem Standpunkt aus so unschöne Schwarz-Rot-Gold mit Rücksicht auf die deutsch-österreichischen Brüder, ehe wir wußten, ob diese zu uns kommen durften, und ohne zu beachten, daß das Schwarz-Gelb die habsburgische Flagge und Rot-Weiß-Rot die österreichische Landesfarbe ist, die gerade in unserer alten Flagge enthalten war. Nicht ohne Grund hat ein Geschichtsforscher wie der verstorbene Professor Lamprecht-Leipzig eine kleine Schrift geschrieben: „Deutscher Aufstieg 1750—1914, Einführung in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart“. Kein Unterricht fördert die staatsbürgerliche Erziehung in gleichem Maße als ein auf unumstößliche Tatsachen gegründeter, von persönlichen Gefühlen und Parteirücksichten freier Geschichtsunterricht der Neuzeit.

5.

Wie auf dem Gebiete der Geschichte, so besteht auf dem der Kunst die Gefahr, durch eine einseitige Wertschätzung der Antike die Leistungen der Gegenwart nicht gebührend zu würdigen und dadurch die in Künstlerkreisen in ziemlichem Umfang bestehende Abneigung gegen die alte Kunst zu fördern. Gewiß, die Werke der Hellenen in Baukunst und Bildhauerei werden unvergängliche Quellen reinsten Kunstgenusses und leuchtende Vorbilder für alle Zeiten bleiben und neuerweckte antike Kunstwerke, wie seinerzeit bei den Ausgrabungen in Olympia der Hermes des Praxiteles und die Nike des Paionios, werden eine wertvolle Bereicherung unseres Kulturbesitzes bilden, die wir mit Jubel begrüßen. Andererseits ist es aber auch wahr, daß wir zahlreiche Bildwerke aus unseren Tagen besitzen, die kaum beachtet werden, die aber, heute irgendwo als Schöpfung des Altertums ausgegraben, allein schon als antik mit maßloser Bewunderung begrüßt werden und Hunderte von Federn in Bewegung setzen würden. Und nicht selten fordert es geradezu zum

Digitized by Google

Spott heraus, wenn ein ganz unvollständiger Rest, nur weil er alt ist, als Wunderwerk gepriesen wird. Wir müssen an die Kunst des Altertums, namentlich an neuaufgedeckte Werke, mit ruhigerem, kühlerem, sachlicherem Urteil herantreten, wenn wir den lebenden Künstlern nicht Unrecht tun wollen.

Diesen Hang, das Alte auch über die besten neuen Werke zu stellen, nur weil es alt ist, hat Hebbel in seinem „Michelangelo" gegeißelt. Er läßt den Meister heimlich auf dem Kapitol eine selbstgefertigte Jupiterstatue vergraben, die bei ihrer Entdeckung als antikes Wunderwerk gepriesen wird, bis der Meister den als Beweisstück zurückbehaltenen Arm vorweist und die blinden Schwärmer bloßstellt.

6.

Ein Vorwurf, der dem Gymnasium vielfach gemacht wird, darf hier nicht übergangen werden, nämlich, daß es bei den Schülern den deutschen Stil durch ihre Gewöhnung an die verschlungenen ciceronianischen Satzgebilde verderbe. In dieser Allgemeinheit ist der Satz jedenfalls falsch; unsere besten Stilisten haben einst das Gymnasium besucht. Aber etwas Wahres ist an dem Vorwurf. Wo der Lehrer des Lateinischen seine Schüler nicht immer wieder darauf hinweist, daß die deutsche Sprache kurze Sätze und möglichst wenig Nebensätze im Gegensatz zu der lateinischen fordere, besteht die Gefahr, daß sie ein sogenanntes lateinisches Deutsch schreiben. Sie wird dadurch vergrößert, daß der Schüler gute deutsche Sätze verkünsteln muß, um sie in das sogenannte klassische Latein zu übertragen. Umgekehrt bietet aber die Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche eine besonders dankbare Aufgabe für den Lehrer, im Schüler den Sinn für einen guten deutschen Stil zu wecken.

Mit dieser Frage erhebt sich aber überhaupt der Zweifel, ob denn der sogenannte ciceronianische Stil wirklich die Bewunderung und Nachahmung verdiene, die ihm unsere Schulmänner angedeihen lassen. Daß die Sprache Ciceros in seinen Reden nicht die Sprache des täglichen Verkehrs war, zeigen die römischen Gesetzbücher. Wie schlicht, klar und begriffsscharf ist z. B. die Sprache der Institutionen des Gajus; wie natürlich mutet sie uns gegenüber dem Stil Ciceros an. Auch Cäsar hat viel einfacher als Cicero geschrieben. So legt sich der Gedanke nahe, daß des letzteren Stil etwas Gekünsteltes, Ausgeklügeltes hat, daß er im Stil etwas besonders Feines erstrebt, wie die von Molière verspotteten précieuses ridicules es mit ihren Worten taten. Träfe dies zu, so sollte man unsere Jugend bei ihren Übersetzungen etwas weniger mit der Nachahmung des sogenannten klassischen lateinischen Stils plagen; ja, es wäre sehr gut, wenn man sie mit der Rechtssprache des in der Gesetzgebung unübertroffenen Volkes etwas bekannt machte. Den Humanisten des 16. Jahrhunderts fehlte, im Gegensatz zu Luther, dem Meister der deutschen Sprache, der Sinn für diese, sonst hätten sie nicht ihre Namen vergriechlicht (Melanchthon = Schwarzerd, die drei Agricola = Huysman, Bauer und Schnitter, Ökolampadius = Hausschein und viele andere), nachdem der große Gerhards von Rotterdam sich

Digitized by Google

in Erasmus umgenannt hatte. Kein Wunder, daß durch ſie der lateiniſche Stil in die deutſche Sprache hereinkam und deren klaren und ſchlichten Satzbau verdarb.

Gloſſen zur Epigonenzeit

Von

Ludwig Aſch

Vorbemerkung. In den erſten Wochen des Krieges ſprach ich in einem Brief an einen Freund, trotz des damaligen Siegeszugs im Weſten, meine Zweifel an dem Enderfolg aus und fügte hinzu: „Wenn wir aber auch ſiegen ſollten, dann würden wir eben ſpäter einmal untergehen, denn ein unpolitiſches Volk kann ebenſowenig auf die Dauer Träger einer Weltmacht ſein, wie ein Blinder ſein Brot als Förſter verdienen kann.“

Der Aufſchub wurde uns nicht gewährt, die Bergeslaſt von politiſchen Sünden, die in dem Menſchenalter ſeit dem Tode des alten Kaiſers aufgehäuft worden war, hat das Werk eines heroiſchen Jahrzehnts zertrümmert.

Soll aus den Ruinen neues Leben blühen, ſo müſſen wir uns zuerſt einmal klar über die Fehler werden, durch die Bismarcks und ſeiner Helfer kunſtvoller Bau in Stücke ging. Es fällt uns nicht bei, einer feindlichen ſpottfreudigen Welt zuzurufen: „Rechtgläubige Gemeinde, ich klage mich an.“ Im Gegenteil: eine aufrichtige Darſtellung der Fehler des Fürſten, ſeiner Räte, der Volksvertretung und ſchließlich des Volkes ſelbſt wird zeigen, daß wir nicht in napoleoniſcher Ruchloſigkeit die Brandfackel, die halb Europa eingeäſchert hat, geſchleudert haben, ſondern daß, ſoweit ein Verſchulden auf unſerer Seite vorliegt, es aus Ungeſchicklichkeit, politiſcher Unverſtändnis und Fahrläſſigkeit hervorgegangen iſt. Uns Deutſchen aber ſoll dieſe Betrachtung die teuer erkaufte Lehre ſein, daß jeder Volksgenoſſe, vom Reichspräſidenten bis zum letzten Laternenanzünder, ſich mit politiſchem Verantwortlichkeitsgefühl zu erfüllen hat. Nicht mit jener myſtiſchen Verantwortung vor Gott, die nur eine bequeme ſpaniſche Wand für die Abneigung iſt, der Mitwelt Rechnung abzulegen, ſondern mit der durchaus irdiſchen und doch idealen Verantwortung vor der Allgemeinheit und vor den Kindern und Kindeskindern, in die wir die Saat des politiſchen Denkens hineinzupflanzen haben. Damit werden wir ihnen ein beſſeres Erbteil hinterlaſſen, als wenn wir, wie bisher, den Sinn auf das materielle Gedeihen gerichtet, Spartöpfe füllen, die ſchließlich anderen Ziel und Beute werden.

Das Verfaſſungsleben und die Parteien[1])

Ein Unglück für die Entwicklung der innerpolitiſchen Zuſtände in Deutſchland war der unorganiſche, ruckweiſe Fortſchritt, bald Eiltempo, bald Stillſtand, bald Krebsgang. In dem Heimatlande des parlamentariſch-freiheitlichen Lebens, in England, war die Fortentwicklung langſam, aber ſtetig, und wichtige Neuerungen traten erſt ein, wenn die Überzeugung ihrer Notwendigkeit in Fleiſch und Blut der Nation übergegangen war. England hatte ſchon ſeit

[1]) Dieſer Abſchnitt iſt Kapitel III der „Gloſſen“; Kapitel I lautet „Der Kaiſer“, Kapitel II „Regierung und Nebenregierung“, Kapitel IV „Volk und Preſſe“, Kapitel V „Warum ſind wir unbeliebt? — Was nun?“

Digitized by Google

Jahrhunderten ein Parlament, aber bis über das Jahr 1800 hinaus mußten die Katholiken um ihre Gleichberechtigung ringen, und erst im Jahre 1832 wurde nach heftigen Kämpfen das System der rotten boroughs, d. h. der Verkauf oder die Verschenkung einer großen Anzahl von Parlamentssitzen (204), die fast ohne Wählerschaft waren, durch einige Lords, wenigstens in der Hauptsache, beseitigt. Das wirklich gleiche und allgemeine, nicht an einschränkende Bestimmungen, wie den Besitz einer eigenen Wohnung, geknüpfte Wahlrecht wurde erst in einer ganzen Reihe von Etappen erreicht. In Deutschland ging der Fortschritt z. B. von der politischen Rechtlosigkeit des Bürgertums zum gleichen Wahlrecht, oder von der demütigenden Zurücksetzung der Juden, nicht nur in der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte, sondern auch in der privatrechtlichen Betätigung, bis zu ihrer völligen Emanzipation ungleich schneller, und selbst die gewiß sehr mangelhafte preußische Verfassung erkannte doch die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze und den gleichen Anspruch auf Bekleidung der öffentlichen Ämter an.

Die Folge dieser, nicht aus dem Volk heraus gewachsenen, sondern von oben herab aus nicht immer in der Sache selbst liegenden Gründen gespendeten Freiheiten war, daß, weil die Bestimmungen nicht mit der inneren Überzeugung derer, die sie auszuführen hatten, in Einklang standen, das deutsche Verfassungsleben in mannigfacher Hinsicht eine große Unwahrheit war, oder, wenn man sich milde ausdrücken will, schwach wie ein Währungssystem ohne Metalldeckung — papierene Währung, papierene Verfassung. Jedem Staatsbürger standen die öffentlichen Ämter offen, aber die Katholiken hatten fortgesetzt Klagen über mangelhafte Parität in der Besetzung der Verwaltungsstellen zu führen, die Juden wurden zu einer ganzen Reihe von Ämtern und Berufen grundsätzlich nicht zugelassen, Sozialdemokraten oder selbst Fortschrittlern gegenüber wurde bei der Berufung in städtische Ämter von dem Rechte der Verweigerung der Bestätigung in gehässiger und kleinlicher Weise Gebrauch gemacht (Fall Eugen Richter) oder sie mußten auf diese Bestätigung aus unerfindlichen Gründen so lange warten, bis sie fast zur lächerlichen Figur wurden (Bürgermeister Kirschner nach seiner Wahl zum Oberbürgermeister von Berlin).

Oft hing die Zulassung zu Beruf oder Amt nicht einmal von der eigenen Gesinnung und Tüchtigkeit des Bewerbers ab, sondern von der Stellung des Vaters. Der Sohn eines Kaffee-Engroshändlers wurde als Seekadett in die Marineschule aufgenommen, aber der Sohn eines Kolonialwarenhändlers, der ein offenes Ladengeschäft hatte, nein, der hätte der deutschen Marine mehr Schaden zugefügt als ein feindlicher Torpedo; die hochnotpeinliche Untersuchung durch die Annahmestelle wurde selbst auf die Bedenklichkeit von Onkeln und Tanten ausgedehnt. Bürgerliche konnten kräftig, mutig, klug, reich sein, aber in „guten" Regimentern konnte man sie als Offiziere nicht brauchen, und in der Diplomatie kamen sie nur selten über Kulturzentren wie Asuncion und Sofia hinaus. Alle Stellen vom Fähnrich bei den Gardedukorps bis herab zum

Digitized by Google

simplen Staatsanwalt — letzteres galt allerdings als levis macula — standen eigentlich nur dem evangelischen Adel offen.

Aber nicht nur die Wahl des Berufes, sondern auch die Behandlung der Staatsbürger durch das Beamtentum hing von Parteizugehörigkeit, Konfession, Rasse usw. ab. Und dies war das Schlimmere. Denn um Staatsstellen, besonders um höhere, bewirbt sich doch immer nur ein Bruchteil der Bevölkerung, mit den Organen des Staates aber hat ein jeder zu tun. War da wirklich jeder vor dem Gesetze gleich? Würde die Rücksicht, die dem Fürsten Philipp Eulenburg, der doch eines gemeinen, mit Zuchthaus und Ehrverlust bedrohten Verbrechens angeklagt war, erwiesen wurde, auch jedem Schulze oder Müller zuteil geworden sein? Wenn ein Major vor Gericht als Zeuge vernommen wurde, dann pflegte der Vorsitzende den „Herrn Zeugen" mit ausgesuchter Artigkeit zu behandeln, der kleinbürgerliche Zeuge bekam leicht die Nervosität des überbürdeten Richters zu spüren. Hatten Angehörige eines feudalen studentischen Korps sich Handlungen geleistet, die man nicht anders denn als Roheit bezeichnen konnte, so wurden sie milder angefaßt, als wenn etwa junge Arbeiter sich ähnliche Heldentaten hätten zuschulden kommen lassen. Dabei verdienten sie eher eine strengere Behandlung, denn ihre „gute Kinderstube" — von der doch sonst bei der Besetzung von höheren Staatsstellen so viel Wesens gemacht wurde — hätte sie vor solchen wüsten Ausschreitungen bewahren sollen. War die Klage der Sozialdemokraten über Klassenjustiz allgemein, wie sie ausgesprochen wurde, sicherlich nicht richtig, so steckte doch ein Körnchen von Wahrheit in dem Vorwurfe. Nichts aber wirkt verbitternder, als wenn gerade die Gerechtigkeitspflege mit zweierlei Maß mißt — wenn auch ohne Absicht, die Vorurteile waren den Richtern eben anerzogen.

Bei der Verwaltung und dem Militär trat die Nichtberücksichtigung des verfassungsmäßigen Grundsatzes von der Gleichheit der Staatsbürger und dem Rechte zur freien Geltendmachung der politischen Überzeugung noch stärker hervor. Die Landräte ließen, wenn in einem Dorfe „schlecht," d. h. sozialistisch oder fortschrittlich gewählt worden war, den Pfarrer, den Lehrer und den Schulzen ihren Unmut merken, und die Versetzung des Geistlichen oder des Schulmeisters in eine bessere Stellung konnte an dem im Sinne des Landrats ungünstigen Wahlausgange scheitern. Der polnische oder der jüdische Rekrut oder der „Wackes" wurde beim Militär von den Unteroffizieren, manchmal sogar auch von den Leutnants, recht übel „geschnickt", und selbst noch im Kriege sollen skandalöserweise genug Fälle unterschiedlicher Behandlung vorgekommen sein. Auch wer im Geruche stand, sozialdemokratische Gesinnung bekundet zu haben, konnte durch die Behandlung bei den „Preußen" nicht eben zu anderer politischer Überzeugung bekehrt werden.

Die Gleichheit des Wahlrechts und das Geheimnis der Abstimmung wurde durch Wahlkreisgeometrie, durch Beibehaltung derselben Wahlkreise durch mehr als vier Jahrzehnte hindurch trotz gewaltiger Binnenwanderung, durch die

Digitized by Google

berüchtigte „Abtreibung“ von Sälen für die Versammlungen und durch unzählige andere, nicht schöne Künste von Landräten und deren Untergebenen, von Gutsbesitzern und Gutsinspektoren zwar nicht vollkommen illusorisch gemacht, aber doch stark beeinträchtigt, sodaß die Wahlen keineswegs immer ein klares Bild der wirklichen Volksstimmung gaben und daß manche Partei regelmäßig stärker, manch andere regelmäßig schwächer vertreten war, als es bei einem Ausgleiche der Größe der Wahlkreise und bei einem völlig von unzulässiger Beeinflussung freien Verlaufe der Wahlbewegung und des Wahlaktes selbst der Fall gewesen wäre. Boten aber schon die Reichstagswahlen, trotz ihrer liberalen Grundlage, kein wahres Spiegelbild des Volkswillens, so waren die preußischen Landtagswahlen eine nicht zu überbietende Karikatur. Diese wichtige, im Kriege so verhängnisvoll wirkende preußische und deutsche Frage ist an anderer Stelle meiner Betrachtung behandelt.

Der Gegensatz zwischen der Theorie der Verfassung und der von den Behörden beliebten Praxis mußte im Auslande Deutschland schon darum schaden, weil das durch unsere äußere Politik hervorgerufene Mißtrauen gegen unsere politische Ehrlichkeit verstärkt wurde, im Inlande mußte er Erbitterung, und was noch schlimmer war, politische Gleichgültigkeit, Drückebergerei und Heuchelei erzeugen. Verfuhr die Regierung den eigenen Volksgenossen gegenüber so — ich hätte fast gesagt „jesuitisch“, aber wenn der einstige Abgott der Konservativen, Herr v. Puttkamer mit dem schönen weißen Zwickelbarte, bei der Anberaumung einer Ersatzwahl das Wort „sofort“ in einer berühmt gewordenen, dem Sprachgebrauche und dem gesunden Menschenverstande ins Gesicht schlagenden Weise auslegte, wenn die Kriegsminister bei den sich alljährlich wiederholenden Beschwerden über grobe Mißbräuche und Verletzungen der verfassungsmäßigen Bestimmungen zu wahrhaft unwürdigen — eines „biederen Soldaten“ doppelt unwürdigen — Ausflüchten griffen, wenn bei der Verhandlung und dann beim Frieden von Brest-Litowsk von deutschen Staatsmännern das von ihnen anerkannte Recht der Selbstbestimmung der Völker grausam verhöhnt wurde, dann zeigt sich, daß der Jesuitismus eine durchaus interkonfessionelle Erscheinung ist — ich sage also, verfuhr man den *eigenen Volksgenossen* gegenüber in dieser Weise, so darf man sich nicht wundern, daß das Ausland den *Fremden* gegenüber gemachten Zusicherungen deutscher Behörden schon gar kein Vertrauen schenkte. Auch die das schöne Wort „freie Bahn dem Tüchtigen“ lügenstrafende einseitige und kleinliche Besetzung der höchsten Beamtenstellen mußte im Auslande, besonders bei den westlichen Nationen, ein mißächtliches Gefühl gegen ein unfreies Volk wachrufen. Man mag einwenden, daß auch in England „Auslese“ und Nepotismus eine Rolle spielen, was beispielsweise Dickens in „Bleakhouse“ und „Klein-Dorrit“ blutig geißelt. Aber in die *Stellen von großer Verantwortung* kommen in England die Tüchtigsten hinein. Die drei hervorragendsten Leiter der englischen Geschicke in den beiden letzten Menschenaltern waren Lord Beaconsfield, Gladstone, Lloyd George. Lord Beaconsfield, geborener Disraeli, entstammte

Digitized by Google

einer aus Italien eingewanderten jüdischen Familie und war von Beruf Schriftsteller. Gladstone stammte aus Kaufmannskreisen und war seiner ursprünglichen Tätigkeit nach zwar Politiker, aber nicht Beamter. Lloyd George ist von einfachster Herkunft und war Volksschullehrer. Bei uns war es ein Glück, daß selbst ein Bismarck ein von Bismarck war, sonst wäre er bei all seinem Genie und seiner rücksichtslosen Tatkraft nie zum Leiter erst des preußischen Staates und dann Deutschlands geworden.

Wie verbitternd aber in Deutschland selbst die ungleiche Behandlung der Staatsbürger wirkte, das wird schon durch das Anwachsen der sozialistischen Bewegung bewiesen. Die zunehmende Industrialisierung in Deutschland allein hat es nicht gemacht; in anderen Ländern ist der Prozentsatz der industriellen Arbeiterschaft noch größer, ohne daß der Sozialdemokratie ein ähnlicher Siegeszug beschieden worden wäre. Zorn und Haß — nicht nur die Gemeinsamkeit der Interessen eines bestimmten Standes — haben der Sozialdemokratie Hunderttausende von „Mitläufern", zahlreiche Offiziere — denn gerade aus den gebildeten Schichten wandten sich viele mehr dem Temperament als der politischen Überlegung folgende Männer, angewidert von dem Treiben der regierenden Kaste, der Sozialdemokratie zu — und fleißige Spender für die Kassen der Partei zugeführt.

Ein anderer Teil des Bürgertums schlug den umgekehrten Weg ein. Konnte ein auf das zweierlei Tuch versessener Sohn von seinem Vater nicht als Fahnenjunker angebracht werden, weil der Herr Papa in dem Geruche freisinniger Gesinnung stand, oder wünschte man, daß der gestrenge Landrat vorkommendenfalls, z. B. in Steuerfragen, sich freundlich erwiese, wollte man als Beamter vorankommen, nun, so verschloß man seine selbsterworbene oder schon von den Ahnen überkommene liberale Gesinnung im tiefsten Busen, trat in den konservativen Wahlverein ein, und wenn man besonders tüchtig war, so bewährte man sich als Freund und Förderer des „Vaterländischen Frauenvereins", was für einen strebsamen Juristen nicht selten ein besseres Sprungbrett für die Beförderung war, als die Belastung mit unnützen Kenntnissen.

Fast noch schlimmer aber als die Charakterlosen waren die Resignierten, die in dem Gefühle der Ohnmacht gegenüber den Praktiken der herrschenden Clique zu politischen Drückebergern wurden, ähnlich wie etwa Polen oder Juden im Gefühl ihrer Wehrlosigkeit gegenüber den Schikanen der Vorgesetzten sich um den Militärdienst oder mindestens um die pflichtmäßige Ableistung der Übungen des Beurlaubtenstandes herumzudrücken suchten, was mit Hilfe eines dem Bezirksfeldwebel in die Hand gedrückten Zwanzigmarkscheines — man war in Friedenszeiten noch bescheiden, die Kriegsdrückerei war kostspieliger — oft genug gelang.

So förderte die Unmoralität von oben — denn die heuchlerische Ausdeutung von Gesetz und Verfassung, die Begünstigung einer Schicht auf Kosten der Gesamtheit ist ein Verstoß gegen die politische Moral — die

Digitized by Google

Demoralisierung großer Volkskreise und schwächte das beim deutschen Volke leider ohnehin nicht stark ausgebildete Staatsgefühl. Und wenn schon Fürst Bismarck in einer Rede gegen den Abgeordneten Richter (1885) diesem vorwarf, daß für ihn die nationale Sache etwas wäre, was Einem gelegentlich aufstieße, so hatte dieser Vorwurf ein Menschenalter später noch viel mehr Geltung, aber nicht etwa nur für die Führer und Anhänger einer einzigen Partei, sondern für die Volksgemeinschaft. Denn man durfte sich durch die Ausbrüche nationaler Begeisterung bei besonderen Anlässen nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß die nationale und politische Versumpfung und Apathie gerade der „höheren", zur politischen Führung berufenen Schichten viel größer geworden war, als in der Bismarckschen Ära, wo die Zeitgenossen die großen Erregungen von 1848 als Jünglinge, die Konfliktszeit und die drei Kriege als Männer miterlebt hatten, Zeiten, die der Bildung politischer Charaktere günstiger waren als die erschlaffenden Jahrzehnte der wilhelminischen Politik. Inwieweit nicht nur das Verhalten der Regierung an der ungesunden politischen Atmosphäre schuld trug, sondern inwieweit das ganze Volk den Vorwurf der Mitschuld auf sich nehmen muß, soll an anderer Stelle (Kapitel IV) untersucht werden. Nur das soll hier noch gesagt werden: der Reichstagsabgeordnete Stresemann hat der Regierung einmal vorgeworfen, der Krieg wäre diplomatisch bereits verloren gewesen, ehe er begann. Wir möchten hinzufügen, innerpolitisch war er auch bereits vorher verloren, denn nur ein kerngesundes, durch und durch nationales, nicht nur national angetünchtes Volk hätte den ungeheuren moralischen Anforderungen dieses Krieges standhalten können. Das Volk aber war, wie hier gezeigt worden ist, schon in Friedenszeiten politisch-moralisch verdorben worden.

Kranke Bäume können nicht gesunde Früchte tragen, und deshalb konnten aus einem krank gewordenen Volkskörper nicht kraftvolle Volksvertreter hervorgehen. So brauchte man sich nicht zu wundern, daß um die Jahrhundertwende herum der Reichstag viel ärmer an Köpfen und Charakteren war, als nach der Begründung des Reichs. Haben die konservativen Parteien ebenbürtige Nachfolger für die Moltke, Kleist-Retzow, Rauchhaupt, Helldorf, Maltzahn, Bethusy, Tschirschky-Renard, Treitschke, Kardorff, Stumm gefunden?, die liberalen für Bennigsen, Hammacher, Forckenbeck, Miquel, Gneist, Stauffenberg, Bamberger, Richter?, das Zentrum für Windthorst, die beiden Reichensperger, Mallinckrodt, Schorlemer? Nur bei den Sozialdemokraten haben die Bebel, Liebknecht (natürlich senior) und Vollmar gleichwertige Nachfahren erhalten, und es ist vom bürgerlichen Standpunkte aus beschämend, daß in dem Reichstage von 1912 die sozialdemokratische Partei mit Scheidemann — dessen Schlußrede auf dem sozialistischen Parteitage von 1917 ein staatsmännisches Meisterstück war, das er leider als Ministerpräsident nicht wieder erreicht hat —, Noske, Landsberg, Heine, Göhre, David, dem zu früh im Kampfe um das Vaterland gefallenen Frank und anderen, so viel politische Charakterköpfe aufwies, als alle bürgerlichen Parteien zusammengenommen.

Digitized by Google

Die großen Parteien. — Die Konservativen

Ging bei den bürgerlichen Parteien der Durchschnitt der Führer herunter, so mußte auch ihre innere Bedeutung leiden. Denn die Leistung einer Partei hängt nicht von der Masse der Abgeordneten und der Wähler ab, sondern von der geistigen Initiative und der Charakterstärke der Führer, die ohne diese Eigenschaften Gefahr laufen, allzu ängstlich auf den Beifall der Parteizugehörigen zu lauschen, also aus Führern zu Geführten zu werden. Die Furcht, die Anhängerschaft zu verlieren, ist besonders verhängnisvoll für die Konservativen gewesen. Begreiflicherweise, denn sie kämpften politisch für Anschauungen, die im Absterben waren und gewissermaßen eine ständige Defensivtaktik vorschrieben; die ewige Defensive aber entmutigt den Soldaten. So mußten die Konservativen sich nach einer Offensivmöglichkeit umsehen, und die bot ihnen wirtschaftlich das Programm des anfangs der neunziger Jahre begründeten Bundes der Landwirte. Dieser Verband stand an sich schon, der Mehrzahl seiner Mitglieder nach, den Konservativen, die sich hauptsächlich auf das platte Land stützten, nahe, und wurde ihnen durch die Verständnislosigkeit des Liberalismus, besonders vom linken Flügel, der die Nöte der Landwirtschaft teils überhaupt nicht anerkannte, teils mit weißer Salbe kurieren wollte, vollends in die Arme geführt. Nunmehr setzte sich die konservative Armee, der Hauptsache nach, aus drei Heerhaufen zusammen: aus den Kriegervereinen, deren Vorsitzende und Ehrenmitglieder meist alte Offiziere und als solche Anhänger der konservativen Partei waren, aus dem Beamtentum — von den höheren Beamten war allerdings ein Teil freikonservativ oder gar nationalliberal, was sich bei sonst höchst loyalem Verhalten so kokett ausnahm, wie etwa die monokelgroße Tonsur auf dem vollen Haupthaare eines Abbés —, und aus den Mitgliedern des Bundes der Landwirte. Dieses letzte Bataillon bildete bald das Triariertum der konservativen Partei, weil es am straffsten organisiert und diszipliniert und am rücksichtslosesten war. Sehr begreiflich daher, daß der Bund nach Art einer Prätorianergarde oder der Janitscharen die Gewalt an sich riß und nicht zum dienenden Bruder, sondern zum Herrn der konservativen Partei wurde. Da aber der Bund der Landwirte seinem Ursprunge und seinen Zielen nach von den wirtschaftlichen Interessen ausging, so versteht es sich, daß er die allgemeinen politischen Interessen und Notwendigkeiten hinter die wirtschaftlichen Erfordernisse zurückstellte. Bei einem außerhalb der Politik stehenden oder mit ihr nur mittelbar zusammenhängenden Verein ist dieser, vom nationalen Standpunkte aus betrachtet, freilich stets bedauerliche Egoismus immerhin angängig und vergleichsweise harmlos, eine in der Politik stehende und für sie mitverantwortliche Partei aber mußte dadurch auf die schiefe Ebene geraten, und die Gefahr und der positive Schaden für die Allgemeinheit mußte um so größer werden, je einflußreicher diese Partei war. Ganz besonders aber, wenn aus einer solchen Partei fast regelmäßig die höchsten Staats-

Digitized by Google

beamten (Minister, Oberpräsidenten, Polizeipräsidenten) entnommen wurden, weil dadurch die Gefahr erstand, daß die Staatsgeschäfte von einseitig wirtschaftlichem Standpunkte aus geführt wurden. Die Fälle, wo die Konservativen agrarische Interessen über den Staatsgedanken stellten, häuften sich. Schon in den neunziger Jahren ließen die Konservativen eines westpreußischen Wahlkreises einen reichsparteilichen — ihnen politisch also nahestehenden — Bewerber gegen einen Polen im Stich, weil der polnische Kandidat ein verläßlicherer Agrarier war. Der konservative Widerstand gegen den Bau des Mittellandkanals im preußischen Abgeordnetenhause leitete sich vor allem von den wirtschaftlichen Interessen der ostelbischen Agrarier her — und wie nützlich wäre bei den unausgesetzten Transportschwierigkeiten im Weltkriege der Mittellandkanal zur Entlastung der aufs äußerste angespannten Eisenbahnen gewesen. Am krassesten aber trat der nackte Geldbeutelegoismus der Konservativen beim Gesetze über die Erbschaftssteuer (1909) in die Erscheinung. Die Phrase von der „Zerstörung des Familiensinns" durch diese Steuer war des Erzheuchlers Pecksniff in Dickens „Martin Chuzzlewit" würdig. Die Wahrheit war, daß man gewöhnt war, die Steuererklärung vom Landrat mit bewundernswerter Nachsicht geprüft zu sehen und daß dann die Erbschaftssteuer unbequeme Enthüllungen bringen konnte. Freilich verband man bei der dank der Hilfe des Zentrums erfolgreichen Opposition gegen dieses Gesetz das Angenehme mit dem Nützlichen, d. h. mit dem wirtschaftlichen Egoismus den politischen, denn es bot sich die Möglichkeit, den durch seine Haltung bei den Novemberstürmen von 1908 ins Wanken geratenen Fürsten Bülow — auch dabei spielten getreue Helfershelfer der Konservativen, die beim Kaiser die damals seinem Selbstgefühl und seiner Eitelkeit geschlagene Wunde offen hielten, eine Rolle — zu stürzen, hatte doch Bülow keinen Zweifel daran gelassen, daß er im Falle der Ablehnung der Erbschaftssteuer gehen würde. Schon am 1. Mai — die Entscheidung fiel Anfang Juli 1909 — hatte er auf einen von mir verfaßten Artikel, der seinen Rücktritt für diesen Fall ankündigte, „sehr gut" geschrieben. Das aber gerade wollten die Konservativen erreichen, denn der Mann, der von sich gesagt hatte, auf seinen Leichenstein müßte dereinst geschrieben werden: „Dieses ist ein agrarischer Kanzler gewesen", war ihnen verhaßt geworden, weil er den Liberalen, die doch die volle Hälfte des durch die Wahl von 1907 geschaffenen Blocks ausmachten, einige ziemlich zahme Zugeständnisse gemacht hatte. Das aber erschien dem Parteiegoismus der Konservativen unerträglich. Dabei war es, vom Standpunkte der vaterländischen Interessen aus betrachtet, verhängnisvoll, Bülow gerade in diesem Augenblicke zu Fall zu bringen, denn die außerpolitische Lage war äußerst gespannt: weder die Marokkokrisis noch die Balkanwirren waren gelöst, und die Anknüpfung zarter Beziehungen zwischen England und Rußland einerseits und Rußland und Italien andererseits erforderte größte Aufmerksamkeit. Da durfte eine national gesinnte Partei einen Kanzler, der in auswärtigen Fragen zum mindesten eine reiche Erfahrung und zahlreiche persönliche Beziehungen hatte, nur stürzen,

Digitized by Google

wenn sie einen wenigstens ebenbürtigen Mann an seine Stelle bringen konnte. Aber auf Bülow folgte Bethmann Hollweg, in Fragen der auswärtigen Politik ein vollkommener homo novus. Während des Weltkrieges haben die Konservativen dann hundertfältig Bethmann Hollwegs unglückselige Politik angeklagt und sich Bülow zurückgewünscht, während es ihnen wahrlich angestanden hätte, an die eigene Brust zu schlagen und zu sagen: „Nostra maxima culpa". Freilich war es die nationale Sorge nicht allein, weswegen die Konservativen 1916 und 1917 unbarmherzig auf Bethmann losschlugen, das wäre doch immerhin, was auch immer vorangegangen sein mochte, anerkennenswert gewesen. Der Hauptgrund ihres Hasses lag auf dem Gebiete der inneren Politik, und hier feierte abermals ihr Parteiegoismus Orgien.

Bethmann, alter Herr eines feudalen Korps, Offizier der Landwehrkavallerie, verheiratet mit einer Dame aus altem märkischen Adel, Großgrundbesitzer und was sonst noch zu einem anständigen Menschen gehört, hatte, ohne hochkonservativ zu sein, als Oberpräsident der Mark Brandenburg und als Staatssekretär im Reichsamte des Innern in seinen Gesinnungen den Konservativen jedenfalls nähergestanden als den Liberalen, und noch als Kanzler hatte er mit seinem Worte von den „gottgewollten Abhängigkeiten" den vollen Beifall der Konservativen gefunden. Auch hatte er der liberal-sozialistischen Mehrheit des Reichstages von 1912 keine Zugeständnisse von irgendwelcher Bedeutung gemacht. Im Kriege aber hatte er zweierlei erkannt: erstens, daß die Sozialdemokraten in ihrer übergroßen Mehrheit sich viel besser gezeigt hatten als ihr Ruf, und daß man mit Anspannung des guten Willens dieser der Anhängerzahl nach weitaus stärksten Partei *vielleicht* den Krieg gewinnen konnte, *niemals* aber, wenn man sie vor den Kopf stieße. Zweitens hatte er, besonders nach dem Ausbruche und dem Erfolge der russischen Revolution sich der Erkenntnis nicht verschlossen, daß Deutschland, inmitten demokratisch regierter Länder gelegen, unmöglich eine letzte Insel der Reaktion bleiben konnte, und daß deshalb vor allem Deutschlands größter, aber zugleich auch — von den beiden Mecklenburgs abgesehen — verfassungsmäßig rückständigster Staat, Preußen, endlich ein freieres Wahlrecht erhalten müßte. Daß die Erkenntnis reichlich spät kam und daß ihre Verwirklichung von der Regierung nicht energisch genug versucht wurde, habe ich an anderer Stelle (Kapitel II) ausgeführt.

Von alledem wollten die Konservativen nichts wissen. Nach ihrem Wunsche sollten die Sozialdemokraten noch immer Objekt der Gesetzgebung sein. Deshalb schien es ihnen verfehlt, die patriotische Gesinnung der Sozialdemokraten anzuerkennen, weil ja damit notwendigerweise auch die Anerkennung der Sozialdemokratie als einer *gleichberechtigten* Partei verknüpft war. Als in einer Reichstagssitzung im Anfange des Krieges die Redner der meisten bürgerlichen Parteien in herzlichen Worten das Verhalten der Sozialdemokraten würdigten, erhob sich der Führer der Konservativen und erklärte mit der echten, in der ganzen Welt bekanntlich so beliebten preußischen

Digitized by Google

Kaltschnäuzigkeit, die Sozialdemokraten täten nur ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Dieses auf den ersten Blick ganz richtig erscheinende Wort verdient denn doch eine gewisse genauere Betrachtung. Wenn der Mensch nur geboren wäre, um Pflichten zu haben — dieser ästetischen Auffassung huldigen die Konservativen, die frohe Kinder dieser Welt sind, selbst ganz und gar nicht —, so täten die Eltern am besten, die neugeborenen Kindlein wie junge Katzen zu ersäufen. Den Pflichten müssen Rechte entsprechen, und wer die höheren Rechte hat, muß willig die höheren Pflichten tragen. Anzengruber spricht in seinem vierten Gebot das bittere Wort: „Es ist gut sagen, du sollst Vater und Mutter ehren, dann sollen aber die Eltern danach sein." Ist das Vaterland, das doch durch die Regierung vertreten wird, all seinen Kindern ein gleich guter Vater gewesen? Ich habe oben nachgewiesen, daß trotz der Verfassung die Verteilung der Rechte doch eine recht verschiedene war. Der Arbeiter wurde zu Ehrenämtern fast gar nicht herangezogen, dem Sozialdemokraten wurde die Bestätigung versagt, wenn er zum Stadtrat oder Mitglied des Schulvorstandes gewählt wurde. Das ist die ideelle Seite der Sache. In materieller Hinsicht steht es wohl außer Frage, daß der Großgrundbesitzer oder der industrielle Unternehmer von einem guten Kriegsausgange mehr Vorteil, von einem unglücklichen mehr Schaden zu erwarten hatte, als der ländliche Tagelöhner oder der Industriearbeiter. Das anzuerkennen ist „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit" der politischen Ehrlichkeit, und so war das vom Parteiegoismus eingegebene Wort des konservativen Führers ungerecht und wie dazu geschaffen, zu verbittern und zu trennen. Und das justament in dem Augenblicke, wo der gegen eine ungeheure Übermacht zu führende Krieg nur bei sorglichster Erhaltung der Einigkeit und der nationalen Begeisterung des gesamten Volkes gewonnen werden konnte.

Vielleicht mag man als Milderungsgrund dies ansehen, daß die Konservativen sich damals noch nicht darüber klar waren, wie unendlich lange die Einigkeit würde aufrechterhalten werden müssen. Die sonst von der Skepsis durchaus nicht freien ostelbischen Konservativen waren ja überhaupt in diesem Kriege große Optimisten, z. B. der sonst so kluge und vorsichtige Herr v. Heydebrand, der im Frühsommer 1917 den in wenigen Wochen zu erwartenden Niederbruch Englands durch den verschärften U-Bootkrieg ankündigte. Aber dieser mildernde Umstand der unrichtigen Einschätzung der Kriegsdauer fiel doch fort, als der Krieg Jahr um Jahr weiter währte und vom Volke immer größere Opfer und Entbehrungen gefordert werden mußten, Entbehrungen, die auf den ärmeren Schichten des Volkes und dem Mittelstande der städtischen Bevölkerung schwerer lasteten, als auf dem Großgrundbesitzer, den sie sehr viel weniger trafen und der zudem zum Ausgleiche für die von ihm zu ertragenden Unbequemlichkeiten seinen Wohlstand nicht unerheblich vermehrt sah. Da hätte man meinen sollen, daß die Konservativen es als nobile officium betrachten müßten, wenn schon nicht selbst den Versuch

Digitized by Google

zu machen, die materiellen Entbehrungen des Volkes, die nun einmal nicht zu beseitigen waren, durch Gewährung ideeller Vorteile erträglicher zu gestalten, so doch wenigstens einem Versuche der Regierung nach dieser Richtung nicht hindernd entgegenzutreten. Aber weit gefehlt! Im Reichstage wie im preußischen Abgeordnetenhause waren die Konservativen die Väter aller Hindernisse gegenüber den Bemühungen, die Volksrechte zu erweitern und damit nicht nur etwas zu tun, was an sich notwendig war, sondern was dem hartgeprüften und fast von Tag zu Tag in seinem Behagen immer mehr eingeengten Volke — man denke neben den Nahrungsmittelsorgen nur an die Einschränkungen in Heizung und Beleuchtung, den Mangel an Kleidung und Wäsche — ein wenig Lebensfreude wiedergegeben hätte und was auch die Kämpfer und Dulder in den Schützengräben froher stimmen konnte. Aber im Verfassungsausschusse des Reichstages erhob sich bei jedem Antrage auf Erweiterung der Rechte der Volksvertretung und Einschränkung oder Beseitigung unkontrollierbarer und mit der Verfassung nicht zu vereinbarender Faktoren, wie des Militärkabinetts, der Führer der Konservativen und lehnte ab, weil die „Rechte der Krone", die „Kommandogewalt des Kaisers" oder dergleichen nicht verkürzt werden dürften.

Traten die Konservativen im Reichstage für die „kraftvolle Persönlichkeit", den „lebendigen Herrscher" ein, dessen Wirken nicht durch verfassungsmäßige Bestimmungen eingeschränkt werden dürfte, so suchten sie zu gleicher Zeit im preußischen Abgeordnetenhause nachzuweisen, daß die königliche Zusage der Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen etwas ganz Unpersönliches, eine belanglose Geheimratsarbeit wäre, so daß die Ablehnung der Regierungsvorlage die Autorität des Königs nicht berühren könnte.

Als Friedrich Wilhelm IV. die Forderung nach Einführung der Verfassung mit der ebenso wohlklingenden wie innerlich tief verlogenen Phrase „Zwischen mich und mein Volk soll kein Blatt Papier treten" abtun zu können glaubte, hatte er das Junkertum hinter sich. Jetzt beeilten sich die Nachfolger der damaligen Reaktionäre, das „Blatt Papier", die „Geheimratsarbeit" zwischen König und Volk zu schieben. Freilich hatten sie sich selbst die Zustimmung zu der Forderung des Augenblicks erschwert, nachdem einer ihrer hervorragendsten Führer noch im Kriege die monströse preußische Wahlverfassung ein „nahezu ideales Wahlrecht" genannt hatte, ein Wort, das an Frivolität mit dem von der „verfluchten Pflicht und Schuldigkeit" wetteifern durfte, und das ebenso aufreizend wirken mußte wie dieses. Gewiß, die Regierungsvorlage beseitigte eine Vorherrschaft, welche die Konservativen in Preußen vier Jahrzehnte hindurch unumschränkt geübt hatten, und die ihnen nicht nur Macht gebracht hatte, sondern durch diese Macht auch reale Vorteile: die Zustimmung zu der Forderung verlangte also von den Konservativen ein nicht geringes Maß von Opferwilligkeit. Aber „die ungestüme Presserin, die Not, die die Tat will", erheischte von ihnen dieses Opfer, und vor die Wahl gestellt, ob sie das Vaterland erhalten wollten oder ihre Parteimacht,

Digitized by Google

mußten sie um so eher für das Vaterland votieren, als mit dem Zusammenbruche des Vaterlandes sie selbst zusammenbrechen mußten. „Unsere Konservativen haben nicht begriffen," schrieb ich im Winter 1917/18 an einen Freund, Kapitän v. Egidy — einen unserer Besten aus der Skagerrakschlacht —, „daß konservative Aufgabe nur sein darf, den Wagen demokratischer Entwicklung zu langsamer Fahrt zu zwingen, nicht ihn rückwärts schieben oder gänzlich aufhalten zu wollen. Dazu haben sie nicht die Kraft, und der des Hemmschuhs beraubte Wagen rollt in den Abgrund und sie selbst und wir alle mit." Es wäre übertrieben, zu behaupten, daß die Verschleppung und die Ablehnung der preußischen Wahlrechtsvorlage allein den Verlust des Krieges und die Revolution herbeigeführt haben, aber die Erbitterung, welche die eigensüchtige und kurzsichtige Taktik der Konservativen in der Heimat und bei den Truppen hervorgerufen hat, ist nicht der kleinste Nagel zu dem Sarge des deutschen Kaisertums und des preußischen Königtums gewesen. Die schwere Gefahr, in die sie König und Vaterland brachten, hätte von ihnen als Politikern erkannt werden müssen, auch wenn sie nicht von den Ministern, selbst von dem zeitlebens konservativ gerichteten Grafen Hertling darauf hingewiesen worden wären. Der englische Adel des Oberhauses, der in friedlichen Zeiten, z. B. bei der vorhin erwähnten Beseitigung der „rotten boroughs", im Jahre 1831/32 der fortschrittlichen Reform des Wahlrechts harten Widerstand entgegengesetzt hatte — allerdings haben auch damals schon die Hochtories, als es zum Äußersten kommen sollte, durch Fernbleiben von der Abstimmung im Oberhause (Mai 1832) das verfassungsmäßige Zustandebringen des Gesetzes ermöglicht —, hat im Weltkriege, ohne viel Worte zu machen, nicht nur das gleiche Wahlrecht für die Männer vollkommen durchgeführt, sondern auch das Frauenwahlrecht zugestanden — also eine weit radikalere Maßregel gutgeheißen, als die von der preußischen Regierung verlangte es war.

„Et ab hoste doceri", das hätten die Konservativen beherzigen sollen, aber sie blieben ebenso unbelehrbar, wie es der Kaiser in anderen Fragen war.

Ein gewisser staatsmännischer Instinkt, der ihnen früher eigen gewesen war und der sie mir, trotz politischer Meinungsverschiedenheiten, sympathisch gemacht hatte, war ihnen eben im letzten Menschenalter mehr und mehr abhanden gekommen. Sonst wären sie auch nicht — besonders im Kriege — den Alldeutschen so nahe gekommen. Denn im Wesen des altpreußischen Konservatismus liegt nicht das Alldeutsche, sondern das Kleindeutsche, schon aus der Selbsterkenntnis heraus, daß die besondere Art des Ostelbiertums keine werbende Kraft haben kann. Wenn die preußischen Konservativen zur Zeit der Begründung des Königreichs Italien das Wort prägten „Nichts von Kronenraub und Nationalitätenschwindel", wenn Herr Dr. Diederich Hahn von der „gräßlichen Flotte" sprach, wenn der alte König Wilhelm, der seiner ganzen Richtung nach stets ein konservativer Mann gewesen ist, die deutsche Kaiserkrone als ein Danaergeschenk betrachtete, so mag man das

Digitized by Google

als eng empfinden, aber es entsprach preußisch-konservativer Denkweise und Weltanschauung. Wie die Juden sich als auserwähltes Volk betrachteten und deshalb nicht Proselyten machen wollten, so entsprach das nüchterne „Klein aber mein" mehr der konservativen Auffassung, als es weltumspannende Pläne tun konnten. Diese Hausbackenheit war den Konservativen abhanden gekommen, und sie liehen ihr Ohr den alldeutschen Sirenenklängen, von denen sich selbst auch ein — allerdings kleiner — Teil des sonst so vorsichtigen Zentrums betören ließ, so daß die Alldeutschen Anhänger unter den Konservativen, der Reichspartei, den Nationalliberalen und dem Zentrum besaßen und dadurch einen starken Einfluß ausüben konnten, ganz abgesehen von der einschüchternden Wirkung ihrer Agitation auf die Regierung. Deshalb gebührt ihnen, obwohl sie keine geschlossene Partei im Sinne einer parlamentarischen Fraktion bildeten, hier eine eingehende Würdigung. (Fortsetzung folgt)

Einiges über das Werden des Menschengeschlechtes

Von

Geheimrat Prof. Dr. Branca

Woher wir Menschenkinder stammen? Wes langen, langen Weges wir gewandert sind als Tiere, bis endlich wir das wurden, was wir heute sind? Und welchen Weg wir weiterwandern werden hinein in dunkle Zukunft, und bis zu welchem Gipfel der Entwicklung er uns führen mag? Es ist wohl unter allen Fragen der Entwicklungsgeschichte keine, die so mit Ungestüm die Antwort heischt, die so vor alle anderen sich drängt. Denn wir sind ja die vornehmsten der Lebewesen.

Scheu schrickt wohl mancher, der an der alttestamentlichen Erzählung von der Schöpfung des Menschen hängt, zurück vor solcher Anwendung der Entwicklungslehre auch auf den Menschen. Entweihung unserer Würde, unserer Hoheit, vor allem aber Entheiligung des Schöpfers sieht er darin. Doch ganz mitnichten meine ich; denn wer die Gottheit sich so vorstellt, wie jener tat, der in dem Alten Testamente sie uns vorführt, der läßt sie handeln, wie ein Zauberer handeln würde, der aus dem Nichts zahlreiche Scharen von Tier- und Pflanzenarten und so zuletzt den Menschen plötzlich „fix und fertig" und „mit Haut und Haaren" zaubert. Doch wer sich vorstellt, daß die Gottheit, den Entwicklungsgedanken hegend, anfangs nur niedere Keime schuf und zugleich in sie das Können legte, sich höher, immer höher zu entwickeln bis hinauf zum Menschen — der stellt die Schöpfung sich durchgeistigt vor, durchweht von dem Entwicklungsgedanken, und schafft in seinem Innern sich ein höheres Bild der Gottheit.

Digitized by Google

So läßt sich Glaube an eine schöpferische Gottheit ganz ebenso vereinen mit Anerkennung der Entwicklungslehre, wie Glaube an eine Schöpferkraft der Natur.[1]) Beide Glauben glauben eine Kraft, die sie mit Namen zwar benennen, doch die sie nicht begreifen, nicht erfassen können.

Der Mensch das vornehmste der Lebewesen? Doch wahrlich nicht an Händen und an Füßen; denn die sind in der Fünfzahl ihrer Finger, ihrer Zehen so tief noch auf der Stufenleiter der Säugetiere stehend[2]), dazu ganz wie ein Bär auf ganzer Sohle schreitend, und bleiben so bis an das Ende aller Menschheit, wenn auch die Finger noch so weiß und schlank, noch so geläufig auf der Geige, dem Klavier sich zeigen, noch so geschickt die allerfeinste Arbeit leisten. Des Lobes freilich sind wir sicher: aus unseren Fingern haben wir der Leistung nach mehr gemacht, als vielleicht selbst die Natur für möglich hielt; und dennoch elend tierisch sind und bleiben sie in ihrer Fünfzahl. Und unsere Füße sind noch niedriger als die der Affen, da sie die Opponierbarkeit der großen Zehe längst verloren haben.

Selbst unser Gang, zweibeinig, der uns stolz von den Vierfüßlern unterscheidet und über sie so hoch erhebt, wir müssen ihn ja mit den Vögeln teilen, die ganz wie wir nur auf den Hinterbeinen gehen. Der Unterschied liegt lediglich darin, daß wir den Oberkörper senkrecht tragen und sie ein wenig oder mehr nach vorn gebeugt.

So liegt die körperliche Vornehmheit des Menschentums allein in seinem Schädel; und das, was uns zu Fürsten unter allen Lebewesen macht, ist lediglich sein edler Inhalt, das Gehirn, das mächtig alle anderen Gehirne im Tierreich überragt. Zwar nicht an absoluter Masse: der Elefant z. B. hat mehr Gehirn als wir. Nur mächtig im Verhältnis zu dem ganzen Körper oder besser zur ganzen übrigen Masse seiner Nerven.

Durch jede Wirbelsäule eines Wirbeltieres zieht ein Strang von Nervenmasse, das Rückenmark; und an dem vorderen Ende schwillt er kolbenartig an zu dem Gehirn. Hier, bei den niederen, ist der Kolben verhältnismäßig klein; dort, bei den höheren, verhältnismäßig größer; bei uns ist er verhälthältnismäßig ein gewaltiger Kolben. Und dementsprechend ist denn auch die Hülle, die den zarten Kolben schützt, die Schädelkapsel, verhältnismäßig ganz gewaltig groß bei uns. Darin fast ganz allein liegt das Geheimnis unserer körperlichen Vornehmheit im Tierreich.

Warum denn schwoll bei uns im Laufe der Entwicklung unseres Stammes der Nervenstrang an seinem vorderen Ende so viel stärker an als bei den anderen Tieren? Wer will Antwort geben, die zufriedenstellt?

Man könnte denken, daß die aufrechte Haltung unseres Körpers, und somit auch senkrechte Stellung unseres Rückenmarkes, das vordere Ende so zum

---

[1]) Vgl. „Hypothesen über die Herkunft des Lebens" („Deutsche Revue" 1913), sowie „Naturwissenschaft und Religion" (Deutsche Revue 1912).

[2]) Vgl. „Schicksale der Zehen", „Deutsche Revue", Dezember 1919.

Digitized by Google

Wachsen reizte, so ganz gewaltig schwellen machte. Jedoch warum denn sollte wohl senkrechte Lage dieses Stranges das bewirken?"

Auch daran könnte man wohl denken, daß weder Knochenkämme noch Hörner, noch Geweihe den Schädel oben uns belasten, so daß er leicht sich ungehindert in die Weite und nach oben dehnen konnte, im selben Maße wie sein edler Inhalt, das Gehirn, sich dehnte.

Und noch ein Drittes könnte man sich denken — an anderer Stelle habe ich davon gesprochen,[1]) daß die Kultur, hier also Mangel an Gebrauch, die Zahl und Stärke unserer Zähne uns verringert, die „Schnauze" uns verkürzt, die Kiefer uns verkleinert und damit auch die Muskeln schwächer werden läßt, mit denen wir beim Kauen den Unterkiefer an den Oberkiefer drücken. Die Muskeln aber sind befestigt einerseits am Unterkiefer und andererseits am Schädel bis hoch auf seine Gipfellinie hin. Je stärker und je öfter nun die Muskeln bei dem Kauen sich zusammenziehen, so drücken sie auch stärker oben auf den Schädel und hindern ihn, sich mächtig auszudehnen. Je schwächer aber diese Muskeln durch ihren Nichtgebrauch, durch die Kultur dann werden, desto geringer wird ihr Widerstand gegen eine Ausdehnung des Schädels nach oben; und sicher kann doch das Gehirn nur größer werden, wenn im selben Maße auch die Hirnschale sich nach oben ausdehnt. Doch dürfen wir nur nicht vergessen, daß nicht allein verhältnismäßige Größe, sondern daß mehr vielleicht vollendeterer Ausbau der Struktur des Hirnes ausschlaggebend ist.

Woher wir stammen, ist die Frage. Der Weg, auf dem wir heute wandern, in diluvialer Zeit taucht er aus tiefem Dunkel auf. Nur theoretisch steht bisher die Antwort fest: aus irgendeiner Richtung, aus der mit uns zugleich die Menschenaffen kamen. Doch drei verschiedene Wege sind hier möglich:

Entweder könnten wir Nachkommen eines der Geschlechter fossiler Menschenaffen sein, die wir, jedoch in überaus geringer Zahl von Resten nur, bis heute kennen; dann wären wir das Gipfelende dieses einen Zweiges.

Oder wir könnten nur der Menschenaffen Vettern sein, so daß wir beide, gleich zwei gleichen Zweigen eines Baumes, aus gemeinsamem, noch unbekanntem Stamme einst entsprangen.

Oder endlich wir könnten der Hauptzweig sein, der in dem Dunkel längst vergangener Zeiten aus einem bisher unbekannten Stamme einst entsproß; der Hauptzweig, von dem die uns bekannten Menschenaffen nur als ein fauler Nebenzweig entsprangen, der zu nichts Höherem tauglich war.

Es läßt sich wohl das eine oder andere glauben und darum mit Ungestüm behaupten, ganz als ob wir es ganz sicher wüßten — denn das ist ja das Wesen allen festen Glaubens. Jedoch in Wirklichkeit fehlt uns bis jetzt ein festes Wissen.

---

[1]) Vgl. „Schicksale der Zähne", „Deutsche Revue", Dezember 1919.

Digitized by Google

Die Unterschiede in dem Körperbau des Menschen und des Menschenaffen, sie gipfeln in dem Schädelbau. Der Menschenaffe hat vor allen Dingen im Verhältnis zu seiner Körpergröße ein viel kleineres Gehirn und dementsprechend einen viel kleineren Hirnschädel. Sein Schädeldach ist nicht nur weniger hoch, sondern auch seine Stirn ist „fliehend", d. h. sie legt sich schräg nach hinten, wogegen die unsere zu dem höheren Schädeldache mehr oder weniger steil emporsteigt. Das ist das Wichtigste, Entscheidendste.

Sehr kennzeichnend, aber von viel geringerem Belang sind am Schädel ferner die starken Buckel, die wie ein Dach über den tiefliegenden Augen der Menschenaffen emporspringen. Sodann der tief eingedrückte Nasenrücken, also das Fehlen einer vorspringenden Nase. Des weiteren kennzeichnet den Menschenaffen die vorspringende Schnauze mit ihren kräftigeren Zähnen und endlich der Mangel eines Kinnes, das übrigens auch Negern nicht selten ziemlich fehlt.

Am Körper sind vor allem der lange Rumpf mit den auffallend langen Armen und die kurzen Beine kennzeichnend, wogegen beim normal gebauten Kulturmenschen umgekehrt Rumpf und Arme[1]) kürzer und die Beine länger sind. Diese Unterschiede in den Körperverhältnissen sind sicher ein im Laufe der Zeiten Gewordenes, sind sicherlich die Folge des verschiedenen Gebrauches, den sie und wir von den Gliedmaßen gemacht haben. Das Hauptbewegungsorgan sind bei den unablässig kletternden und turnenden Menschenaffen seit langen, langen Zeiten ihre Arme, bei den Menschen dagegen die Beine. Daher wurden bei den Menschenaffen die Arme, Hände und der Oberkörper stärker geübt, stärker ernährt und daher länger, die Beine weniger beansprucht, daher weniger reichlich ernährt und kürzer. Beim Menschen ist das umgekehrt gewesen. Hier sind seit langem die Beine die Hauptbewegungsorgane.

Beim Menschenaffen dienen übrigens die Beine vielfach wesentlich zur Unterstützung der Hände beim Klettern, wenn sie auch viel weniger dabei beansprucht werden als die Arme. Das kommt daher, weil hier die große Zehe zum Greifen benutzt wird, indem sie den anderen Zehen ganz ebenso gegenübersteht wie der Daumen an der Hand. So haben die Menschenaffen eigentlich vier Hände; man kann sie Vierhänder nennen gegenüber uns Zweihändern.

Alle diese Merkmale sind natürlich bei den verschiedenen Gattungen der Menschenaffen verschieden stark ausgebildet.

Wir kennen heute vier Geschlechter lebender Menschenaffen: Schimpanse und Gorilla in Afrika, Orang-Utan auf Borneo, Gibbon auf Sumatra. Der Erstgenannte dieser Reihe ist entschieden der Begabteste, der Bildungsfähigste, der uns darin am nächsten kommt; jedoch geht er nur mühsam aufrecht, und sein Gebiß ist deutlich von dem unseren unterschieden. Der Letztgenannte dieser

---

[1]) Bei den Negern z. B. sind die Arme verhältnismäßig länger als bei uns. Aber auch beim Kulturmenschen werden sie etwas länger bei den Klassen, die sie besonders stark gebrauchen.

Digitized by Google

Reihe steht als Menschenaffe am tiefsten, er neigt sich schon stark zu den Hundsaffen (Meerkatze, Pavian), hat auch Gesäßschwielen und nur am Daumen und der großen Zehe glatte Nägel wie wir; dazu sind seine Arme erschreckend lang, so daß sie beim Aufrechtstehen den Boden berühren.

So kommt es, daß viele Forscher den Gibbon gar nicht mehr als Menschenaffen ansehen. Und dennoch fällt gerade ihm der aufrechte Gang am leichtesten, ist sein Gebiß, besonders seine Backenzähne im Unterkiefer, dem unseren erschreckend ähnlich. Er ist noch am wenigsten in die Sackgasse des Menschenaffentums hineingeraten, steht der Ursprungsform der Menschenaffen — wie manche meinen, auch der Menschen — noch am nächsten.

Dieser selbe menschenähnliche Zahnbau, wie ihn der lebende Gibbon hat, läßt sich nämlich an einigen fossilen Gattungen (so Dryopithecus, Pliopithecus) tief in tertiäre Zeiten hinab verfolgen, in denen er uns aus dem Oligozän Ägyptens, im Fayum, zum ersten Male (Propliopithecus) entgegentritt. Legt man nun auf das Gebiß entscheidenden Wert, so wird man in dieser Reihe fossiler Gattungen gläubig den Weg erblicken, auf dem wir, und ebenso die heutigen Menschenaffen, als Nachkommen dieser fossilen Formen einherzogen, so daß — nach dieser Ansicht dann — wir und die heutigen Menschenaffen zwei Zweige wären, die in jenem ältesten bisher bekannten fossilen Geschlechte des Fayum als dem Ursprungsstamme zusammenflössen.

Indessen auch das übrige Skelett und namentlich der Schädel, dazu die Arm- und Beinknochen und ihre vorher besprochenen Längenverhältnisse, können vielleicht mit noch größerem Rechte als die Zähne beanspruchen, gehört zu werden. Wenn sich erweisen ließe, daß jene vermeintliche Stammform noch nicht so riesig lange Arme hatte, noch kurze Arme wie wir Menschen — dann wäre das im höchsten Maße wichtig. Aber von diesen, besonders auch von dem Schädel, fehlen fossile Reste beinahe ganz; und darum ist jene Ansicht, daß die genannte Reihe fossiler Menschenaffen unsere Ahnenreihe sei, doch noch ein überaus schwankendes Gebilde der Phantasie.

Zudem ist es ein wenig gar zu leichtgläubig, anzunehmen, daß wir in den uns bisher bekannten ganz armseligen Resten fossiler Menschenaffen bereits den Stammvater in Händen haben müssen. An ganz anderer Stelle vielleicht, in Schichten, die heute vom Meere oder hoch im Norden unter Schnee und Eis begraben sind, ruhen vielleicht die Reste, die uns sicheren Aufschluß über unseren Stammvater geben könnten. Selbst Südamerika beansprucht neuerdings die Ehre, der Ursprungsort des Menschengeschlechtes sein zu dürfen; jedoch mir scheint mit wenig Aussicht auf Erfolg.

Auf Java hatte E. Dubois einige fossile Knochenreste von großer Bedeutung in vermeintlich jungtertiären Schichten gefunden, die er als Pithekanthropus benannte. Von höchster Wichtigkeit ist namentlich das Schädeldach, das niedriger als bei den niederststehenden Menschen ist, also stark an Menschenaffen erinnert; auch zeigt das Stück starke Buckel über den Augen, so daß auch dadurch das Affenähnliche zum Ausdruck kommt.

Digitized by Google

Ein heftiger Streit entbrannte um diese Reste. Einmal bezüglich ihres Alters, und der ist jetzt wohl sicher dahin entschieden, daß sie nicht tertiären sondern nur altdiluvialen Alters sind. Dann um die Frage, ob hier der Rest eines niedrigststehenden Menschen oder eines Menschenaffen, und zwar eines riesigen Gibbon, vor uns liege. Zwar sind die heutigen Gibbonarten alle sehr viel kleiner, als dieser war; indessen wäre es doch denkbar, daß damals ein so großer Gibbon gelebt hätte.

Man sieht daraus die Zwischenstellung dieses Schädeldaches zwischen Mensch und Menschenaffen, und daraufhin erklärte E. Dubois den Pithekanthropus als das lang gesuchte Bindeglied zwischen beiden, also als den Ahnherrn des Menschengeschlechtes. Bei der Geringfügigkeit der Reste ist es erklärlich, daß die Meinungen, ob Mensch oder Gibbon, immer noch geteilte sind; vielleicht ist doch die Menschennatur des Restes die wahrscheinlichste. Doch das ist sehr nebensächlich gegenüber dem Unbestreitbaren, daß in der Tat im Knochenbau ein Bindeglied hier zwischen Mensch und Menschenaffen vor uns liegt. Nur ist es geologisch viel zu jung, um auch in dem Entwicklungsgange des Menschen aus dem Tiere das Bindeglied sein zu können, denn das muß geologisch älter, muß tertiären Alters sein, da im Diluvium bereits der echte Mensch vorhanden war.

Vergeblich hat man auch bisher an anderen Stellen behauptet, fossile Reste des Menschen in Schichten der Tertiärformation gefunden zu haben. Stets erwies sich das als ein Irrtum. Entweder irrte man sich in der Bestimmung des Alters der betreffenden Schicht, die nicht tertiären, sondern jüngeren Alters war. Oder die betreffenden Menschenknochen lagen zwar wirklich in tertiären Schichten, aber man irrte sich in der Annahme, daß die Besitzer dieser Knochen bereits zu tertiärer Zeit gelebt hätten und schon damals in diese Schichten eingebettet worden seien. Wenn nämlich heute ein Grab in tertiären oder selbst in juraſſischen und noch älteren Schichten gegraben wird, dann findet der Geologe der Zukunft die Knochen des Toten allerdings in diese alten Schichten eingebettet; allein sie täuschen ihm nur das Alter derselben vor. In Wirklichkeit gehören sie ja der Jetztzeit an. Auf solche Weise lügen Menschenknochen bezüglich ihres Alters viel ärger noch, als Menschen selber lügen können; nur daß sich die Knochen älter lügen, als sie sind, die Menschen aber jünger.

Auch angebliche Fußspuren des Menschen will man auf der Oberfläche tertiärer Schichten in Australien gefunden haben; doch ist es ziemlich sicher, daß das nicht Fußeindrücke des Menschen sind.

Doch noch ein Drittes: auch über angebliche Steingeräte und Waffen des Menschen aus tertiärer Zeit hat man an zahlreichen Orten berichtet. Indessen, so oft man auch den Fund solcher verkündet hatte, erwies es sich als zweifelhaft; zwar nicht, daß sie tertiären Alters sind, wohl aber, daß sie wirklich einfachste Geräte und Waffen des Menschen, ob es nicht vielmehr nur zufällig so geformte Feuersteine sind.

Digitized by Google

Mit Sicherheit bis jetzt finden sich erst in diluvialen Schichten einerseits Knochenreste des fossilen Menschen, andererseits Spuren seiner Tätigkeit in Form von Waffen und Geräten und von Feuerresten. Wie alt an Jahren diese sind, das ist unmöglich zu sagen. Sie mögen zehntausend, sie mögen dreißigtausend Jahre alt sein und noch älter.

Es ist jedoch bemerkenswert, daß Knochenreste des fossilen Menschen aus diluvialer Zeit so überaus selten sind, während die Spuren seiner Tätigkeit, seine Steinwaffen, so sehr viel häufiger gefunden werden. Das ist scheinbar ein Widerspruch.

Wie ist der zu erklären? Hat etwa der Mensch die Toten damals allgemein verbrannt, vernichtet? Schwerlich dürfte jener Widerspruch in solcher Weise seine Lösung finden; mir scheint vielmehr die Sache so zu liegen, daß damals noch der Mensch sehr selten war.

Die Zahl der Menschen auf der ganzen Erde mag heute etwa 1500 Millionen betragen. Bleibt ihre Vermehrungsziffer ganz so, wie sie heute ist, dann wird in noch nicht ganz zweihundert Jahren die Zahl auf 6000 Millionen angeschwollen sein — die größte Zahl vielleicht, der unsere Erde Nahrung spenden kann, falls es uns nicht gelingt, die Nahrung künstlich herzustellen. Ein ungeheuerliches Anwachsen unserer Gattung in kurzer Zeit. Rechnen wir nun aber mit derselben Vermehrungsziffer zurück in die Vergangenheit, so kommen wir in einigen tausend Jahren bereits auf Null, also auf die ersten Menschen!

Das ist natürlich ein Unding; denn sicher liegt die diluviale Zeit, in der es schon Menschen gab, viel weiter hinter uns als nur einige tausend Jahre. Reicht doch die Zeit der ältesten Urkunden aus Babylonien und Assyrien schon etwa 6000 Jahre hinter das Jetzt zurück.

Notwendig also muß das Menschengeschlecht früher ganz ungemein viel langsamer angewachsen sein, als es heute anwächst, denn sonst hätte es schon vor Jahrtausenden jene 6000 Millionen erreicht. Die Ursache der Erscheinung könnte darin liegen, daß die Zahl der Geburten früher eine viel kleinere war, was aber schwerlich anzunehmen sein dürfte; im Gegenteil. Oder darin, daß die Zahl der Todesfälle durch Kindersterblichkeit, durch Hunger, Not, verheerende Krankheit, Krieg und andere Trübsal früher eine unvergleichlich viel größere war als heute; und das wird wohl das Richtige sein.

Wie immer hier die Dinge liegen mögen, jedenfalls werden wir durch jene Überlegung zu der Annahme gezwungen, daß in diluvialer Zeit die Zahl der Menschen nur erst eine ganz winzige gewesen sein kann. Nicht eine bevölkerte Erde tritt uns da entgegen; nur eine kleine Zahl von Menschen über diese ausgestreut, in kleinen Trupps ein ruheloses Wanderleben führend — das ist das Bild, das sich für diluviale Zeit ergibt. Elende Waffen von Feuerstein, kaum gebraucht, auch schon zersplitternd und dann fortgeworfen. Ein jeder Trupp im Laufe eines Menschenlebens auf solche Weise an zahllosen Orten die Spuren seiner Tätigkeit, der Jagd, und seiner Rast im Boden hinterlassend.

Digitized by Google

Mit diesem Rechnungsbilde vor Augen erklärt sich leicht, warum wir zwar so viele Reste diluvialer Tiere, so viele Spuren menschlicher Tätigkeit in diesen Schichten finden, aber doch nur so wenig Menschenreste.

So spärlich auch in diluvialer Zeit und namentlich im älteren Teile derselben Menschenreste sind, so läßt sich deutlich doch erkennen, daß schon damals zwei Menschenrassen von überaus verschiedener Höhe der Entwicklung vorhanden waren. Ein kleiner Teil dieser Reste deutet auf einen Menschen, dessen Schädel viel niedriger stehend, noch dem des Affen näher war als des jetzigen europäischen Menschen; der also ähnlich gestaltet war wie der des oben besprochenen Pithekanthropus Javas, aber doch noch nicht ganz so tiefstehend wie dieser.

Der andere, größere Teil der diluvialen Menschenreste deutet jedoch bereits auf einen Menschen, der schon in seinem Schädelbau ebenso hoch entwickelt war wie der europäische Mensch.

Es haben also damals, zu diluvialer Zeit, in Europa schon zwei sehr verschieden hochstehende Menschenrassen nebeneinander gelebt, vielleicht die höhere als Herren, die niedere als Sklaven. Noch heute finden sich auf Erden aber ganz dieselben beiden Gegensätze, indem wir in Australiens Urbewohnern die letzten Reste solcher niedrigstehenden Menschenformen vor uns haben.

Der Schädel also war bereits seit diluvialen Zeiten bei einem Teil der Menschen dem tierischen durchaus entrückt, so hoch entwickelt, wie er heute bei uns ist. Jedoch der Schädel ist nur das Gefäß. Es fragt sich, ob auch sein edler Inhalt, das Gehirn des diluvialen Menschen, bereits so hoch entwickelt war. Das wissen wir natürlich nicht; doch eins ist sicher: in seinen Leistungen hat es seit jener Zeit sich immer mehr entwickelt. Der diluviale Mensch stand, möglicherweise nicht in der Anlage, jedenfalls aber in der Leistungsfähigkeit seines Gehirns, noch tief unter uns Heutigen.

Und nun entsteht die Frage nach dem Zukunftsmenschen: Wie wird die weitere Entwicklung des Menschen sein?

Daß die Leistungsfähigkeit des Gehirnes sich noch weiter steigern wird, scheint zweifellos. Doch fraglich ist es, ob auch der Schädel sich noch ändern wird; ob also das Schädeldach beim Zukunftsmenschen noch weiter hochgerückt erscheinen wird, der Schädel also höher sein und größeren Inhalt für ein größeres Gehirn darbieten wird? So daß dann vielleicht in ferner, ferner Zeit der Hirnschädel des Zukunftsmenschen gegenüber dem des heutigen Menschen um ein bedeutendes Maß größer, höher geworden sein würde; ganz ebenso wie der Hirnschädel des heutigen und schon eines Teiles der diluvialen Menschen größer, höher geworden war als der jener noch so niedrigstehenden diluvialen Menschen, von denen ich oben sprach.

Oder aber hat unser Schädel schon den Gipfel seiner Entwicklung längst erreicht und wird nicht größer, höher mehr? So daß sich nur die Leistung des Gehirns in ihm noch erhöht? Tatsache ist, daß schon in diluvialer

Digitized by Google

Zeit ein Teil der Menschenschädel ebenso gestaltet war wie heute, daß also in dieser langen Zeit kein Fortschritt darin zu erkennen ist. Das könnte man so deuten, daß wir in dem Bau des Schädels bereits am Ende der Entwicklung uns befinden.

Das wäre überaus bemerkenswert. Wir, Spezialisten für Gehirn, Hirnwesen kurzweg, ständen dann dem Schädelbau nach schon am Ziele unserer Spezialisierungsrichtung? Der Übermensch, d. h. das höchste dieser Richtung, der läge — was seine äußere Erscheinung, seinen Schädel anbetrifft — nicht mehr vor uns in der Zukunft dunklem Schoße? Nein, ohne es zu ahnen, sollten schon wir selbst, ja sollte schon zum Teil der diluviale Mensch in seinem Äußern der Übermensch gewesen sein?

In der Tat, wir haben Forscher (Kollmann), die den Satz bejahen, daß sich der Menschenschädel schon seit diluvialer Zeit nicht mehr geändert habe. Und wie eigen: Gerade Kollmann, der doch keineswegs zaudert, die Folgerungen der Entwicklungslehre voll und ganz auch auf den Menschen anzuwenden und dessen Ahnen unter den Affen zu suchen, gerade Kollmann spricht das aus, vertritt die Lehre von der „Persistenz der Schädeltypen" und sagt: Seit jener diluvialen Zeit hat sich der Menschenschädel nicht geändert, weil er sich eben nicht mehr ändern kann und konnte, weil wir ein „Dauertypus" längst geworden sind; die Zeit, da er sich ändern und entwickeln konnte, liegt lange, lange hinter uns, sank schon in altdiluvialer oder gar tertiärer Zeit ans Grab.

Indessen mir scheint, man könnte das auch anders deuten: Er hat sich „nicht" geändert, weil er sich längst schon nicht mehr ändern kann, sagt Kollmann. Man könnte aber doch auch sagen: Er hat sich nur darum „noch nicht" geändert, weil der Zeitraum, der seit jener alten Zeit verstrich, noch viel zu kurz ist, als daß bemerkbare Veränderungen schon sich vollzogen haben könnten.

Die Entwicklung der Lebewesen, speziell die Umwandlung des Skelettes der Säuger, ging offenbar sehr langsam vorwärts. Nicht nur der Mensch, auch alle anderen diluvialen Säugetiere haben seit jener Zeit ihr Skelett und besonders den Schädel bisher noch nicht nennenswert verändert. Warum denn also sollte das beim Menschen schon der Fall gewesen sein? Warum soll der sich schneller ändern als die anderen Tiere?

Wohl könnte man schnellere Umbildung allerdings hinsichtlich unseres Schädels darum fordern wollen, weil wir Hirnwesen, Spezialisten für Hirnbildung sind; und weil man bei so ausgesprochener Spezialisierung in dieser Richtung vielleicht ein schnelleres Fortschreiten erwarten könnte als bei den anderen Säugern. Ganz recht; ich frage aber, hat denn seit diluvialer Zeit ein so stark spezialisiertes Tier, wie beispielsweise das Pferd, in seiner Spezialisierungsrichtung[1]) — Verschwinden der ersten, fünften, zweiten und vierten

[1]) Vgl. „Schicksale der Zehen", „Deutsche Revue", Dezember 1919.

Digitized by Google

Zehe, Verstärkung der dritten — irgendeinen bemerkbaren Fortschritt gemacht? Sind seine „Griffelbeine“ (die letzten Reste der zweiten und vierten Zehe) nun schon etwa ganz verschwunden? Denn das erst wäre ja das Ende dieser Richtung. Oder ist ein anderes der nach irgendeiner Richtung hin besonders stark spezialisierten Wirbeltiere seit diluvialer Zeit in seinem Knochenbau um einen starken, uns bemerkbaren Schritt weiter vorwärts gegangen? Mir will scheinen, nirgends sei das der Fall; und folglich wird man das auch von dem Menschen nicht erwarten dürfen.

Es steht und fällt eben der Mensch in dieser Beziehung mit jenen anderen Säugetieren. Entweder sind sie alle schon seit jener diluvialen Zeit zu „Dauertypen“ geworden, sind lebendigen Leibes versteinert, sind am Ende der Entwicklung angelangt.

Oder sie alle stehen noch mitten in derselben. Aber Entwicklung geht dann nicht, nein, sie kriecht dann nur mühselig langsam vorwärts. Aus diesem Grunde muß es uns nicht nur heute irrtümlich so erscheinen, als ob die Entwicklung stillstehe, bereits am Ende angekommen sei, sondern wir müßten auch zu jeder beliebigen früheren Zeit der Erdgeschichte, wenn wir in dieser gelebt hätten, irrtümlich diesen selben Eindruck erlitten haben.

Wohl könnte also das Gefäß, die Schädelkapsel, seit diluvialer Zeit ganz unverändert sich erhalten haben und erst in einer späteren Zeit Veränderung erkennen lassen, während der edle, zarte Inhalt, das Gehirn, in seiner feineren Struktur und seiner Leistungsfähigkeit in jenem kürzeren Zeitraume bereits sich stark entwickelt hätte. Hirnwesen sind wir ja, nicht Schädelwesen! Doch darf man nicht vergessen, daß Entwicklung nicht nur nach aufwärts, sondern auch nach abwärts gehen kann.

Zwei Dinge sind es, die dem menschlichen Gehirn entsprangen: Hier die Vernunft und der Verstand, der hart wie Stahl ins innere Sein der Dinge eindringt, dort die Moral, das sittliche Empfinden, das weich wie Wachs, sich immer wieder anders formen läßt und dann in jeder Form dem Volke, das sie formte, richtig scheint.

Den Menschenfressern scheint es ganz geziemend, durchaus sittlich, den Nebenmenschen aufzufressen und vor Götzenbildern Menschen hinzuschlachten. Uns höheren Menschen scheint das Gegenteil geziemend. Und doch hält England, das ja Religion so hoch, mit Worten, hält, für sittlich, wehrlos gemachte Kämpfer hinzumorden, an 27000 Burenfrauen und -kindern, ja, das ganze deutsche Volk des Hungers sterben zu machen, den ganzen Handel uns zu rauben, der uns doch ernährt; und alles das allein aus Neid, allein darum, weil wir so tüchtig sind und das sehr unbequem für Englands Männer ist.

Es hat das „fromme“ England aus dem weichen Wachse der Moral sich ein ganz anderes Götterbild geknetet als das ist, das Deutschland sich daraus geformt hat. Gehirn, Vernunft, Verstand sind ganz die gleichen, dort wie hier. Doch die Moral, die das Gehirn erdachte, ist dort und hier so himmel-

Digitized by Google

weit verschieden, daß dort ein grinsendes Götzen-, hier ein edles Götterbild entstand.

So zeigt sich, daß bei körperlich so nah verwandten Menschenrassen Entwicklung auf sittlichem Gebiete ganz entgegengesetzte Wege laufen kann, indem ein Volk nach abwärts und das andere nach aufwärts zieht.

Einst trennte uns von England nur ein seichtes Meer von klarem Wasser, und viele Brücken führten von dem einen Ufer zu dem anderen. Jetzt trennt uns ein abgrundtiefer Ozean voll deutschen Blutes, das ganz allein durch Englands gierige Moral, durch Englands Schuld vergossen ward; und alle Brücken sind vernichtet.

Der Marquis von Bedmar in Geschichte, Völkerrecht und Poesie

Von

Professor Lammasch † (Wien)

Abraham de Wicquefort führt in seinem einst so berühmten Werke „L'Ambassadeur et ses fonctions" als das vielleicht wichtigste aller Beispiele für die Unverletzlichkeit der Gesandten, selbst wenn sie strafbare Handlungen begangen haben sollten, den Fall Don Alfonso de Cuevas, des Marquis v. Bedmar an. Als Botschafter Spaniens in Venedig soll er 1618 die Seele eines Komplotts gewesen sein, mitten im Frieden zwischen den beiden Staaten das Arsenal, die Münze und andere wichtige Gebäude in Brand zu stecken, eine Anzahl von Senatoren zu ermorden, Truppen des Vizekönigs von Neapel zu landen, in der allgemeinen Verwirrung durch eine Schar entlassener Söldlinge aller Nationen die Stadt zu plündern. „Man kann sich nichts Entsetzlicheres und Verabscheuungswürdigeres denken als diese Verschwörung," sagt Wicquefort, „weil sie den vollständigen und unvermeidlichen Untergang der Republik bezweckte." Ausdrücklich hebt er hervor, daß sie den Gesandten aller Rücksicht unwürdig machte, die sonst diesem Amte gebührt. Nichtsdestoweniger aber bezeigte die Republik kein anderes Ressentiment, als sich über Bedmar bei seinem König zu beklagen und seine Abberufung zu erbitten, statt ihn der Wut des Volkes zu überlassen, das an ihm die grausamste Rache hätte nehmen wollen. Für diese Zurückhaltung spendet Wicquefort dann dem Senat von Venedig das höchste Lob, das aus seinem lange Zeit tonangebenden Buche in andere völkerrechtliche Werke überging.

Wie verhält es sich nun wirklich mit jener Mäßigung der venezianischen Republik gegenüber dem scheußlichen Anschlage? Mehrere Jahrhunderte hindurch hat die Verschwörung der Spanier gegen Venedig ein Lieblingsobjekt

Digitized by Google

der Historiker für ihre Forschungen und Darstellungen gebildet. Nicht bloß die venezianische Geschichtschreibung, allen voran die offizielle Darstellung der betreffenden Epoche durch Battista Nani (1663), auch bedeutende Forscher anderer Nationen haben das Dunkel zu durchleuchten versucht, in das die Angelegenheit zu ihrer Zeit, wie es scheint absichtlich, gehüllt worden war. Die glänzendste Darstellung hat sie durch den Abbé César Vischard de St. Réal gefunden (1679), der in einem ihr gewidmeten Werke wie in seiner Geschichte der Verschwörung der Gracchen nach dem Ruhme eines französischen Sallust strebte. Doch läßt seine, als die Hauptquelle Schillers neuestens von Leitzmann wieder herausgegebene Novelle von Dom Carlos wie seine auf dramatische Effekte hinarbeitende Schreibart von vornherein Zweifel an seiner vollen Zuverlässigkeit aufkommen, die denn auch sehr bald ausgesprochen und insbesondere auf Depeschen französischer Gesandter bei der Republik San Marco, namentlich René d'Argensons gestützt wurden. Ein im übrigen unbekannter Schriftsteller, Großley, scheint der erste literarische Vertreter dieser Skepsis gewesen zu sein.

Im 19. Jahrhundert war es zuerst der preußische Diplomat Baron Chambrier und später der französische Minister Daru, die St. Réals Erzählung um den Kredit brachten, den sie bis dahin genossen hatte. Daru unternahm es geradezu, „den Spieß umzukehren". Nicht ein Komplott der Spanier gegen Venedig, sondern ein Komplott Venedigs gegen Spanien sei vorgelegen. Dann wäre es allerdings begreiflich, daß die Republik den spanischen Botschafter nicht schärfer anfaßte, als der Fall gewesen.

Gestützt auf eingehende Forschungen in den zugänglicher gewordenen Archiven und ausgerüstet mit allen Waffen moderner historischer Kritik, hat endlich Leopold v. Ranke in einer Jugendschrift (1831), die aber bereits die ganze Größe des künftigen Meisters erkennen läßt, volles Licht in das Dunkel der sich widerstreitenden Darstellungen gebracht und dadurch wenigstens die allerschwersten Vorwürfe sowohl gegen Spanien wie gegen Venedig widerlegt, aber auch den allerschwerwiegendsten Präzedenzfall für die Theorie absoluter Immunität der Gesandten beseitigt. „Gott wolle nicht," sagt er, durchdrungen von dem erhabenen Beruf des echten Historikers, „daß ich jemals irgendeine Gewalttat, sei sie begangen von den Machthabern oder ihren Gegnern, verhülle oder bemäntle; allein zur Verteidigung derjenigen, die sich nicht mehr verteidigen können, die Wahrheit ans Licht zu bringen, werde ich immer für eine der wichtigsten Pflichten der Historie halten." Das Ergebnis, zu welchem er gelangt, ist, daß unzufriedene, aus dem Dienst der Republik entlassene französische Söldner allerdings einen Überfall auf Venedig planten, um reiche Beute zu machen, daß es nicht ausgeschlossen sei, daß Bedmar von ihren allerdings noch recht unbestimmten und durchaus zur Ausführung noch nicht reifen Projekten Kenntnis hatte und ihnen wohl auch Geldunterstützungen zukommen ließ (S. 122 ff.). Bezeichnend ist es, daß die Republik, die ursprünglich vorhatte, sofort eine amtliche Darstellung der Verschwörung

Digitized by Google

publizieren zu lassen, davon abstand. Die Gründe dafür sind wohl jene gewesen, die die Konsultoren Fra Paolo Sarpi und Servilio Tres bereits in einem am 28. November 1618 von ihnen sotto giuramento di secretezza abgegebenen Gutachten (bei Ranke S. 180 ff.) entwickelt hatten. Die erste dieser Erwägungen war die folgende: „Allerdings bestrafen alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit dem Tode jede Machination gegen den Zustand des Staates, wie weit sie auch noch vom Erfolge entfernt sein mag, möchte sie auch schwierig auszuführen, ja imaginär und unmöglich sein. Daher gelten solche Unternehmungen, wenn auch bloß von bösem Willen und ohne irgendeinen Erfolg, als genügend gesühnt nur durch den Tod ihrer Urheber. Aber mit Recht hat man sich gewöhnt, nur solche Unternehmungen der Welt zu offenbaren, von denen ein Teil ins Werk gesetzt worden oder die so nahe bis zum Erfolg geführt worden sind, daß nur wenig mehr zur Ausführung fehlte."

Von dieser Art war also nach dem Urteil Fra Paolo Sarpis jene Verschwörung; sie war nicht über jenes Stadium gediehen, das man heute als entfernte Vorbereitungshandlungen bezeichnen würde. Was den Anteil Spaniens anbelangt, so spricht dieses Gutachten allerdings von einem Verdacht gegen Robert Borgognone, „familiare dell'ambasciatore Belmare", erörtert jedoch keine gegen den Botschafter selbst erhobenen Anklagen. Allerdings war dem Senat seit langem bekannt, daß er kein Freund Venedigs sei. Deshalb erhielt der Botschafter in Madrid den Auftrag, „im Namen der durchlauchtigen Republik Seiner Majestät zu erklären, es sei wahrhaft unmöglich, daß der Marchese Bedmar, schon lange der Stein des Anstoßes und ein Samen von Unkraut und Unordnung, auf seinem Posten zu Venedig verbleibe, weder für lange noch für kurze Zeit" (Ranke, S. 126). Ein solches Ersuchen um Abberufung eines mißliebig gewordenen Gesandten war schon öfter vorgekommen; vielleicht war es aber das erstemal, daß es in so dringender Form und ohne nähere Spezialisierung der Motive gestellt wurde.

In der Tat wurde Bedmar sofort nach Flandern versetzt und bald nachher zum Kardinal befördert. Die Leichen der drei im Kerker erdrosselten Hauptverschworenen wurden unter dem Geläute der Maragona zwischen den beiden dazu bestimmten Säulen des Dogenpalastes, an einem Beine hängend, ausgestellt, andere sind „morti in mare", d. h. sie wurden in den Lagunen oder im Meere ersäuft. Mehr erfuhr die Mitwelt nicht.

Erst fünfzig Jahre später hat Nani eine ausführliche Darstellung veröffentlicht, die aber, wie Ranke nachgewiesen, mit den heute in großer Vollständigkeit zugänglichen amtlichen Akten nicht übereinstimmt. Noch weniger kann dies von der farbenreichen und psychologisch ungemein interessanten Entwicklung St. Réals gesagt werden. Was den Anteil Bedmars betrifft, so ist dieser seit Veröffentlichung seines chiffrierten Geheimberichtes an den König von Spanien vom 10. Juli 1618 — einige Wochen nach seiner Abberufung —

Digitized by Google

durch Fernandez-Guerra y Orte (bei Eyssenhardt, „Die Verschwörung gegen Venedig", Hamburg 1888) noch bedeutend zweifelhafter, als es schon nach Rankes Darstellung erscheint. Gewiß hätte Bedmar in diesem geheimen Bericht keinen Anstand genommen, sich seinem Könige gegenüber eines Anschlages zu rühmen, der für diesen die Vernichtung eines seiner gefährlichsten Gegner bedeuten sollte. Statt dessen stellt er die ganze Sache als grundloses, böswilliges, zum Nachteil Spaniens ausgesprengtes Gerücht dar.

So muß St. Réals Darstellung aus den Reihen geschichtlicher Werke gestrichen werden. Der angebliche Abbé — er hatte die Weihen nicht erhalten — hat von seiner Meisterschaft in der auch sonst von Franzosen gepflegten Kunst d'embellir l'histoire allzu reichlichen Gebrauch gemacht. Sein Werk lebt aber fort im Reiche der Dichtung, in sich selbst als eine psychologische Novelle feinster Ausführung und in den Tragödien, die es gezeugt hat. Freilich ist es nicht, wie die andere Novelle desselben Autors von Dom Carlos, in einem Dichterwerke unsterblichen Ruhmes verklärt worden. Denn unser Schiller, der einige Zeit daran gedacht hatte, auch diesen Stoff poetisch zu gestalten, ist davon schließlich abgestanden. Aber ein ansehnlicher englischer Poet, Thomas Otway, hat ihn zum Vorwurf einer der besten Tragödien des nachshakespearischen Zeitalters, seiner „Venice preserved" (1682), gemacht, einer Tragödie, die bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts sich auf der englischen Bühne erhielt und Garrick wie Mrs. Siddons Anlaß zu ihren größten Erfolgen bot. Die Führung der Handlung, die Charaktere der meisten Personen des Dramas sind ebenso wie manche Wendungen des Dialogs der Novelle St. Réals entnommen; nur die Figuren der tragischen Heldin, die ihren Gatten aus Liebe zu ihrer Vaterstadt zum Verrate seiner Genossen bestimmt, und ihres Vaters, des Dogen Priuli, sind Geschöpfe seiner dichterischen Phantasie. Dafür kommt Otway dadurch, daß er Bedmar hinter den malkontenten Offizieren zurücktreten läßt, mit, man möchte sagen, poetischer Intuition der geschichtlichen Wahrheit weit näher als seine Quelle. Nach Angaben im „Dictionary of national biography" wurden von der Tragödie nicht bloß in England neue, dem Zeitgeschmacke sich anpassende Ausgaben veranstaltet, in denen einzelne obszöne Wendungen und eine den Philosophen Shaftesbury karikierende Episodenfigur weggelassen wurden, sondern sie wurde auch ins Holländische, Russische und Italienische übersetzt und in Frankreich wiederholt in freien Bearbeitungen aufgeführt, von denen eine, in klassisches Kostüm gekleidete (der Manlius des Lafosse von 1698), selbst das Lob Voltaires fand. Auch im fünften Bande der „Deutschen Schaubühne zu Wien" 1765 findet sich eine allerdings sehr entstellte Bearbeitung, in der die Figur Bedmars wohl aus polizeilichen Rücksichten weggelassen ist und nur ganz beiläufig davon gesprochen wird, daß der Aufstand von der hesperischen Krone mit aller Macht unterstützt werde. In dieser Gestalt gelangte die Tragödie 1769 in Wien auf dem k. k. Stadttheater zur Aufführung. Nachdem bereits 1879 eine freie Bearbeitung für die moderne

Digitized by Google

deutsche Bühne durch Gätschenberger in Würzburg (London, Wohlauer) erschienen war, ist Otways Drama durch Hugo v. Hofmannsthals (1905) Umdichtung wieder in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Für das Völkerrecht ist der Fall Bedmar erledigt; im Reiche der Poesie mag er vielleicht noch einmal zur Auferstehung gelangen.

Der Kanaltunnel

Von

Edgar Meister (Rastatt)

Mit einer Karte

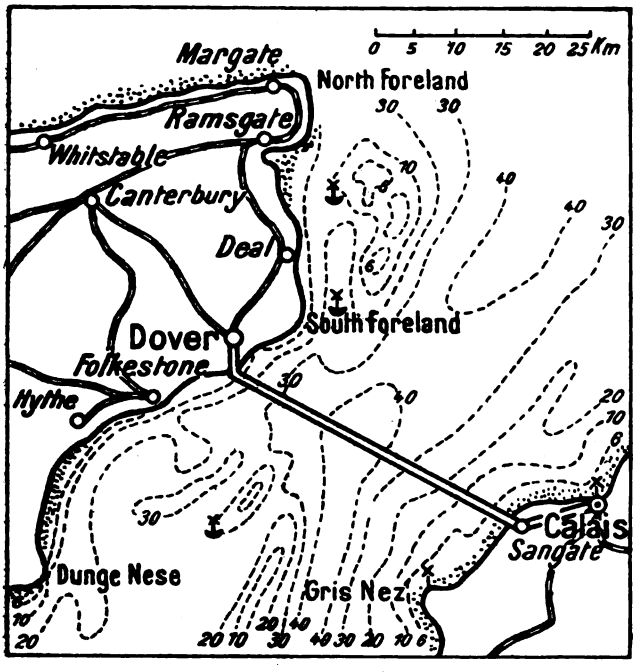
Das Projekt des Kanaltunnels marschiert, nachdem es seit über einem Jahrhundert erwogen worden, aber nicht vorwärts gekommen ist: Lloyd George hat gegenüber dem Kanaltunnelausschuß des Unterhauses Anfang November erklärt, daß die britische Regierung ihre bisherigen Bedenken gegen den Tunnelbau fallen lassen werde, wenn ihre militärischen Berater genügende Sicherheiten gegen einen Überraschungsangriff finden könnten. Er deutete an, daß das Projekt nun auch vom militärischen Standpunkt anders als bisher anzusehen sei, denn er verwies auf die Vorteile, die ein Kanaltunnel für die englisch-französische Kriegführung im Sommer 1918 bedeutet hätte. Es steht also zu erwarten, daß nunmehr bald mit der Ausführung des Kanaltunnelprojekts begonnen werden wird. Da ist es von Interesse, sich darüber klar zu werden, welche Geschichte das Projekt hat, welchen Schwierigkeiten es bisher begegnet ist und wie man sich seine Ausführung denkt.

Neben dem Ausbau des Eisenbahnnetzes haben der wirtschaftliche Aufschwung und die Vervollkommnung der Technik in dem letzten Jahrhundert Verkehrswege von außerordentlicher wirtschaftlicher und politischer Bedeutung entstehen lassen. Der Bau des Suezkanals schuf eine neue Verbindung nach dem fernen Osten und brachte die Länder Asiens wirtschaftlich und politisch Europa näher. Die sibirisch-mandschurische Eisenbahn hebt gewissermaßen die Trennung zwischen Westen und Osten wieder auf, die die chinesische Mauer einst hergestellt hatte. Der Panamakanal wird für die Vereinigten Staaten von Nordamerika in mehr als einer Hinsicht von hervorragendem Nutzen sein. Auch der Kaiser-Wilhelm-Kanal kommt, abgesehen von seiner ursprünglich in erster Linie ins Auge gefaßten großen Bedeutung für die deutsche Flotte, auch dem allgemeinen Handel zugute. Ein weiteres Werk von zweifellos hohem wirtschaftlichem Nutzen wäre der seit langem geplante Bau des Frankreich und England verbindenden Kanaltunnels. Aber das Schicksal dieses großen, für die ganze zivilisierte Menschheit besonders wirtschaftlich bedeutsamen technischen Verkehrsunternehmens, das freilich die Insel-

Digitized by Google

natur Großbritanniens bis zu einem gewissen Grade aufheben würde, ist mit mancherlei politischen Erwägungen verflochten und wird dadurch gehemmt.

Schon Napoleon I. soll, obgleich er in England seinen größten Feind erkannt hatte, sich mit dem Gedanken eines Tunnelbaus getragen haben. Ja, vielleicht hat gerade die Hoffnung, durch einen solchen Maulwurfsgang die unüberwindliche Schutzwehr Englands, die See, zu untergraben und dadurch die englische Flotte zur Ohnmacht zu verdammen, bei ihm eine entscheidende Rolle gespielt. Die Technik war jedoch damals noch nicht so weit fortgeschritten, um das Unternehmen nach den Entwürfen Matthieus und später des Ingenieuroffiziers Henry (1802, ständig erleuchteter Postweg unter dem Kanal) ausführen zu können. Nicht ganz mit Unrecht vielleicht wurde bei dem damaligen Stand der Technik der Vorschlag eines 40 Kilometer langen Unterseetunnels als ein phantastisches Hirngespinst bezeichnet. Daher tauchte an seiner Statt der Gedanke einer Überbrückung des Kanals auf. Wegen der Kostspieligkeit wurde aber auch dieses Projekt wieder fallen gelassen.



Unter Napoleon III., zur Zeit der ersten Entente cordiale, entriß dann der französische Ingenieur Thomas de Gamond den Plan wieder der Vergessenheit. Sein Projekt (1866) sah einen 36 Kilometer langen Tunnel vor, der die englische Küste von Folkestone, südwestlich von Dover, mit der französischen bei Kap Gris-Nez verbinden und dann bei dem 4 Meilen westlich Calais gelegenen Sangate enden sollte. Die nur wenige Meter unter dem Meeresspiegel gelegene Sandbank von Varne war dabei als „gare internationale" mit einem gewaltigen Luftschacht gedacht. Die Kosten seines für jene Zeiten noch an kaum überwindlichen technischen Schwierigkeiten krankenden Entwurfes wurden auf 200 Millionen Franken geschätzt. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege verwarf man dieses Projekt, da durch einen derartigen Bahnhof im Kriegsfall der Tunnel stark gefährdet worden wäre. Weil aber immerhin Aussicht auf Verwirklichung des Unternehmens bestand,

Digitized by Google

bildeten sich schon damals Tunnelgesellschaften.[1]) Bei der englischen Königin und dem Prinzgemahl fand das Projekt wohlwollende Aufnahme, und auch Lord Derby, der 1875 Minister des Auswärtigen war, sprach sich öffentlich für einen Tunnelbau aus.

Bohrversuche stellten die günstigsten geologischen Verhältnisse für das Unternehmen fest. Auf französischer Seite ergab sich z. B. das Vorhandensein einer ungefähr 60 Meter starken Kreideschicht, die sich für den Tunnelbau insofern vorzüglich eignet, als sie bei gleichzeitigem Vorhandensein von Ton eine große Undurchdringlichkeit besitzt und trotzdem weich genug bleibt, um den Bohrmaschinen keinen zu großen Widerstand zu leisten. Anfangs der achtziger Jahre war die öffentliche Meinung so für den Plan gewonnen, daß die englische Regierung denselben amtlich und vor allem vom militärischen Standpunkt aus prüfen ließ. Der Befund der eingesetzten militärischen Kommission unter dem Vorsitz des Lord Wolseley wurde 1882 in einem Blaubuch veröffentlicht. Hierin wurde erklärt, daß eine solche Landverbindung eine dauernde Gefahr für England bedeute.[2])

Die Invasionsfurcht der Briten wurde durch diese Erklärung wieder wachgerufen, und infolgedessen setzte nun in England eine scharfe Opposition gegen das Kanalprojekt ein. In der englischen Presse erschienen heftige Artikel gegen das ganze Unternehmen. Während Gladstone ein eifriger Anhänger des Projektes war, bekämpfte es Joseph Chamberlein lebhaft. 1883 beschlossen beide Häuser des Parlaments, eine gemischte Kommission zur nochmaligen Prüfung der Zweckmäßigkeit des Tunnels einzusetzen. Am 10. Juli 1883 erklärte sich diese mit sechs gegen vier Stimmen gegen die Ausführung des Baus. Die Tunnelgesellschaft, die infolge des Umschwungs der öffentlichen Meinung nicht daran denken konnte, ihr Vorhaben auszuführen, stellte

---

[1]) Am 1. Februar 1875 wurde die französische Tunnelgesellschaft unter Vorsitz von Michael Chevalier gebildet, der die französische Regierung am 2. August 1875 die Konzession für den Bau erteilte. Sie erhielt keinerlei staatliche Unterstützung oder Zinsgarantie in Aussicht gestellt, die Dauer der Konzession betrug vom Tage der Inbetriebnahme an 99 Jahre. Mehr als zwei Millionen Franken wurden für die vorbereitenden Arbeiten, Sondierung und Bau einer Versuchsstrecke — bei Calais auf eine Länge von 1839 Meter vorgetrieben — verausgabt. Auf englischer Seite wurden hintereinander gegründet: Die Channel Tunnel Co. vom Jahre 1872, die South Eastern Railway Co., die eine Versuchsstrecke baute, und die Submarine Railway Co. vom 8. Dezember 1881, welch letztere die Rechte der ersten Gesellschaft erwerben, weitere Versuchsarbeiten durchführen, vom englischen Parlament die Baugenehmigung erwirken und die endgültige Baugesellschaft bilden sollte.

[2]) Aus folgenden Gründen: 1. Der Kanaltunnel könne es einem Feind — die erste Entente cordiale war vorüber, also Frankreich war gemeint — ermöglichen, überraschend, vielleicht ohne vorherige Kriegserklärung, in England einzudringen. 2. Der Gegner könne sich des auf englischer Seite liegenden Endpunktes des Tunnels durch überraschende Landung von Truppen bemächtigen. 3. Der Tunnel könne durch Verrat in feindliche Hände fallen. 4. Bei einem unglücklichen Kriege könne der Gegner den Tunnel als Siegespreis fordern.

Digitized by Google

ihre Arbeiten ein. Ja, in jenen Tagen wurde ein besonderes Gesetz geschaffen, das den Bau eines Kanaltunnels verbietet. Dieses Gesetz hat noch heute Gültigkeit.

Erst die Herzlichkeit der Beziehungen zwischen England und Frankreich zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat dem Gedanken eines englisch-französischen Tunnelbaues neue Nahrung gegeben. Die Gefahr eines französischen Überfalls schien für lange Zeit beseitigt zu sein, so daß die immer noch bestehende Tunnelgesellschaft nun bei der dem Unternehmen günstigen politischen Konstellation hoffen durfte, mit ihrem Plan durchdringen zu können. Am 17. März 1905 ließ sie eine Bill an das englische Unterhaus gelangen, die für die Förderer des Tunnelprojektes Korporationsrechte und die Erlaubnis nachsuchte, mit den Arbeiten zu beginnen.[1])

Wohl selten ist Plänen mit derartiger Voreingenommenheit begegnet worden, wie in England dem Tunnelprojekt. Es war belächelt und verhöhnt worden, man war empört, daß England seiner insularen Lage verlustig gehen sollte, und die oberste Militärbehörde hatte immer das Eindringen eines feindlichen Heeres auf dem durch den Tunnel geschaffenen Wege befürchtet. Das neue Tunnelprojekt wurde nun aber eigentümlicherweise zunächst mit Begeisterung aufgenommen. Doch bald machte sich wieder eine Opposition bemerkbar.

Frankreich freilich hatte gegen den Bau des Tunnels auch jetzt nicht das geringste einzuwenden. Bedenken militärischer Art lagen seinerseits nicht vor, da es durch seine Landarmee genügend geschützt schien, während es wirtschaftlich durch eine Schienenverbindung nur gewinnen kann.

In England dagegen tauchten alte Bedenken wieder auf. So befürchtete man, daß Deutschland in England plötzlich landen und die englische, oder durch Belgien vorstoßend die französische Tunnelmündung in Besitz nehmen könnte. Wieder wurde betont, daß durch den Tunnel Englands insulare Lage und damit die erste Grundlage seiner Weltmachtstellung erschüttert würde.

Im Herbst 1913 trug eine Vertretung von Anhängern des Tunnelprojektes dem englischen Premierminister Asquith erneut die Bitte vor, dem Parlament einen Gesetzentwurf zur Aufhebung des Gesetzes von 1883 und zur Genehmigung des Baues vorzulegen. Wieder entbrannte in der englischen Tages- und militärischen Fachpresse der Streit der Meinungen.

Die Anhänger führten in erster Linie an, daß in einem Kriege, selbst wenn die englische Flotte die Herrschaft zur See behielte, die Zufuhr an Verpflegung durch feindliche Torpedoboote und Kreuzer — die U-Boote fürchtete man damals noch nicht — gefährdet werden könnte. Seitdem Eng-

[1]) Die eine Hälfte des Tunnels sollte von französischen, die andere von englischen Unternehmern gebaut werden. Die englische Gesellschaft verpflichtete sich außerdem zum Bau starker Befestigungen zur Deckung der englischen Tunnelmündung. Die Gesamtkosten wurden mit mindestens 400 Millionen Franken berechnet, die Fahrt sollte bei elektrischer Zugkraft etwa eine halbe Stunde währen.

Digitized by Google

land sich aus einem Agrarstaate in einen Industriestaat umgewandelt habe, sei es kaum in der Lage, die Hälfte der Bevölkerung aus Erzeugnissen des eigenen Landes zu ernähren. Durch einen Krieg mit dem Festlande verliere England ferner sein Hauptabsatzgebiet, was zur Arbeitslosigkeit der Massen der Bevölkerung und zusammenhängend damit infolge der bei einer Lebensmittelknappheit entstehenden Teuerungspreise zu inneren Unruhen führen müsse. Sehr wahrscheinlich müßte dann aber auch das nach dem Festlande entsandte Expeditionsheer zur Unterdrückung von Aufruhrbewegungen zurückgenommen werden, da Territorialtruppen nicht in der Lage sein würden, die innere Ordnung aufrecht zu erhalten. Der einzige und sichere Ausweg, der Gefahr des Verhungerns vorzubeugen, sei der Kanaltunnel, durch den über Belgien und Frankreich alle Lebensmittel ungehindert eingeführt werden könnten. Außerdem sei dem Kanaltunnel eine große strategische Bedeutung beizumessen, da das englische Expeditionsheer ungefährdet durch feindliche Schiffe das Festland erreichen könne.[1])

Die Gegner des Projektes führten an, daß gerade bei der damaligen politischen Lage ein Feind des Dreiverbandes bei einem siegreichen Kriege in den Besitz des französischen Endpunktes gelangen könnte und dann das Werk der Vernichtung ausgesetzt sei.

Am eifrigsten trat man wieder auf französischer Seite für den Bau des Tunnels ein, da Frankreich durch ihn in militärischer und wirtschaftlicher Beziehung ja nur gewinnen konnte. Die von Lord Wolseley und der Kommission von 1883 vorgebrachten Gründe gegen den Tunnel wurden von französischer Seite als gänzlich hinfällig bezeichnet.[2])

*

Nach einem Bericht des „Franko-British-Travel-Union" hat man in den bisherigen Plänen an den Bau von zwei eingleisigen Tunnels gedacht, die im Querschnitt zwei in einem Abstand von 15 Meter nebeneinanderstehende Kreise von ungefähr 6 Meter Durchmesser zeigen. Unter Berücksichtigung des relativ hohen Druckes, den das Tunnelgewölbe auszuhalten

---

[1]) Eine fachmännische Erklärung (Major Murrey) sagte, daß ein englisches Expeditionskorps am sechzehnten Mobilmachungstage das Festland erreicht haben müsse, wenn es nicht zu spät kommen wolle. Eine so rasche Beförderung sei aber auf dem Wasserwege nach Ansicht vieler Sachverständiger nicht auf alle Fälle sichergestellt.

[2]) Man führte dagegen an, da die Bahn elektrisch betrieben werden solle, sei die Sperrung sehr leicht, wenn die Kraftanlagen für die von der französischen nach der englischen Küste gehenden Züge auf englischer Seite sich befänden. Ferner könne der Tunnel zum jederzeitigen Unterwassersetzen eingerichtet, der Landausgang gesprengt und die Ventilationsmaschinen abgestellt werden, was allein schon einen Verkehr unmöglich mache. Der englische, vom Meer aus nicht eingesehene Kanalausgang könne durch Sperrforts gegen Handstreich gesichert werden. Daß aber selbst durch den unzerstörten Tunnel ein Angreifer vorgehen könne, sei eine Unmöglichkeit, und Lord Wolseley habe sogar zugegeben, daß wenige Leute genügten, eine ganze Armee aufzuhalten.

Digitized by Google

haben würde, glaubt man dieses Doppelsystem einer größeren Einzelröhre vorziehen zu müssen. In Abschnitten von je 100 Meter sollen die beiden Tunnelröhren für den Verkehr der Arbeiter und für die Luftzirkulation durch wasser- und luftdicht abschließbare Gänge verbunden werden. Dies erscheint um so nötiger, als die Länge des Tunnels je 31 englische Meilen betragen würde, wovon 24 unter dem Meer zu liegen kämen. In der Kanalmitte, wo das Meer ungefähr 50 Meter tief ist, würde der Tunnel etwa 95 Meter unter der Wasseroberfläche liegen. Wenn man auch in dem Ton und Kreideboden des Kanalgrundes mit keinem derartigen Druck rechnen zu müssen glaubt, wie er z. B. beim Bau der großen Alpentunnel auftrat, so sollen die außen mit einem dicken Zementmantel umkleideten Tunnels doch auch innen noch durch gußeiserne Segmente gegen Druck verstärkt werden. Ebenso glaubt man auf diese Weise auch gegen Wassereinbrüche besser gesichert zu sein, als in den wechselnden Gesteinsschichten des Gebirges. Ein besonderer Abwässerungsschacht soll zur Ableitung des Sickerwassers und Ventilatoren riesigen Kalibers neben den erwähnten Verbindungsgängen für Zufuhr frischer Luft dienen, wenn auch die hindurchfahrenden Züge schon für eine beständige Luftzirkulation sorgen werden.

Nach den Erfahrungen bei den beiden Probestollen und bei den großen Neuyorker Unterwassertunnels rechnet der Bericht beim Bau mit 20 Meter Vortrieb im Tage. Das ergäbe im Jahre ein Vordringen von 6 Kilometer von jeder Seite und eine Gesamtbauzeit von vier, oder einschließlich der Vollendungsarbeiten, von fünf Jahren für die Durchführung des Baues, der wohl das interessanteste Kulturwerk unseres Zeitalters ist.

Die Gesamtkosten des Baus werden in dem Bericht auf ungefähr 400 Millionen Franken gerechnet. Das wären bei einer Tunnellänge von 53 Kilometer rund 7,5 Millionen Franken auf das Kilometer. Die jährlichen Betriebskosten werden auf 10375000 Franken veranschlagt. Trotz dieses hohen einmaligen und laufenden Aufwandes hält die Gesellschaft die Rentabilität für gesichert. Und zwar rechnet man bei einer anfänglichen Normalleistung von zusammen 25 Güter- und Personenzügen in jeder Richtung, die sich später noch steigern dürfte, mit einem jährlichen Reingewinn von 28 Millionen Franken = 7 Prozent des Anlagekapitals. Bei dieser Rechnung nahm man als sichere Grundlage an, daß der Tunnel 65 Prozent des Reiseverkehrs zwischen Kontinent und England an sich ziehen würde.[1]) Als

[1]) Von den 2 Millionen Personen, die in Friedenszeiten jährlich den Kanal in beiden Richtungen durchquert haben, würden demnach 65 Prozent oder 1,3 Millionen Personen den Tunnel benutzen. Aus einem Fahrkartenverkauf von 12 Franken für die Person ergibt sich dann eine jährliche Einnahme von 15,6 Millionen Franken, dazu kämen dann 1,625 Millionen Franken für das Gepäck, 1,150 Millionen Franken für die Beförderung der Post und 20 Millionen Franken für den Gütertransport. Somit betrügen die Gesamteinnahmen 38,375 Millionen Franken. Abzüglich 10375000 Franken jährliche Betriebskosten verbliebe der Reingewinn von 28000000 Franken.

Digitized by Google

Höchstleistung hat man, unter Berücksichtigung von einigen Stunden, die täglich für die Unterhaltung des fertigen Tunnels nötig sein würden, in jeder Richtung hundert Züge von je 1000 Tonnen Nutzkraft angenommen.[1])

Der Widerstand, den die englische Regierung im Laufe der Jahre dem Projekt entgegenstellte, gründete sich hauptsächlich auf militärische Erwägungen. Diese gruppierten sich an die Frage, wie man im Falle einer militärischen Bedrohung des Tunnels verfahren müsse. Die radikalste Verteidigung würde die Zerstörung sein. Aber selbst dem englischen Patriotismus dürfte man es nicht zumuten, daß eine Eisenbahngesellschaft auf die bloße Nachricht einer Gefährdung des Tunnels hin einen Wert von 400 Millionen Franken des Nationalvermögens zerstören kann. Andererseits wäre zu befürchten, daß, ehe sich die Verwaltung einer Privatgesellschaft über die Notwendigkeit einer Sprengung schlüssig würde, der Feind seinen Zweck bereits erreicht haben könnte. Solche berechtigten Bedenken führten zu der Forderung, daß die Zerstörungs-, Blockierungs- und anderen Verteidigungsmittel vollkommen in militärische Hand gelegt, die Tunnelgesellschaft also in dieser Beziehung vollkommen ausgeschaltet werden müßte.

Wenn man den Tunnel im Falle der Gefahr nicht gleich zerstören will, so muß die Möglichkeit geschaffen werden, ihn vorübergehend zu blockieren. Eine bloße Überwachung des Einganges oder das Aufstellen von Geschützen würden diesen Zweck nicht erfüllen. Neben der Verlegung des Tunneleinganges so weit ins Land hinein, daß er von der See aus nicht mehr sichtbar ist, waren in den von englischen Ingenieuren entworfenen Plan zwei Blockierungsstellen vorgesehen. Diese bestanden in einem Fallgitter, das geschlossen gehalten werden kann, bis die Züge durchsucht worden sind, und in der Einrichtung, den Strom für die Antriebsmotoren der Züge ausschalten zu können. Ferner sollte als vorläufige Sicherung der Einbau von Schienen dienen, die gehoben werden können, sowie die Tieferlegung des Tunnelniveaus vor dem Ausgang um 6 Meter und die Unterwassersetzung dieser Tiefstelle. Zweifellos würde jedem Zugverkehr eine Schranke gesetzt werden können durch die Überflutung der Tiefstelle an dem Ausgang, denn deren Auspumpen seitens des Feindes würde beträchtliche Zeit in Anspruch nehmen, selbst wenn die Überflutung nicht wiederholt werden könnte. Für den Fall, daß aus irgendeinem Grunde die Kontrolle verloren geht, muß natürlich die Möglichkeit der Sprengung des Tunnels vorgesehen werden. Daher ist ferner die Anlage einer Minenkammer unter dem Meer erforderlich, und zwar soll diese zwischen Meeresboden und Tunnel so angelegt werden, daß sie mit dem Tunnel nicht in Verbindung steht, aber doch so nahe ist, daß die Tunneldecke gesprengt und Meereswasser eingelassen werden kann.[2])

---

[1]) Man wäre also auch imstande, auf beiden Schienensträngen ein Armeekorps von 40000 Köpfen mit Zubehör in einem Tage zu befördern.

[2]) Die Verbindung mit dieser Minenkammer würde durch einen mehrere Kilometer

Digitized by Google

Mag man sich jetzt beeilen oder nicht, den fast seit einem Jahrhundert projektierten eisernen Weg unter dem Kanal in Angriff zu nehmen, schon der Umschwung der britischen Ansichten beweist, daß seit den Tagen der Bleriotschen Kanalüberfliegung England sich allmählich darin gefunden hat, nicht mehr das völlig isolierte und meergeschützte Sonderland zu sein. Die Technik hat in den eiligen Jahren des Weltkrieges derartige Fortschritte gebracht, daß es den Schutz der körperlichen Masse, sei es durch Land, Wasser oder Luft, nicht mehr gibt. Auf irgendeine Art kann man heute fast jedes Hindernis überwinden. Die Tatsachen haben es gelehrt.

Goethes Anteil an der auf Kant folgenden idealistisch-spekulativen Bewegung

Von

Oberbibliothekar Dr. V. Münz (Wien)

Die Philosophie Kants sollte die völlige Vernichtung, die Zermalmung alles metaphysischen Dogmatismus und die Begründung einer streng wissenschaftlichen Methode bedeuten. Dennoch hat die weitere Entwicklung der Philosophie bei den einflußreichsten Vertretern derselben zunächst eine durchaus spekulative Richtung eingeschlagen. Ein spekulatives System nach dem andern erschien auf der Bildfläche. Der Verlauf dieses Prozesses und seine psychologischen Bedingungen sind im einzelnen noch nicht vollkommen aufgehellt, sie wurden bereits damals als rätselhaft empfunden. So viel ist jedoch ersichtlich, daß es wesentlich aus der neuen Dichtung stammende Einflüsse gewesen sind, die diesen Prozeß ermöglicht haben.

Die idealistische Bewegung hat in ihren Hauptvertretern einen viel größeren inneren Wertreichtum in sich besessen als Kant, der außer den intellektuellen Erkenntniswerten im wesentlichen nur die rein moralischen Pflichtwerte als eigenes Erlebnis besaß. Seine Geisteskräfte gravitierten im Grunde einseitig nach dem einen Begriffe des Wissenschaftstums. So mißachtete er, obwohl er sich in einem seiner gedruckten Briefe darüber beklagt, daß Swedenborg ihm seine ganze Philosophie vorweggenommen, der Mystiker also hier den Kritiker überholt habe, die Gefühlswerte aller Mystik als Schwärmerei, und doch gehören die Mystik und die Logik nach dem unabänderlichen Gesetze des künstlerischen Ausgleichs notwendig zusammen, da jene sozusagen den Rhythmus, diese aber die Symmetrie des Denkens darstellt. Der Verstand und das Gefühl sollten sich im Menschen gegenseitig durchdringen; das Kommensurable und das Inkommensurable sind füglich stets aufeinander angewiesen. Gerade dieser Bund des Unbewußten mit dem Bewußten im menschlichen Geiste, also eine Verobjektivierung des eignen Ich und eine Versubjektivierung der Welt, kann außerordentlich belebend wirken und dem ersteren unter Umständen Siebenmeilenstiefel der Erkenntnis verleihen. Erst wenn das Sonnen-

---

langen, durch eine Bahn befahrbaren Stollen zu erfolgen haben, durch den die Sprengstoffe, in die Kammer gefahren, von Zeit zu Zeit ausgewechselt werden könnten. Die Zündung würde nach dem mechanischen oder elektrischen System erfolgen. (Letzteres wegen der atmosphärischen Einwirkung weniger sicher.)

Digitized by Google

licht der Vernunft sich mit der feuchten Wärme subjektiven Fühlens paart, entsteht nach bekannten physischen wie physiologischen Gesetzen das Organische.

Auch die Kunst spielte in Kants Leben keine Rolle, und in seiner Philosophie war kein Raum für sie. Daß der Anblick eines Bauwerkes, die Betrachtung eines aus der Hand eines Genies hervorgegangenen Gemäldes oder plastischen Gebildes, die Erfahrung einer lebendig vorgeführten Tonschöpfung zu jenen Erlebnissen gehöre, die einem blitzartig den höheren Sinn des Daseins offenbaren, das Individuum loslösend aus jener engsten aller Schranken, der des Tages, uns in Tränen der Bewunderung hinwerfend an den Busen längst vergangener Seelen, uns hinreißend zu Taten, die wir im Augenblicke vollbringen zu können wähnen, und die doch unsere Urenkel erst in Angriff zu nehmen befähigt sind ... von alledem weiß Kant nichts, oder weiß er es, so verschließt er sich grundsätzlich dagegen. Das Lebensbedürfnis, zu hören und zu sehen, das Sehnen eines nach edlem Sinnengenuß hungernden Gemütes ist ihm unbekannt. Die Lektüre einiger lateinischer und deutscher Dichter, deren Verse er in großer Zahl seinem Gedächtnisse einprägt, genügt seinem bescheidenen Bedürfnis nach künstlerischen Eindrücken. Seine Wohnung ist gänzlich schmucklos, kein ästhetisches Bedürfnis irgendwelcher Art ist ihm bekannt; von Bildern behauptete er, man hänge sie nur aus Eitelkeit auf; seine Wände müssen kahl bleiben. Dieses Nichtsehenwollen geht aber noch weiter. Er, der für Naturwissenschaft Begeisterte, gibt die Stelle des Kurators eines Naturalienkabinetts nach kurzer Zeit auf, weil sie ihm eine zwecklose Beschäftigung dünkt. Er treibt sein Leben lang Physik, aber nur mathematische, niemals experimentelle und interessiert sich leidenschaftlich für Chemie, doch ohne je ein Reagenzglas oder eine Retorte erblickt zu haben.

Die Epoche des Idealismus ist in der mächtigen, gewaltigen Steigerung des Welt- und Wertbewußtseins in der Wendung zum Ganzen verankert, durch die das Goethesche Geschlecht über Kant hinausragt. Die Umwandlung des Lebensbewußtseins, die in unserer klassischen Literaturepoche vor sich ging, war eine so durchgreifende, daß sie sich nur mit der vergleichen läßt, die innerhalb der Renaissancezeit sich vollzogen hat. Treffend sagt Konstantin Oesterreich in dem von ihm bearbeiteten vierten Teile von Friedrich Ueberwegs „Grundriß der Geschichte der Philosophie“: „Eine Befreiung des Lebens von dem Druck transzendenter Mächte ist das zentrale Moment gewesen, also eine Loslösung von der überkommenen, bei Kant noch so stark wirksamen religiösen Weltanschauung. Nirgend wohl ist dieser Prozeß reiner und vollständiger zur Vollendung gekommen, als in der Person Goethes. Es entstand in ihm eine Weltanschauung, die neben dem Sittlichen in Wissenschaft und Kunst die höchsten, dem Menschen erreichbaren Werte, das Göttliche, sah.

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Der hat auch Religion.
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

Alles, was vom Christentum bis dahin nicht ablösbar gewesen war, ist fortgefallen: Sündenbewußtsein, Unwertgefühl und Negation der Welt, ohne darum eudämonistischem Materialismus Platz zu machen. Diese Lebensgesinnung und damit in Wahrheit unsere klassische Dichtung ist es gewesen, die den mächtigsten und tiefsten Anstoß zur Entstehung der idealistisch-spekulativen Epoche gegeben hat, welche auf Kant folgte. Ohne solchen Einfluß durch das Leben, von außen her, würde die Weiterentwicklung der Philosophie, die sich damals vollzogen hat, unverständlich, ja, man darf wohl sagen, unmöglich gewesen sein.“

Die Systeme des Idealismus sind Versuche gewesen, den ganzen Reichtum von Werterlebnissen, den das Zeitalter Goethes besessen hat, in Natur und Geistesleben zu philosophischer Bewußtheit zu erheben, und Hegel bedeutet trotz allem den Gipfelpunkt

Digitized by Google

dieser Epoche als derjenige, dem es gelungen ist, sich zum universellsten Denker auszugestalten, die eigene Subjektivität durch Hingabe an die gesamte historische Geisteswelt gleichzeitig zu erweitern, zurückzudrängen und zu überwinden, die Werte, die Goethe als Dichter bewegten, und noch einige darüber hinaus, wie Staat und Geschichte, die den Dichter nur mehr an der Peripherie seines Daseins berührten, unter den konstruktiven Gesichtspunkten einer Metaphysik des absoluten Geistes zusammenzufassen. Ein schönes Zeugnis für den wesentlichen Anteil des Olympiers an der formell freilich ganz anders gearteten Metaphysik des deutschen Idealismus, als dessen Verteidiger er — nebenbei bemerkt — gegenüber der beschränkten Verstandesphilosophie eines französischen Emigrierten in Weimar, Mouniers, auftritt, hat der ihm näherstehende Schelling, mit dem er häufige philosophische Unterhaltungen pflegte und der unter den deutschen Idealisten auf ihn den bedeutendsten Eindruck machte, in den auch sonst sehr aufschlußreichen Münchener Vorlesungen „Zur Geschichte der neueren Philosophie" abgelegt. Die deutsche Spekulation wird hier sinnig als die begriffliche Ausprägung der anschaulichen, intuitiven Weltanschicht des der Spekulation und Abstraktion abholden, der „großen Mutter" Natur anhängenden und die Gegenstände mit den „Gemütskräften" ergreifenden Vollblutdichters und Anschauungsgenies gedeutet, auf das im vollsten Maße die Worte seines eigenen Türmers Lynkeus: „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt" anwendbar sind. Goethe, nicht Kant, wird von Schelling als der erste Verkünder einer neuen Zeit hingestellt, aber er blieb eine isolierte, nicht bloß seiner Zeit, sondern zum Teile sogar sich selbst unbegriffene Erscheinung, gleich wie nach Schleiermachers Urteil Spinoza, dessen dynamischer, wenn auch antievolutionistischer und antiteleologischer Pantheismus das zweite substantielle Ferment der neu entstehenden Weltauffassung bildet. Das wahre Licht über ihn gab dem Altmeister selbst erst die durch Kant bewirkte große Veränderung, „von welcher an der durch sie geweckte Geist sukzessiv alle Wissenschaft und die ganze Literatur ergreifen mußte". Er rühmt ihm denn auch nach, daß seine Lehre sich fortwirkend erwiesen hat und in unsere deutsche Kultur am tiefsten eingedrungen ist, und er kommt wiederholt darauf zurück, welch grenzenloses Verdienst sich „der Alte vom Königsberge" um ihn erworben habe, indem er ihm die Ueberwindung seines früheren „steifen" Realismus, die Abkehr von einer stockenden, d. h. nicht mehr weiter könnenden Objektivität, die innere Klarheit über sein bisheriges „Schaffen, Tun und Denken", mit anderen Worten die philosophische Fundamentierung desselben danke. Schiller trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er dem Freunde schreibt, daß es eine sehr interessante Erscheinung ist, wie sich seine anschauende Natur mit der Philosophie so gut verträgt und immer dadurch belebt und gestärkt wird.

Hat also Goethe die neue geistige Bewegung ohne Wissen und ohne Wollen vorbereitet, so kommt Kant, um mit Heinrich Scholz zu sprechen, „als der Urheber einer der Verarbeitung Goetheschen Ideen und der Objektivierung Goetheschen Erfahrung dienenden Geisteskultur" in Betracht, und zwar, wie sich von selbst versteht, nicht als realistischer Erkenntniskritiker und dualistischer Moralphilosoph, sondern als der bahnbrechende Entdecker der in Erkenntnis und Moralität latenten Geheimnisse des menschlichen Geistes und als der nicht minder bedeutende Eroberer einer ideendurchleuchteten Natur und Kunst. Dabei ist an die „Kritik der Urteilskraft", diesen, wie Hegel sagt, „interessantesten Punkt des Kantischen Systems" zu denken. Fichte nennt sie den „Gipfel der Kantischen Spekulation", und Schelling bezeichnet sie als Kants „tiefstes Werk, das, wenn er damit hätte anfangen können, wie er damit endete, wahrscheinlich seiner ganzen Philosophie eine andere Richtung gegeben hätte". Und Goethe ist ihr eine neue „höchst frohe Lebensepoche" schuldig; er fühlt sich durch sie leidenschaftlich angeregt, denn er sieht hier die beiden unendlichen Welten: Kunst und Natur selbständig nebeneinandergestellt und beiden das Recht zugestanden, um ihrer selbst willen da zu sein, aus großen Prinzipien zwecklos zu handeln. Es bereitet ihm großes Vergnügen, daß Kant in sehr scharfsinniger und eingehender Weise darlegte, wie den Schöpfungen der Kunst und der Natur an

Digitized by Google

sich jeder Zweck fremd sei, ja wie die Kunst Zwecke geradezu ausschließe, weil unser Wohlgefallen an ihr ein uninteressiertes sein solle und müsse. Indem Kant auf diese Weise Spinozas Verwerfung aller äußeren Zwecke beglaubigte, ging er doch in demselben Werke mit der Lehre von der inneren Zweckmäßigkeit der Kunstwerke und der organischen Natur seine eigenen, weiterführenden Wege. Bei der Kunst tritt diese Zweckmäßigkeit subjektiv als von uns ohne Zweckbegriff gefühlte und geschaute Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, bei den organischen Wesen objektiv als zweckmäßiges Verhältnis des Ganzen zu den Teilen und der Teile zum Ganzen oder mit anderen Worten, als Grundlage ihrer Bildung und als Bedingung ihres Daseins hervor. Gerade von einem solchen Gedanken war auch Goethe bei seinen Forschungen in der organischen Natur geleitet worden. Es freute ihn auch, der Kritik der Urteilskraft zu entnehmen, daß Poesie und vergleichende Naturkunde nahe miteinander verwandt seien, indem beide sich derselben Urteilskraft unterwerfen; hier sah er seine eigene Forderung erfüllt, ein Kunstwerk solle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt und der Wert eines jeden aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden. Kant bot ihm also eine philosophische Rechtfertigung und Begründung seiner Auffassung von den Beziehungen der Natur und Kunst.

Resümieren wir, so ist die idealistische Bewegung mit Goethes Weltanschauung verwurzelt, sie spinnt von ihr und zu ihr ihre Fäden, sie führt direkt und anschaulich zu ihr hin nach dem Vorgange aller menschlichen Erkenntnis, welche, wie Kant sagt, mit Anschauungen anfängt, von da zu Begriffen fortschreitet und mit Ideen endigt. Sie rankt sich an dem deutschesten und doch allgemein menschlichen Lebensbegriff empor, den Goethe mit einer unvergleichlichen Schönheit und Kraft, mit einer ungewöhnlichen Gedankenfülle und mit heiliger Unschuld umkleidet, zum obersten Range erhoben, zur geistigen Herrschaft geführt hat.

Indexziffer

Gibt es etwas Unbefriedigenderes als den heutigen Lohnkampf und die heutige Art der Festsetzung von Löhnen und Gehältern, und gibt es etwas Gefährlicheres? Und zwar für alle Beteiligten, die Arbeitnehmer, die Arbeitgeber und die Konsumenten. Wenn heute irgendeine Arbeiterkategorie eine Lohnerhöhung durchgesetzt hat, so steigen sofort entsprechend die Preise. Es ist, wie die etwas abgenützte Phrase lautet, eine Schraube ohne Ende. Die Inflation, die Aufblähung des Geldes, wird durch jede Lohnerhöhung verschärft, und nach wenigen Wochen ist der kräftig aufgebesserte Arbeiter oder Angestellte so weit wie vorher. Diese Art der Lohnkämpfe und Lohnfestsetzung ist, wie gesagt, unbefriedigend und führt zu nichts. Es müssen neue Methoden gefunden werden, die gerechter sind und die weniger grob vorgehen. Eine solche Methode ist möglich, sofern man den Löhnen nicht mehr die jeweiligen Forderungen irgendeiner Arbeiterkategorie zugrunde legt, sondern den tatsächlichen Stand der Teuerung. Das ist nicht nur möglich, sondern ist in England schon vor etwa Jahresfrist in einem großen Werke durchgeführt worden. Notwendig hierfür ist nur ein von allen Beteiligten anerkannter Maßstab, eine Art Barometer, an dem man das Fallen und Steigen der Preise ablesen kann. Zu diesem Zweck muß man eine entsprechend konstruierte Ziffer herstellen. Man nennt sie nach dem englischen Vorbild Indexziffer. Fast in allen Ländern der Welt gibt es heute derartige Ziffern. Die bekanntesten und ältesten sind die englischen, von denen die eine in der Zeitschrift „Statist", die andere im „Economist" erscheint. Die Ziffern des „Economist" werden in der Weise errechnet, daß für eine Reihe der wichtigsten Großhandelswaren allmonatlich der Preis festgestellt und die festgestellten Preise addiert werden. Die so gegebene Ziffer soll dann das Steigen oder

Digitized by Google

Fallen des allgemeinen Preisniveaus anzeigen. Man braucht nicht sehr gründlich die Sache zu betrachten, um zu sehen, daß hier bei dieser englischen Art der Feststellung recht große Bedenken vorliegen. Zunächst einmal ist nicht jede Ware gleichbedeutend. Das Steigen von Baumwollpreisen ist unvergleichlich wichtiger als etwa das von Pfeffer- oder Rosenölpreisen. Man müßte also zum mindesten die Waren je nach ihrer Bedeutung berücksichtigen. Es gibt aber auch andere Versuche, die in Deutschland u. a. von Calwer und neuerdings von Dr. Elsas mit Erfolg vorgenommen werden. Hier wird nicht der Großhandel zugrunde gelegt, sondern das Bedürfnis des Durchschnittsarbeiters beispielsweise. Zu diesem Zweck werden die Bedürfnisse etwa einer fünfköpfigen Familie festgestellt und in der Rechnung berücksichtigt, der Preis der Wohnung, der Stiefel, der Kleider, der Lebensmittel usw., und zwar jeder Posten entsprechend der Bedeutung, den er für den Konsum hat. Wenn nun allmonatlich diese Feststellung erfolgt, so kann man entsprechend die Löhne regulieren. Die von uns erwähnte englische Großfirma beispielsweise hat mit ihren Angestellten verabredet, daß nach den Ziffern des „Economist" eine solche Feststellung regelmäßig stattfindet und entsprechend die Löhne nach oben oder unten festgesetzt werden. Es ist aber den Angestellten zugesichert worden, daß unter eine gewisse Mindestziffer die Gehälter nicht sinken sollen. Es wäre nun Aufgabe des zuständigen Amtes — es ist unseres Wissens das Reichswirtschaftsministerium —, schnell, gut und vor allem unparteiisch solche Ziffern aufzustellen und sie dann allen beteiligten Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen zur Verfügung zu stellen. Wir sind überzeugt, daß dadurch in den ganzen Lohnkampf mehr Ruhe und Ordnung hereinkommen und allzu große Erbitterungen ausgeschlossen würden. Vor allem wäre den Beamten damit gedient, denn diese hinken gewöhnlich mit ihren Teuerungszulagen ganz empfindlich hinter den wahren Tatsachen nach. Dadurch kommt in ihre Reihen Unzufriedenheit und Arbeitsunlust in bedenklichem, die Allgemeinheit schädigendem Umfange und vor allem wird die Not gerade dieser wertvollen Kreise immer schlimmer.

Natürlich, die Indexziffern allein können uns nicht retten, denn auch sie werden ein weiteres Steigen der Preise nicht verhindern können. Da müssen ganz andere Mittel mit herangezogen werden. Vor allem ist durch Steuern die künstliche Kaufkraft zu beseitigen und durch Vermögensabgaben muß das vorhandene Scheinkapital, das angesammelte Wasser im Volkskörper, abgelassen, abgezapft werden. Gegen diese Operation sträubt sich merkwürdigerweise das Kapital. Sehr zu unrecht. Denn erst wenn diese Operation durchgeführt ist, wird das Kapital wieder kaufkräftig sein, während es so im Gegenteil immer schwächer wird. Immerhin, die Einführung einer Indexziffer in die praktische Lohnpolitik wird vielleicht ein zu schnelles Ansteigen der Löhne, ein zu abruptes Hinaufsetzen der Bezüge aller Festbesoldeten verhindern, und das wäre schon recht viel. E. K.

Berichte aus allen Wissenschaften

Philosophie

Spinoza und wir

Wer noch daran zweifeln konnte, daß das deutsche Volk durch die furchtbaren Kriegsjahre mit allen ihren Folgeerscheinungen einen so tiefen Kulturfturz erlebt hat, wie wir ihn noch vor kurzem überhaupt für unmöglich hielten, dem werden die jüngsten Verhandlungen der preußischen Landesversammlung die Augen geöffnet haben, in denen der Ministerpräsident sich von der Tribüne des Parlaments gegen die antisemitische Propaganda, gegen die „Schmach des Jahrhunderts" wenden mußte, die in der Presse, in der Volksversammlung, ja selbst in der Schule — und nicht am wenigsten in der

Digitized by Google

Hochschule — ihr Unwesen treibt. Unwillkürlich wendet der Vaterlandsfreund seine Blicke aus der trüben Gegenwart in eine schönere Vergangenheit, in jene Zeiten, in denen ein Lessing, ein Herder, ein Goethe,[1]) diese glänzendsten Gestalten des deutschen Geisteslebens, sich die Lehre eines der größten Denker aller Zeiten, eines der edelsten Geister der Menschheit, des Juden Baruch Spinoza, zur Richtschnur ihres eigenen sittlichen Denkens erwählten. Wer aber verdiente wohl auch in unseren Tagen mit mehr Recht dem deutschen Volke in die Erinnerung zurückgerufen zu werden als gerade Spinoza? Denn wenn auch seit seinem Tode nahezu ein Vierteljahrtausend verflossen ist, so ist er dennoch auch heute noch unter uns lebendig, immer noch „herrscht über die Geister der Geist". Und darum darf ich vielleicht den Lesern dieser Zeitschrift einiges von dem Manne erzählen, bei dem wir, wie kaum bei einem zweiten, Trost in diesem entsetzlichen Unglück suchen und finden können, das der verlorene Krieg über unser deutsches Vaterland heraufbeschworen hat.

Lange war sein Leben in Dunkel gehüllt. Aber allmählich hat die fortschreitende Forschung doch Licht in dieses Dunkel gebracht, und die Gestalt des edlen Denkers ist immer heller und leuchtender vor unsere Augen getreten. Wir wissen, daß er, der aus einem altangesehenen jüdischen Geschlecht der Pyrenäischen Halbinsel, wahrscheinlich Portugals, stammte, eigentlich d'Espinoza hieß und in den Niederlanden, in Amsterdam, wohin seine Familie sich vor den Verfolgungen der Inquisition geflüchtet hatte, am 24. November 1632 das Licht der Welt erblickte. Obwohl seine Familie in günstigen Verhältnissen lebte, war dem Sohne doch kein glückliches Los beschieden. Das hatte seinen Grund darin, daß der junge Spinoza, der für das Rabbinat bestimmt war, je mehr er sich in seine philosophischen Studien vertiefte, desto mehr dem Glauben seiner Väter entfremdet und schließlich nach längeren Verfolgungen aus der jüdischen Gemeinde ausgestoßen wurde, aber auch bei den Vertretern der christlichen Kirche wegen seines „Atheismus" verschrien ward[2]) und so ein einsames Denkerleben führte, das ein früher Tod abschloß. Völlig verarmt, fristete er seinen überaus bescheidenen, ja dürftigen Lebensunterhalt mit dem Schleifen von optischen Gläsern, und man darf annehmen, daß diese neben seinen Studien ausgeübte Tätigkeit den an sich schon wenig widerstandsfähigen Körper des Gelehrten so geschwächt hat, daß seine Kräfte bald versagten. Im Alter von vierundvierzig Jahren ist er am 21. Februar 1677 im Haag gestorben, wo er sich im Jahre 1670 niedergelassen hatte, nachdem er schon als junger Mensch von vierundzwanzig Jahren seine Vaterstadt Amsterdam verlassen hatte, um abwechselnd an verschiedenen Orten der Umgegend, in ländlicher Einsamkeit, seine Tage zu verbringen. Damals war der Name des großen Denkers schon in der ganzen Kulturwelt bekannt, der, wie kaum ein anderer, nicht nur auf die Philosophen seiner eigenen Zeit, sondern auch auf die der Nachwelt einen gewaltigen Einfluß ausübte. In Deutschland ist ganz besonders Ludwig Feuerbach (1804—1872) in seine Fußtapfen getreten, der für Spinozas Biographen Wilhelm Bolin[3]) die Hauptquelle bildet. Treffend nennt Feuerbach den

[1]) Vgl. u. a. Goethes „Wahrheit und Dichtung", dritter Teil, 14. Buch und vierter Teil, 16. Buch.

[2]) Vgl. Voltaires Wort: pauvre juif déjudaïsé, qui eut le malheur de n'être pas né chrétien (nach Bolin).

[3]) Spinoza. Ein Kultur- und Lebensbild. Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1894. — Eine lesenswerte Schrift, die für weitere Kreise bestimmt ist, aber der Korrektur durch die neueren Forschungen bedarf, hat Berthold Auerbach verfaßt: Spinoza. Ein Denkerleben. (Cottasche Handbibliothek Nr. 41, Stuttgart und Berlin.) Beide Schriften fußen offenbar auf derjenigen des Johann Colerus, ehemaligen Predigers der evangelischen Gemeinde im Haag, die zuerst 1706 veröffentlicht wurde, im Jahre 1733 aber, aus dem Französischen ins Deutsche übertragen und mit zahlreichen Anmerkungen versehen, in Frankfurt und Leipzig erschien. Diese Schrift war auch Goethe bekannt (vgl. „Wahrheit und Dichtung", vierter Teil, 16. Buch) und lange Zeit die einzige Schrift, die über das Leben des Benediktus (wörtliche Übersetzung von Baruch!) Spinoza Auskunft gab. Obwohl von einem Gegner Spinozas geschrieben, der sich an zahlreichen Stellen ausdrücklich dagegen verwahrt, ein Anhänger seiner Lehre zu sein, enthält sie doch wertvolles Material zur Kenntnis seines Denkerlebens.

Digitized by Google

niederländischen Denker einen Heros der Gedankenfreiheit,[1]) dessen wahrhaft welthistorische Bedeutung darin bestehe, der Erlöser der Vernunft der neueren Zeit zu sein. Kann das neue, freie Deutschland sich einen besseren geistigen Führer denken? Einen besseren Führer als ihn, den Begründer des Pantheismus, der den Gottesbegriff nicht, wie ihm Unverstand und Engherzigkeit vorwarfen, geleugnet, sondern geläutert hat, der sich Gott und Natur zwar nicht getrennt denken, aber ebensowenig die Natur ohne einen Gott vorstellen kann, der alle Vollkommenheit der Natur in sich faßt? Mit dieser seiner Lehre[2]) war Spinoza seinem Zeitalter und seiner theologischen Befangenheit weit vorausgeeilt. Und mag sie heute auch dem einen oder anderen durch spätere Ergebnisse der Forschung vielleicht überholt erscheinen: für uns und für alle Zeiten bleibt Spinoza doch der unermüdliche, unbeugsame Wahrheitsforscher, der Führer auf dem Wege der Erkenntnis, die nur dann lebendig ist, wenn sie auf dem eigenen, selbständigen Urteil, auf der Freiheit des Denkens beruht, ohne die wahrhaftes Erkennen nicht möglich ist.

Wann aber sollte dieser Wahrheitsforscher unserem Volke jemals notwendiger, unentbehrlicher gewesen sein als in unseren Tagen, wo es nur „an der Wahrheit wieder gesunden" kann?

Professor Richard Eickhoff.

Literarische Berichte

Kunstschutz im Kriege. Berichte über den Zustand der Kunstdenkmäler auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen und über die deutschen und österreichischen Maßnahmen zu ihrer Erhaltung, Rettung, Erforschung. In Verbindung mit Vielen herausgegeben von Paul Clemen. Zweiter Band: Die Kriegsschauplätze in Italien, im Osten und Südosten. Mit 224 Seiten. Leipzig, E. A. Seemann. Preis für Band 1 und 2 geb. M. 60.—, in Subskription M. 45.—.

Der erste Teil dieses monumentalen Werkes wurde hier gleich nach seinem Erscheinen in dankbarer Würdigung seines reichen und überaus bedeutsamen Inhalts angezeigt. Der zweite, nun gleichfalls vorliegende Teil bestätigt und verstärkt den Eindruck, daß der „Kunstschutz im Kriege" zu den wichtigsten von deutscher Seite unternommenen Veröffentlichungen der Kriegsliteratur gehört. Der räumliche Rahmen ist hier noch ungleich weiter gespannt als im ersten Teil; er bringt uns wieder einmal zu plastischer und erschütternder Anschauung den ungeheuren Umfang des Kriegsschauplatzes und damit das Uebermenschliche, das deutsche Männer und Waffen in vier Jahre langem Ringen gegen eine Welt von Feinden geleistet haben. Einer feindlichen Welt galt der Kampf der deutschen Krieger; den nicht minder hartnäckigen und ehrenvollen Kampf gegen das feindliche Gesetz des Krieges selbst, das Gesetz rücksichtsloser, allgemeiner Zerstörung, führten die deutschen und die österreichischen Kunstgelehrten, sie kämpften um die Rettung und Erhaltung möglichst zahlreicher Bau- und Kunstdenkmäler, deren so viele vom völligen, sicheren Untergang bedroht und ereilt worden sind. — Von den achtzehn Kapiteln dieses Bandes behandeln die ersten fünf jene Gebiete, in denen Deutschland und Oesterreich gemeinsam jenen Verteidigungskampf für gefährdete Schöpfungen der Kunst führten. So berichtet Prof. Dvorak (Wien) über die Einrichtungen des Kunstschutzes in Oesterreich, Landeskonservator Prof. Gnirs (Wien) über die Denkmalpflege an der österreichischen Isonzofront 1915—18, Prof. v. Wieser, der Landeskonservator von Tirol, über die in Tirol zum Schutz der Kunstdenkmäler gegen Kriegsgefahr getroffenen Maßnahmen, endlich Dr. Mannowsky (Berlin) über den deutschen und Dr. Tietze (Wien) über den österreichischen Kunstschutz in Italien. Besondere Beachtung verdient das sechste Kapitel: „Die Baudenkmäler auf dem ostpreußischen Kriegsschauplatz" von Dr. Dethleffsen (Königsberg); hier haben wir ein Zeugnis, wie unsere Gegner hausten, wo sie feind-

[1]) Vgl. Bolin a. a. O., S. 148 ff. — Ebenda S. 154 ff.

[2]) Sie ist in seinen Hauptwerken, der Ethik und der theologisch-politischen Abhandlung, deren ersteres nach seinem Tode erschien, niedergelegt. Berthold Auerbach hat Spinozas sämtliche Werke, in deutscher Sprache und mit einer biographischen Einleitung, herausgegeben.

Digitized by Google

lichen, d. h. unseren, Boden betraten: von Kunstschutz war da keine Rede! Die nächsten Kapitel führen uns nach dem Generalgouvernement Warschau (von Prof. Clemen selbst bearbeitet), Litauen (Prof. Weber, Jena), ins Gebiet der Bugarmee (Baurat Kullrich, Dortmund), nach dem Generalgouvernement Lublin und Galizien (F. v. Schubert-Soldern, Wien). Und immer weiter nach Osten zieht sich mit dem Krieg auch die kunstwissenschaftliche Arbeit: Rumänien (Prof. Braune, Breslau), Serbien (Generalkonservator Buberl, Wien), Mazedonien (Prof. Dragendorff, Berlin), das westliche Kleinasien (Prof. Karo, Athen), Syrien, Palästina und Westarabien (Geh. Rat Wiegand, Berlin), Mesopotamien, Ostanatolien, Persien und Afghanistan (Geh. Rat Sarre, Berlin) – überall folgt dem Soldaten der beiden Kaiserreiche der Gelehrte, um nach Kräften zu erhalten und wiederaufzubauen oder im Bild und Wort doch das unwiderbringlich Zerstörte fortleben zu lassen. Den Schluß machen Berichte über die Metallbeschlagnahme in Deutschland (Geh. Rat Trendelenburg, Berlin) und Oesterreich (Reg.-R. v. Schubert-Soldern, Wien). Schon diese Aufzählung muß jedem eine Vorstellung geben von der gewaltigen Arbeitsleistung, die unsere Kunstwissenschaft während des Kriegs vollbracht, und von dem in seiner Vielseitigkeit fast unerschöpflich anmutenden Inhalt des Werkes; wie auch, daß die Reihe der Mitarbeiter sich aus den ersten Namen, längst bewährten Autoritäten und hochangesehenen jüngeren Kräften zusammensetzt. Fügen wir hinzu, daß die weit über 200 Abbildungen, meist in vorzüglicher Ausführung, ein teils kunstgeschichtlich lehrreiches und anregendes, teils menschlich erschütterndes Anschauungsmaterial bieten, und betonen wir noch den Geist echter, vornehmer Objektivität, die hohe Auffassung von dem internationalen Wert und Beruf der Kunst und der ihr dienenden Wissenschaft, so ist damit nur wiederholt, was wir schon früher angedeutet haben: daß der „Kunstschutz im Krieg" nicht nur eine wissenschaftliche Meisterleistung, sondern geradezu eine Ehrenrettung des deutschen Namens gegen böswillige und leichtfertige Verleumdungen darstellt. Und wer dann noch ein Gegenbild zu der deutschen Auffassung des Themas „Krieg und Kunst" zu sehen wünscht, dem sei die Lektüre dessen empfohlen, was Dr. Tietze unter dem bitter ironischen Titel: „Italienischer Kunstschutz in Wien" über den von den Italienern begangenen Raub an Schätzen der Wiener Sammlungen berichtet. Es wird ein Prüfstein für italienisches Ehrgefühl sein, wie lange diese Nation sich mit dem einem wehrlosen Unterlegenen skrupellos entrissenen Kunstgut brüsten wird. K.

Die Forderungen unserer Mittelschüler und die Schulreform. Von Leo Bloch. Wien, Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung.

Die Schrift ist deutsch-österreichischen Verhältnissen gewidmet. Es sind Warnungen und Vorschläge eines erfahrenen Schulmannes, gerichtet an die Mittelschuljugend aus Anlaß der von ihnen beim Eintritt der „neuen Zeit" erhobenen Forderungen. Der Verfasser ist der Ansicht, daß „Kinderfragen" unter allen Umständen eine ernste Antwort verlangen und hält sich infolgedessen auch fern von aller Ironie. Das Ganze aber gab ihm in erster Linie Gelegenheit, sich gründlich über die Frage der Schulreform auszusprechen. Z.

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von K. T. Heigel. 4. Aufl., besorgt von F. Endres) (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 129.. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 1.90.

Diese vierte Auflage des bekannten Heigelschen Buches, die der Schwiegersohn des Verfassers besorgt hat, weist gegenüber der dritten, die Heigel 1915 noch selbst einer eingehenden Umarbeitung unterzogen hatte, kaum Veränderungen auf, da der jetzige Herausgeber mit Recht vermieden hat, dem Werkchen den persönlichen Charakter zu rauben. Nur die Literaturangaben sind erweitert worden. Bei dem letzten Kapitel hätte vielleicht noch das wertvolle Werk von Friedjung: „Das Zeitalter des Imperialismus 1884—1914" genannt werden können. Wer sich kurz über die wichtigsten Ereignisse des 19. Jahrhunderts, d. h. von 1789 bis zum Weltkriege, unterrichten will, greife zu diesem Buch. Schn.

Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten von Botschaftsrat a. D. Hermann Freiherrn v. Eckardstein. Bd. I. Leipzig, Paul List.

Ein an vielen entscheidenden Vorgängen unserer auswärtigen Politik unmittelbar Beteiligter ergreift hier das Wort. Der bisher allein vorliegende erste Band seiner Denkwürdigkeiten bringt allerdings im wesentlichen nur persönliche Erinnerungen, er liefert ein sehr interessantes Bild der diplomatischen Welt; das eigentlich politisch und historisch Wertvolle wird für den hoffentlich recht bald erscheinenden zweiten Band in Aussicht gestellt. Gelegentlich aber wird dieses Prinzip doch schon durchbrochen. Besondere Bedeutung kommt z. B. dem Brief des Fürsten Münster vom 14. April 1898 zu, der auf S. 296 ff. abgedruckt wird.

Digitized by Google

Die Gesamttendenz des Werkes ist die denkbar schärfste Verurteilung der wilhelminischen Diplomatie, weil sie immer wieder die sich bietenden Gelegenheiten, mit England zur Verständigung zu kommen und dadurch die Gefahr des Weltkriegs im Keime zu ersticken, aus Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit verpaßt habe. Man wird die Einzelheiten abwarten müssen, die im zweiten Band den Beleg dieser Auffassung erbringen sollen, bevor man sich ein endgültiges Urteil zu dieser Schicksalsfrage bildet. Verkennen läßt sich allerdings schon jetzt nicht, daß der Verfasser, so berechtigt auch seine Grundauffassung sein mag, sich durch eine allzu starke Sympathie für England ganz im Sinne Lichnowskys zu schweren Einseitigkeiten hat hinreißen lassen. Wie dem auch sei, wenn der zweite Band das hält, was der Verfasser verspricht, so wird er eine der allerwichtigsten Veröffentlichungen für die Vorgeschichte des Krieges darstellen, zu der aufs eingehendste Stellung zu nehmen sein wird. W. W.

Universitätsfragen und Erinnerungen. Von Gustav Cohn. Stuttgart, Ferdinand Encke. M. 10.—.

Schwebende Fragen der Selbstverwaltung der Universität behandelt der erste Teil dieses vollbefrachteten Werkes aus der Feder eines unserer angesehensten Lehrer der Staatswissenschaften. Die einzelnen Aufsätze, bis auf einen, den wichtigsten, den über „Selbstverwaltung und Staatsverwaltung der deutschen Universitäten", waren schon früher gedruckt; ihre Zusammenfassung begründet sich in den gleichen grundlegenden Gedanken, die alle, kritisch und aufbauend, durchklingen. Der Aufsatz „Dichtung und Wahrheit" leitet über zu den „Erinnerungen", Bausteinen zu einer Selbstbiographie, die zugleich im Theoretischen weit über eine solche hinausweisen und ihrem Gedankengehalt nach ebenfalls eng mit dem ersten Teile des Werkes zusammenhängen. Und wer zu lesen versteht, erkennt bald die Nutzanwendungen, die das behandelte engere Gebiet mit dem Gebiet des ganzen großen Staatswesens verbinden. 3.

Die Charakterprobleme bei Shakespeare. Von Levin L. Schücking. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Geb. M. 7.— und 30% Teuerungszuschlag.

Das neue Werk Professor Schückings verrät gründliche Beschäftigung mit Shakespeare; es ist eine kritische Leistung von hervorragender Bedeutung. Die besonderen literar-historischen Voraussetzungen der Entstehungszeit des Shakespeareschen Dramas sind für den Verfasser bestimmend gewesen. Er wendet eine allgemeine Methode für die Lösung der Charakterprobleme an. Hilfsmittel sind ihm die unmittelbare Selbsterklärung und die Charakterspiegelung. Er betrachtet die wichtigsten viel umstrittenen Figuren Shakespeares. Dabei setzt er sich mit den ersten Forschern auseinander; ob er aber allen gerecht wird, wie z. B. einem Mann wie Fr. Th. Vischer, ist fraglich. Allein, mag man auch nicht mit allen seinen Ausführungen einverstanden sein, sicherlich ist sein Buch eine der wichtigsten neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete.

E. M.

Immensee und Pole Poppenspäler. Von Theodor Storm. Mit Schattenbildern von Johanna Beckmann. Verlag von Rösl & Co. in München. Immensee Preis kart. M. 5.—, Poppenspäler M. 5.50.

Johanna Beckmann hat den beiden Büchern eine Anzahl sehr feiner Schattenbilder beigegeben, die sich in der Stimmung dem Texte anschmiegen und das Duftige und Liebliche der Erzählungen Storms noch unterstreichen. Zwei liebe Büchelchen, an denen man aufrichtige Freude haben kann.

H.

Die deutsche Schulreform der Zukunft. Von Otto Kley. Köln, J. P. Bachem. M. 3.—.

Diese Schrift eines Katholiken ist, auch für Protestanten, um deswillen eine der wichtigsten auf dem Gebiete der Einheitsschulbewegung, weil sie neben Grundsätzlichem auch sehr viel Tatsächliches beibringt. Vor allem läßt der belesene Verfasser auch die Presse zur Einheitsschulfrage zu Worte kommen, in der sich am ursprünglichsten Wesen und Richtung des schulpolitischen Kampfes offenbaren, und er zeigt zugleich den Niederschlag all dieser Stimmungen und Ideengänge in Organisationen, Parteien und Parlamenten. Das verbreitet außerordentlich viel Licht über die ganze Frage, wozu auch die im Anhang abgedruckten Dokumente und Pläne als dankenswerteste Ergänzung wesentlich beitragen.

3.

Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Von W. Langenbeck. 3. Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 174.) Leipzig, B. G. Teubner. 116 Seiten. Geb. M. 1.90.

Vorliegende Auflage ist auch bezüglich der angegebenen Literatur im wesentlichen nur ein Neuabdruck der zweiten Auflage vom Jahre 1913, ist also noch nicht beeinflußt von der durch den Krieg bewirkten Umstellung unseres Urteils über die englische

Digitized by Google

Entwicklung, besonders auch bezüglich seines Verhältnisses zu den Kolonien und den Vereinigten Staaten. Trotzdem gibt das Buch einen klaren Ueberblick nicht nur über die Entstehung und das Anwachsen des englischen Reiches, sondern auch über die wichtigsten Fragen, wie z. B. Freihandel oder Schutzzoll, die für England in Betracht kommen. Schn.

Aufbau oder Zerstörung? Von Paul Lauer. Münster, Heinrich Schöningh. M. 1.65.

Auch diese Studie des bekannten Münsterer Universitätslehrers behandelt eines der pädagogischen Lieblingsthemata der Gegenwart, die Einheitsschule, und zwar nennt sie sich selbst im Untertitel eine Kritik derselben und kommt auf Grund sorgfältiger Erwägungen zu einer entschiedenen Ablehnung. Bemerkenswert ist besonders der Nachweis, daß die Einheitsschule letzten Endes kein neuer Gedanke, sondern, ihren Vertretern unbewußt, die Fortsetzung von Fehlern ist, unter denen das preußische Schulwesen seit hundert Jahren schwer gelitten hat. Aufbauend ist das letzte Kapitel. Hier zeigt Lauer, welche Wege eingeschlagen werden müssen, um aus der falschen Richtung frei zu werden, und wie man zu einem Bildungswesen gelangen könne, das den Bedürfnissen der neuen Zeit entspreche, in dem dann zugleich, was von den Zielen der Einheitsschule berechtigt sei, besser als durch sie selbst erreicht werden würde.

H. Z.

Das Madonnenideal in der Tonkunst. Von Eugen Schmitz. Band 36 der Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen, „Die Musik" (bis Band 32 von Richard Strauß, von Band 33 an von Artur Seidl herausgegeben). Mit sieben Vollbildern in Tonätzung und fünf Notenbeilagen.

Ein schöner Gedanke, dessen Urheberschaft wir wohl Artur Seidl, dem geistvollen Erfasser des Dichterischen in der Tonkunst, zuschreiben dürfen, hat hier seine ebenso schöne Durchführung gefunden. Eugen Schmitz, der feine Kenner katholisch-musikalischer Ueberlieferung, behandelt alles, was mit dem Madonnengedanken und der Marienverehrung zusammenhängt, in einer höchst anregenden, auch den Laien fesselnden Weise, so daß zum erstenmal unter gedachtem Gesichtspunkt gesammelt erscheint, was man sonst weit zerstreut findet. Die Darstellung folgt sachlich der geschichtlichen Entwicklung: Mittelalter, Palestrinazeit, Stil des 17. Jahrhunderts lösen einander ab. Ausführlich wird das 19. Jahrhundert geschildert, und es fehlen nicht die neuesten Erzeugnisse. Zu der entzückenden Ausstattung mit Bildern und Noten gehört auch die Beigabe von sechs liturgischen Marienliedern (mit Uebersetzungen), und ebenso die Quellen- und Namenverzeichnisse, die das Buch dem praktischen Gebrauche empfehlen. In Bälde wird als Parallelbändchen der Sammlung „Das Christusideal in der Tonkunst" erscheinen.

Dr. K. Grunsky.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aufzeichnungen des Doktors Prorsus. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung (G. Braun). M. 1.50.

Barth, Hans, Römische Asche. Neue Xenien. Bern, Ferd. Wyß, Verlag. Fr. 5.—.

Cramer, Valmar, Die Junggesellenfrage. Ein Beitrag zur Sozialethik und Bevölkerungspolitik. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Geh. 3.20, geb. M. 3.80.

Das Gewissen. Halbmonatsschrift. Leiter Alois Essigmann. Juli 1919. Doppelheft 9/10. Wien XII/$_2$, Verlag „Das Gewissen" (Rudolf Falk). Kr. 4.40 (M. 3.—).

Engel, Eduard, Kaiser Friedrichs Tagebuch. Mit Einleitung und Aktenstücke. Halle (Saale), Heinrich Diekmann, Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 5.—.

Friedjung, Heinrich, Historische Aufsätze. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Geh. M. 20.—, in Halbleinenband M. 24.—.

Gerechtigkeit. Monatshefte für Auswärtige Politik. Juli 1919, Heft VII. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Hennes, Gerhard, und Schneider, Bernhard, Johannes und sein Reisekamerad. Märchenspiel nach Andersen in fünf Aufzügen. Musik von Ernst Heußer. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Geh. M. 2.60.

Korte, Theodora, Jan Bernd Hoeftmann, die Geschichte eines Emslandjungen. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Küchler, Dr. Walther, Universitätsprofessor, Romain Rolland, Henri Barbusse, Fritz v. Unruh. Vier Vorträge. Verlagsdruckerei Würzburg, G. m. b. H. Geh. M. 4.—.

Larisch, Rudolph v., Der Kajak und seine

Digitized by Google

Arten. Wien und Leipzig, Verlag Carl Fromme, G. m. b. H. Kr. 5.—.

Lauffer, Prof. Dr. Otto, Das deutsche Haus in Dorf und Stadt. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. M. 1.50.

Maack, Dr. Ferdinand, Raumschach. Einführung in die Spielpraxis. Mit Illustrationen. Hamburg, Verlag Dr. Ferdinand Maack. M. 3.—.

Müsebeck, Dr. Ernst, Archivrat, Geh. Staatsarchivar, Das preußische Kultusministerium vor hundert Jahren. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 9.—.

Neurath, Privatdozent Dr. Otto, Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft. München, Verlag D. W. Callwey. Brosch. M. 10.—.

Niebergall, Professor D. F., Idealismus, Theosophie und Christentum. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Ostdeutschland. Nr. 19, 20 und 21 (Sonderheft). Europäische Staats- und Wirtschaftszeitung. Herausgeber Dr. Anton Hofrichter. M. 2.—.

Pannwitz, Rudolf, Zeit- und Streitschriften des „Friede" III. Der Geist der Tschechen. Wien I, Verlag „Der Friede". M. 6.80.

Pilz, Johann, Miniaturen-Gedichte mit acht farbigen Bildbeigaben nach Aquarellen von Franz von Bayros. Wien-Prag-Leipzig, Verlag Ed. Strache. M. 16.— (Kr. 27.—).

Pro Palästina. Schriften des Deutschen Komitees zur Förderung der jüdischen Palästinasiedlung. 1. Heft: Cohen (Reuß) M. d. R., Die politische Bedeutung des Zionismus. Berlin SW 61, Reimar Hobbing. 2. Heft: Ballod, Professor Dr. Carl, Palästina als jüdisches Ansiedlungsgebiet. 3. Heft: Eberhard, Schulrat Otto, Der Zionsgedanke als Weltidee und als praktische Gegenwartsfrage. 4. Heft: Endres, Franz Carl, Kaiserl. ottoman. Major a. D., Die wirtschaftliche Bedeutung Palästinas als Teiles der Türkei. 5. Heft: Blankenhorn, Professor Dr. Max, Der Boden Palästinas, seine Entstehung, Beschaffenheit, Bearbeitung und Ertragfähigkeit. 6. Heft: Leo, Dr. R., Das Ostjudenproblem und Palästina. 7./8. Heft: Trietsch, Davis, Palästina und die Juden. Tatsachen und Ziffern. Mit 8 Kartenskizzen und graphischen Darstellungen. Berlin SW, Großbeerenstr. 17, Deutsches Komitee zur Förderung der jüdischen Palästinasiedlung (Buchabteilung).

Rudolph, Hermann, Die Auferstehung der Toten. Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. Kart. M. 1.—.

Rühlmann, Professor Dr. Paul, Europa am Abgrunde. Die wichtigsten Bestimmungen des Versailler Friedensvertrags in ihren Wirkungen. Leipzig, K. F. Koehler. Geh. M. 2.50.

Scheurer, Dr. Adolf, Seekriegsrecht und Seekriegführung im Weltkrieg. Eine Denkschrift unter Benutzung amtlichen Materials. Berlin, Julius Springer. M. 2.40 und 10% Teuerungszuschlag.

Scholz, Kammergerichtsrat Dr. Franz, Privateigentum im besetzten und unbesetzten Feindesland, unter besonderer Berücksichtigung der Praxis des Weltkriegs. Berlin, Verlag von Otto Liebmann. Geh. M. 22.—, geb. M. 25.—.

Stockmann, Alois, S. J., Alban Stolz und die Schwestern Ringseis. Ein freundschaftlicher Federkrieg. Mit 4 Bildern. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 9.—, geb. M. 11.—.

Tribüne der Kunst und Zeit. Herausgeber Kasimir Edschmid. Müller-Wulkow, „Aufbau-Architektur"; Goll, Iwan, „Die drei guten Geister Frankreichs"; Krell, Max, „Ueber neue Prosa"; Bekker, Paul, „Neue Musik". Berlin, Erich Reiß, Verlag. Preis jedes Bandes M. 2.60.

Tanzmann, Bruno, Versuch einer neuen Deutung des Nibelungenliedes. Blätter vom Hakenkreuz. Hellerau-Dresden, Hakenkreuz-Verlag. M. 1.—.

Volckmann, Erwin, Straßennamen und Städtetum. Beiträge zur Kulturgeschichte und Wortstammkunde aus alten deutschen Städten. Würzburg, Gebrüder Memminger, G. m. b. H.

Zapp, Arthur, Meister Sondermann. Roman. Leipzig, Hesse & Becker. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Die Not der deutschen Wissenschaft

Von

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Abderhalden (Halle a. S.)

Die gewaltigen Ereignisse der letzten Jahre haben die deutschen Wissenschaften in mancher Beziehung zu höchster Leistung gebracht und in vielen anderen zerstörend gewirkt. Die letzten Monate mit ihren zahlreichen Begleiterscheinungen: Mangel an Gas, an Heizmaterial, die fortwährenden Preissteigerungen, die Unmöglichkeit der Herstellung zahlreicher Präzisionsapparate usw. lassen immer deutlicher erkennen, daß eine Reihe der allerwichtigsten Forschungsgebiete Gefahr läuft, für die deutsche Forschung vollständig verloren zu gehen. Leider herrscht in weitesten Kreisen noch vollständige Unklarheit über die hohe Bedeutung der Wissenschaft für die gesamte Industrie und Technik und damit auch für den gesamten Handel. In dem Maße, wie die wissenschaftliche Forschung, besonders auf dem Gebiete der Chemie und Physik und der mit den Methoden dieser Gebiete arbeitenden angewandten Forschungsrichtungen, zurückzugehen gezwungen wird, werden Industrie und Technik und Handel mehr und mehr eingeengt. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Deutschland nur dann wieder emporkommen kann, wenn auf allen Gebieten neue Entdeckungen zu Erzeugnissen führen, die in der gesamten Welt konkurrenz- und damit absatzfähig sind. Die Produktion von Massenartikeln wird im allgemeinen kaum über die schweren Zeiten der kommenden Jahre hinweghelfen. Vielleicht wird Deutschland darauf angewiesen sein, auf allen Gebieten Feinarbeit zu leisten.

Ungezählte Kräfte stehen bereit, ohne Rücksicht auf Arbeitszeit und ohne jede Absicht auf Gewinn ihr Letztes herzugeben, um dem deutschen Volke im friedlichen Wettkampf mit den anderen Völkern seine Stellung als Kulturvolk in der Welt wiederzugeben. Leider müssen, durch die Verhältnisse gezwungen, zahlreiche Hände und Köpfe ruhen. Ein Beispiel möge die katastrophalen Zustände klarstellen. Die Universitätsinstitute haben einen bestimmten Etat. Die theoretischen Institute, dazu gehört u. a. ein physiologisches Institut, haben nur Ausgaben, jedoch keine einzige Einnahme. Der Etat ist nicht erhöht worden. Wohl sind in besonderen Notfällen kleine Zuschüsse möglich gewesen. Nun sind die Preise für Instrumente, Chemikalien usw. um das Fünf- bis Zehnfache ge-

Copyright 1920 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

stiegen. Die Unterhaltung der kleinen Handbibliotheken verschlingt allein den mehrfachen Betrag der früheren Ausgaben. Dazu kommt, daß an Stelle von zwei Semestern vier Semester in einem Jahre abgehalten werden mußten. Dadurch sind große Ausgaben entstanden, denn die Studierenden werden in praktischen Übungen unterwiesen. Es bleiben somit für die Forschungen fast gar keine Mittel übrig. Den Forscher packt Verzweiflung! Er ist genötigt, zahlreiche Forschungsgebiete, die er im Laufe der Jahre beackert hat, unvollendet liegen zu lassen. Manche Forschung ist so weit gediehen, daß es jetzt möglich wäre, praktischen Nutzen daraus zu ziehen. Es ist nicht möglich, die Forschung zu vollenden, weil die Mittel fehlen.

In schärfstem Kontrast mit der unendlich traurigen Lage der experimentellen Wissenschaft steht der Umstand, daß der Andrang von jungen Leuten, die bereit sind, unter schwersten persönlichen Opfern der Forschung zu leben, noch nie so groß war wie gerade jetzt. Selbst dann, wenn, was jedoch ausgeschlossen ist, ein junger Forscher bereit wäre, ohne jedes Gehalt sich der Forschung zu widmen, wäre dies undurchführbar. Wer soll die Mittel zu diesen Forschungen aufbringen? Es haben sich bei mir in der letzten Zeit eine ganze Reihe sehr tüchtiger junger Leute gemeldet. Ich mußte zu meinem großen Bedauern eine Absage geben, weil ich weder in der Lage bin, eine ausreichende Besoldung zu geben, noch ausreichende Mittel für die Forschung besitze. Es ist im höchsten Maße bedauerlich, daß meine Bemühungen, ein Notopfer für die Wissenschaft zu erreichen, fast vergeblich waren. Ich habe nur in zwei Fällen ein Verständnis für die gewaltige Notlage und die so außerordentliche Bedeutung dieses Zustandes gefunden. Es wäre eine Großtat des Reichsfinanzministers gewesen, wenn er zugelassen hätte, daß Stiftungen für die Wissenschaft vom Vermögen hätten abgezogen werden dürfen und steuerfrei geblieben wären. Ein solches Notopfer hätte sich in jeder Beziehung sehr bald als sehr lohnend erwiesen. Das Reich hätte den Verzicht auf diese Stiftungen reichlich verzinst erhalten.

Wenn der gewaltigen Not nicht gesteuert wird, dann bleibt den Forschern auf experimentellen Gebieten nichts anderes übrig, als in die Praxis überzugehen oder aber auszuwandern. Möchte noch in letzter Stunde eine Rettung erfolgen!

Digitized by Google

Die Entwertung des Geldes

(Valutazerfall und Inflation)

Von

Ernst Kahn (Frankfurt a. M.)

Der Normalstand

Woher kommt es, daß im Frieden gar mancher Professor der Volkswirtschaft etwas in Verlegenheit gekommen wäre, wenn man von ihm eine genaue Definition des Wortes Valuta verlangt hätte, während heute jeder einigermaßen intelligente Arbeiter sich mit dieser Frage auf das allerintensivste beschäftigt? Die Erklärung liegt darin, daß es für uns in Deutschland im Frieden ein Valutaproblem nicht gegeben hat. Denn die Schwankungen, die unsere Valuta, das heißt also die Bewertung unserer Valuta im Auslande erfahren hat, waren so gering, daß sie gewissermaßen nur mit dem Vergrößerungsglas festgestellt werden konnten. Nehmen wir als Beispiel unser Verhältnis zur Schweiz, so ist der Kurs des Schweizerfranken bei uns niemals niedriger gegangen als 80,60 und niemals höher als 81,40 oder 81,50. Zwischen diesen beiden Punkten schwankte also die Valuta. Sie pendelte stets um einen Normalstand von 81. Das erklärte sich aus der Goldwährung, die in allen wirtschaftlich gefestigten Staaten, vor allem in Europa, eingeführt war. Wenn ein deutscher Kaufmann nach der Schweiz 100 000 Franken etwa für eingeführte Stickereien zu zahlen hatte, so hat er damit letzten Endes die Verpflichtung übernommen, den Gegenwert von 100 000 Franken in Gold zu liefern. Da nun in Deutschland 81 000 Mark Goldmark genau so viel Gold enthielten wie 100 000 Franken, so wäre an und für sich das Nächstliegende gewesen, daß der deutsche Schuldner 81 000 Mark in Goldmark nach der Schweiz geschickt hätte. Das hat er aber darum nicht getan, weil diese Verschickung von Goldmark mit allerhand Unkosten verknüpft gewesen wäre, wie etwa Versicherung des hochwertigen Pakets, Postgebühren, Zinsverlust, und vor allem hätte er auch die Abnützung der Goldstücke in Rechnung ziehen müssen, da ja Gold jenseits der Landesgrenze nicht mehr als Münze, sondern nur mehr als Ware bewertet wird, und deshalb hat er es vorgezogen, statt des baren Goldes einen Wechsel oder einen Scheck bei seiner Bank zu kaufen und mit einem Kostenaufwand von wenigen Pfennigen an die Lieferanten einzusenden. Wenn Angebot und Nachfrage im Zahlungsverkehr mit der Schweiz sich die Wagschale hielten, wenn ebensoviel Leute nach Deutschland zu zahlen hatten wie Deutsche nach der Schweiz, so kostete eine derartige Überweisung 81 Mark für 100 Franken. Wenn aber aus irgendeinem Grunde mehr Deutsche nach der Schweiz zu zahlen hatten als umgekehrt, so stieg der Preis entsprechend dem Gesetz von Angebot und Nachfrage auf 81,10, 81,20, eventuell bis 81,50. Das

Digitized by Google

war namentlich sehr häufig der Fall in der Sommerzeit, wenn viele Reisende nach der Schweiz gingen und sich mit Schweizer Geld eindeckten. Weiter aber als ungefähr 81,50 konnte die Schweizer Valuta bei uns nicht steigen, weil in diesem Augenblick es für den Schuldner vorteilhaft wurde, statt mit Wechsel oder Scheck oder Überweisung mit barem Gold, wie oben skizziert, zu zahlen. Die Unkosten, die mit einer derartigen Goldüberweisung verknüpft sind, waren dann geringer als das Aufgeld, das der Bankier für die Überweisung verlangte. Mit anderen Worten, wenn ein allzu großer Unterschied zwischen Angebot und Nachfrage eintrat, so wurde durch Goldsendungen dieser Ausgleich wiederhergestellt. In dem Augenblick also, wo Gold ins Ausland in verstärktem Maße abfloß, trat in der Regel noch etwas anderes ein, was ebenfalls regulierend auf die Wechselkurse einwirkte, und das war eine Diskonterhöhung durch die Reichsbank; die Reichsbank, der die Aufgabe zufiel, unsere Währung zu schützen, konnte naturgemäß nicht gleichgültig zusehen, wie allzuviel Gold nach dem Auslande abfloß, denn sie brauchte dieses Edelmetall ja zur Deckung des Notenumlaufs. Um nun eine allzu große Schwächung dieser Golddeckung zu verhindern, griff sie zu dem ihr zur Verfügung stehenden Hilfsmittel der Diskonterhöhung. Wenn sie bis dahin Wechsel zu 5 Prozent diskontiert, also gegen Abzug von 5 Prozent Zinsen ihren Kunden abgekauft hatte, so erhöhte sie diesen Satz bis auf 6 oder, wenn es nötig war, auf 7 Prozent. Das hatte unter anderem zur Folge, daß sehr viele ausländische Kapitalisten, verlockt durch die günstige Verzinsung, Geld von ausländischen auf deutsche Banken übertragen ließen. Um das zu bewerkstelligen, mußten sie im Ausland deutsche Zahlungsmittel auf irgendwelche Weise kaufen, und das erhöhte die Nachfrage nach unserer Valuta, diese besserte sich.

Die Einwirkung der Kriegserklärung auf die Valuta

So war es im Frieden. Der 1. August 1914 hat auch auf diesem Gebiet alles seitherige über den Haufen geworfen: in dem Augenblick, in dem der Kriegsausbruch unvermeidlich war, griffen alle dabei direkt oder indirekt beteiligten Staaten nicht nur zu militärischen, sondern auch zu wirtschaftlichen Maßnahmen. Eine der ersten war das Verbot der Goldausfuhr bei Freund und Feind, und sogar bei Neutralen. Die Verantwortlichen sagten sich, daß auch der Goldbestand zur Rüstung gehöre und daher ein Abfluß nicht zugelassen werden dürfe. Sie schritten zu dieser Maßnahme auch deshalb, weil sie nicht wußten, ob nicht jetzt bei den anormalen Zeiten dieser Goldabfluß unter Umständen zu einem völligen Austrocknen des heimischen Goldbassins führen könne. Sie waren in dieser Beziehung um so ängstlicher, als von vornherein auch bei einem verhältnismäßig kurzen Krieg mit einem sehr starken Anschwellen des Notenumlaufs zu rechnen war und man daher mehr als sonst sein Geld zusammenhalten, ja, wenn irgend möglich, es durch Sammlungen erhöhen sollte. Man ging im Zusammenhang damit ja noch weiter und hob die Verpflichtung, die Banknoten durch Gold zu decken, auf. Das Verbot der Goldausfuhr mußte

Digitized by Google

naturnotwendig dazu führen, daß es mit jenen äußerst minimalen Schwankungen der Wechselkurse zwischen einem oberen und unteren Goldpunkt nicht mehr getan war, sondern daß fortab die Schwankungen viel größer wurden. Denn jetzt war die Valuta nicht mehr abhängig von Goldexporten und ähnlichen Dingen, sondern lediglich von Angebot und Nachfrage. Das Land, dessen Valuta, dessen Wechsel sehr begehrt waren, mußte einen günstigen Kursstand aufweisen, während umgekehrt Länder, die sehr viel zu zahlen hatten, aber wenig erhielten, eine schlechte Valuta aufweisen mußten.

Handels- und Zahlungsbilanz

Welche Faktoren bestimmten nun Angebot oder Nachfrage nach der Valuta eines Landes? Die auch unter gebildeten Laien weitestverbreitete Ansicht geht dahin, daß der Zahlungsverkehr zwischen In- und Ausland lediglich bestimmt wird vom Warenaustausch, vom Verhältnis von Einfuhr und Ausfuhr oder, wie der Fachausdruck heißt, von der Handelsbilanz. Ein Land also, das mehr Waren einführt als ausführt, das somit eine passive Handelsbilanz hat, sei infolgedessen dem Ausland gegenüber in einer ungünstigen Lage, während umgekehrt ein Land mit großer Ausfuhr und kleiner Einfuhr, also mit aktiver Handelsbilanz, unbedingt in einer günstigen Lage sein müsse. Diese Auffassung hat selbst Bismarck geteilt, der einmal im Reichstag sagte, ein Land, das auf die Dauer eine passive Handelsbilanz habe, müsse zugrunde gehen. Diese Auffassung ist falsch. Das Gegenteil ist der Fall. Man findet recht häufig Länder mit besonders günstigen ökonomischen Verhältnissen, deren Handelsbilanz in außerordentlichem Maße passiv ist. Man denke beispielsweise an England. Auch Deutschland hatte seit Jahrzehnten eine größere Einfuhr als Ausfuhr. Das kommt daher, daß noch eine ganze Reihe anderer Faktoren im Zahlungsverkehr zwischen In- und Ausland in Frage kommen, wie zum Beispiel im Falle von Deutschland die Einnahmen aus dem Besitz von ausländischen Wertpapieren, oder im Falle der Schweiz oder von Paris die gewaltigen Einnahmen aus dem Fremdenverkehr, bei Italien die außerordentlich großen Summen, welche die in Amerika und anderswo befindlichen italienischen Arbeiter heimsenden, eine große Rolle spielen. Diese Faktoren bilden zusammen mit dem Warenaustausch die Zahlungsbilanz eines Landes. Nun liegt es ja auf der Hand, wie diese Zahlungsbilanz Deutschlands sich im Augenblick des Kriegsausbruchs veränderte. Die sehr erheblichen Zinseinnahmen aus dem ausländischen Wertpapierbesitz mußten sofort auf das jämmerlichste zusammenschrumpfen, da es sich zum sehr erheblichen Teil um Papiere handelte, die entweder feindlichen Ursprungs waren oder aber in Feindesland, etwa in London, lagen. Man denke nur an den Besitz russischer Staatspapiere, südafrikanischer Minen und vieler anderer Dinge. Aber auch die Schiffahrt brachte keinerlei Einnahmen mehr, denn in wenigen Wochen war ja das letzte deutsche Handelsschiff vom Ozean verschwunden. Und vor allem war der Warenverkehr selbst in ungünstigster Weise für uns beeinflußt, denn unsere Ausfuhr

Digitized by Google

wurde durch die Blockade auf das empfindlichste heruntergeschraubt, und selbst wenn die Blockade nicht gewesen wäre, so hätten wir doch nicht annähernd mehr im alten Umfang ausführen können, weil der kräftigste Teil unserer Arbeiter zur unproduktiven Arbeit im Heere bestimmt war, während die in den Werkstätten Zurückgebliebenen rastlos arbeiten mußten, um den unersättlichen Hunger der Kriegsmaschine zu stillen. Der Beweis dafür, daß auch ohne Blockade unsere Einfuhr auf einen sehr bescheidenen Umfang zurückgegangen wäre, kann indirekt dadurch angetreten werden, daß man auf die Verhältnisse in England verweist, wo die Ausfuhr aus den eben erwähnten Gründen scharf zurückgegangen war. Umgekehrt ist die Einfuhr Deutschlands doch nicht in dem Maße wie die Ausfuhr zurückgegangen, besonders nicht dem Werte nach, denn die uns beliefernden umliegenden neutralen Länder wußten von uns kräftige Preise zu nehmen.

Kurzum, das Verhältnis von Angebot und Nachfrage änderte sich zu unseren Ungunsten. Wir hatten nach wie vor viel zu zahlen, während das Ausland uns gegenüber recht wenige Verpflichtungen hatte. Das also mußte unbedingt zu einer Verschlechterung der Valuta führen.

Der mangelnde Kredit im Kriege

Es wurde soeben das Beispiel Englands angeführt, dessen Ausfuhr außerordentlich durch den Krieg litt und das auf der anderen Seite in gewaltigstem Umfange seine Einfuhr erhöhte, da ja Amerika mit jedem Monat mehr für Großbritannien arbeitete und lieferte. Hier liegt ein scheinbarer Widerspruch vor, dieser erklärt sich aber leicht: England erhielt Kredit und wir erhielten keinen. Denn bei der Zahlungsbilanz unseres Landes, bei dem Verhältnis also zwischen dem, was in das betreffende Land geschickt und was von dorther ausbezahlt wird, kommt es gar nicht allein darauf an, ob nun für alle Zahlungen Verpflichtungen vorliegen oder nicht, sondern es kann sich auch um freiwillige Dinge handeln. England hätte an und für sich viel mehr zu zahlen gehabt, als es von außen bekam. Da aber trat das Moment des Kredits hinzu. Das Ausland unter Führung der Vereinigten Staaten, aber auch der neutralen europäischen Länder, verlangte für die nach England gelieferten Waren nicht immer Bezahlung, sondern stundete diese Forderungen oder gab gar darüber hinaus noch Anleihen. Dieses Kreditmoment spielte im Kriege eine außerordentliche Rolle, so daß man fast sagen konnte, daß noch mehr als der eigentliche Handelsverkehr die Höhe des Kredits den Wechselkurs bestimmte. Denn nur so ist es zu erklären, daß beispielsweise England, das während des Krieges mit besonders großem Defizit arbeitete, aus dem Kriege mit einer Einbuße des Wechselkurses von nur 7 Prozent herauskam, während das ihm verbündete Frankreich zeitweise schlechtere Wechselkurse im Kriege hatte als Deutschland, von Italien mit einem äußerst kläglichen Wechselkursstand ganz zu schweigen.

Die Kreditfrage nun muß man sich nicht so vorstellen, daß es sich dabei immer um Millionen- oder gar Milliardendarlehen gewaltiger Bank- oder

Digitized by Google

Industriegruppen handelte, sondern zum Teil wurden und werden diese Kredite in kleinen und kleinsten Mengen gegeben, und zwar von der Spekulation. Wie man in Wertpapieren spekulieren kann, so kann man das auch in Valuten, und vom ersten Tage des Krieges an hat sich in neutralen Ländern, und besonders in Zürich und Amsterdam, eine sehr bemerkenswerte und sehr unsympathische Kleinspekulation in all diesen Banknoten und Schecks breitgemacht, und diese Kleinspekulation hat ebenso wie die Großfinanz im allgemeinen keine allzu hohe Meinung von der deutschen Sache gehabt. Ebensowenig wie es gelang, für Deutschland einen wirklich großen und gesicherten Kredit zu bekommen, ebensowenig wollten die fragwürdigen Gestalten aus Galizien und Polen, die sich in Neutralien breitgemacht hatten, ihre kleinen Vermögen in Mark anlegen. Im Gegenteil, sie spekulierten sogar vorwiegend in deutscher Währung à la baisse, das heißt sie verkauften deutsche Mark, ohne sie zu haben, in der Hoffnung, sich später billiger eindecken zu können. Wie groß diese Baissespekulation in deutscher Währung war, konnte man immer dann beobachten, wenn plötzlich für Deutschland günstige Tatsachen auftauchten, wie etwa die russische Revolution oder der Durchbruch am Tagliamento. Dann schnellte plötzlich unsere Valuta im Ausland gewaltig in die Höhe, weil die hier geschilderten Herrschaften zu Angsteindeckungen schreiten mußten.

Unser Zusammenbruch und die Valuta

So etwa standen die Dinge bis in den Oktober 1918. Mit gewissen Schwankungen war der Kurs der deutschen Reichsmark auf etwa 60 Prozent seines Friedenswertes gesunken. In der Schweiz stand damals die Mark statt 123,5 Centimes wie im Frieden, ungefähr 70 Centimes. Damals dachte man, das sei schon ein ganz unmöglicher Kurs für ein großes Land. Heute gibt es kaum jemand in Deutschland, der für die nächsten Jahrzehnte sich einen Kurs von 70 Centimes wieder erträumt. Was ist in der Zwischenzeit geschehen? Die Frage zu stellen ist eigentlich überflüssig. Der Zusammenbruch Deutschlands in militärischer, wirtschaftlicher und politischer Beziehung war vor allem der Waffenstillstands- und der Friedensvertrag. Wer wird eine Valuta, eine Banknote kaufen von einem Lande, das von seinen Gegnern um ein Vielfaches des Möglichen mit Verpflichtungen überlastet wird? Zu all diesen Dingen kamen nun aber noch so viele andere schlimme Momente, daß man sich über den Zusammenbruch der Valuta nicht wundern darf.

Die Überschwemmung des Auslandes mit Banknoten

Schon von der Kriegszeit her war draußen in der Welt ein bedenklicher Überfluß an Reichsbanknoten, die ja im allgemeinen außerhalb der Landesgrenzen nichts zu suchen haben. Besonders in Belgien, aber auch in Nordfrankreich und im Osten hatten überall da, wo die deutschen Heere hingekommen waren, selbstverständlich gewaltige Summen von Banknoten sie begleitet, und als dann die Heere nach der Heimat zurückfluteten, da blieb jenes Geld

Digitized by Google

bei der Bevölkerung, und diese wußte nichts Eiligeres zu tun, als diese Gelder so schnell wie möglich zu verkaufen. Es entstand ein enormes Angebot in diesen deutschen Banknoten, ein Angebot, das nur dadurch hätte aufgesogen werden können, wenn in gewaltigem Umfange Zahlungen nach Deutschland erfolgt wären, also beispielsweise wenn Deutschland viel mehr ausgeführt als eingeführt hätte und das Ausland diesen Ausführüberschuß hätte bezahlen müssen. Statt dessen war das Gegenteil der Fall. Die Einfuhr Deutschlands war und ist in bedenklichem Maße größer als die Ausfuhr. Man spricht von einer Monatsausfuhr von nur 1,5 Milliarden und einer Monatseinfuhr von 2,5 Milliarden. Besonders groß waren die Markbestände in Belgien, wo etwa 6 bis 7 Milliarden deutscher Banknoten zurückgeblieben waren, ein Riesenbetrag, der allerdings jetzt durch einen Sondervertrag gebunden worden ist.

Das Nächstliegende für Deutschland wäre gewesen, Mittel und Wege zu finden, diese Marknoten allmählich wieder in die Heimat zurückzubringen. Alle dahingehenden Versuche waren aber ohne die Schuld der deutschen Regierung fruchtlos. Das Gegenteil trat ein, jeder Tag brachte eine weitere riesenhafte Ausfuhr von Banknoten.

Das Loch im Westen

Leider waren eine ganze Reihe von Kanälen vorhanden, durch die dieser Abfluß aus Deutschland erfolgte. Der breiteste und schlimmste war wohl der im Westen, das sogenannte Loch am Rhein. Als die Besetzung des linksrheinischen Gebiets durch die Verbündeten erfolgte, da wurde gleichzeitig das geschlossene deutsche Zollgebiet insofern aufgehoben, als über die Rheinlande die Wareneinfuhr und -ausfuhr, namentlich aber die Einfuhr sich frei bewegte und eine Kontrolle durch die deutschen Organe verboten wurde. Bis dahin hatte eine strenge zentralistische Organisation bestanden; der Reichskommissar für Ein- und Ausfuhr mußte jeglichen Import von Waren begutachten und erlauben. Fortab aber war dies nicht mehr möglich. Es strömte durch dieses Loch nach Deutschland alles herein, was das Ausland uns geben wollte. Unzählige Waggon- und Automobilladungen von Schokolade, Seidenstoffen, Parfümerien, Zigaretten sind auf diese Weise zu uns gekommen, ein profitsüchtiger Handel hat sie zum Schaden des Landes hereingenommen. Eine undisziplinierte und durch die unendlichen Leiden und Entbehrungen des Krieges demoralisierte Volksmasse hat sie gekauft und verbraucht. Man kann wohl sagen, daß die Händler, die sich an diesem schmählichen Einfuhrgeschäft beteiligten, unserem armen Vaterland den letzten Stoß gegeben, ihm den letzten Blutstropfen abgezapft haben. Der freie Handel, der von sich behauptete, daß er allein Deutschland retten könne, hat sich hier mit einem schweren Makel bedeckt. Es ist ein Jammer, daß man auf der Seite der Alliierten diese Dinge zugelassen hat, ein Jammer auch vom Standpunkt der Alliierten selbst, denn sie haben dadurch Deutschland derartig geschwächt, daß die Aussichten auf Entschädigungszahlungen äußerst gering geworden sind.

Digitized by Google

Die Kapitalflucht

Das Loch im Westen war aber nicht der einzige Kanal, durch den die deutschen Banknoten hinausgeflossen sind. Fast noch schlimmer war die unter dem Schlagwort Kapitalflucht bekannt gewordene Bewegung. Eine Unzahl von Steuerdeserteuren und -refraktären haben Mittel und Wege gefunden, um ungeheure Kapitalien außer Landes zu schaffen, namentlich nach dem neutralen Ausland. Das geschah auf verschiedenen Wegen. Entweder wurden Wertpapiere oder gar Banknoten hinausgeschafft und verkauft. Die Folge ist namentlich bei der Ausfuhr von Banknoten sehr klar zu ermessen: Der Steuerflüchtling verkauft so gut wie möglich seine deutschen Banknoten und wirft zu dem überflüssigen dort umlaufenden Material noch weiteres, drückt also erneut auf den Kurs. Ein anderer Weg der Kapitalflucht besteht darin, daß man Waren ausführt, den Erlös aber nicht nach Deutschland zurückschickt, so daß also der Fehlbetrag zwischen Ein- und Ausfuhr sich noch mehr zu unseren Ungunsten verschiebt. Hier genaue Ziffern anzugeben ist schwer, daß es aber gewaltige Summen sind, bezweifelt kein Sachverständiger.

Der freie Devisenhandel

Sehr lange hatte die Regierung, und namentlich auch die Reichsbank, dem Sinken unserer Valuta mit einiger Weltfremdheit gegenübergestanden, und erst nach einigen Kriegsjahren ist man dazu übergegangen, das freie Spiel der Kräfte auf diesem Gebiete zu beschränken. Es wurde damals eine Devisenzentralisierung vorgenommen. Das will sagen, niemand durfte nach dem Ausland Geld schicken, niemand durfte in fremden Zahlungsmitteln Geschäfte machen ohne die Beaufsichtigung der Reichsbank. Diese hatte zu diesem Zweck in Berlin, Hamburg und Frankfurt eine engere Zahl von Bankfirmen damit beauftragt, Devisen zu kaufen oder zu verkaufen. An diese Firmen also mußte sich jeder, der in Zahlungsverkehr mit dem Auslande treten wollte, wenden, und man prüfte dann in jedem Fall die Notwendigkeit derartiger Transaktionen. In dem Augenblick nun, in dem das Loch im Westen die Beaufsichtigung unseres Außenhandels unmöglich machte, war freilich auch diese straffe Organisation des Devisenhandels unmöglich. Eine gewisse Reform der alten Bestimmungen war zweifellos unvermeidlich. Die Regierung hat nun aus dieser veränderten Situation, beeinflußt und verwirrt durch die Einflüsterungen von Interessenten, falsche Schlüsse gezogen, indem sie den ganzen Devisenhandel völlig freigab und nur gewisse, fast möchte man sagen, akademische Vorbehalte daran knüpfte. Es hob nun an den deutschen Börsen, aber auch außerhalb dieser Börsen ein toller Betrieb an. Der Verkehr in ausländischen Zahlungsmitteln wurde zu einem Hauptzweig der Banken. Ungeheure Gewinne wurden eingeheimst. Devisenhändler, also Leute, die die Technik des Marktes beherrschen, wurden fast buchstäblich mit Gold aufgewogen, und dieser völlig freie Handel hat vollends dafür gesorgt, daß die arme Reichsmark noch mehr

Digitized by Google

als bisher zu Boden geworfen wurde, denn der freie Verkehr ermöglichte einen außerordentlichen Ausbau des sogenannten Arbitrageverkehrs. Er ermöglichte jedem, der Guthaben im Ausland brauchte, unbekümmert um die Folgen diese Ausfuhr von Marknoten in unerhörtem Umfange, und so ist gerade von Deutschland aus die Bewertung unseres Geldsystems fast mutwillig, zum mindesten aber kopflos sabotiert worden. Man konnte sehr häufig beobachten, wie an und für sich die Ausländer ganz gern gewillt waren, für die Reichsmark einen höheren Kurs zu zahlen, da aber kamen unbegrenzte Angebote aus Berlin und Frankfurt, aber auch aus kleineren Orten, und so wurde jedesmal, wenn ein gewisser Ansatz zur Besserung vorhanden war, die Mark wieder geworfen. Diese Probe auf die Segnungen des freien Handels hatte nicht gerade ein günstiges Ergebnis.

Innere Wirren und Streiks

Unheilvoll, das darf nicht bestritten werden, wirkten auch die Streiks und fast noch mehr die Nachrichten davon. Die Presse ist hier nicht schuldlos gewesen. Es hat einmal ein Amerikaner an sein Leibblatt geschrieben, wenn man die Zeitung jeden Morgen lese, so habe man den Eindruck, als wenn es in der Welt nur Mörder, Diebe und Gauner gebe, denn nur von diesen Dingen werde geschrieben, von den normalen Verhältnissen aber nichts. An diesen Klageruf des Amerikaners muß man jetzt denken, wenn man die Streiknachrichten in den Zeitungen gerade auch unter dem Gesichtspunkte des ausländischen Lesers beurteilt. Der Ausländer hört von Lohnforderungen da und von Arbeitsniederlegungen dort. Er hört aber nicht, daß in weitaus den meisten Fällen ordentlich und fleißig gearbeitet wird. Hier ist durch die Verquickung von wirtschaftlichen und politischen Dingen sehr viel Unheil angerichtet worden. Würden gerade die großen Zeitungen von diesen Dingen ruhiger und objektiver berichten, und würden vor allem die Arbeiter über die verheerenden Wirkungen von Streiks auf die Valuta und damit auf ihre eigene Lebenshaltung aufgeklärt werden, würde manches besser sein.

Die Inflation

Einleitend ist schon auf die außerordentliche Wichtigkeit des Kredits hingewiesen worden. Ein Land mit Kredit kann auch bei einem großen Mißverhältnis zwischen Zahlungsverpflichtungen und Zahlungsforderungen seine Valuta einigermaßen auf der Höhe erhalten. Der Umstand nun, daß Deutschland keinen Kredit bekommt, hängt nicht zuletzt mit der furchtbaren Inflation zusammen, unter der wir leiden. Die Inflation gehört leider zu den Dingen, mit denen sich auch der gebildete Deutsche noch nicht viel befaßt, obwohl es sich hier um eine Krankheit handelt, die unseren Volkskörper mit einer furchtbaren Virulenz ergriffen hat.

Was ist Inflation? Die wörtliche Übersetzung heißt Aufblähung, und aufgebläht ist unsere Währung, unser Geldwesen, und zwar seit den ersten

Digitized by Google

Kriegstagen. Während sonst der Staat nur Geld ausgeben kann, das er tatsächlich eingenommen hat, war das im Anfang des Krieges anders. In normalen Zeiten verausgabt der Staat im wesentlichen nur Geld, das er im Wege der Steuer vereinnahmt hat. Wenn er darüber hinaus ausnahmsweise Anleihen aufnimmt, so geschieht dieses Geldborgen doch wohl in den meisten Fällen zu werbenden Zwecken. Man denke etwa an die preußischen Anleihen zum Bau von Eisenbahnen usw. Bei Ausbruch eines Krieges kann davon nicht die Rede sein, die ungeheuren Lasten durch Steuern zu decken. Der Krieg kostet bekanntlich Geld, Geld und nochmals Geld. Das hat aber in diesem Maße kein Staat, und darum muß er es sich künstlich verschaffen. Man geht dabei ähnlich vor wie der Kaufmann, der vorübergehend Betriebskapital nötig hat. Man schreibt Wechsel heraus. Der Unterschied zwischen dem auf diese Weise sich Geld verschaffenden Staat und dem Privaten besteht darin, daß der Private in dieser Wechselfabrikation eng begrenzt ist, eng gebunden an den Kredit, den ihm seine Bank einräumt. Der Staat aber kann auf Grund seiner Autorität in dieser Beziehung machen, was er will. In unserem konkreten Fall hat Deutschland Schatzwechsel herausgeschrieben, das sind Wechsel der Finanzverwaltung, die nun an die Reichsbank gegeben werden. Die Reichsbank schreibt für jeden ihr übergebenen Wechsel einen entsprechenden Betrag dem Reiche gut, und das Reich verfügt auf zweierlei Arten über diese Guthaben, entweder durch Abhebung von Banknoten, die zur Zahlung von kleineren und mittleren Lieferanten dienen, oder aber durch Überweisung auf das Konto von Lieferanten. Denn man wird die Firma Krupp oder ähnliche Großlieferanten nicht mit Banknoten, sondern durch Überweisungen bezahlen. Auf diese Weise steigt nun auf der einen Seite bei der Reichsbank in gewaltigstem Umfange ihr Bestand an Schatzwechseln, auf der anderen Seite erhöht sich der Notenumlauf und daneben die Bankguthaben allmählich ins phantastische. Man muß ausdrücklich bestätigen, daß die Inflation, die hier geschildert wird, nicht nur durch Ausgabe von Banknoten ihren Ausdruck findet, sondern durch die eben angeführten Banküberweisungen, also durch sogenanntes Giralgeld. Diese Einschaltung ist notwendig, weil die wenigen Leute, die überhaupt sich mit Inflation befassen, noch in den meisten Fällen glauben, Inflation sei gleichbedeutend mit Notenüberschwemmung. Das ist irrig, denn die Krankheit ist viel schlimmer, als der Notenumlauf ahnen läßt, weil ja unsere Banken überfüllt sind mit ungeheuren Depositen. Diese Inflation ist nach dem eben Gesagten nichts weiteres als die Schaffung künstlicher Kaufkraft. Sie hätte durch radikale und frühzeitige Einführung von Steuern und durch etwas weniger freigebige Preise an die Lieferanten gemildert werden können, wie das in England und namentlich in Amerika mit Erfolg durchgeführt worden ist. Das besonders Schlimme an dieser Krankheit ist, daß es sich um eine Infektionskrankheit handelt, die furchtbar ansteckend wirkt. Die künstliche Kaufkraft bleibt nicht bei dem Reich, sondern sie überträgt sich sehr schnell auf eine große Zahl seiner Bürger. Fast jeder nämlich, der irgendwie

Digitized by Google

dem Reiche geliefert hat, hat gewaltige Überpreise bekommen und hat nun auf einmal selbst eine starke künstliche Kaufkraft erhalten. Der Kaufmann, der sich vielleicht mit Mühe und Not in den Friedensjahren durchgeschlagen hat und nun auf einmal seine alten Ladenhüter von den Bekleidungsämtern zu phantastischen Preisen förmlich entrissen bekam, ist sehr schnell zu einem äußerst kaufkräftigen Mann geworden, der sich nicht darüber aufhält, ob Eier und Butter, ob Automobile und andere Dinge im Preise steigen oder nicht. Er hat ja die nötigen Scheine. Diese Infektion überträgt sich dann auch auf weite Arbeiterschichten. Man denke an die Munitionsarbeiter, die plötzlich zu ihnen selbst unheimlich vorkommenden Löhnen kamen und munter kauften, was ihnen in den Weg kam. Da gleichzeitig das Angebot von Waren im Zusammenhang von Blockade und verringerter Produktion scharf zurückging, so mußte damit eine förmliche Preisrevolution Hand in Hand gehen.

Diese Inflation, die hier nur im Vorbeigehen charakterisiert werden konnte, bleibt im Auslande nicht unbemerkt. Das Ausland sieht am Reichsbankausweis und an sonstigen Symptomen, daß beispielsweise das Verhältnis zwischen Gold und Banknoten sich von Woche zu Woche verschlechtert, und wird schon aus diesem Grunde in seiner Meinung über das deutsche Geld pessimistischer und zurückhaltender werden.

Die Valuten der anderen

Hier ist wohl der Platz, von den Valuten unserer Nachbarn zu sprechen. Es gibt ein Sprichwort, wonach es ein Trost ist, im Unglück Genossen zu haben. Wenn dieses Sprichwort noch heute Geltung hat, so ist Trost in reichlichem Maße für uns vorhanden, denn unter Valutaproblemen leiden heute alle Länder. Hiermit soll nicht gesagt werden, daß alle Länder eine entwertete Valuta haben. Es gibt Länder, bei denen die Währung noch volle Geltung hat. Aber auch diese haben ein schweres Valutaproblem, wie gleich gezeigt werden soll. Zunächst aber zu jenen Ländern, deren Valuta selbst stark entwertet ist. Und da sehen wir vor allem, daß der gesamte Osten und Südosten Europas noch mehr fast als Deutschland unter einer furchtbaren Valutaentwertung leidet. Kein Wunder, da es sich ja hier im wesentlichen um die Nachfolgeschaft des großrussischen und großösterreichischen Reiches handelt und dort alles, was bei uns an Valutaverschlechterung zu buchen war, in noch ganz anderem Maße festgestellt werden muß. Wenn man von dem bolschewistischen Rußland absieht, das ja vom Weltverkehr zur Zeit abgeschnitten ist, so ist wohl am allerschlimmsten der kümmerliche Überrest Deutsch-Österreichs daran, dessen Valuta am besten durch eine in der Schweiz kursierende Anekdote gekennzeichnet wird. Es wird erzählt, eine schweizerische Brauerei, die die Firma Kronenbräu führt, habe Etiketten für ihre Flaschen bestellen wollen, und da diese das Stück etwa 5 Centimes kosten sollten, habe der findige Direktor sich an der Börse österreichische Kronen gekauft, die nicht viel mehr als ein Centime das Stück kosteten, gegen einen Friedensstand von etwa 106 Centimes. Elend

Digitized by Google

steht die Valuta selbst in jenen Teilen des ehemaligen österreichisch-ungarischen Reiches, die zu den Siegern gehören. Das erklärt sich zum Teil daraus, daß an und für sich diese Länder auch noch tief in einer unsoliden Schuldenwirtschaft stecken, zum Teil aber auch aus dem Umstand, daß sie von dem alten Reich neben allerhand schönen Dingen auch noch fast unzählbare Bestände in Kronennoten geerbt haben. Das Interessanteste ist nun, daß man in diesen Ländern frühzeitig Sanierungsmaßnahmen versucht hat und daß diese Maßnahmen bisher nur recht klägliche Resultate erzielten. So ist man in den beiden erwähnten Ländern zur Abstempelung der Noten geschritten, ist dabei aber namentlich im südslawischen Staat infolge der Unbildung der Bevölkerung nicht durchgedrungen. Vor allem ist die Abstempelung in willkürlicher Weise von Unbefugten vorgenommen worden. Auch der spätere Versuch, durch Beklebung mit Marken die Abstempelung zu kontrollieren, ist an den schnell emporsprießenden privaten Markenfabriken gescheitert. Es ist vielleicht auch ein Fehler gewesen, den Namen der alten, in Mißkredit geratenen Währung beizubehalten. Man wird sich das für eventuelle Sanierungen in Deutschland zu merken haben.

Mehr noch als jene Verhältnisse im Osten interessieren uns die Verhältnisse im Westen schon deshalb, weil ja im Weltverkehr einstweilen die jungen Staaten so gut wie gar keine Rolle spielen. Bei den alten Westmächten aber sind die Verhältnisse ebenfalls sehr traurig. Die italienische Valuta beispielsweise ist, gemessen am Dollar, auf etwa ein Viertel des Friedensstandes gesunken, und das siegreiche Frankreich mußte gleichzeitig für den Dollar reichlich das Dreifache des Friedenspreises zahlen. Von England soll später noch besonders gesprochen werden. Woher kommt nun etwa die Entwertung des französischen Franken, dessen Weltpreis heute erheblich niedriger ist als der der deutschen Reichsmark zur Zeit unseres Zusammenbruches? Hier zeigt sich, wie recht alle diejenigen hatten, die während des Krieges und nach dem Kriege immer predigten, daß kein Land das andere im Friedensvertrag vernichten dürfe, wenn es selbst der Gefahr des Zusammenbruchs entgehen wolle. Man hat in Frankreich das nicht geglaubt und Deutschland fast unbegrenzte Lasten auferlegt. Man hat darüber hinaus noch durch die oben geschilderten Zustände an der Grenze vollends die deutsche Wirtschaft schwer geschädigt. Und nun zeigt sich, daß tatsächlich jeder Rückgang der Reichsmark auch ein entsprechendes Sinken des französischen Franken mit sich bringt. Das ist ja für jeden, der kaufmännisch denkt, ganz klar und nicht überraschend: Wenn heute ein Kaufmann alle seine Forderungen bei einer Firma stehen hat und diese Firma bankrott geht, so wird der Kaufmann selbst ebenfalls an den Abgrund kommen, vor allem wird sein eigener Kredit zugrunde gehen. Der Kaufmann ist in diesem Falle Frankreich, der Großschuldner Deutschland. Die Welt muß sich sagen: Können wir den Franzosen Kredite geben, wo doch ihr ganzes Aktivum in der Riesenforderung an Deutschland beruht? Hätte man diese Vorgänge früher auch außerhalb Deutschlands verstanden, so wären wir wahrscheinlich heute schon weiter, als wir sind.

Digitized by Google

Nun aber zu England. Im englischen Nationalhaushalt spielt der Kurs des Sterling eine geradezu überragende Rolle. Man kann fast sagen, daß die Weltstellung der Londoner City in weitgehendem Maße abhängt von dem Stand des Wechselkurses. Die Welt ist seit der Abwicklung der napoleonischen Kriege daran gewöhnt worden, daß im internationalen Verkehr nichts so sicher ist wie der Sterlingwechsel. Wenn früher ein argentinischer Weizenexporteur oder ein brasilianischer Kaffeehändler seine Produkte nach Hamburg oder Neuyork verkauft hat, so hat er sich keinen Dollarwechsel geben lassen, sondern einen Wechsel auf London, auf Pfund lautend, denn er sagte sich: Das Pfund variiert nicht, der Kurs bleibt stehen, es ist sicher wie Gold. Darauf beruhte, wie gesagt, zweifellos ein sehr erheblicher Teil des internationalen Finanzansehens, und damit Englands. Anfang Februar 1920 aber müssen auch die Engländer ein Aufgeld von 53 Prozent zahlen. Der Pfundsterling hat gewissermaßen nur mehr einen Wert von etwas über 13 Schilling. Das ist also nach dem Gesagten für die englische Nationalwirtschaft ein ganz unhaltbarer Zustand. Nirgends ist das klarer erkannt worden als in London, wo man ja mehr als irgendwo anders wirtschaftlichen Tatsachen mutig ins Gesicht sieht. Schon während des Krieges ist in keinem europäischen Lande so wie dort immer über die Mängel der wirtschaftlichen Kriegführung gesprochen und geschrieben und, soweit es ging, verbessert worden. Längst haben führende Männer der verschiedensten Parteirichtungen, wie Asquith, Lord Robert Cecil und die verschiedenen Leiter der großen Banken, eine internationale Konferenz verlangt, und kürzlich hat der derzeitige Finanzminister diese Bewegung studiert und gewissermaßen als die seine erklärt. Nirgends ist man sich über die Fehler des Vertrags von Versailles klarer als in London. Nirgends weiß man besser als dort, daß der Zusammenbruch der deutschen Valuta seine Ausstrahlungen auch nach London senden werde.

Eine besonders interessante Seite des Valutaproblems aber ist die Tatsache, daß auch jene Länder, deren Wechselkurse gut stehen, darunter ächzen und stöhnen. Man denke an das Beispiel der Schweiz. Das Schweizer Sparer- und Anlagepublikum, vor allem auch die Schweizer Banken, haben in größtem Umfange Kredite nach den umliegenden Ländern, nach Deutschland, Österreich, Italien und Frankreich gegeben, und diese Forderungen schmelzen von Tag zu Tag, von Woche zu Woche zusammen. Die Situation ist gerade für die kleinen Länder derart bedrohlich, daß nur durch besondere Bilanzvorschriften gar manche Bank vor ernsten Schwierigkeiten bewahrt wird. Aber auch die Industrie dieser Länder leidet unter dem günstigen Valutastand, denn man kann gegen die billige Konkurrenz der Länder mit schlechten Wechselkursen nicht mehr an, besonders nicht in der Ausfuhr. Aber auch im eigenen Lande ist ein Wettbewerb manchmal recht schwierig.

Valutazerfall und Preisbildung

Wir kommen zu den Wirkungen des Valutasturzes. An die Spitze muß die Wirkung auf die Preisbildung gestellt werden. Alles was wir von draußen

Digitized by Google

beziehen, steigt im Preise in demselben Maße, in dem die Wechselkurse fallen. Wenn wir für den Schweizerfranken das Zwanzigfache des Normalstandes bezahlen müssen, so kosten die von dorther eingeführten Waren eben das Zwanzigfache Wenn wir nun gewisse Waren teilweise im Inlande herstellen, teilweise einführen müssen, so wird erfahrungsgemäß durch derartige Aufschläge sehr häufig auch die Inlandsware entsprechend mitverteuert. Und so sehen wir, daß die Valuta in weitestgehendem Maße, zusammen allerdings mit der Inflation, Schuld trägt an der Preisrevolution.

Die unübersteigbare Schutzzollmauer

Wenn der Preis für die ausländischen Devisenkurse derartig steigt, wie das zu Anfang 1920 der Fall ist, so daß also für den Dollar statt 4,20 Mark 104 Mark zu zahlen sind, so kommt natürlich ein Augenblick, in dem die Einfuhr überhaupt sehr fraglich wird. Es handelt sich unter Umständen nicht mehr um die Frage, wieviel zu bezahlen ist, sondern ob man überhaupt noch zahlen will und kann. Dieser Punkt ist tatsächlich bei manchen Produkten erreicht, und zum mindesten vorübergehend ist das Einfuhrgeschäft völlig ins Stocken geraten. Mit anderen Worten, der Tiefstand der Valuta wirkt wie eine gigantische unübersteigbare Mauer um unser Wirtschaftsgebiet, im Vergleich zu der jeder Schutzzoll, und sei es der höchste, protektionistischste, wie eine kleine, kaum sichtbare Einfriedigung anmutet.

Die niedrige Valuta als Ausfuhrprämie

Umgekehrt natürlich ist die Wirkung für die Ausfuhr. So sehr auch im Innern die Preise steigen, so sind sie doch zum mindesten bisher auch nicht annähernd in dem Maße in die Höhe gegangen, wie das der rechnerischen Entwertung der Valuta entsprechen würde. Mit anderen Worten, die Dinge kosten hier nicht das Fünfundzwanzigfache des Weltpreises, besonders deshalb nicht, weil diese Weltmarktpreise selbst im Laufe der letzten Jahre unheimlich gestiegen sind, denn auch draußen ist überall eine Inflation zu spüren, und vor allem sind die Seefrachten außerordentlich hoch. Die Folge davon ist nun, daß das Ausland sehr gern in Deutschland kauft, weil es hier alles unverhältnismäßig billig erwerben kann. Man erzählt sich von Holländern, die nach Berlin gehen, um sich einige Anzüge machen zu lassen. Wenn dort der betreffende Schneider auch 2400 Mark und mehr verlangt, so sind das erst 70 Gulden, und dafür wird er in Holland einen Anzug nicht bekommen.

An und für sich wäre eine leichte Ausfuhrprämie Deutschland gewiß zu gönnen und zu wünschen, denn nach langen Jahren der völligen Stockung aller Beziehungen zu den früheren Kunden werden diese nur kaufen, wenn man ihnen einen entsprechenden Anreiz gibt.

Die Gefahr wirtschaftspolitischer Repressalien

Indessen, wenn diese Ausfuhrprämie derartigen Umfang angenommen hat wie jetzt, daß sie unter Umständen 1000 Prozent und mehr ausmacht, so liegt

Digitized by Google

die Gefahr vor, daß man im Auslande sich nicht darüber freut, sondern zum mindesten in manchen einflußreichen Kreisen das als einen neuen Anlaß zu einer deutschfeindlichen Kampagne nimmt. Man weiß, daß man der deutschen Wirtschaft immer vorgeworfen hat, wir trieben das sogenannte Dumpingsystem, wir würden im Inland die Preise künstlich hochhalten und dann draußen in der Welt die Dinge verschleudern, um dadurch die ausländische Konkurrenz zu schädigen und zu ruinieren. Wenn die Dinge so weitergehen wie jetzt, so wird man bald wieder ähnliche Stimmen hören, ohne daß wir auch nur die geringste Schuld an derartigen Zuständen haben. Darum ist, auch rein politisch unter diesem Gesichtspunkt gesehen, die hohe Ausfuhrprämie etwas sehr Gefährliches.

Die Entblößung des Inlandes von Waren

Da das Ausland alles und jedes kauft und kaufen kann, und dabei selbst dann noch sehr vorteilhaft fährt, wenn es ein großes Aufgeld zahlt, wenn es das Doppelte und Dreifache des in Deutschland bisher Geforderten zahlt, so ist es auch für den Verkäufer unvergleichlich besser, für den Export als für den einheimischen Markt zu arbeiten. Soweit es sich dabei um Luxuswaren handelt, um Personenautomobile, um elegante Kleider und dergleichen, kann man ja mit dieser Wirkung zufrieden sein. Denn wir verbrauchen zweifellos zu viel und sind dadurch nicht in der Lage, genügend auszuführen. Indessen das Ausland kauft gerade auch Gebrauchsgegenstände, und da ist die Wirkung nun die, daß für den Inländer nichts übrigbleibt. Es wird heute schon erzählt, daß der deutsche Bauer kaum mehr in der Lage ist, sich eine Dreschmaschine oder eine Sense zu kaufen, weil die Fabriken auf lange hinaus mit Ausfuhraufträgen bis zur letzten Möglichkeit beschäftigt sind.

Der Ausverkauf Deutschlands

Der Ausländer wäre von seinem Standpunkt aus töricht, wenn er in Deutschland nur bewegliche Waren kaufen und andere Dinge ganz außer acht lassen würde. Es ist für ihn fast noch reizvoller, sich bei dem heutigen Marktiefstand in Deutschland Immobilien und Börsenpapiere zu kaufen. Man denke, daß eine Aktie, die heute an der Börse 500 Prozent steht, also 5000 Mark kostet, vor dem Kriege den Schweizer über 6000 Franken gekostet hätte. Heute aber kann er sie zu 300 Mark und darunter erwerben. Ähnlich ist es mit Häusern, die in großem Maße an ausländische Besitzer übergegangen sind. Bei den Aktien an der Börse ist die Wirkung eine gewaltige Aufwärtsbewegung aller Kurse gewesen. Bei den Aktiengesellschaften selbst aber ist die Furcht, die Mehrheit des Besitzes könnte in ausländische Hände übergehen, bereits soweit gediehen, daß Hunderte von Gesellschaften zum Schutze gegen die „Überfremdung" Vorzugsaktien mit mehrfachem Stimmrecht ausgeben, die dann im Besitze von Inländern bleiben. Immerhin, die schlechte Valuta bewirkt eine Art Ausverkauf Deutschlands, der sich auch auf jegliche Art von Kultur- und Kunstgütern erstreckt, wie man das am deutlichsten auch am Beispiel

Digitized by Google

Österreichs sehen kann. Deutschland wird gewissermaßen zur Hausindustrie der Welt. Mit einem einigermaßen gut fundierten Scheckbuch kann ja ein Amerikaner heute mit wenigen Federstrichen halb Deutschland kaufen. (1 Million Dollar = 104 Millionen deutsche Mark!)

Die Vernichtung des Mittelstandes

Zu den furchtbarsten Wirkungen des Valuta- und besonders des Inflationselends gehört fraglos die Vernichtung des alten Mittelstandes, die Vernichtung vor allem des Rentners. An und für sich könnte ja eine Entwertung des Geldes jedermann gleichgültig lassen, wenn gleichzeitig die Einnahmen entsprechend stiegen. Ob ein Bleistift 20 Pfennig oder 2 Mark kostet, ist irrelevant, wenn gleichzeitig um 100 Prozent mehr verdient wird. Das aber ist in einem Zeitalter der Preisrevolution nicht der Fall. Wir haben von vornherein bei der Revolution gesehen, daß die Nutznießer zunächst nur die Produzenten waren, vor allem die selbständigen, aber auch ein Teil der Arbeiter, wie vor allem die Munitionshersteller, die man durch hohe Bezahlung politisch gefügig machen wollte. Die Festbesoldeten klagten mit Recht stark über den sinkenden Kaufwert ihres Geldes, aber am allerschlimmsten waren damals und sind besonders heute die Rentner daran, angefangen von dem Empfänger von Invalidenrente bis hinauf zur Millionärswitwe, die ihr Geld irgendwie fest angelegt haben und nun mit demselben Nominalertrag wie früher nicht nur viel weniger bekommen als bisher, sondern auch noch erhöhte Steuern zu zahlen haben. Mit jeder weiteren Entwertung der Mark werden weitere Schichten gerade dieses zum großen Teil unfreiwillig unproduktivsten Teil der Bevölkerung in ihrer Existenz gefährdet und laufen Gefahr, zu verproletarisieren.

Ausländische Hilfe

Eine derartig verfahrene Situation wie die unsrige kann unmöglich allein von innen heraus geheilt werden, um so weniger, da ja der heutige Tiefstand der Valuta zum großen Teil von außen her mitgeschaffen wurde. Man denke an das Loch im Westen und vor allem an den Waffenstillstands- und Friedensvertrag. Das erste, was das Ausland zu tun hat, ist die Zustopfung dieses Loches im Westen, damit endlich wieder eine straffe Zollkontrolle und einheitliche Einfuhrpolitik einsetzen kann. Das wird auch schon sehr vornehmlich selbst von so deutschfeindlichen Zeitungen wie der „Times" verlangt. Wenn aber darüber hinaus nicht der Friedensvertrag geändert, wenn mit Deutschland nicht zum mindesten akkordiert wird, das heißt also die ungeschränkte Forderung auf eine nach menschlichem Ermessen diskutierbare heruntergesetzt wird, so wird die Valuta sich kaum fühlbar heben. Auch das wird auf der Ententeseite allmählich immer mehr anerkannt, und zwar nicht nur von Oppositionellen, sondern auch von Mitgliedern der Regierung, was am besten aus dem aufsehenerregenden Brief des amerikanischen Schatzsekretärs an die dortigen Handelskammern hervorgeht, in dem er wörtlich sagt:

Digitized by Google

„Es gibt für die Alliierten keine logischere und praktischere Möglichkeit, um ihren eigenen Wiederaufbau zu ermöglichen, als ihre Entschädigungsansprüche gegenüber Deutschland festzulegen durch Verkürzung ihrer Forderungen auf einen bestimmten Betrag, den Deutschland vernünftigerweise zahlen kann, und für Deutschland, Schuldverschreibungen auf diesen Betrag auszugeben und dann in Ruhe gelassen zu werden, um die Sache auszuarbeiten. Dieses Anwachsen von Deutschlands Fähigkeit, zu zahlen, wird Vertrauen in die Welt zurückbringen und Handel und Wandel in der Welt verbessern. Die Aufrechterhaltung von Forderungen, die nicht bezahlt werden können, erregt Unwillen und erzielt keine vernünftigen Folgen."

Eine internationale Völkerbundsanleihe? — Die Rolle Amerikas

Häufig liest man, die Welt (lies Amerika) müßte Deutschland helfen mittels einer riesigen internationalen Anleihe. Dieser Wunsch ist von unserem Standpunkt aus durchaus begreiflich. Er hat aber den Fehler, daß wir die Dinge zu sehr von unserem Standpunkt ansehen, während doch das Geld von den anderen kommen soll und diese bei ihrer Politik sich schließlich nach den Verhältnissen bei sich zu Hause richten müssen. Man meint, die Vereinigten Staaten brauchten nur in ihren unermeßlichen Geldbeutel zu greifen, um uns mit ein paar Milliarden, natürlich Milliarden Dollars, zu unterstützen. Zum mindesten für die nächste Zeit ist daran in keiner Weise zu denken. Man will und kann drüben nichts derartig Gigantisches tun. Fürs erste besteht eine begreifliche Abneigung, den bisher schon nach Europa geliehenen 10 Milliarden Dollars unproduktiven Geldes immer mehr folgen zu lassen, mit anderen Worten, das gute Geld dem schlechten nachzuwerfen. Die Bevölkerung murrt sowieso schon über die scharf ansteigende Schuldenlast und die damit verbundene Steuerbürde. Des weiteren aber wird ein psychologisches Moment vergessen. Der Amerikaner war nie Käufer für fremde Wertpapiere. Im Gegenteil, er hat bis zum Jahre 1914 in gewaltigen Beträgen in Europa sich die nötigen Kapitalien für seine Bahn- und sonstigen Kulturbauten entlehnt. Soll nun auf einmal der Durchschnittsmann in den Vereinigten Staaten dazu veranlaßt werden, sich eine europäische oder deutsche Riesenanleihe zu kaufen, heute, wo Europa von Neuyork aus gesehen noch immer mehr oder weniger Deutschland ist? Aber selbst wenn das mit Hilfe einer riesigen Agitation möglich wäre, so wäre rein finanziell und währungspolitisch die Sache für Amerika nur schwer durchzuführen, denn wir beurteilen vielleicht die Verhältnisse drüben zu günstig. Wir sehen nur immer die Tatsache, daß aus den Häfen des Atlantischen Ozeans Milliarden und Milliarden von Waren nach Europa wandern, während die Einfuhr dorthin verhältnismäßig klein bleibt. Also eine gewaltige Aktivität der Handelsbilanz. Dabei wird aber vergessen, daß die Vereinigten Staaten diesen Ausfuhrüberschuß zu ihrem großen Leidwesen nicht bezahlt bekommen, sondern ihn in Europa ausstehen lassen müssen. Viele Exportorganisationen haben sich für die Finanzierung gebildet und leihen nun in manchmal recht

Digitized by Google

großzügiger Weise Geld aus. Während nun aber der Handel nach Europa auf diese Weise aktiv ist, ist er nach den übrigen Ländern, nach Südamerika, nach Indien und China zum Teil sehr passiv. Man kauft von dort sehr viel, ohne daß diese Länder im selben Maße amerikanische Produkte erwerben. Das hat nun eine starke Passivität der Handels- und Zahlungsbilanz zur Folge, und man kann nur dadurch eine ungünstige Wirkung auf die amerikanischen Wechselkurse in diesen Ländern verhüten, daß man in sehr erheblichem Umfange Gold und Silber dorthin ausführt. Dieser Abfluß von Edelmetallen hat im Jahre 1919 bereits mehr als eine halbe Milliarde Dollar betragen.

Man hüte sich also vor dem Fehler, für die nächste Zeit eine große internationale Finanzhilfe unter Führung der Vereinigten Staaten zu erhoffen. Das würde schwere Enttäuschungen bringen. Daß Einzelkredite von Kaufmann zu Kaufmann möglich und wahrscheinlich sind und auch von der amerikanischen Regierung gern gesehen werden, ist eine Sache für sich.

Die Selbsthilfe: Erhöhung der Produktion, Verringerung des Konsums

Das Wort: Hilf dir selbst, so helfen dir andere, gilt auch für uns. Es fragt sich nur, ob es damit für uns nicht schon zu spät ist. Längst schon hätten wir dazu übergehen sollen, auf alle nur mögliche Weise unsere Produktion zu steigern, unseren Konsum zu verringern und, was damit zusammenhängt, unsere Produktion umzustellen. Wir verbrauchen vor allem noch viel zu viel, und zwar ganz gleichgültig, ob es sich um inländische oder ausländische Waren handelt. Bei den ausländischen Waren liegen die Dinge ja klar auf der Hand: Was wir einführen, müssen wir mit Valuta zahlen. Das sieht ja wohl auch der primitivste Geist ein, wenn auch freilich die moralische Kraft fehlt, die Nutzanwendung daraus zu ziehen und ausländische Zigaretten und ähnliches Zeugs nicht mehr zu verbrauchen. Aber auch was wir an im Inland Erzeugtem kaufen und zahlen und zu viel verbrauchen, schadet unserer Valuta. Denn alle inländischen Waren, die wir nicht verbrauchen, können wir ausführen und uns damit Forderungen im Ausland verschaffen. Wenn wir aber gewisse Luxusdinge, die nur für den inländischen Bedarf in Frage kommen, überhaupt nicht mehr herstellen würden, so könnten die Produktionsmittel, die Arbeitskräfte usw. werbend für andere Zwecke Verwendung finden. Man wird und muß in Deutschland, so bitter und unsympathisch das klingt, zu einer spartanischen Einfachheit zurückkehren. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, in der der wirklich vornehme Mann durch schäbige Kleidung, durch aufgenähte Flicken auf den durchgewetzten Stellen seines Anzuges sich von dem nouveau riche, von Schiebern und dergleichen angenehm unterscheidet. Vielleicht gehen schon bald die meisten Frauen ohne Hut, die Männer ohne Kragen, zum mindesten ohne Leinenkragen. Und je länger man sich gegen große Sparsamkeit sträubt, um so radikaler muß sie später angewandt werden. Hätten wir beispielsweise uns schon im Kriege oder spätestens bei Ausbruch der Revolution mit diesen Dingen

Digitized by Google

vertraut gemacht und die Nutzanwendung daraus gezogen, so könnten wir heute vielleicht schon wieder anfangen, uns einen bescheidenen Luxus zu erlauben.

Steuer und Deflation

Mit moralischen Erwägungen allein kann man aber ein durch die furchtbaren Wirkungen des Krieges aus dem Gleichgewicht gebrachtes Volk nicht zur Vernunft bringen. Sparsamkeit kann nur erzwungen werden durch Steuern, und es ist eines der bedauerlichsten Dinge, daß wir es nicht verstanden haben, rechtzeitig durch Steuern die künstliche Kaufkraft, die Inflation zu vermindern. Gerade die besitzenden Klassen unserer Bevölkerung werden sich und ihren Vertretern später einmal die schwersten Vorwürfe machen, daß die Steuerfreudigkeit so versagt hat. Denn jeder hat nur danach getrachtet, wie die ihn betreffenden Steuern umgangen und vermieden werden könnten. Das wird sich furchtbar rächen. Denn nur eine sehr starke Abzapfung des im Volkskörper angesammelten Wassers in Form von Kapitalsteuern wäre imstande gewesen, hier eine Gesundung herbeizuführen. Wir haben das nicht getan, wir haben beispielsweise aus dem Reichsnotopfer, das als Kapitalsteuer gedacht war, eine Rentensteuer gemacht und infolgedessen steigt das Scheingeld immer weiter, die Valuta wird dadurch beeinträchtigt und die Preisrevolution nimmt unerträgliche Dimensionen an.

Wir haben, mit anderen Worten, es nicht verstanden, aus eigenen sittlichen und wirtschaftlichen Kräften den Sumpf auszutrocknen, auf die Inflation, die Aufblähung, eine Deflation, eine Abblähung folgen zu lassen. Und heute sind wir so weit, daß man sich gewissermaßen theoretisch ausrechnen kann, wann der Punkt erreicht ist, an dem das Papier so teuer geworden ist, daß es sich nicht mehr bezahlt macht, darauf Geld zu drucken. Es wird vermutlich nicht so weit kommen, das Ausland wird vielleicht gleichzeitig mit einer Ermäßigung seiner Ansprüche auch eine Gesundung unserer inneren Verhältnisse herbeiführen.

Ausfuhrzölle?

Das Ausland, so haben wir festgestellt, kauft die Waren in Deutschland weit unter dem Weltmarktpreis, sie werden ihm gewissermaßen geschenkt. Die Wirkung ist in doppelter Hinsicht bedenklich. Wir verschenken fürs erste unsere Waren ans Ausland, fürs zweite haben wir noch nicht einmal Dank, sondern wir erregen den Ärger aller Produzenten und vieler Arbeiterschichten in allen Ländern. Darum ist man vor einigen Monaten endlich so weit gekommen, für unterschiedliche In- und Auslandspreise einzutreten. Die leichteste Art, das zu erwirken, wäre die Einführung von Ausfuhrzöllen gewesen. Ausfuhrzölle sind zwar im Gegensatz zu Einfuhrzöllen eine verhältnismäßig seltene Erscheinung, sie kommen aber immer dann vor, wenn ein Land ein besonders wertvolles Monopol besitzt und durch eine besondere Besteuerung auf diese Weise seine Steuerlasten angenehm und leicht deckt. Auch für Deutschland wäre jetzt der Ausfuhrzoll recht erwägenswert gewesen. Man hat aber davon

Digitized by Google

abgesehen, weil man behauptet, die Sache sei technisch äußerst schwer durchzuführen, vor allem funktioniere unser Schutzzoll nicht mehr in der genügenden Weise. Ob das richtig war, weiß man nicht. Auf alle Fälle hat man von dieser Maßnahme abgesehen und statt dessen die Preispolitik nach dem Ausland den einzelnen Verbänden überlassen in der Annahme, daß diese unter Ausschaltung bureaukratischer Mißgriffe schneller und wirksamer durchgreifen. Ob diese Hoffnung sich erfüllen wird, ist heute noch einigermaßen zweifelhaft. Tatsache ist auf jeden Fall, daß in vielen Industrien noch viel zu billig verkauft wird. Eine wirklich mustergültige Ausfuhrpolitik scheinen nur ganz straff organisierte Verbände zu haben, von denen manche, wie beispielsweise die Verleger, mit 1200 Prozent Aufschlag exportieren. Der Gewinn dieser gewaltigen Ausfuhrpreise fließt zunächst einmal den Industrien selbst zu. Man hat aber versucht, zum mindesten einen Teil dieser Übergewinne der Allgemeinheit zuzuführen. Ob es aber auf die Dauer ohne einen Ausfuhrzoll gehen wird, das ist noch einigermaßen fraglich.

Internationale Rechtshilfe

Sehr schlimm leidet unsere Wirtschaft unter den großzügig angelegten Steuerhinterziehungen und der Kapitalflucht. Das Ausland ist offenbar voll von deutschen Milliarden, die noch zu recht günstigen Kursen über die Grenze geschafft worden sind. Hier sind wir so lange machtlos, solange das neutrale Ausland derartiges begünstigt. Schon in den Verhandlungen von Versailles hat man von deutscher Seite aus versucht, in den Friedensvertrag bzw. in den Völkerbundsvertragsentwurf eine Bestimmung hineinzubringen, wonach die Neutralen gehalten sein sollen, jene Steuerrefraktäre bzw. ihre Gelder dem Mutterlande wieder auszuliefern. Bisher ist das abgelehnt worden. Es scheint aber fast, als wenn neuerdings die Anschauungen in dieser Richtung sich gedreht haben, da gleich Deutschland auch die anderen kriegführenden Länder sehr stark die Maßnahmen der steuerscheuen Mitbürger zu spüren bekommen. Die Vorschläge, daß eine internationale Rechtshilfe hier in Kraft treten solle, sind auch von den beteiligten Kreisen sehr ernst genommen worden. Man glaubt neuerdings eine Kapitalflucht aus der Schweiz und Holland nach den Vereinigten Staaten zu bemerken.

Beaufsichtigung des Devisenhandels

Wenn die schrankenlose Freiheit im Devisengeschäft als ein Grund des letzten Sturzes bezeichnet wurde, so muß dieser Devisenhandel wieder eingeschränkt werden. Freilich ist die Voraussetzung für eine wirklich straffe Durchführung die Schließung des Loches im Westen, und man sollte doch denken, daß jetzt, wo ein tüchtiger deutscher Geschäftsträger in Paris sitzt, man den Franzosen die unbedingte Notwendigkeit, das Loch zu schließen, klar machen könnte. Aber auch bevor das geschieht, müßten schon Vorsichtsmaßnahmen getroffen werden. Man müßte allen Beteiligten, ob es nun Bankfirmen oder

Digitized by Google

Handelsfirmen sind, ganz anders auf die Finger sehen, man müßte das Hamstern von Devisen, die Spekulation gegen das eigene Land, das disziplinlose Hinauswerfen von Markguthaben an die Börsen der umliegenden neutralen Länder verhindern oder besser ausgedrückt, hätte es längst verhindern sollen. Aber leider arbeitet die Regierung ja wie ihre Vorgängerin in diesen Dingen furchtbar langsam.

Devalvation?

Und wie steht es mit der Devalvation, das heißt mit der Herabsetzung der Währung? Den Traum, die Reichsmark auf ihre alte Höhe, also auf 123 Centimes oder auf einen Schilling zu bringen, haben sich wohl fast alle aus dem Kopf geschlagen. Auch wenn eine Erholung kommen sollte, so wird sie doch nicht zu einer Rückkehr zum Paristande führen. Und deshalb verlangen viele eine Devalvation, das heißt eine Änderung unserer Währung, eine Herabsetzung auf einen niedrigeren, den Tatsachen besser angepaßten Stand. Diese Devalvation wird wohl eines Tages kommen. Es fragt sich nur, ob sie heute am Platze ist, ob jetzt schon die Zeit dafür gekommen ist. Und das ist einigermaßen zweifelhaft. Denn was hätte es genützt, wenn man vor einem Jahr die Mark auf einen Stand von 50 Pfennigen heruntergesetzt, sie gleich 60 Centimes festgelegt hätte? Wir wären heute gezwungen, zum zweiten- oder drittenmal zu devalvieren. Mit anderen Worten, solange wir nicht bei geordneten Verhältnissen angelangt sind, solange die Inflation weitergeht, hat die Devalvation keinen durchgreifenden Erfolg. Siehe die Dinge in Südslawien, siehe die Tschecho-Slowakei. Indessen kommen wird sie, und man kann sich heute schon vorstellen, wie sie ungefähr aussehen wird. Man wird vermutlich und zwar unter eifrigster Unterstützung durch das Ausland, eine neue Währung, etwa die Talerwährung einführen, wird versuchen, eine möglichst gute Edelmetalldeckung für sie zu erwirken und dann die alten umlaufenden Noten in irgendwelchem Verhältnis, ob das in 3 : 1 oder 10 : 1 ist, weiß noch kein Mensch, zusammenlegen. Daß hier die schwierigsten anderen Probleme, wie die unterschiedliche Behandlung von mobilem und immobilem Kapital mit zu berücksichtigen sind, liegt auf der Hand. Man wird hier eines der schwierigsten währungstheoretischen Probleme seit mehr als hundert Jahren vor sich haben. Das schwierigste an der ganzen Angelegenheit wird aber sein, in dem Augenblick, in dem die Devalvation durchgeführt ist, auf einer durchaus gesunden Grundlage weiter zu arbeiten, damit nicht die Sanierungen sich in regelmäßigen Zeiträumen wiederholen. Das können wir nicht vertragen. Eine einschneidende, wenn auch schmerzhafte Operation wird jedermann auf sich nehmen. Aber ein Fortwursteln wäre furchtbar. Denn es muß auch hier einmal die Zeit kommen, in der wir an einen Aufbau gehen, nachdem wir seit nun sechs Jahren nur zerstören und verwüsten.

Digitized by Google

Jugendbriefe[1])

Von

Kurd v. Schlözer

Berlin, 29. Mai 1848.

Es ist eine zu elende Zeit, in der wir leben: nichts als ekliches, gemeines, treuloses Hinundher; nur selten mal ein Zug von Größe und Kraft. Dabei hier in Berlin ein fortgesetztes Aufregen, Emeutieren und Skandalieren, welches jeden unfähig macht, etwas Bestimmtes anzufangen. Die Bürger Berlins laden sich einen fürchterlichen Vorwurf auf, indem sie durch ihre Feigheit und Kurzsichtigkeit den Hauptlenkern der Bewegung so unzweideutig in die Hände arbeiten. Bezeichnend ist der Brief, den man bei Blanquis[2]) Mitverschworenen gefunden hat. Er enthält die Begründung der Taktik: Auf offenem Wege könne man nicht dahin gelangen, die Bourgeoisie zu ruinieren, sie müsse durch versteckte Angriffe und Guerillakrieg erschöpft werden. Fortwährende Unruhe, die man verbreite, müsse Handel und Kredit am Aufkommen verhindern, der Bankrott der Staaten aber sei der endliche Tod der Bourgeoisie. — So geht es in Paris, so hier und in der ganzen Welt, so werden uns die großen Fortschritte unserer Tage verkümmert. Das traurigste dabei ist, daß man weder durch Wort noch Schrift wirken kann; man möchte sich sofort hinsetzen und allen Unsinn widerlegen, und doch kommt man allmählich zu der Einsicht, daß ein vernünftiges Räsonnement keinen Erfolg hat. Hier helfen nur Kanonen! Noch vor wenigen Wochen hatte ich mit drei Bekannten die Absicht, eine politische Zeitung zu gründen, aber die Ereignisse haben mich davon zurückgebracht. Solche Unternehmungen haben hier keinen Erfolg. Wer nicht in das Geschrei der wahnsinnigen Menge einstimmt, wird nicht gehört. Gebe Gott, daß es an anderen Orten besser aussieht als in Berlin! Von hier wird die Regeneration Deutschlands nicht ausgehen. Früher bot Berlin das Bild eines übertriebenen Monarchismus, jetzt ist es der Sitz der offensten Anarchie.

In ganz Pommern herrscht eine entsetzliche Mißstimmung gegen die Berliner; ebenso auf dem Lande, in der Mark und Westpreußen. Man ist überall vorbereitet, bei der ersten Unruhe ernsterer Art gegen die Hauptstadt zu ziehen. Die frevelhafte Beleidigung Arnims und Sydows wird die Gemüter dort noch mehr erhitzen. Die Parteien zeichnen sich immer schärfer ab und

---

[1]) Aus den demnächst bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, erscheinenden Jugendbriefen des späteren Gesandten Kurd v. Schlözer.

[2]) Louis Auguste Blanqui (1805—1881), leidenschaftlicher französischer Kommunist, Sohn des Konventsmitglieds Jean Dominique Blanqui und Bruder des Nationalökonomen Jérôme Adolphe Blanqui. Am 15. Mai 1848 versuchte er mit anderen Terroristen eine radikale Regierung zu errichten.

Digitized by Google

scheinen eine Vereinigung auf friedlichem Wege immer unmöglicher zu machen. Wir sind wohl zu keiner Zeit so fern von einem einigen Deutschland gewesen wie jetzt. Möge im entscheidenden Augenblick, wenn die Not am größten ist, der Himmel uns einen Retter nicht vorenthalten!

Berlin, 29. Juni 1848.

Die Welt scheint sich noch nicht beruhigen zu wollen; mit immer neuer Gewalt drängen sich dämonische Ereignisse hervor, von denen das eine das andere an Schrecken überbietet. Bis heute sind die Pariser Telegramme noch voll von den dortigen Straßenkämpfen, die weder die Treue und Hingebung der Bürgergarden noch die Bravour der Linientruppen zu unterdrücken vermag. Eine teuflische Gewalt hält die Fäden dieser fürchterlichsten aller Emeuten in der Hand.[1]) Bei den gefangenen Insurgenten findet man die Fünffranken- und Goldstücke zu Hunderten. Sind es wieder die Polen, die hier wie in Prag und Berlin die Hände im Spiel haben? Es ist, als wenn die Vorsehung jetzt mit einem Ruck die Welt für den Volksmord des Jahres 1772 strafen wolle.

Hier in Berlin wankt der Boden täglich mehr und mehr. Alles wandert aus. Seit dem 20. März sind auf der Polizei 63000 Menschen abgemeldet, und am Morgen nach dem Angriff auf das Zeughaus sind die Familien zu Hunderten abgezogen. Das neue Ministerium (Auerswald-Hansemann) genießt gar kein Vertrauen. Hansemann war vor wenigen Monaten noch der Langersehnte, schon heute würde man ihn am liebsten mit Füßen treten. Nur von Frankfurt her schimmert noch ein schwacher Hoffnungsstrahl zu uns herüber. Die Reden von Vincke, Gagern und Dahlmann haben wohltuend gewirkt.

Rußland scheint sich nicht in unsere Angelegenheiten mischen zu wollen. Der letzte Einfall der Dänen soll den Kaiser empört haben: „Jetzt will ich von dem Volke nichts mehr wissen." Am selben Tage ist er mit Rochow[2]) auf dem Alexander-Newski-Prospekt Arm in Arm spazieren gegangen.

Nun ist alles auf die nächsten Schritte des demokratischen Zentralvereins gespannt, der von Frankfurt nach Berlin überzusiedeln gedenkt, und vielleicht schon seine Vorboten hergeschickt hat, die ihm das Terrain ebnen sollen. Die neuen Minister wagen nichts dagegen zu unternehmen, obgleich jeder Vernünftige einsehen muß, welche Folgen dies haben kann. Es ist nichts dumm genug, um nicht vom Berliner geglaubt zu werden, und es wird diesen Herren somit keine Mühe kosten, hier die eifrigsten Anhänger für ihre neuen, weltbeglückenden Lehren zu gewinnen. Die Bürgerwehr ist feige, zum Teil für die Republik (!) eingenommen, die neu zusammenberufene Landwehr ist demoralisiert, wenigstens sind einige Kompagnien durchaus unzuverlässig, die

[1]) General Cavaignac beendete diesen blutigsten aller bisherigen Pariser Bürgerkämpfe durch die Juni-Schlacht (vom 23. bis 26. Juni). „Die große Entscheidungsschlacht, die, wenn die Insurrektion siegte, den ganzen Kontinent mit erneuten Revolutionen überschwemmen mußte." Karl Marx, Londoner „Tribune", 18. März 1852.

[2]) Preußischer Gesandter in Petersburg.

Digitized by Google

hiesigen Truppen reichen kaum aus, um die öffentlichen Gebäude zu besetzen — die nächste Zukunft wird neue Stürme bringen.

Lübeck, 9. August 1848.

Lieber Bruder, am Freitag werde ich in Frankfurt eintreffen, um dort durch Anschauung zu lernen, wie deutsche Geschichte gemacht wird.

Unser guter Vater kann sich noch nicht in die neuen Strömungen finden, und zitiert nach politischen Unterhaltungen die Inschrift seines Pokals:

„Die Hoffnung besserer Zeiten!
Wann kommt sie?
Man sucht nach guten Leuten,
Wo sind sie?"

Auch sonst gehen hier die Stimmen auseinander; die einen wünschen, daß Radetzky geschlagen werde, andere glauben an eine Reaktion. Roeck wundert sich über die häufigen Erlasse, die aus Frankfurt an ihn als „Kriegsminister Lübecks" gelangen, und von denen jeder ihn mehr in seiner Macht beschränkt. Bippen ist ultrakonservativ und reist jetzt nach Gastein, um sich von dort am loyalen Tirol zu erquicken.

Frankfurt, 18. August 1848.

Die drei Feiertage des Dombaufestes,[1]) während deren die Nationalversammlung keine Sitzungen abhielt, waren ein höchst unangenehmer Querstrich, und da ich hier nichts anfangen konnte, bestieg ich die Eisenbahn, um mit Abel[2]) einige Tage am Rhein und im herrlichen Lahntal zuzubringen, denn zu den Feierlichkeiten in Köln zog uns gar nichts. Der Menschenandrang ist dort so stark gewesen, hat die Preise so hinaufgetrieben, daß die Abgeordneten höchst entrüstet über die ungastliche Behandlung heimgekehrt sind. Im übrigen war das Fest von großer Bedeutung. Gagern hat persönlich, nachdem er anfangs die Abgeordneten durch einige allzu offenherzige Worte vor den Kopf gestoßen, späterhin aller Herzen gewonnen. Der Empfang, den die Kölner dem Monarchen bereitet haben, war herzlicher als je, und da Köln als Metropole des Rheins entschiedenen Einfluß auf die ganze dortige Stimmung ausübt, so kann dies nur die günstigsten Folgen haben.

Am Donnerstag wohnte ich zum erstenmal einer Sitzung in der Paulskirche bei. Gagern hielt eine brillante Rede über die Kölner Fahrt. Die Versammlung machte einen durchweg würdigen Eindruck — im Gegensatz zu anderen Verhandlungen — und gewinnt täglich an Haltung. Die Linke allerdings schwächt sich selber durch Ausfälle, wie Brentano einen solchen gegen den Prinzen von Preußen losließ.[3]) Von der äußersten Linken (Simon-Trier)

[1]) 14. August 6. Säkularfeier der Grundsteinlegung und Einweihung des Langschiffes.

[2]) Otto Abel (1824—1854), Historiker.

[3]) Der Badener Advokat Lorenz Brentano trat nur hierdurch hervor. Der spätere Revolutionär, der, an die Spitze der badischen Regierung gelangt, gemäßigt, ja, konterrevolutionär wurde, mußte dann fliehen und griff seine ehemalige Partei auf das schärfste an.

Digitized by Google

hörte ich nur Schlöffels Rede, die ziemlich derb, aber sachlich und aufrichtig war. Von Zeit zu Zeit an das „ancien régime" zu erinnern, kann nicht schaden. Obgleich die großdeutsche Frankfurter Luft keineswegs so berauschend auf mich einwirkt, wie Ihr vielleicht annehmt, obgleich ich keinen Augenblick die trübe Stimmung im nördlichen Deutschland vergesse, sondern mit unvermittelten Eindrücken vom preußischen Berlin angelangt bin — wenn man hier die Arbeiten und Anstrengungen der Versammlung in der Nähe sieht, wenn man alle diese großen Männer erblickt, die nur zusammengekommen sind, um mit einer Selbstlosigkeit sondergleichen für das Wohl des Vaterlandes zu wirken — wahrhaftig, dann muß man neue Hoffnung für Deutschlands Einigkeit schöpfen, muß sich dem schönen Gedanken hingeben, daß allen Wünschen, mit denen unsere Generation aufgewachsen ist, die Zeit Erfüllung bringen und der Traum des deutschen Vaterlandes dereinst als herrlichste Wirklichkeit dastehen wird!

Frankfurt, 26. August 1848.

Die Verhandlungen über die Stellung der Kirche haben die ganze Woche gewährt und den bedeutendsten politischen Köpfen Gelegenheit gegeben, ihre Ansichten darzulegen. Unvergeßlich bleibt mir der Augenblick, als Radowitz, der kriegerische Mönch mit dem vergilbten Gesicht, dem unheimlichen Auge und der, jeden Beifall, jedes Mißfallen stolz zurückweisenden Miene die Tribüne bestieg. Schon vom ersten Wort an, das er redet, ist die Versammlung wie elektrisiert. Keiner wagt ihn zu stören, und läßt es sich irgendein Frechling einfallen, seine Unzufriedenheit zu äußern, so erhebt sich der Kongreß wie ein Mann, um den Störenfried zur Ruhe zu rufen und für den gefeierten Redner Ruhe herzustellen.

Meine Abende bringe ich gewöhnlich im „Englischen Hause" oder im „Württemberger Hofe" zu. In letzterem versammelt sich das linke Zentrum unter der Führung Mittermaiers, Biedermanns, Höfkens, Wurms und entwirft den Schlachtplan. Die Gesellschaft ist zahlreich, aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzt. Es ist höchst instruktiv, diesen Versammlungen beizuwohnen, wo alle Fragen durchgesprochen werden, die am nächsten Tage in der Paulskirche widerhallen und dann ihren Lauf durch die Welt nehmen. Im „Englischen Hause" ist die Luft schon aristokratischer. Dort treffe ich Lichnowsky (wenn ihn nicht die Gräfin Berlepsch zu einer partie fine eingeladen hat), Heckscher,[1]) der ermüdet und, wie mir scheint, verzweiflungsvoll, soeben sein Bureau verlassen hat, um beim Glas Hochheimer sich wieder zu beleben, Beseler, „toujours solennel comme le Jupiter Olympien", Graf Wartensleben, der jedem Schmäher des preußischen Staates ein Duell an den Kopf wirft, Jordan,[2]) der sich nach seiner großen Polenrede bei der eigenen Partei nicht mehr sicher fühlt, Schmidt, Sommaruga und viele andere. Dort

[1]) Justizminister.

[2]) Wilhelm Jordan, der bekannte Dichter des Epos „Die Nibelungen".

Digitized by Google

erscheint auch manchmal der koburgische Bundestagsgesandte Baron Stockmar und sein eleganter, geistvoller Adlatus v. Meyern, dessen Berichte über die Frankfurter Verhandlungen klassisch sein sollen. Auch mit preußischen und österreichischen Deputierten sehe ich mich oft. Die ersten haben hier noch immer eine schlimme Stellung. Die letzteren verzweifeln an ihrem engeren Vaterlande; das Benehmen ihrer Regierung, das Geldausfuhrverbot, die Kokardenangelegenheit, die freundschaftliche Haltung Österreichs gegenüber Dänemark, die Lage Böhmens, alles stimmt die armen Deputierten dieser Länder sehr herab. In Wien soll es fürchterlich aussehen. Da es mit der Politik nicht gehen will, so versuchen die Wühler es mit der Religion. Unter dem Titel der deutsch-katholischen Kirche verbreiten sie ihre republikanischen Ideen, wie denn überhaupt alle deutsch-katholischen Gemeinden jetzt eine entschiedene republikanische Richtung haben, während die „Lichtfreunde" merkwürdigerweise sämtlich konstitutionell gesinnt sind. Schütte und Ronge regen ganz Wien auf.[1]) Inzwischen kämpft der gegen Österreich haßerfüllte Kossuth für die Unabhängigkeit Ungarns, gehen aus Böhmen täglich Nachrichten ein, daß der tschechisch-deutsche Kampf wieder ausbrechen wird, erschallt im vielsprachigen Kaiserreich überall der Ruf nach Autonomie. Auch die Südslawen wollen einen eigenen illyrischen (!) Staat errichten! Guter Bruder, hole Deinen Appian hervor, wandle in Gedanken auf der Via Egnatia[2]) und erinnere Dich unseres Gesprächs. Die sogenannte Selbständigkeit allein macht die Bewohner eines Erdenwinkels nicht glücklich. Man muß auch imstande sein, das anvertraute Gut zu verwalten. „O Zeit! du selbst entwirre dies, nicht ich; ein zu verschlungener Knoten ist's für mich", ruft Viola aus, und — spielt „Was ihr wollt" nicht in Illyrien?

In Italien dagegen zieht sich das Gewitter der Reaktion zusammen, d. h. Österreichs siegreiches Heer unter einem Führer, der seinem Kaiser aufs treueste ergeben ist und jedem seiner Winke Folge leisten wird. Unter einer der Karikaturen, welche die Versammlung der Paulskirche zeitigte, steht die Huldigung für Radetzky:

„Tapferer Degen, du schlugst zwei Fliegen in nämlichem Schlage,
Die zu Custozza aufs Haupt, jene zu Frankfurt aufs Maul."

Zu den interessanten Debatten in der Paulskirche kommen die sich täglich mehrenden Bekanntschaften, Besuche, die Abendsitzungen der verschiedenen Parteien — ehe man sich's versieht, dämmert der Morgen herauf.

Berlin, 25. Mai 1849.

Guter Bruder! Seitdem ich Dir die Schrift sandte, ist manche Woche vergangen. Ich hoffe, Du zürnst mir nicht, daß ich Dich solange am Totenbette Adalberts von Bremen habe stehen lassen, ohne Dir das Schiff anzu-

[1]) Im August 1848 bildete sich in Wien eine deutsch-katholische Gemeinde.

[2]) Appian soll ein Illyrier gewesen sein. Die Via Egnatia führte von der Küste (Dyrrhachium, Apollonia) nach Byzanz.

Digitized by Google

geben, das uns in den Hafen der Düna führen soll. Heute endlich habe ich Land erblickt, und so sollst Du auch der erste sein, dem ich die frohe Kunde von der baldigen Beendigung meiner „Hansa" mitteile.[1])

Hier gestalten sich die Verhältnisse immer bunter. Am Sonnabend langte ein Kurier von Petersburg an mit der Nachricht, daß sich die Flotte des Zaren in acht Tagen in Bewegung setzen würde! In diesen Tagen trifft Herr v. Plessen oder Herr v. Reedtz von Kopenhagen ein, um die holsteinischen Wirren friedlich zu lösen. Schleinitz[2]) soll mit ihnen verhandeln. Ohne Westmorelands[3]) Intrigen? Das bezweifle ich. Aller Aussicht nach wird es ein recht lumpiger Frieden. Ob die Armee der Herzogtümer sich dies gefallen läßt, ist eine andere Frage. Für soviel Heldenmut, soviel vergossenes Blut wäre wahrhaftig etwas Besseres zu erwarten gewesen! Wie der Abgeordnete Bucher in der Kammer gesagt hat: „Der Glaube und das Vertrauen, mit welchem wir den Krieg beginnen sahen, sind bald zuschanden geworden, der Glaube, daß es sich darum handle, einem unterdrückten Bruderstamm zu seinem Recht zu verhelfen. Die Millionen, welche der dänische Krieg dem preußischen Volk gekostet hat, die Hunderte, ja Tausende, welche auf den dänischen Schlachtfeldern ihr Blut vergossen haben, sind nicht für die Sache des Volks, nicht für die Freiheit, sondern für die Sache der Dynastien und für die Knechtung der Völker als Opfer gebracht."[4]) Über diese Worte kann die Regierung recht nachdenken. Ich lernte Bucher kennen, ein zurückhaltender Mann, ruhig und fest, man hat Vertrauen zu ihm.

Auch die von den deutschen Regierungen beratene Reichsverfassung ist auf große Hindernisse gestoßen. Österreich hat plötzlich wieder alle möglichen Schwierigkeiten gemacht, ebenso Bayern; die Zeitungen verbreiten, Preußen sei gesonnen, energisch mit Hannover und Sachsen vorzugehen.[5]) Ein Adjutant, den der König nach Stuttgart geschickt hat, um mit dem württembergischen Herrscher zu verhandeln, soll unverrichteter Sache wieder heimgekehrt sein. Genug, die Geschichte ist hier ebenso verfahren wie in Frankfurt, und es scheint mir sicher, daß wir neuen großen Bewegungen entgegengehen. Nebenbei trägt man sich hier mit Gerüchten von verschiedenen projektierten Attentaten gegen den König, den Prinzen von Preußen und seinen Sohn. In Potsdam ist der König von der fast durchweg desorganisierten Berliner Land-

[1]) Schlözer schrieb damals an seiner „Geschichte der deutschen Ostseeländer".

[2]) Vertrat damals Preußen in Hannover. Nach den Verhandlungen mit Dänemark, im Juli, Minister des Auswärtigen.

[3]) 1841—57 englischer Gesandter in Berlin.

[4]) Sitzung vom 23. April. Als Lothar Bucher 1864 von Bismarck ins Auswärtige Amt übernommen wurde, gehörte Kurd Schlözer zu den wenigen, die diesem reservierten Schweiger näher traten, beide übereinstimmend in der selbstlosen Verehrung des Kanzlers.

[5]) Das Ergebnis der Verhandlungen (17. bis 26. Mai) war das Bündnis der drei Staaten (Dreikönigsbündnis) auf die Dauer eines Jahres.

Digitized by Google

wehr, als er ihr beim Abmarsch feierlich anzeigte, daß sie gegen Buben und Schurken geführt werden solle, ebenso feierlich ausgezischt worden; dazu machen die Berliner Jungen in Westfalen so viele Sprünge, daß man entschlossen ist, sie eiligst nach Luxemburg zu verlegen, wo ihnen im Festungsdienst wieder einige gute Sitten beigebracht werden sollen.[1]) Die Potsdamer Garden schwelgen in der Hoffnung, daß der König sie nach der Schweiz führen werde, um dort den Republiken ein Ende zu machen,[2]) bei Hof triumphiert man über „Gagerns klägliches Ende“[3]) und ist selbst noch mit einem Radowitz so unzufrieden, daß die „Kreuzzeitung“ nicht begreift, wie ein so geistvoller Politiker noch immer in dem Frankfurter Schwindel fortleben könne und sich mit Redensarten wie „Preßfreiheit“, „Wahlrecht“ und dergleichen befasse, die höchstens im Munde eines Commis voyageur entschuldbar wären.

Das Verbot der Auslieferung von Inländern in der Verfassung vom 11. August 1919

Von

H. Wittmaack

Bei den Verhandlungen über die Frage, ob der Artikel 61 Absatz 2 der Verfassung in betreff des Verhältnisses des Deutschen Reichs zu Österreich mit dem Friedensvertrag in Widerspruch stehe und daher wieder aufgehoben werden müsse,[4]) haben die feindlichen Regierungen in der Note vom 12. September v. J. noch eine andere Vorschrift der Verfassung als mit dem Friedensvertrag in Widerspruch stehend bemängelt, ohne direkt die Aufhebung derselben zu verlangen. Die Note der feindlichen Regierungen vom 15. November v. J. kommt, wie es scheint, hierauf zurück, indem sie der deutschen Regierung ein hinhaltendes Verfahren in bezug auf die Erfüllung ihrer Verpflichtungen zum Vorwurf macht und in dieser Hinsicht insbesondere an die „in die Verfassung aufgenommenen und bisher beibehaltenen zweideutigen Artikel“, also nicht bloß an den einen Artikel 61 Absatz 2 erinnert. Es ist daher, um unangenehmen Überraschungen vorzubeugen, wohl von Interesse, das Publikum darüber näher aufzuklären, um was es sich hier handelt.

[1]) In Luxemburg als einer der deutschen Bundesfestungen (Mainz, Landau, Rastatt, Ulm) lag preußisches Militär.

[2]) Nach dem Erlöschen der in Neuenburg herrschenden Dynastie wurde Friedrich I. von Preußen auf Grund Erbrechts „Fürst von Neufchâtel“. — 1. März 1848 blutlose Revolution.

[3]) Nach Ablehnung der Verfassung hatte Gagern das Präsidium des Reichsministeriums niedergelegt, am 10. Mai seine Entlassung genommen.

[4]) Vgl. „Deutsche Revue“, Januar-Heft 1920, S. 49 ff.

Digitized by Google

Der Artikel 112 Absatz 3 der Verfassung lautet: „Kein Deutscher darf einer ausländischen Regierung zur Verfolgung oder Bestrafung überliefert werden." Die feindliche Note vom 12. September verweist demgegenüber auf den Artikel 228 des Friedensvertrags, worin Deutschland verpflichtet wird, gewisse Personen, die eines Verstoßes gegen die Gesetze und Gebräuche des Krieges angeklagt werden, auszuliefern und vor ein fremdes Gericht zu stellen. Legt man die Verfassung streng juristisch aus, so ist dieser Anstand unbegründet. Man muß den Artikel 112, Absatz 3, und den Artikel 178, wonach die Bestimmungen des Friedensvertrags durch die Verfassung nicht berührt werden sollen, miteinander verbinden. Dann kommt man zu dem Resultat, daß der Artikel 228 des Friedensvertrags eine Ausnahme von der allgemeinen Regel des Artikels 112 der Verfassung bildet. Man kann aber bei unbefangener Auffassung nicht umhin, anzuerkennen, daß das Mißtrauen der feindlichen Regierungen nicht unbegründet ist. Zunächst hätte, um Zweifeln vorzubeugen, bei dem Artikel 112 auf die in dem Artikel 178 enthaltene Ausnahme von der aufgestellten Regel hingewiesen werden sollen, etwa durch die Bemerkung: unbeschadet der Bestimmung des Artikels 178. Dann enthält aber auch tatsächlich der Artikel 112 Absatz 3 eine Erschwerung der Erfüllung des Friedensvertrags. Ob die Ausnahme des Artikel 178 begründet ist, ob insbesondere die Person, deren Auslieferung verlangt wird, unter Artikel 228 des Friedensvertrags fällt, kann jetzt nur im Wege einer näheren Deklaration der Verfassung, also unter der im Artikel 76 für Verfassungsänderungen vorgeschriebenen Form geschehen, wenn man korrekt verfahren will. Denn wer ist sonst berechtigt, festzustellen, ob die Ausnahme von der Regel des Artikels 112 vorliegt oder nicht, und die Verfassung in dieser Hinsicht zu ergänzen? Es kann der Regierung doch nicht gestattet sein, allein zu entscheiden, ob die Vorschrift des Artikels 112 beobachtet werden muß.

Dann entsteht aber die Frage: Warum in aller Welt hat man denn den Artikel 112 Absatz 3 in die Verfassung aufgenommen? Die Vorschrift, daß Inländer nicht an eine ausländische Regierung zu einer strafrechtlichen Untersuchung und zur Strafvollstreckung ausgeliefert werden dürfen, ist bereits in § 9 unseres Strafgesetzbuchs vorhanden. Man wundert sich um so mehr, daß man der Vorschrift des Strafgesetzbuchs noch eine besondere Sanktion durch die Aufnahme in die Verfassung hat erteilen und dadurch ihre Abänderung erschweren wollen, als die Frage, ob es sich nicht empfiehlt, das Prinzip aufzugeben, gerade seit dem Erlaß des Strafgesetzbuchs sehr kontrovers geworden ist. Und warum hat man denn, statt anzustreben, das Verfassungswerk möglichst rasch unter Dach und Fach zu bringen, die Verhandlungen noch hiermit beladen?

Ähnliche Vorschriften, wie im § 9 des Strafgesetzbuchs, gelten in den meisten Staaten des europäischen Kontinents. Aber nirgends, soweit mir bekannt, hat man sie in die Verfassung aufgenommen. Versuche, sie in einzelne Verfassungen hineinzuinterpretieren, sind vereinzelt geblieben. In den Gegenvorschlägen der deutschen Regierung zu dem Entwurf des Friedensvertrags der Entente heißt

Digitized by Google

es, daß eine solche Bestimmung, wie in § 9 des deutschen Strafgesetzbuchs, einen Rechtssatz enthalte, der Gemeingut der meisten Völker sei und überall, wo er gelte, das Ansehen eines verfassungsmäßig gewährleisteten Grundrechts genieße. Diese unbestimmte und unpräzise Bemerkung kann nicht von einem Juristen herrühren.

Allerdings ist die Fixigkeit ein unbestreitbarer Vorzug unserer modernen Gesetzgebung, sowohl im Vergleich mit auswärtigen Regierungen, wie mit unserer früheren. Niemand wird der Bemerkung des sozialdemokratischen Abgeordneten Keil in der Sitzung der Nationalversammlung vom 5. Dezember v. J. die Berechtigung absprechen können, worin er das schnelle und rasche Verfahren unserer gegenwärtigen Gesetzgebung im Vergleich mit dem früheren Rechtszustand rühmend hervorhebt und betont, daß, was jetzt in Wochen geleistet wird, früher Jahre erfordert habe. Das so hochgepriesene rasche Tempo hat sich auch bei den Verhandlungen über die Bestimmungen des Artikels 112 gezeigt, aber ist den auswärtigen Regierungen der große Fortschritt, welchen wir in neuerer Zeit hier gemacht haben, bereits bekannt? Kleben sie nicht noch an den alten Gewohnheiten und müssen sie danach nicht voraussetzen, daß ganz besondere Gründe haben vorliegen müssen, wenn man die Verhandlungen über die Verfassung mit einer solchen theoretisch schwierigen Frage von geringer praktischer Bedeutung belastet hat? Kann man sich da wundern, wenn hierdurch bei den auswärtigen Regierungen ein gewisser Argwohn hervorgerufen worden ist?

Sehen wir nun, wie es mit der Auslieferung von Inländern steht.

Die Macht eines Staates beschränkt sich auf sein Territorium. Wenn jemand auf diesem ein Verbrechen begangen hat und es ihm gelingt, ein ausländisches Staatsgebiet zu erreichen, so würde der Staat, in dessen Gebiet die Tat begangen ist, ihm nicht beikommen können, wenn nicht die ausländische Regierung ihm Hilfe leistete. Das gegenseitige Bedürfnis der Staaten, daß schwere Straftaten nicht ungesühnt bleiben und auf diese Weise die Rechtssicherheit und das Vertrauen auf dieselbe bei der Bevölkerung beeinträchtigt werde, mußte bald dazu führen, daß die Staaten sich bei der Verfolgung von Verbrechen gegenseitig unterstützten und Rechtshilfe leisteten, indem sie einen Verbrecher, der auf ihrem Gebiet Zuflucht gesucht hatte, dem verletzten Staate auf dessen Ansuchen zur Aburteilung und Bestrafung auslieferten, regelmäßig unter der Voraussetzung oder dem Vorbehalt der Gegenseitigkeit, d. h. in der Erwartung, daß der requirierende Staat, wenn der jetzt requirierte Staat eine gleiche Rechtshilfe von ihm verlangen sollte, sich ebenso entgegenkommend erweisen würde. Die Entwicklung des Verkehrs erleichterte es dem Verbrecher, in einem anderen Staatsgebiet Zuflucht zu finden, und die Fälle der Auslieferung vermehrten sich. Im gegenseitigen Interesse der Staaten schloß man Auslieferungsverträge ab, in denen die Regierungen zweier Staaten sich einander gegenüber verpflichteten, diejenigen Personen, die in einem Staate ein Verbrechen begangen und dann in dem anderen Staate ein Asyl gesucht hatten,

Digitized by Google

sich gegenseitig, sowohl zur strafrechtlichen Verfolgung wie zur Strafvollstreckung, wenn bereits eine Verurteilung stattgefunden hatte, auszuliefern. Das, was früher von dem Belieben der requirierten Regierung, von der comitas gentium, wie man sagt, abhing, wurde nun zur Pflicht gemacht. Das Deutsche Reich hat eine Anzahl solcher Auslieferungsverträge abgeschlossen. Einzelne Staaten haben auch besondere Auslieferungsgesetze erlassen, in denen festgesetzt ist, für welche Verbrechen eine Auslieferung gestattet ist und welches Verfahren dabei beobachtet werden soll. Ein solches Gesetz findet sich in Deutschland nicht. Alle Auslieferungsverträge enthalten einzelne Bestimmungen gleichen Inhalts. So setzt die Auslieferung voraus, daß die Gerichte des Staates, welcher die Auslieferung requiriert, auch nach den Gesetzen des requirierten Staates für die Verfolgung und die Bestrafung der verbrecherischen Handlung zuständig sein müssen. Der Staat liefert nicht aus, wenn nach seinen eigenen Gesetzen die Gerichte des requirierenden Staates zur Aburteilung der strafbaren Handlung nicht kompetent sind oder, falls bereits eine Verurteilung stattgefunden haben sollte, nicht kompetent waren. Die Verbrechen, wegen welcher die Auslieferung verlangt werden darf, sind in den Verträgen aufgezählt, sie sind schweren Charakters, wegen unbedeutender Polizeiübertretungen wird nicht ausgeliefert. Allgemein wird ferner anerkannt, daß wegen politischer Verbrechen eine Auslieferung nicht verlangt werden kann. Die Regierungen sehen es als eine Ehrenpflicht an, Personen, die gegen einen anderen Staat ein politisches Verbrechen begangen haben, ein Asyl zu gewähren. Was die Auslieferung von Inländern anlangt, so gibt es zwei Systeme. Auf dem europäischen Festland bestrafen die Staaten durchgängig Inländer auch wegen der im Ausland begangenen schweren Straftaten. So bestimmt § 4 Ziffer 3 unseres Strafgesetzbuchs, daß nach den Strafgesetzen des Deutschen Reichs ein Deutscher, ein Inländer, verfolgt werden kann, welcher im Ausland eine Handlung begangen hat, die nach den Gesetzen des Deutschen Reichs als Verbrechen oder Vergehen anzusehen und durch die Gesetze des Ortes, an welchem sie begangen wurde, mit Strafe bedroht ist. Mit Rücksicht auf solche Bestimmung, welche dem Ausland auch dann einen gewissen Schutz vor Begehung von Straftaten durch Angehörige des einheimischen Staates gewährte, wenn sie sich von dem ausländischen Tatort ins Inland hatten flüchten können, bildete sich seit 1830 auf dem europäischen Kontinent die Regel, daß Inländer nicht ausgeliefert werden. Solches wurde in den zwischen den Staaten des europäischen Kontinents geschlossenen Auslieferungsverträgen allgemein anerkannt. In der Überzeugung von der allenthalben in den zivilisierten Staaten bestehenden unparteiischen und in jeder Beziehung gerechten Strafrechtspflege bedarf nach den Vereinbarungen der Auslieferungsantrag nur einer rein formellen Begründung durch Beifügung des in dem requirierenden Staat bereits erlassenen Haftbefehls oder gefällten Strafurteils. Den Gerichten und Behörden des requirierten Staates ist eine Nachprüfung des Haftbefehls oder des Strafurteils nicht freigelassen.

Digitized by Google

Anders liegt die Sache in dem Gebiet des englischen Rechts, also namentlich in Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Das englisch-amerikanische Recht steht auf dem strengen Territorialprinzip, es bestraft nur Handlungen, die im Inlande begangen sind, mögen die Täter Inländer oder Ausländer sein. Ein Engländer oder ein Nordamerikaner, der sich im Ausland ein strafbares Verhalten hat zuschulden kommen lassen, wird in seiner Heimat nicht bestraft, auch dann nicht, wenn die Handlung nicht bloß nach dem ausländischen, sondern auch nach dem einheimischen Recht strafbar ist. Das Inland hat aber kein Interesse daran, daß die von Inländern im Ausland begangenen Straftaten ungesühnt bleiben, und die englische und die nordamerikanische Regierung sind daher bereit, ihre Staatsangehörigen, wenn sie im Auslande eine strafbare Handlung sich haben zu schulden kommen lassen, den zuständigen ausländischen Gerichten zur strafrechtlichen Verfolgung und Vollstreckung der Strafe auszuliefern. Es liegt ihnen fern, den inländischen Verbrecher der verdienten Strafe zu entziehen, und deshalb sind sie zufrieden damit, wenn das Ausland, das allein dazu rechtlich in der Lage ist, selbigen bestraft, und bereit, dem ausländischen Staate in dieser Hinsicht Rechtshilfe zu leisten. Andererseits verlangen aber die englischen und nordamerikanischen Auslieferungsverträge für den Antrag auf Auslieferung eine gewisse materielle Begründung und suchen dadurch einer ungerechtfertigten Bestrafung eines Inländers im Auslande vorzubeugen. Wenn es sich um die Auslieferung zur Vollstreckung einer bereits durch rechtskräftiges Urteil festgesetzten Strafe handelt, so genügt allerdings die Beilegung des von dem zuständigen Gericht erlassenen Urteils. Soll aber die auszuliefernde Person erst in Untersuchung gezogen und über ihre Schuld erst gerichtlich erkannt werden, so muß der Auslieferungsantrag durch solche Beweise unterstützt werden, wie nach dem Recht des requirierten Staates erforderlich sind, um das Hauptverfahren gegen den Angeschuldigten zu eröffnen. Den Behörden des requirierten Staates ist es also vorbehalten, die Begründung des Haftbefehls nachzuprüfen. Das Deutsche Reich hat mit England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika Auslieferungsverträge geschlossen, es mußte aber nach dem Strafgesetzbuch ablehnen, die Auslieferung von Inländern zu stipulieren. Andererseits mußten die Regierungen Englands und Nordamerikas nach ihren Auslieferungsgesetzen darauf bestehen, daß da, wo es sich nicht um eine bereits verurteilte, sondern um eine solche Person handelt, die erst in Anklagezustand versetzt und abgeurteilt werden soll, den Behörden des requirierten Staates eine materielle Nachprüfung der Voraussetzungen des Haftbefehls vorbehalten bleibe. In dieser Weise sind denn die Auslieferungsverträge der anglo-amerikanischen Staaten nicht bloß mit Deutschland, sondern auch mit den anderen Staaten des europäischen Kontinents, in denen die Auslieferung von Inländern gesetzlich oder durch Gewohnheitsrecht verboten ist, geschlossen worden.

Die Sachlage ist also jetzt: Wenn es einem Deutschen, der in einem fremden Lande eine schwere Straftat begangen hat, gelingt, in seine Heimat zu ent-

Digitized by Google

kommen, so hat er das Glück, falls man solches als ein Glück bezeichnen kann, dort und nicht in dem auswärtigen Staate, in dessen Gebiet die Tat verübt ist, zur strafrechtlichen Verantwortung gezogen zu werden. Er verdankt den Vorteil aber nur dem Zufall, der es ihm ermöglichte, gerade in seine Heimat zu entkommen.

Eine strafrechtliche Untersuchung im Inlande wegen eines im Auslande begangenen Verbrechens ist mit besonderen Schwierigkeiten und Kosten verbunden. Sie ist außerdem langwierig und gewährt nicht die gleiche Sicherheit für ein gerechtes Urteil wie ein strafrechtliches Verfahren in der Nähe des Tatorts. Die Zeugen können regelmäßig nicht persönlich vor dem Richter, welcher über die Tat zu entscheiden hat, vernommen werden; es verstreicht eine längere Zeit zwischen der Tat und der Zeugenvernehmung, außerdem ist eine Besichtigung des Orts der Tat, eine Augenscheineinnahme, durch das Strafgericht selbst nicht möglich. Daher drängt sich naturgemäß die Frage auf, ob denn diese Nachteile in Kauf zu nehmen sind, um den Inländer, der im Ausland ein Verbrechen begangen hat, vor dem Strafverfahren im Auslande zu schützen. Wäre er nach einem anderen Staate als nach dem Heimatstaate entflohen, so wäre er ausgeliefert und von dem Gerichte des Ortes der Tat abgeurteilt worden. Der Umstand, daß es ihm gelang, nach dem Inlande zu entkommen, ist doch nur ein glücklicher Zufall, den er nicht in Rechnung ziehen durfte. Solches gilt auch von Deutschen, die in England eine strafbare Handlung begehen.

Verübt dagegen ein Engländer im Gebiete des Deutschen Reiches ein Verbrechen, und es gelingt ihm, in seine Heimat zu entkommen, so bleibt er straflos, da nach englischem Recht strafbare Handlungen, die außerhalb des englischen Staatsgebiets verübt werden, nicht bestraft werden können, auch nicht, wenn der Täter Engländer ist. So ist das Verhältnis nicht bloß zwischen Deutschland und England, sondern zwischen diesem und den meisten Staaten des europäischen Kontinents. Es kann nicht anders sein, als daß darin für englische Gewohnheitsverbrecher eine besondere Versuchung liegt, ihre Tätigkeit nach dem europäischen Kontinent zu verlegen, namentlich gegenwärtig, wo es ihnen durch die Verbesserung der Kommunikationsmittel, insbesondere auch durch die Erfindung der Flugzeuge, sehr erleichtert wird, nach ihrer Heimat zu entkommen und sich auf diese Weise der Strafe zu entziehen. Diese Bedenken sind in der Wissenschaft nicht verkannt. Ein berühmter Verein angesehener Juristen aus allen zivilisierten Staaten, das Institut de Droit International, hat auf einem Kongreß in Oxford im Jahre 1882 u. a. die Regel aufgestellt, daß zwischen Nationen, deren Strafgesetze ganz auf ähnlicher Grundlage beruhten, und die ein gegenseitiges Vertrauen in ihr Gerichtsverfahren hätten, die Auslieferung von Inländern im Gegensatz zu der seitherigen Praxis ein Mittel sei, eine gute Handhabung der Strafgerichtsbarkeit zu sichern, da es als wünschenswert angesehen werden müsse, daß die Jurisdiktion der begangenen Tat zur Aburteilung der Straftat berufen werde.

Digitized by Google

Man könnte die Frage aufwerfen, ob nicht dem Übelstand, daß ein Engländer sich durch die Flucht in sein Heimatland von der Strafe für ein im Ausland verübtes Verbrechen befreien kann, durch eine Änderung der englischen Gesetzgebung abgeholfen werden könne. England hat sich allerdings in den Verträgen mit Luxemburg, der Schweiz und Spanien dazu verstanden, einseitig, ohne Ausbedingung der Reziprozität, seine Staatsangehörigen auszuliefern. Diese Abweichung von der völkerrechtlichen Regel, daß in solchen Verträgen die Gegenseitigkeit ausbedungen wird, selbst dann, wenn ihre tatsächliche Bedeutung eine ganz verschiedene ist, scheint nur durch besondere Umstände hervorgerufen zu sein, und es läßt sich nicht erwarten, daß England allgemein solche Zugeständnisse machen wird und machen kann, wenngleich es natürlich auch dort als ein Übelstand empfunden wird, daß Inländer wegen der im Ausland begangenen Verbrechen straflos bleiben und unter der englischen Bevölkerung leben und verkehren dürfen.

Wie dem nun auch sein möge, so ist jedenfalls kein Grund ersichtlich, warum man der Weiterentwicklung der Verhältnisse nicht hat freien Lauf lassen, sondern durch die Aufnahme der Bestimmung des § 9 des Strafgesetzbuchs in die Verfassung den Verzicht auf die Regel, daß Inländer nicht ausgeliefert werden, besonders hat erschweren wollen. Warum hat man das Bedürfnis gefühlt, sich hier nationaler oder nationalistischer zu zeigen als das frühere monarchische Deutschland?

Die Bestimmung des Artikels 112 Absatz 3 der Verfassung fand sich nicht in dem der Nationalversammlung vorgelegten Entwurf, sie ist durch die Verhandlungen im Ausschuß vorgeschlagen und dann beschlossen worden. Welche Gründe hierbei maßgebend gewesen sind, darüber fehlt es an einer Auskunft. Der Antragsteller war ein württembergischer Landgerichtsdirektor, der die Sache vollständig übersah. Außerdem befinden sich eine Anzahl großer Juristen, u. a. drei frühere Justizminister, ein Oberlandesgerichtspräsident, ein Reichsgerichtsrat und ein Professor des Strafrechts unter den Mitgliedern der Nationalversammlung. Es kann also nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß die Frage von Personen, deren vollständige Sachkunde feststeht, gründlich geprüft worden ist. Jedenfalls hat man auch auf die gegenwärtigen internationalen Verhältnisse gebührende Rücksicht genommen. Nach den Erfahrungen, die wir mit dem Artikel 61 Absatz 3 der Verfassung gemacht haben, ist es aber nicht wohl möglich, sich jeder Besorgnis, daß der Artikel 112 zu einer neuen Demütigung Deutschlands führen könne, zu entschlagen. In den Verordnungen der hohen interalliierten Rheinlandskommission, die nach der Ratifikation des Friedensvertrags in Kraft treten sollen, wird den deutschen Behörden die Verpflichtung auferlegt, auf Wunsch eines zuständigen Offiziers der Besatzungsarmee jede Person, die eines Verbrechens oder Vergehens angeklagt ist, und die irgendwie der Militärgerichtsbarkeit der Besatzungstruppen untersteht, zu verhaften und dem nächsten Befehlshaber der Besatzungsarmee zu übergeben. Diese Vorschrift bezieht sich auch auf deutsche

Digitized by Google

Staatsangehörige. Es muß danach der Zweifel hervorgerufen werden, ob selbige mit dem Artikel 112 Absatz 3 der Verfassung vereinbar ist. Eine ähnliche Vorschrift befindet sich bereits in der Vereinbarung vom 28. Juni v. J., betreffend die militärische Besetzung der Rheinlande, Artikel 14. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß die Frage in der Nationalversammlung, namentlich von den juristischen Abgeordenten, mit der größten Sorgfalt und Umsicht geprüft worden ist. Daher sind wir berechtigt, das Beste zu hoffen.

Angewandte Sozialphilosophie

Von

Dr. jur. S. van Houten, Holländischer Minister des Innern a. D.

Etwa in der Mitte meiner sechzigjährigen Arbeit im Rechts- und Staatsleben drängten häusliche Erwägungen mich zu einer längeren Pause, die ich zu Reisen benutzte. Den Sommer von 1886 verbrachte ich in einer Villa bei Godesberg, und in behaglicher Ruhe stellte ich da das Resultat meiner sozialphilosophischen Studien und Betrachtungen zusammen in einer kleinen Schrift, welche 1888 bei Tjeenk Willink in Haarlem erschien mit dem Titel „Das Kausalitätsgesetz in der Sozialwissenschaft". Neben dem Namen des Verlegers findet man den der Leipziger Firma F. A. Brockhaus, welche dadurch den Wert der ihr für den Verlag angebotenen Schrift anerkannte, ohne dafür in Deutschland gesetzlich verantwortlich zu sein.

Ich rügte darin die Irrtümer, die sich der vollen und unbedingten Anerkennung des Kausalitätsgesetzes auch in den sozialen Begebenheiten in den Weg stellen, insbesondere auch die Lehre von der Freiheit des Willens und Schopenhauers Rückfall in ein Wolkenkuckucksheim, wo er in seiner bekannten Preisschrift neben der Unfreiheit des Handelns eine Freiheit des Seins vindiziert.

Praktisch spielt diese Frage eine große Rolle in der Sozialwissenschaft, speziell bei der Begründung der ersten Prinzipien des Strafrechts, und dem ist dann auch ein großer Teil der Schrift gewidmet.

Für mich hat diese Schrift jetzt eine besondere Bedeutung. Artikel 227 und 228 des Friedensvertrages von Versailles sollen jetzt in Wirkung treten. Die Betrachtungen, welche ich darüber den Lesern vorlegen will, kann ich mit meiner Schrift philosophisch und strafrechtlich begründen, ohne dem Verdacht oder der Verführung bloßgestellt zu sein, meine Grundsätze umzumodeln, um Verurteilungen oder Freisprechungen zu erlangen, welche meinen Sympathien entsprechen.

Ich benutze dazu folgende Zitate: „Der Grundstein der Sozialwissenschaft, wie überhaupt aller Wissenschaft, ist die volle, unbedingte Anerkennung des Kausalitätsgesetzes. Jede soziale Erscheinung ist, ebenso wie die Naturbegeben-

Digitized by Google

heiten, notwendige Folge empirischer Ursachen und ihrerseits wiederum Ursache folgender Erscheinungen" (p. 5). „Vor dem Richterstuhle der Vernunft sind nur zwei Ansichten erklärlich, die ein unversöhnliches schroffes Dilemma bilden. Entweder halte man sich an die herkömmlichen religiösen Anschauungen; man denke sich die Welt als die Hervorbringung eines Schöpfers, der die Macht und den Willen hat, einzugreifen, wo es, nach seinen unserem Geiste unzugänglichen Plänen bei dem von den gegebenen Ursachen bedingten Laufe der Dinge verkehrt gehen könnte; man lasse diesen alten lieben Herrn schalten und walten und glaube an seine Liebe, auch wo seine Wege nicht unsere Wege seien. Oder man nehme die Welt als einen Komplex von Erscheinungen, die nach dem Satze vom Grunde miteinander verknüpft sind; von welchen unser Auge nur einen kleinen Teil übersehen kann, doch genug, um uns in den Stand zu setzen, durch stetigen Fleiß und kluge Berechnung uns eine leidliche Existenz zu verschaffen. Wo die Dinge dennoch nicht unseren Wünschen gemäß gehen, müssen wir unseren Verstand schärfen, die Ursachen aufzudecken, und die Mittel aufzufinden, die ersehnte Besserung, wenn nicht für uns selbst, so doch für spätere Geschlechter zu erreichen. Wo endlich unsere Kräfte versagen, da mögen wir tragen lernen, was wir nicht ändern können" (p. 12—13). „Die Vernunft hat in der zweckmäßigen Organisation der Gesellschaft ihre höchste Aufgabe zu sehen. Es kommt nicht darauf an, das Nichtlebensfähige zu erhalten, sondern zu bewirken, daß die Menschheit vernünftigen Zielen mit vernünftigen Mitteln nachstrebe, stets haushälterisch zu Werke gehe, womöglich Leiden meide und die Freude am Dasein vermehre. Auch in einer vernünftig organisierten Gesellschaft ist der Kampf nicht ausgeschlossen, sondern wo gekämpft und gelitten werden muß, soll stets das Ziel des Opfers wert sein" (p. 29). „Wer annimmt, daß nichts ohne Ursache geschieht und daß beim Vorhandensein einer Ursache die Folge nicht ausbleiben kann, dem ist es auch einleuchtend, daß einem gegebenen Menschen bei gegebenen Umständen nur eine Handlungsweise möglich ist. Um das Eintreten dieser Handlung abzuwenden, hätten entweder der handelnde Mensch oder die Umstände anders sein müssen" (p. 45). „Erst die Theorie der Unfreiheit verleiht dem Verantwortlichkeitsbegriffe den rechten und wahren Inhalt. Jede Tat tritt in die Kausalreihe der Begebenheiten ein mit unausbleiblichen Folgen, sowohl für das eigene Wohl und Wehe des Täters als für andere. Es hängt weder von Gottes Belieben noch von dem freien Willen anderer Menschen ab, ob die Tat diese Wirkung ausüben werde oder nicht. Aus diesem Bewußtsein entspringt die Besonnenheit, die vor jeder Tat ängstlich sowohl die Gesinnungen als die Berechnungen prüft. Bei Annahme der Unfreiheit ist die Ruhe eines guten Gewissens nur unter schweren Bedingungen zu erreichen. Die Reinheit der Gesinnungen allein ist dazu ungenügend; die Objektivität und Korrektheit der Erwägungen über die Folgen der Taten muß noch dazu kommen. Es ist dann auch völlig unwahr, daß die Anklagen des Gewissens sich nur auf das moralische Element der Taten beziehen. Im Gegenteil. Jeder ist gewissermaßen befriedigt mit der Erreichung

Digitized by Google

eines Zweckes. Wenn eintritt, was er gewollt hat, auch wenn es seinen Erwartungen nicht ganz entspreche oder gegen seine Absicht die schlechten Seiten seines Charakters offenbare, fühlt auch der Schlechte stets eine Art Befriedigung. Man tröstet sich gleichfalls leicht über Folgen, die niemand vorhersehen könnte. Nur das Übersehen naheliegender Erwägungen, Fahrlässigkeiten, vergibt man sich schwer. Darüber sind die Gewissensbisse am heftigsten. Bei der eigentlichen moralischen Reue, die aus der Erkenntnis der eigenen Schlechtigkeit hervorgeht, möge man peinlicher seinen Zustand fühlen, über die Taten, die man seinem Charakter gemäß verübt hat, tröstet man sich leichter als über die Folgen unverzeihlicher Fahrlässigkeiten, wodurch man Ereignisse hervorgerufen hat, die man entschieden nicht wollte" (p. 58—59).

Wie steht nun ein Philosoph mit diesen Anschauungen über Kausalität und Notwendigkeit, auch wo der Mensch mitwirkt, zu der in den letzten Jahren erlebten Millionenschlachtung und Milliardenvergeudung?

Ein Konflikt drohte; Kriegsmittel waren riesenhaft aufgespeichert. Revanchedurst war in Frankreich wieder im Wachsen; eine italienische Irredenta glomm immerfort; Rußland und Österreich-Ungarn rivalisierten, um ihren Einfluß auf dem Balkan zu vergrößern; England fühlte sich durch die wachsende deutsche Kriegsflotte in seiner Vorherrschaft auf dem Meere bedroht. Wechselseitigem Neid und Furcht entsprangen Kriegschancenberechnungen bei allen einflußreichen Staatshäuptern und Staatsmännern.

Da kam eine Explosion, immer von neuen, noch schwereren gefolgt, bis schließlich Europa von Schlachtfeldern und Ruinen strotzte und Tausende von Schiffswracks den Meerboden füllten.

Die Welt ist getroffen von einer ungeheuren Kalamität, die Menschenwerk ist, im einzelnen lang vorbedachtes Menschenwerk und doch keines Menschen Wille. Jeder handelte unter dem zwingenden Druck von Motiven, welche allmählich das Gegengewicht friedlicher und freundlicher Gefühle verloren, wie bei einem Bergsturz irgendeine vielleicht kleine Verschiebung das Gleichgewicht von Last und Stütze aufhebt und ein Massensturz folgt.

Auf den jetzigen Zustand paßt wieder ein Zitat aus meinem Büchlein, p. 40: „Die Gesellschaft ist das Produkt aus einer Gesamtheit einzelner Handlungen, die zum Teil zielbewußt, größtenteils aber ohne vorgefaßten Gesamtzweck verrichtet werden. Unser Gesellschaftszustand hat als Ganzes nie vorher in einem menschlichen Kopfe als Projekt dagestanden. Natürlichen Trieben folgend und Detailerfahrungen benutzend haben die Menschengeschlechter durch ihre kollektive Arbeit Organisationen und Zustände hervorgerufen, die sie jetzt bei wissenschaftlicher Beleuchtung anstaunen. So z. B. hat kein menschlicher Intellekt unsere mit freiwirkender Arbeitsteilung organisierte Gesamtproduktion und Güterverteilung vorher skizziert und projektiert."

Was jetzt geschehen ist, hat niemand gewollt, niemand auch nur wollen können, weil selbst die ausschweifendste Phantasie es nicht gedacht haben kann. Wer hieran zweifelt, möge mir zeigen, daß 1914 irgendwo ein Gedanke oder

Digitized by Google

nur ein Vorgefühl bestanden hat, daß ein paar Millionen amerikanische Krieger den entfesselten Krieg zugunsten der Entente entscheiden würden. Im einzelnen erreichte Ziele sind unbedeutend im Vergleich mit den Opfern, die sie den Wollenden gekostet haben. Für jeden Einwohner in dem zurückerworbenen Grenzgebiete hat Frankreich einen jungen Mann verloren. Hat es oder selbst ein seiner rewanchedurstigsten Führer das gewollt oder nur als möglich gedacht?

Das Ende des 1914 begonnenen Krieges, erst in Rußland, später bei den Mittelmächten, ist ebensosehr als dessen Anfang einer Naturbegebenheit ähnlich. Nur drängt sich mehr das Gleichnis mit einem vulkanischen Ausbruch auf. Die Spitzen der besiegten Staaten wurden ohne Klang und Sang weggefegt, als ob sie nicht aus säkularen historischen Wurzeln erwachsen wären. Wer hätte auch nur erträumen können, daß der Sultan ruhig in Konstantinopel sitzt und keinen der drei Kaiser, die um seinen Nachlaß rivalisierten, mehr neben sich findet?

Keine der kriegführenden Autoritäten hat auch nur einen Augenblick daran gedacht, das wirtschaftliche Weltgebäude, das oben erwähnte historische Kunstwerk der Zivilisation, dermaßen zu erschüttern, wie es infolge dieses Krieges geschah. Die Richtung, welche dieses historische Kunstwerk bekrittelte und es zum Teil zerstören möchte, um ein eigenes Phantasiegebilde an seinem Platz realisieren zu können, hat entschieden dazu diesen Krieg nicht gewollt. Doch kann diese völlig ungewollte Folge des Krieges noch verhängnisvoller werden als die direkten Verluste, wie Rußland und Ungarn zeigen, und mit Recht wird jetzt in erster Linie getrachtet, diese einzudämmen. Denn der freie ökonomische Bau war wirklich ein Kollektivkunstwerk der Menschheit, nachdem die leidigen Auswüchse abgeschnitten waren. Kinderarbeit war verboten; die Abhängigkeit des einzelnen Arbeiters hatte durch ihren gewerkschaftlichen Zusammenschluß aufgehört; gegen zu enge und ungesunde Arbeitsräume wurde obrigkeitlich eingeschritten; wo die Natur des Geschäfts und die Entwicklung der Arbeiter Produktivvereine ermöglichten, konnten Unternehmer ganz in Wegfall kommen und Kapital im Wege von Anleihen beschafft werden. Preisänderungen erhöhten oder beschränkten gleichmäßig Produktion und Zufuhr der Erzeugnisse und brachten bei einiger Dauer auch Zufluß oder Einschränkung von Personal oder Kapital bei den Geschäftsbranchen. Daß der Wohltätigkeit ungenügende Mittel zu Dienste standen, war die Folge des Kinderreichtums, der in keinem Verhältnis stand zu dem Wohnraum, über den die Eltern verfügten. Das Einkommen respektive der Lohn eines Hausvaters kann nicht wachsen mit der Kinderzahl, die eine Frau von normaler Gesundheit zur Welt bringen kann. Doch in allen Kulturländern zeigte die Statistik eine Beschränkung der Geburten und als unmittelbare Folge die Verminderung der Kindersterblichkeit.

Doch der Zweck dieses Artikels erlaubt nicht, auf diese wirtschaftspolitischen Fragen weiter einzugehen. Ich möchte mich auf die Frage beschränken, ob und bis zu welchen Grenzen bei diesem von niemand gewollten Weltdrama noch von Strafen gegen Einzelne die Rede sein kann.

Digitized by Google

Als Grundlage für die Beurteilung der bezüglichen Pläne nehme ich wieder ein Zitat aus dem mehrfach erwähnten Büchlein, p. 49—50: „Verantwortlichkeit ist ein juristischer Begriff; sie bezeichnet die Rechtspflicht, sich über etwas zu verantworten, sich einer Klage gegenüber zu verteidigen. Sie wird demjenigen aufgebürdet, dessen Handlungen anders hätten sein müssen, um das Ereignis, wofür die verantwortliche Person gesucht wird, zu verhüten. An dieser Stelle wird im Zivilrechte die Haftpflicht, im Strafrechte die Strafbarkeit aufgebürdet. Zweck dieser Rechtsinstitute ist es, solchen unerwünschten Ereignissen zuvorzukommen. Wie die Zuteilung und Anerkennung des Rechtes auf die daraus entspringenden Vorteile die Bürger zu Taten anspornen soll, die der Gesellschaft Nutzen bringen, so sollen Haftpflicht und Strafe sie von Handlungen und Unterlassungen zurückhalten, die einen schädlichen Einfluß ausüben ... Das Strafrecht faßt den normalen Menschen ins Auge, der von der Strafandrohung beeinflußt wird, doch bei dem zur Zeit der Tat andere Motive oder Impulse das Übergewicht erlangen. Falls solche stärkere Motive oder Impulse vorhanden und die äußeren Umstände günstig sind, folgt die Tat notwendig und unausbleiblich; dann muß aber auch die Strafe folgen, damit das Strafgesetz nicht wirkungslos werde. Sein Verdienst bleibt doch immerhin, die unerwünschten Taten zu verhindern, solange dem Motiv oder Impuls der Stärkegrad fehlt, der nötig ist, die Strafandrohung zu überwiegen."

Diesen philosophischen Betrachtungen schließen sich logisch die alten bewährten Grundsätze des Strafrechts an: „Keine Strafe ohne vorherige gesetzliche Strafandrohung" und „kein Vernünftiger straft, weil gesündigt wurde, sondern damit nicht gesündigt werde".

Die Friedensunterhändler der Entente haben, als sie Teil VII der Friedensbedingungen diktierten, diese Grenzen des Strafrechts nicht eingehalten. Insbesondere bei Artikel 227, welcher in der vom deutschen Auswärtigen Amt verbreiteten Übersetzung lautet:

„Die alliierten und assoziierten Mächte stellen Wilhelm II. von Hohenzollern, früheren Kaiser von Deutschland, wegen schwerster Verletzung des internationalen Sittengesetzes und der geheiligten Macht der Verträge unter öffentliche Anklage.

„Ein besonderer Gerichtshof wird eingesetzt werden, um über den Angeklagten, dem die wesentlichen Bürgschaften des Rechts auf Verteidigung zugesichert werden, zu Gericht zu sitzen. Der Gerichtshof wird aus vier[1]) Richtern bestehen, von denen je einer von den vier[1]) folgenden Mächten, näm-

[1]) Zweimal steht in diesem Schriftstücke vier, was offenbar fünf sein muß. Derselbe Fehler befindet sich in der von der Deutschen Gesellschaft für einen Völkerbund verbreiteten, bei H. R. Engelmann gedruckten französischen Reproduction complète du texte officiel der Friedensbedingungen. Wahrscheinlich haben ursprünglich nur vier Mächte den Gerichtshof ernennen dürfen und ist später eine fünfte aufgenommen. Doch hätte erwogen werden müssen, daß damit eine wesentliche Verschlechterung der Stellung der Beklagten eintreten würde. Eine Majorität von drei Richtern für Verurteilung

Digitized by Google

lich den Vereinigten Staaten von Amerika, Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan, ernannt wird.

„Der Gerichtshof urteilt auf Grundlage der höchsten politischen Grundsätze unter den Völkern mit der Richtschnur, den feierlichen Verpflichtungen und den internationalen Verbindlichkeiten ebenso wie dem internationalen Sittengesetze Achtung zu verschaffen. Es steht ihm zu, die Strafe zu bestimmen, die er für angemessen erachtet."

Dieses amtliche Schriftstück hat als Übersetzung der Überschrift des Teils VII „Strafbestimmungen", während im Französischen diese Überschrift „Sanctions" lautet. Infolge dieses Unterschiedes kommt im deutschen Text das Unlogische des Verfahrens weniger in Evidenz. Denn wenn auch Strafen als „sanctions" gelten können, so doch nur für künftige Wirkung der Strafandrohungen, z. B. wenn in Teil I — Völkerbundvertrag — eine allgemeine Strafbestimmung gegen Staatshäupter, die gegen diesen Vertrag sündigten, aufgenommen wäre. Die Bedingungen des Vertrages können logisch nie „Sanktion" erhalten von einer Bestrafung des Exkaisers wegen schon verübter Handlungen. Bei der Redaktion der Paragraphen haben offenbar zwei Gefühle sich Geltung zu verschaffen versucht, die sich in den Bestimmungen durchkreuzen: die Verbitterung der Sieger wegen der Opfer, welche die Erreichung ihrer Zwecke ihnen gekostet hatte, und die Furcht, daß der Entente von dem Exkaiser persönlich irgendeine Gefahr drohen könne, welche eine Strafe, z. B. Tod oder Internierung auf einer gut bewachten, entfernten Insel, abwendet.

Unzweifelhaft droht Frankreich aus seiner Politik seit dem Waffenstillstand Gefahr, doch nicht vom Exkaiser. Über die Gefahr, die ich im Auge habe, brauche ich nicht viel zu sagen. Man lege nur die Bedingungen des Frankfurter Friedens neben die des jetzigen und bedenke, welches Maß von Revanchegelüsten der erste bei den Besiegten geweckt hat, und zu welchen Opfern und Konzessionen an andere Mächte die Franzosen nach 1871 stets bereit gewesen sind infolge der damals von den Siegern erzwungenen Bedingungen. Aber dabei kommt der Exkaiser in Doorn nicht in Betracht, ebensowenig als seiner Zeit Napoleon III. in Chislehurst. Von ihm persönlich droht gewiß keine Gefahr; kein revanchedürstiger Germane wird ihm künftig eine noch so bescheidene Führerrolle anvertrauen. Er lief mit offenen Augen in die ihm gestellte Falle, wie folgende Beischriften bei Telegrammen vom 1. August beweisen. Bei einem von Flotow aus Rom schreibt er richtig und witzig: „Also wenn wir Belgiens Neutralität nicht respektieren, fällt England uns an und Italien von uns ab, das ist die Lage in nuce!" Und bei einem von Lichnowsky: „Mein Eindruck ist der, daß Herr Grey ein falscher Hund ist, der Angst vor seiner eigenen Gemeinheit und falschen Politik hat, aber nicht offen Stellung gegen uns nehmen will,

---

und für eine bestimmte Strafe ist bei einem Kollegium von fünf viel leichter zu erreichen. Wäre es nur um die Gleichberechtigung der fünf Großmächte zu tun, so hätte bei dieser Änderung die Zahl von vier Richtern beibehalten und deren Ernennung anders geregelt sein müssen, z. B. durch Auslosung eines der fünf.

Digitized by Google

sondern durch uns dazu gezwungen werden will." [1]) Dieser Exkaiser wird ganz gewiß Privatmann bleiben, auch wenn wieder ein monarchisches Deutschland entstehen möchte. Und liegt nicht gerade darin auch ein Quietiv gegen alle Verbitterung? Unbeachtet auf komfortablem, aber einsamem Landsitz zu enden, nachdem er Armee und Land ruiniert und obendrein im Stich gelassen hat — ein moralischer Tod —, das ist doch im allgemeinen Sinne nicht weniger eine Strafe als eine Todesvollstreckung, welche ihn schließlich zum Märtyrer macht, oder eine Internierung, welche ihn dem ersten Napoleon in der Geschichte zur Seite stellt. Dabei auch noch stets bedenken zu müssen, daß eine mit seiner Genehmigung geführte Politik es fertig gebracht hat, daß sein Land mit vierundzwanzig und noch ein paar im Kriege entstandenen neuen Mächten Frieden schließen muß, und er jetzt in der Geschichte neben Bismarck stehen muß, der seinerzeit Dänemark, Österreich-Ungarn und Frankreich zu isolieren, selbst gegen Österreich-Ungarn noch Italien als Bundesgenossen zu benutzen wußte.

Von diesem angeblichen Verbrecher gilt auch wohl folgendes Zitat aus der mehrfach erwähnten Schrift: „Die tiefere Untersuchung eines Kriminalfalles erregt beinahe ausnahmslos das Mitleid und läßt den Verbrecher als Opfer von Faktoren erscheinen, für welche er moralisch nicht verantwortlich ist." Der Exkaiser hat seine Stellung nicht gewählt, und ein von der ganzen männlichen Bevölkerung Deutschlands gewählter Reichstag hat den von ihm angestellten Kanzlern sein Vertrauen geschenkt. Gegen den größten Fehler seiner Führung, die Verletzung der belgischen Neutralität, hat auch nicht ein einziges Mitglied des Reichstags bei der Mitteilung Protest erhoben, wiewohl v. Bethmann Hollweg diese Tat selbst als Unrecht qualifizierte!

Von meinem philosophischen Standpunkte scheinen mir alle beabsichtigten Bestrafungen, für welche die Artikel 227 und 228 geschrieben sind, fehlerhaft und gefährlich, soweit sie nicht Delikte des gemeinen Rechts betreffen, und auch für solche Delikte wäre es besser, daß der deutsche Richter das Material prüfte und die Strafen nach den bestehenden Gesetzen bestimmte. Keinem gewissenhaften ordentlichen Richter wird es einfallen, solche gemeinrechtlichen Delikte leichter zu behandeln, weil sie im Feindeslande während des Krieges begangen sind.

---

[1]) Bei diesem Gespräche von Grey und Lichnowsky hatte meines Erachtens die englische Diplomatie die Entscheidung in ihrer Hand. Offenbar war weder die serbische Frage für England wichtig genug, noch auch war es am 1. August gesonnen, seinen neutralen Standpunkt bezüglich der 1870—71 abgeänderten Rheingrenze prinzipiell zu ändern. Hätte Grey sagen können, wie Gladstone 1870: „Unser Interesse ist die Neutralität und Unverletzlichkeit von Belgien, und dafür stehen wir mit den Waffen ein", dann hätte in Berlin die Meinung nicht aufkommen können, die in der Bestürzung Bethmann Hollwegs in dem Gespräche mit Goschen zutage tritt, daß England sich den Durchmarsch durch Belgien wohl gefallen lassen würde. Grey behandelt diese belgische Frage wie einer, der auch Kreise repräsentierte, welche im tiefsten Innern dachten: „Lassen Sie doch Berlin diese Dummheit machen; nie kommt für uns eine so günstige Lage wieder, um die deutsche Seemacht zu brechen".

Digitized by Google

Artikel 227 garantiert dem Angeklagten die wesentlichen Bürgschaften des Rechts auf Verteidigung, nimmt ihm aber gleich die erste: einen unbefangenen Richter. Wer sich aus irgendwelchem Grunde darüber nicht beruhigen kann, daß Wilhelm von Hohenzollern sein Leben beenden soll wie Napoleon III. oder Jefferson Davis, hätte bedingen können, daß die Entente das Recht erhielt, bei einem Gerichtshof aus neutralen Staaten vorbeugende Maßregeln zu beantragen gegen mögliche Gefahren, die dem Völkerbund oder dazu gehörenden Staaten von ihm drohten, und darüber von diesen neutralen Richtern nach ihrem Ermessen beschlossen würde. Von einer geheiligten Macht aller internationalen Verträge kann schwerlich die Rede sein, da es viele Verträge gibt, die den Besiegten abgezwungen sind. Zivilrechtlich würden diese sämtlich annulliert werden müssen, und international haben sie stets nur gegolten, solange die Machtverhältnisse nicht wesentlich geändert waren. Napoleon III. war davon als Kaiser ein lebendiger Beweis, wie auch die russische Flotte im Schwarzen Meere, als Napoleon die Macht nicht mehr in die Schale werfen konnte, welche er nach dem Fall von Sebastopol besaß. Allerdings hätte die Entente in dem besagten Artikel den Satz einschränken können und von „aus freien Motiven im allgemeinen Interesse eingegangenen internationalen Verbindlichkeiten" reden können. Denn die Neutralität Belgiens, worauf es hier ankommt, war die Folge einer freien und im allgemeinen Interesse erwünschten Vereinbarung, als Belgien nach der Revolution von 1830 als selbständiger Staat in die Völkergemeinschaft eintrat. Uns Holländern ist es schwer genug gewesen, daß König Wilhelm I. so lange gegen Frankreich und England an den Vereinbarungen des in der Geschichte wohl besonders mit dem Nimbus der „Heiligkeit" umwobenen Wiener Traktats festhielt. Faktisch konnte dieser Teil der Niederlande, nachdem er spanisch, österreichisch und französisch gewesen war, nach der Erwählung Leopolds I. als englisch bezeichnet werden, wie auch der spezielle Vertrag zwischen England und den 1870/71 Kriegführenden bezeugt, und kann ex post wohl angenommen werden, daß die deutsche Kriegführung nicht nur über Belgien nach Frankreich, sondern bald auch um Belgien gegen England ging.

Zwei Dinge stehen jetzt fest. Das deutsche Volk wird schwer genug bestraft und sein Exkaiser kann kaum schwerer bestraft werden, als dadurch, daß es wohl ein Herzenswunsch jedes Staatsmannes der jetzigen Entente ist, bei etwaigem erneuertem Kampfe gegen Deutschland wieder einem Wilhelm II. sich gegenüber zu finden.

Damit wird andererseits Deutschland wohl warten, bis es wieder einen Friedrich den Großen oder einen Bismarck findet. Daß dann wiederum Frankreich die Folgen seiner jetzigen Härte wird tragen müssen, steht auch für den Geschichtsphilosophen fest, wenn nicht bei seiner weiteren Entwicklung der Völkerbund ein wirklich humaner und allgemeiner wird, anstatt einer Garantie für alle Fehler, die jetzt von Clemenceau-Foch usw. begangen werden. Englische Staatsleute sehen doch auch ein, daß ein allgemeiner Bund von gleichberechtigten Völkern nicht vereinbar ist mit der wirklichen Meeresherrschaft

Digitized by Google

eines einzelnen Staates oder partiellen Staatenbundes. Die Ausübung der Meeresherrschaft muß selbstverständlich in einem wirklichen Völkerbunde dem Organ der Gesamtheit und nicht einem einzelnen Parlamente verantwortlich sein.

Über solche Handlungen und Wünsche wird nach dem Gesetze der Kausalität die Weltgeschichte mit innerer Notwendigkeit stets zum Weltgericht.

Wer wirklich neutral über die doppelte Kalamität, den Krieg und die wirtschaftlichen Klassenkämpfe, urteilen will, suche nicht nach Schuld einzelner Personen. Wenn ein Gebäude einstürzt, hat nicht der erste fallende Stein, sondern die mangelhafte Verbindung der Teile das Unheil verursacht. Jeder Staat, auch der größte, jede Volksklasse, auch die zahlreichste, jede Kirche, kurz jede Organisation soll sich stets als des Ganzen Teil fühlen und neben der eigenen Entwicklung das Wohl des Ganzen im Auge halten. Alle Erziehung soll darauf gerichtet sein, und in einem Völkerbund wird ein permanentes Organ gebildet werden müssen, bei welchem jedes gekränkte Interesse seine Klagen vorbringen kann, worüber dann sowohl alle Staaten als alle Organe der öffentlichen Meinung rechtzeitig ihr Gutachten abgeben können. Die Welt war dazu auf gutem Wege. Die von Rußland angeregten Friedenskonferenzen und die schon von ihnen geschaffenen Einrichtungen brauchten nur noch einige Ergänzungen. Die wichtigen Enthüllungen, welche Professor Zorn in dieser Zeitschrift über den intimen Verlauf der zwei Haager Konferenzen publiziert hat, zeigen, daß dabei die deutsche und die österreichische Regierung leider eine ablehnende Haltung gegen nähere Verbindungen aller Staaten als gleichberechtigter Mitglieder einnahmen, welche für ihre Völker verhängnisvoll geworden ist. Mir bleibt immerhin rätselhaft, weshalb Wilson nicht nur für seine beabsichtigte Weltorganisation an das dort Erreichte keinen Anschluß gesucht hat, sondern selbst den im Haag für seine Zwecke mit den Mitteln seines Landsmannes Carnegie gebauten und von so vielen Staaten beschenkten Bau nicht einmal eines Besuchs wert befunden hat. In seiner allgemeinen Politik und seiner Denkart steht kein Volk in allen seinen Schichten einem wirklichen Völkerbunde näher als das holländische, und gegen die Wahl seiner Residenz zum Sitz der Konferenzen war nie ein Bedenken aufgekommen.

Während es jetzt noch ganz ungewiß ist, in welchem Umfange der jetzt projektierte Völkerbund zustande kommt und welcher Geist darin vorherrschend sein wird, bleibt auch ungewiß, ob nicht doch das von dem unglücklichen russischen Zaren geschaffene Fundament mit dem, was darauf geistig und materiell errichtet und vorbereitet ist, zum weiteren Aufbau günstiger sein wird, als was in Versailles projektiert wurde. Die vorbereitenden Beschlüsse der zweiten Haager Friedenskonferenz für die Abhaltung einer dritten, die auch Professor Zorn noch „Hoffnung ließen auf Weiterführung des großen Werkes, dessen letzter und höchster Gedanke doch immer die Herstellung eines festgesicherten Staatenverbandes zur Wahrung des Völkerfriedens", können nur dann unausgeführt bleiben, wenn dieser Gedanke voll und ganz und in derselben Allgemeinheit

Digitized by Google

von dem Versailler Verband aufgenommen wird. Jedenfalls hat bis jetzt alles, was sich an die Haager Konferenzen anschließt, den Vorteil, daß diese nur völlig gleichberechtigte Mitglieder kennen und es darin von vornherein keine Sieger und Besiegte gibt.

Aus Karl v. Hases Leipziger Studentenzeit 1818—1821

Nach seinen Tagebüchern

Von

Dr. Wilhelm Bruchmüller

(Fortsetzung)

Unter dem Einfluß Ossians, dem sich der Jean Pauls, dessen „Titan" Hase besonders „lieb und vertraut" wurde, einte, gestaltete Hase sich eigene Vorstellungen vom Wesen und den Zielen der Dichtkunst:

„Bin ich mal alt, will ich ihn [Ossian] die Bibel und Homer noch lesen. Ich glaube immer, die wahre Poesie kann sich bloß erheben, wenn sie eins sey mit der Religion. Keine Spur von Göttern ist hier [bei Ossian] und doch alles so schön, daß einem das Herz zerspringen möchte vor Freude und Thränen. Freilich nehmen die Geister der Todten ziemlich die Stelle der hohen Wesen ein. Dann lebte die Poesie mitten unter ihnen und ihren Thaten, denn sie waren noch nicht zerfallen mit der Natur. Wir sind es. Von uns ist die Poesie geschieden aus dem Herzen des Volkes. Wenige Göttergeliebte ehren sie noch, packen sie in Bücher ein, aber aus dem Mund und dem Leben des Volkes ist sie verlohren. Sie ist zur Handelsspekulation der Buchhändler geworden, sie ist todt. Nicht an den Toiletten und den Theetischen der Vornehmen aber in den Hütten des Volkes wandelt sie noch hier und da. Besonders des Bergvolkes, das unter den Trümmern seiner verfallenen Burgen weidend und in den Tiefen der Erde grabend noch näher lebt in und mit der hohen Natur. Da klingen noch einzelne Töne im Nachklang ihrer zum Himmel entflohenen Laute in alten schönen Worten und Sagen und manchem altväterischen tiefsinnigen Brauche. Diese muß der Dichter ergreifen, die einzelnen Klänge, wie etwa eine Lerche im Traume auftrillert, zu klaren, einfältigen Bildern gestalten. Dann kann er sein Volk wieder mit der Natur vereinen, und der Vater wird den Enkeln seine Lieder erzählen und sich freuen, seine Gedanken und seine lieben Sagen, nur vollkommner in den schönen Reimen wieder zu finden, und der Sänger wird fortleben in den Herzen seines Volkes, nicht in den bestaubten Büchern auf dem Tische kritisierender Gelehrter, die endlich unter den Legionen ihres Geschlechtes in Bibliotheken vermodern. Diese einfache, teutsche Volksthümlichkeit in meine Gedichte zu

Digitized by Google

bringen, wird mir schwer werden, doch will ich es fröhlich versuchen, wenigstens alle Romanzen aus dem Innern meines Vaterlandes prüfen. Darum will ich reisen, wann ich nur kann, will herumlaufen über Berge und Thäler und in den Hütten einkehren, die Söhne der Natur kennen lernen und bei ihnen das entflohene Himmelskind suchen. Ich will die Poesie mit dem Christenthum verbinden, dadurch nur wird sie vom lebendigen Begraben errettet. Und welche Poesie lebt in dem Worte Gottes: Liebe, Glaube, Hoffnung! O in dieser Dreieinigkeit ist mehr Poetisches und Göttliches im Bilde und mit dem Menschlichen vereint als in allen den herrlichen Mythen der Hellenen. Was wollen wir mit diesen? Sie sind schön, plastisch vollendet, aber des Geistigen, Göttlichen haben nur wir. Die Gebildeten denken sich wohl gern in jene freundliche Menschenkindheit, wo Freude und Befriedigung mit den glücklichen freien Männern war. Sie, begeistert von den hohen Werken der Antike, träumen sich gern in das Wiederaufleben jener Zeit in den Kunstwerken unserer hellenisierenden Dichter. Aber es sind Kunstwerke, weiter nichts. Sie sind todt für uns. Die altdeutsche Mythologie steht uns näher. Noch kenne ich sie und ihre Werke zu wenig, um zu urtheilen, ob viel Tiefsinn und Poesie in ihr lebe. Doch wäre dies auch, wie man's mir versichert, unser Volk kennt sie nicht, sie zu glauben wird uns vollends niemand zumuthen, auch sie ist also todt. Der Dichter muß in reiner Menschlichkeit (das schließt alles Prunken mit Gelehrsamkeit aus, und auch der tiefste Gedanke läßt sich einfach ausdrücken) aus der Natur und dem Christenthum schöpfend sein Volk wieder mit der Natur und dem Christenthum vereinen."

Neben diesen dichterischen Arbeiten, die, mehr als bloße Spielerei und unterhaltende, geistanregende Beschäftigung, doch nicht zum eigentlichen Lebensberufe Hases werden sollten, gingen eifrige, mit größtem anhaltendem Fleiße und tiefstem Ernste getriebene, immer mehr sich vertiefende wissenschaftliche Studien, vor allem zunächst der Philosophie Kants und Fichtes, her.

„Ich begann die Philosophie. Sehr freue ich mich auf diese Wissenschaft der Wissenschaften. Ich werde nichts grad Neues erfahren, aber manche Ahnung wird als neue Wahrheit vor mich treten."

„Diese höchste Wissenschaft der Menschheit," so heißt es in anderem Zusammenhange, „wird mir noch viele Freude machen, Philosoph, Dichter und Theolog, alle wollen ja eigentlich Eins, nur auf verschiedene Art: dem Menschen Wahrheit und Frieden bringen." Mit der rasch zunehmenden Vertiefung seiner wissenschaftlichen Bildung und dem damit verbundenen raschen Reifen des Geistes und Charakters erwuchsen Hase allmählich Zweifel an seinem dichterischen Berufe, an dem bisher sein Herz vor allem gehangen. Trotzdem der Dichter Müllner, dem Hase sein Altenburger Drama „Die Waage" eingesandt hatte, ihn in einer eingehenden Kritik eher zum dichterischen Weiterstreben ermunterte, als ihm abriet, enttäuschte ihn doch eine Ablehnung, die sein „Glaube" bei der von der „Urania" ausgeschriebenen Preisbewerbung erlebte, tief. Luftschlösser brachen zusammen, und in schmerzlicher, aber ge-

Digitized by Google

wiß seiner inneren Entwicklung heilsamer Entsagung hing der junge Student die Leier des Sängers an die Wand, um sich nun ganz und ungeteilt der ernsteren Muse, der Wissenschaft, zu widmen.

„Meine Gesundheit ist, Gott sey Dank, wieder hergestellt," schreibt er im Sommer 1819, indem er öfters mit heftigen Kopfschmerzenanfällen zu schaffen gehabt hatte, „und ich studiere nun wieder eifrig. Glühender Durst nach Wissenschaft lebt in mir, ich muß mich losreißen von der lieben Arbeit. Und wahrlich die Welt der Wissenschaft thut sich so unendlich vor mir auf, daß ich tüchtig zu thun habe, um als Jüngling zu lernen, was Vor- und Mitwelt für mich gefunden, um als Mann auf dieser Höhe selbst zu schaffen."

Hatte auch Hase, durch des Freundes Herbst Abgang nach Jena stark vereinsamt, dem studentischen Treiben, in dem sein anderer Freund Robert Müller ganz aufgegangen war, sich ferner gehalten, so wurde er ihm doch auch nach dem Ausscheiden aus der Burschenschaft nicht völlig fremd. Er besuchte öfters im Sommer, wie wir aus dem Tagebuche ersehen können, die Kommerse der Burschenschaft in Stötteritz. So heißt es unter dem 9. Juni:

„Wir zogen gestern mit Musik zum Kommersch nach Stötteritz. Unter den blühenden Akazien wurde gesungen, getrunken und zuletzt gar noch eine Polonaise getanzt. Wahrlich das ist doch ein fröhliches Burschenleben, dies lustige Leben, das sich den Teufel kümmert um die ganze Welt. Spät kamen wir vom Fackeldampf geräuchert nach Hause."

Lebhaften inneren Anteil nahm Hase auch an den politischen Kämpfen und Fragen, die damals im Vordergrunde standen. Die Gerüchte aus Berlin über die gegen Schleiermacher, Jahn und Arndt eingeleitete Untersuchung in Verfolg der Sandschen Mordtat an Kotzebue und der Karlsbader Beschlüsse bewegten auch Hase tief. Sehr kennzeichnend für sein heißpochendes und doch bereits mit Mäßigung und Besonnenheit verbundenes vaterländisches Gefühl heißt es dazu in dem Tagebuche:

„Von Berlin kommen drohende Gerüchte von einer Verschwörung, in die de Wette, Schleiermacher, Jahn und andere Männer des Jahrhunderts verwickelt, weit verbreitet durch Teutschland, die Fürsten zu stürzen, eine einige Republik zu errichten. Ich habe mich gefreut zuerst über dies stille Glühen, das einst in heiliger Flamme ausbrechen werde; aber sind die Grundsätze von Fürstenmord, von Rechtsetzung aller Mittel durch den Zweck, vom Blut als besten Kitt, wie sie die Zeitung berichtet, wahr, denn wehe Dir, mein armes Vaterland, wenn selbst die besten Deiner Kinder, die sich noch um Dich kümmern, noch ihr Leben für Dich bereit halten, wenn Deine Jugend von blutiger Schwärmerei angesteckt ist. Bedenkt ihr denn nicht, daß diese Zeit voll Egoismus und Kleinlichkeit lange nicht groß und gut genug ist, frei zu werden namentlich in republikanischer gesetzmäßiger Verfassung, volksthümlicher Repräsentation, Sturz des Adels und vorgezogenen Standes im Staat, öffentliche Gerichte, Vereinigung Teutschlands. Durch festen Bund (ob ein Kaiser dazu noth, versteh ich nicht) müßen wir erstarken, dazu ist

Digitized by Google

unser Volk reif, hat es in saurem Kampf verdient. Sind unsre Enkel größer und besser als wir, mögen sie weiter sorgen."

Ganz ähnlich heißt es wenig später an einer anderen Stelle:

„In allen Landen Teutschlands regt sichs gewaltig. Die Fürsten sehen mit Schrecken, was es sagt, ein F—wort brechen. Überall schrecken Verhaftungen die Lauen. Aus Berlin kommen Gerüchte einer Revolution, die die Fürsten ermorden, Teutschland zur Republik machen wollte. Jahn, Schleiermacher, de Wette verhaftet. Sollten Männer, wie die, das wollen? Nicht erkennen, wie unser Volk zu tief versunken in Egoismus ist, nicht groß genug, um frei zu seyn. Aber zu einer gemäßigten Monarchie ist es groß genug, in blutigem Streit hat es sich die verdient. Vereinigung aller Teutschen unter einem Oberhaupt, und ein Bund, Vertretung aller Stände, Verantwortlichkeit der Minister, öffentliche Rechtsverfassung, das können wir fordern. Und stände uns der Adel nicht entgegen, wir hätten es, denn es wäre uns gut und unsern Fürsten. Dies wahrscheinlich, und gings nicht in Gutem, gewaltsam, will auch jener Bund, nur wird ihr Unterfangen so gehäßig dargestellt. O wenn doch die Fürsten erkennten, wenn Zeit es ist, daß sie Väter ihrer freien Völker würden, eh' das heilige Streben einschläft, eh', was wahrscheinlich, Greuel der Revolution Teutschland schändet und ach! nur aus Bürgerblut eine Morgenröthe aufsteigt."

Zu Okens Absetzung schreibt Hase ins Tagebuch:

„Oken, ein kühner Mann des Jahrhunderts, ist abgesetzt. Weimar wagt nicht, diesen Mann der Wahrheit zu wahren vor der Fürsten Furcht. Die Jenenser haben sein Bildnis stechen laßen, alle Burschenschaften sind zur Subscription eingeladen, vom Überschuß will ihm die dankbare Jugend Teutschlands an seinem Geburtstage einen goldenen Becher darbringen."

*

Dieses stärkere Herausgehen aus sich selbst, die wachsende Teilnahme an dem Weltgeschehen verbunden mit den an den Lehren Kants und Fichtes gebildeten Begriffen von Pflicht führten Hase zur Burschenschaft zurück. „Ich hatte früher fast noch Knabe an den Befreiungskriegen Teutschlands herzlichen, zuletzt begeisterten Antheil genommen. Jene Grundsätze der Freiheit hatten wir Jünglinge unter einander genährt fast im immerwährenden Rausch wiedererlangter Freiheit. Und wie verwundert war ich nun, als ich nach und nach hinausschaute ins Leben, mich ungeheuer betrogen sah, wie so wenig wahr sie war meine Idee. Da, wie ich einsah, daß keiner sein Wort gehalten, wie alles das Herrliche wieder einschlafe, da ergriff auch mich der Zorn und der Verein der Jünglinge zur Burschenschaft, die Reden der Wartburg machten tiefen Eindruck auf mich. Ich kam hierher, fand meinesgleichen, aber zugleich faßte mich meine traurige Lage so schwer, daß ich fast unterlag, gegen meinen Willen mußt ich aus der Burschenschaft treten, von der ich so Herrliches hoffte. Ich ward kleinmüthig, aber doch ward mein Wille

Digitized by Google

wieder nach und nach stark. Ich ward nun durch die Kantsche Philosophie geführt zu den ewigen Wahrheiten unseres Geistes. Sands That warf einen wilden Feuerbrand in meine Seele, ich sah mein theures Vaterland in Knechtschaft versinken. Meine Liebe zu Maria [eine Jugendliebe aus der Altenburger Zeit Hases] war sanft und still geworden, meine große Hoffnungen durch das Mißlingen einer Preisbewerbung in der Urania zerbrochen, da mußte mein Herz sich an etwas hängen und es erfaßte die Menschheit, das Vaterland... Dann ward es Licht in mir, nachdem ich den festen Entschluß gefaßt, das Gute zu thun um seiner selbstwillen, und alles Irdische ihm hinzuwerfen. Und da jetzt das Vaterland alle Kraft fordert, da in dem Kreise und in der Zeit, die uns Gott gegeben, das Gute zu begründen, bin ich entschlossen, die Wahrheit zu reden, und zu thun, was meine Pflicht fordert, ohne Furcht. Entschlossen trat ich denn wieder unter die Burschenschaft, als worin ich erkannte, Männer gebildet würden für die Zukunft, hielt darin am Montag eine kühne Rede, die wahrlich nicht sowohl aus Furcht, die Wahrheit zu sprechen, sondern durch meine Ängstlichkeit und Scheu, für eitel gehalten zu werden, mich viele Mühe kostete. Und nun bin ich ruhig, ich weiß, was ich will ... und Du, mein Vater im Himmel, Du willst, daß wir frei seyen und gut. Laß mich mir treu seyn mein Lebelang, stärke Du meine Kraft in dem heiligen Krieg auf Tod und Leben mit der Sünde und Knechtschaft, daß ich freudig auf Dich schaue in Freud und Leid, in Noth und Tod. Ich will das Gute, das andre steht in Deiner Hand. Für mich nicht allein, für mein Vaterland bet ich zu Dir, Du wirst ja wohl machen. Amen."

Wie stark Sands Tat an Kotzebue damals besonders die Gemüter der studentischen Jugend bewegte und erregte, kann man auch sonst noch an verschiedenen Stellen der Tagebücher erkennen. So schreibt Hase zum 2. Januar 1820:

„Gott mit uns! Das alte Jahr ist äußerlich rückwärts geschritten. Des Herrn Wege sind dunkel, es setzt einen Tarquinius auf den Stuhl, auf daß ein Brutus ihm folge. Ernst mag man wohl einen neuen Erdenumlauf beginnen in dieser hochwichtigen Zeit. Wer weiß, wie mancher unter uns wird gefallen [sein] wie Du, meine Lotte [Hases im Jahre 1819 jung verstorbene Pflegeschwester], Du mein Sand, wenn auch dieses Jahr vergangen mit seinen Thränen, Freuden und Thaten. Nun unsre Zeit steht in Gottes Händen!"

Von den philosophischen Werken führte ihn jetzt sein Wissensdrang zu eingehenden staatsrechtlichen und geschichtlichen Studien. Der gesamte Vormittag, vom frühesten Morgen an, und einige Stunden des Nachmittags waren dem Studium geweiht. Fichtes Grundlage des Naturrechts, seine Reden an die deutsche Nation, Montesquieus l'esprit des lois, Macchiavelli, Plato, Aristoteles und alle ihm erreichbaren, zumeist aus der Bibliothek des Professors Pölitz entliehenen deutschen Werke über Politik, Staatsrecht und Staatswirtschaft, so Schlözers Staatsrecht, Heidenreichs Grundsätze des Staatsrechts, Hillebrands deutsches Naturrecht und Klübers deutsches Bundesrecht wurden durchgearbeitet.

Digitized by Google

Die deutsche Geschichte studierte Hase an einem Werke von Schmidt. „Zumeist verlangt es mich herzlich, mir das Herz zu erwärmen an dem großen Leben und Thaten meiner Väter", schreibt er dazu ins Tagebuch, und später: „Und ich habe so manche schöne Stunde dabei verlebt, manche tiefsinnige Lehre daraus gezogen." Begeistert blickt er zu den Helden der Vergangenheit empor und ruft sie an: „Hermann, Heinrich, Luther, Hutten, Körner seyd mit mir. Was ihr thatet, will ich auch."

Bei seinen staatsrechtlichen Arbeiten kam ihm auch der Gedanke, ein Naturrecht für den Bürger und Bauern zu schreiben, denn es sei wichtig, in diesen Tagen der Gärung den gemeinen Mann über seine Rechte zu belehren, „wodurch allerdings die Eingriffe der Machthaber in ihrer Blöße dargestellt würden, zugleich aber auch die Heiligkeit der Staaten. Überhaupt muß man alles fürchten vom Sclaven, der die Ketten bricht, von der verzweifelnden Unvernunft, nicht von dem über seine Pflichten und Rechte aufgeklärten Menschen. Und nur die Bosheit scheuet den Tag."

Ist dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen, so dafür ein anderer: Fichtes Reden an die deutsche Nation hatten in Hase den Gedanken angeregt, Reden, wie er sie gelegentlich in den Burschenversammlungen über allgemeine geschichtliche und politische Fragen gehalten hatte, niederzuschreiben und als Reden an studierende Jünglinge herauszugeben. „Es drängt und treibt mich, meinem Vaterlande etwas zu geben." Die Reden sind geschrieben worden, sie haben auch einen Verleger gefunden, ihr Erscheinen ist aber durch das Eingreifen der Zensur verhindert worden.

Wie in diesem frischen, vielseitigen Wirken und Schaffen, dem Studium, den literarischen Arbeiten und der Betätigung im Kreise der Burschenschaft, sich Hases Leben zu froher Männlichkeit, Reife und Höhe entfaltete, davon gibt das Tagebuch sichere Kunde:

„Mein ganzes Leben erhebt sich jetzt in schöner Fülle; ich fühle mich immer mehr erstarken in der Kraft des allmächtigen Willens. O, wer nur einmal eine heilige Idee erfaßt hat, der mag leicht den Sieg haben über das stürmische Leben, die düstere Zukunft. Ich werde gewiß stehen oder fallen!"

Ein fröhliches, freies, gesundes Jugendleben war es, was sich damals in der Leipziger Burschenschaft entfaltete, und an dem Hase neben fleißigster wissenschaftlicher Arbeit frischen Anteil nahm, um sich bald eine führende Stellung in ihm zu erringen.

Neben der geistigen Übung in den Wissenschaften, in den Redekämpfen der Burschenversammlung und in Aufsätzen der handschriftlich hergestellten, von Herbst, der im Sommer aus Jena zurückgekehrt war, und Hase zumeist geschriebenen Burschenzeitung, die in dem Burschenhause, der „Goldenen Gans" und der „Blauen Mütze" auslag, ging eine straffe Stählung und Übung des Körpers her durch Fechten, Turnen, Baden im Sommer und Dauerlaufen, Abhärtungen, die Hase noch für sich durch Schlafen auf dem bloßen Erdboden mit einer Stuhllehne als Kopfkissen vermehrte.

Digitized by Google

Fröhliche Kommerse in Stötteritz, von denen man nachts bei Fackellicht heimkehrte, fehlten nicht, wie wir schon sahen.

Daß es dem damaligen Leipziger Burschentreiben auch sonst nicht an Ausgelassenheit und Überschwang mangelte, auch dafür geben uns die Tagebücher Aufschluß. So erfahren wir hier von Hase zum ersten Male, daß, wie in Jena ein Bierkönigreich Lichtenhain und eine Republik Ziegenhain bestand, in denen sich der studentische Übermut austobte und die mehr auf die Pflege studentischen Lebensgenusses und alter Trinksitten ausgehende Richtung, die auch in der Burschenschaft nicht fehlte, zusammengefunden hatte, so auch in der Leipziger Burschenschaft nach diesen Jenenser Vorbildern ein „Landgrafthum Mölkau" geschaffen worden war, von dessen Vorhandensein bisher nichts bekannt war. Hase schreibt dazu gelegentlich: „Zum Landgrafthum zu Melkau war ich theils um Spaltung in der Burschenschaft zu verhüten und die etwas rohen Theilnehmer mir zu befreunden und sie bei den idealen Einrichtungen, die ich im Sinne hatte, nicht zu Feinden zu haben, theils auch wirklich, weil ich zuweilen auch gern einmal roh bin und das Kälbchen austreibe und mir besonders die dasige Ironie teutscher Sitte und Umkehrung alles Idealen unendlichen Spaß macht, also dazugetreten und erwarb mir durch eigenes Verdienst den Rang eines Küchen- und Tafelmeisters, Zebedäus Hasenbretchen genannt, trieb auch nebenbei zu Ergötzung des durchlauchtigsten Landgrafen Hoheit bei den jetzt schmalen Zeiten Poeterei. Unter Eichenschatten saß der Landgraf auf seinem von alten Kisten aufgebauten Throne und Burgpfalz. Ein himmlischer Kerl, predigte er den Krieg wider die Philister... Alles war halb toll und betrunken in der Grafschaft, kurz es war ein Spaß zum Totlachen."

Weiter erzählt uns Hase gelegentlich von einem lustigen Kriegszuge der Leipziger Studentenschaft gegen das benachbarte Städtchen Grimma aus der zweiten Hälfte des Juli 1820, von dem bisher ebenfalls noch nichts bekannt war.

Beim Grimmaischen Vogelschießen hatten einige Studenten Prügel bekommen.

„Müller kommt nach durchfahrener Nacht am Morgen mit der Botschaft zu mir. Ein Aufgebot der ganzen Hochschule wird beschlossen. Schon um 8 Uhr bei regnerischem Wetter zogen Trupps, gegen 100 Mann allemal, fort. Zu Roß und Wagen waren auch nicht wenig, alle wohl bewaffnet. Das war wieder einmal wie in der alten Zeit, davon unsere Väter noch erzählen, alle Burschen eng beisammen lustig und zornig, den angethanen Schimpf zu rächen. Vor der Stadt lagerte sich das Heer und ward gezählt an 300 Mann. Die Reiter voran mit blanken Schlägern, dann das Fußvolk, endlich die Wagen zog unter feierlichem Gesange die Schar der Rache in die Stadt ein. Die Philister schwiegen dumpf und guckten mit langen Nasen durch die halbgeöffneten Fenster. Einige beherzte Weiber entschlüpften durch die Hinterthüren, um ihren Männern eine Meldung auf den Schießplatz hinauszutragen. Auf dem Markte ward sich gelagert und die

Digitized by Google

Deputation abgeschickt. Nachdem uns völlige Genugthuung versprochen worden, zogen wir unter dem Gesange: Frei ist der Bursch! auf den Schießplatz. Wer von den Schützen nicht entwischt war, stand in Reih und Glied aufgepflanzt. Alles athmete bang. Nach einigem Harren wollten wir in sie einbrechen, da erschien der Magistrat. Der gestrige Rädelsführer nimmt Verzeihung, mündlich und schriftlich erhielten wir glänzende Genugthuung. Nun ward auf dem Plane kommerciert. Die Todtfeinde alle einig mit einander."

Der gefährliche Krieg nahm also einen friedlichen Ausgang. Es wurden Lebehochs ausgebracht, sämtliche Studenten wurden zu Ehrenmitgliedern der Schützengilde ernannt. Erst spät am anderen Morgen zog alles heim.

Daß die längere Zeit nach der Begründung der Burschenschaft im Sommer 1818 in zwei feindliche Parteien, die burschenschaftliche und die alte landsmannschaftliche Partei, zerspaltene Leipziger Studentenschaft bei dieser Gelegenheit sich wieder zu einer einheitlichen Wahrnehmung ihrer Interessen vereinigen konnte, war die Folge der unter der richtunggebenden Mitwirkung Hases zustandegekommenen Vereinbarung zwischen Burschenschaft und den noch bestehenden beiden Landsmannschaften der Sachsen und Lausitzer, nach der sich beide Gruppen zu einem gemeinsamen Repräsentantenkonvent zusammentaten, dem die Wahrung des gemeinsamen Komments und die Regelung des Duellwesens unterstand.

Zu dem Abkommen äußert sich Hases Tagebuch u. a.: „Unsere und die landsmannschaftlichen Abgesandten haben einen Brauch ausgearbeitet, der uns vorgelegt ward. So wird denn dieser unnatürliche Haß zwischen Teutschen, zwischen Brüdern ein Ende nehmen. Das Spiel ist gewagt. Manchen Tropfen Bluts wird es kosten,[1]) aber wir mußten so handeln. Vielleicht wird aber nun auch ein recht kräftig, fröhlich Burschenleben, denn warum sollten denn nicht auch jene erkennen, was uns Noth thut, ja ich meine selbst, man lade sie zum Burschentag, seyn sie Aristokraten, wir Demokraten, wir können uns beide bilden zum Frommen des Vaterlandes, das nur Einigkeit wahren mag. Drum soll die beste Jugend auf allen Hochschulen, brüderlich zusammenhaltend, ihrem Volk ein Beispiel geben und sich selbst, wenn sie als Männer im Staate stehen. Das ist eine Idee der Burschenschaft."

Für das Wintersemester 1819/20 war Hase in den Vorstand der Burschenschaft gewählt worden und gelangte auch bald zu der ersten Stelle, zu dem monatlich wechselnden Amte des Sprechers, den der Vorstand aus seiner Mitte zu erwählen hatte, ein Amt, das er dann in der Folgezeit noch mehrere Male bekleidet hat.

„So hat mich denn das Vertrauen meiner Brüder dahin gestellt, wohin vordem meine Wünsche zogen und wahrlich, ich war freudig überrascht, auf ein-

[1]) Durch das Abkommen war der beiderseitige Verruf aufgehoben worden und damit die Möglichkeit wiederhergestellt, einander Genugtuung mit blanker Waffe zu geben.

Digitized by Google

mal ungehofft und ungedacht in dem schönen Wirkungskreis zu stehen, woraus ich nun kräftig schaffen kann für das, was ich erkannt für das Rechte und Gute. Hab ich auch das Herz auf dem rechten Flecke, so verstehe ich doch noch wenig von der edlen Waffenkunst, und meine Brüder haben deshalb den reinen Geist in mir erwählt. Und wahrlich, wie Ihr Wackeren mir vertraut, will ich's Euch lohnen. Steh ich in manchem Äußerlichen manchem nach, doch keinem in der Liebe zur Burschenschaft, in der Kraft sich zu opfern für das Höchste; und darum wird des Herzens Gluth meine Worte groß und mächtig machen, wie ich das Gute fördere, die Hoffnungen, vielleicht die letzte des Vaterlandes zu pflegen."

Hases Freude an der Wahl wurde freilich dadurch getrübt, daß er erfuhr, daß sein Jugendfreund Robert Müller Führer einer Gruppe von mit dieser Wahl Unzufriedenen war. Bei einer von Hase herbeigeführten Aussprache schützte Müller als Ursache für sein Widerstreben Hases nicht ausreichende Gewandtheit im Fechten, in der Müller eine berühmte Meisterschaft errungen hatte, vor. Das Tagebuch meint dazu, daß Müller seine Ansicht edler hätte durchsetzen können, und fragt: „War es das allein?" Es scheinen hier Hase also einige stille Zweifel an der vollen Aufrichtigkeit der Freundschaft Müllers gekommen zu sein.

„Aber ich glaube, will's glauben, o Gott, wolltest Du mir denn meinen Robert nehmen?"

In den „Idealen und Irrtümern" gedenkt Hase in herzlichster Form seiner Jugendfreundschaft mit dem körperlich und geistig reich begabten, aber exzentrischen, später zugrunde gegangenen und verschollenen Robert Müller, die in Hases Darstellung nur das eine Mal für kurze Zeit gestört war, als es zwischen beiden infolge eines Zwischenfalls, den Hase auf ein unglückliches Mißverständnis und den jäh aufbrausenden Zorn Müllers zurückführt und entschuldigt, im Sommer 1820 zu einer Pistolenforderung gekommen war, die aber durch die Vermittlung Herbstens und anderer Freunde rückgängig gemacht wurde. Hase schrieb damals in sein Tagebuch:

„Mit Müllern auf Pistolen. Er oder ich, ist's möglich, beide! O Gott, daß es soweit zwischen uns beiden kommen mußte. Aber ich kann nicht anders, er schlug mich. Soll ich den herrlichen Jungen, den Freund meiner Jugend in Verruf thun laßen? Nein, denn in Gottes Namen! Und all die Wünsche und Hoffnungen künftiger Thaten, der Freund des Freundes Mörder? Was darf der Mann danach fragen. Grad aus schreitet er seine Bahn, die Pflicht und Ehre gebeut, für das andere mag Gott walten!"

Aus den Tagebüchern läßt sich nach der eben angeführten Stelle wie aus anderen folgern, daß das Verhältnis zwischen den beiden alten Schulfreunden auf der Universität zum mindesten kein so auf innerlicher Gemeinsamkeit beruhendes war, wie das zwischen Herbst und Hase. Von Müller, der ganz in dem äußerlichen studentischen Treiben aufgegangen war, ist selten genug und nie im Sinne einer geistigen Zusammengehörigkeit, wie gegenüber Herbst

Digitized by Google

häufig, die Rede. Als Herbst nach Leipzig von Jena zurückkehrt, hofft Hase dadurch auch mit Müller wieder innerlich näher zusammenzukommen. Es muß also eine gewisse Entfremdung, die sich ja auch in der Haltung Müllers bei der Wahl Hases zum Sprecher der Burschenschaft deutlich äußert, stattgefunden haben. „Noch eine rechte Freude muß ich dir erzählen, mein gutes Buch," heißt es da z. B., „daß unser Vater Herbst nach Leipzig gekommen ist, denn wir konnten doch nicht länger voneinander sein. So wollen wir denn die alte schöne Zeit wieder miteinander erneuern, und schon geht meine treue Hoffnung in Erfüllung, daß Robert mir dann wieder näher stehen wird. Wir haben uns vereinigt zu einem exegetischen Studium." (Schluß folgt)

Deutsche Bildungsfragen

Von

Karl Bälz

7.

Von den Gegnern des Gymnasiums ist neuerdings das Schlagwort in den Kampf geworfen worden, die Pflege des Alten führe das Gymnasium zu sträflicher Mißachtung deutschen Kulturgutes. Es ist oben eindringlich vor der einseitigen Bewertung des Altertums und ihren Gefahren gewarnt worden. Daß aber das Gymnasium das deutsche Kulturgut mißachte, ist eine ebenso kühne als völlig unbewiesene Behauptung. Und doch muß auch hier unbedingt der Satz gelten, daß der Ankläger beweispflichtig ist. Aber gerade mit dem Beweis für ihre Anklagen machen es sich die Gegner des Gymnasiums sehr leicht; man hat nicht selten den Eindruck, entweder herrscht bei ihnen eine völlige Unkenntnis über den Unterricht in den Gymnasien oder sie handeln — was wir nicht annehmen möchten — nach dem Grundsatz: „Nur kühn verlästert, es bleibt immer etwas hängen". Bei nur einigem Nachdenken müßten sie sich doch selbst sagen, daß die Schöpfer und Mehrer deutschen Geistesgutes seit Jahrhunderten aus dem Gymnasium hervorgegangen sind, schon aus dem einfachen Grund, weil es bis weit in das vorige Jahrhundert hinein die einzige ausgebaute höhere Schule war. Wie eng waren unsere sämtlichen Klassiker mit der Antike verwachsen, so eng, daß es uns z. B. bei Goethe manchmal zu viel dünkt! Daß man durch und durch national und doch voll Begeisterung für das Altertum sein kann, zeigt übrigens wohl am schärfsten der größte britische Dichter Shakespeare, der in seinen Königsdramen die englische Geschichte verherrlicht und in Stoffen wie in Bildern mehr als irgendein führender deutscher Dichter das Altertum neu belebt hat. Kürzlich tagten die Vertreter der Architektur der deutschen Technischen Hochschulen, um über die Neuordnung ihres Unterrichts zu be-

Digitized by Google

raten. Dabei kamen sie — und es waren hochberühmte Männer darunter — zu dem Ergebnis, daß das Gymnasium wegen seiner Beziehungen zur alten Kunst die beste Vorschule des Architekten für sein Verständnis der späteren Kunst sei. Mit dem Reifezeugnis soll der junge Mann dann vor dem Eintritt in die Hochschule eine Zeitlang auf dem Werkplatz als Steinmetz, Zimmermann usw. arbeiten. Dies ist die richtige Verbindung von Theorie und Praxis beim Studium.

Übrigens gibt es ein sehr einfaches Verfahren, festzustellen, ob wirklich an unseren Gymnasien das deutsche Kulturgut sträflich mißachtet wird. Man nehme die oberste Klasse eines humanistischen Gymnasiums, eines Realgymnasiums, einer Oberrealschule und eines Volksschullehrerseminars, an dessen Stelle das künftige deutsche Gymnasium treten soll, und prüfe sie zusammen in deutscher Geschichte, namentlich auch Kulturgeschichte — mit besonderer Betonung der Kunstgeschichte, und in deutscher Literatur. Dann wird sich zeigen, ob das Gymnasium in seinem Unterricht wirklich das deutsche Kulturgut vernachlässigt. Das Gymnasium, gegen das allein sich die Angriffe immer richten, während man die Realgymnasien und Oberrealschulen in Ruhe läßt, wird einer solchen gemeinsamen Prüfung getrost entgegensehen können. Bis dahin steht jene Behauptung völlig in der Luft.

Ein Hauptgrund des eben genannten Vorwurfs ist wohl der, daß sich das Gymnasium mit Fug und Recht dagegen wehrt, sich immer neue Lehrgebiete aufzwingen zu lassen. Es folgt dabei dem richtigen Grundsatz für jede Ausbildung: multum, non multa — Viel, nicht Vielerlei. Unsere höheren Schulen und unsere Hochschulen haben nicht die Aufgabe, lebende Konversationslexika heranzubilden, sondern Menschen mit offenem Sinn für alles Gute und Schöne, mit dem Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis und zu wissenschaftlicher Arbeit, und vor allem mit eigenem Denken und mit selbständiger Urteilskraft. Mit Recht klagt man darüber, daß unsere Hochschulen durch das Spezialistentum mit seinem Vielerlei notgelitten hätten und auf dem falschen Wege seien. Das war schon das Ergebnis einer im Dezember 1913 von dem Deutschen Ausschuß für das technische Schulwesen nach Berlin einberufenen Versammlung, an der außer den Vertretern der Technischen Hochschulen und der Unterrichtsverwaltungen zahlreiche führende Persönlichkeiten der Technik und der Industrie teilnahmen. Gerade diese wandten sich nachdrücklich gegen das Spezialistentum, das bei den Studierenden den Gesichtskreis einenge und ihr späteres Fortkommen erschwere. Die wissenschaftlichen Grundlagen hätten sich die Studierenden auf den Hochschulen zu erwerben; mit diesen würden sie sich in der Praxis auf jedem Gebiet ihres Faches bald zurechtfinden. Es wurde auf die Ärzte hingewiesen, die am Schluß ihres Studiums auch alle dieselbe Prüfung machen müßten und dann erst sich als Spezialarzt ausbilden könnten. In gleicher Weise hat sich Unterstaatssekretär Becker im preußischen Kultusministerium, selbst früher ordentlicher Universitätsprofessor und heute noch Honorarprofessor der Berliner Universität,

Digitized by Google

in seiner Schrift „Gedanken zur Hochschulreform" gegen das an den Universitäten eingerissene Spezialistentum gewandt. Wieviel mehr müssen sich unsere höheren Schulen davon frei halten! In Wirklichkeit wird aber ununterbrochen an die Unterrichtsverwaltungen mit dem Ansinnen herangetreten, neue Unterrichtsfächer an den höheren Schulen einzuführen oder die bestehenden zu erweitern oder sie bald in dieser, bald in jener besonderen Richtung zu erteilen. Wenn diesen Wünschen Rechnung getragen würde, kämen unsere Schüler überhaupt nicht mehr aus der Schule heraus. Ein solches Vielerlei müßte zum Dilettantismus, zur Halbbildung auf allen Gebieten führen. Man lasse jeder Schulgattung ihre Eigenart; sie mögen dann miteinander um den Ruhm wetteifern, unserem Vaterland möglichst viele tüchtige Männer herangebildet zu haben.

8.

Mußte bisher in mehreren Richtungen der einseitigen Überschätzung und der schrankenlosen Bewunderung des klassischen Altertums entgegengetreten werden, so ist auf der anderen Seite um so nachdrücklicher auf die Notwendigkeit hinzuweisen, das humanistische Gymnasium als eine unentbehrliche Bildungsstätte neben den realgymnasialen und den realistischen Schulen sowie neben der geplanten höheren deutschen Schule zu erhalten. Wie sich immer wieder zeigt, sind sich die Gegner unserer Gymnasien nicht bewußt, daß es kein Gebiet unseres heutigen Lebens gibt, das nicht mehr oder weniger auf der Arbeit der Alten beruht, bis zum neuesten Flugzeug und der neuesten Maschine herab. Auf antiker Grundlage haben sich unsere Mathematik, wie schon ihr griechischer Name zeigt, und unsere Naturwissenschaften entwickelt, wenn auch die Griechen ihrerseits hierin schon vieles von den Ägyptern und Babyloniern überkommen hatten. Es genügt, einen Pythagoras, Euklid, Archimedes und Aristoteles zu nennen. Und bei aller Verschiedenheit der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Grundlagen, die vor Vergleichen warnt, sind die Griechen und Römer eben doch die unvergleichlichen Lehrmeister auf allen Gebieten des Lebens. Sie hatten nun einmal die großen Männer, die auf ihrem Gebiet die Wegbereiter für alle kommenden Geschlechter geworden sind und deren Werke jeder, wenigstens einigermaßen, kennen sollte, der selbst auf einem solchen Gebiet arbeitet. Der besondere Wert der Kunde des Altertums besteht darin, daß wir eine große geschichtliche Periode mit allen ihren Lehren abgeschlossen vor uns haben, die uns deshalb ermöglicht, allgemeine geschichtliche Wahrheiten an der Hand von guten und bösen Beispielen zu gewinnen. So hat kein Volk einen größeren Gesetzgeber als Solon, der zugleich ein Dichter von Gottes Gnaden war, gesehen. Als er seinen athenischen Landsleuten in dem Neuaufbau ihres Staates nicht radikal genug vorging, hat er ihnen das gerade auch für unsere Tage so wahre Wort entgegengehalten, daß es sehr leicht sei, an einem Tage ein Haus einzureißen, sehr schwierig und langdauernd aber, ein besseres zu errichten. Unsere Staatsmänner und Parlamentarier hätten

Digitized by Google

bei Beachtung der alten Geschichte sicherlich auf manchen welt- und menschenunkundigen Plan verzichtet und gelernt, daß „leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen". Sie hätten die verhängnisvollen Folgen der Kleinstaaterei der griechischen Städtestaaten ebenso wie die gewaltige Macht des Hellenismus nach der Einigung Griechenlands durch Philipp und Alexander den Großen gesehen und dem leuchtenden Vorbild der Römer nachgestrebt, die in wunderbarer Willensstärke, Ausdauer und Seelengröße im schwersten Unglück ausharrten, bei denen während des zweiten Punischen Krieges im Kampf um Sein oder Nichtsein des römischen Staates alle inneren Parteikämpfe ruhten und bei denen es keine Revolution gab, als Hannibal vor den Toren stand, während die Karthager durch ihre Parteihändel den Kampf verloren und in der Folge zugrunde gingen. Mit ihrem klaren, scharfen, auf die Wirklichkeit gerichteten und nicht allen möglichen Hirngespinsten nachjagenden Verstand waren deshalb die Römer auch die Meister des Rechts. Trotz der gänzlichen Umgestaltung des Heerwesens haben die größten Feldherren der Neuzeit, ein Friedrich der Große und ein Napoleon, von den Heerführern des Altertums ebenso gelernt wie noch in unseren Tagen der frühere deutsche Generalstabschef Graf Schlieffen, der Verfasser von „Cannä". Unsere Dichtkunst, vor allem unsere große dramatische Kunst, ist ohne die griechische Grundlage undenkbar. Ja, wir könnten unserem deutschen Volke in seinem tiefen Unglück kaum einen besseren Dichter als einen modernen Aristophanes wünschen, der uns ebenso lachend die bittere Wahrheit sagte, wie jener den Athenern nach ihrer Niederlage, der ebenso rücksichtslos, unbehelligt durch die Zensur, auch alle schlechten öffentlichen Zustände und besonders den zersetzenden, ewig kritisierenden, zu jeder eigenen Leistung unfähigen, im deutschen politischen Leben besonders verbreiteten Geist geißelte und der auf die natürlichen Grundlagen eines gesunden Staates, Arbeit und Einfachheit statt der Schaumschlägerei und Windbeutelei in großen Phrasen, hinwiese. Und ein Schilderer unserer sittlichen Zustände, wie es der Römer Juvenal war, täte uns ebenso not. Ein besonderes Ruhmeslied auf die griechische Kunst zu singen, wäre wirklich „banausisch". Ihr glänzendstes Lob ist wohl das aus dem Munde christlicher Augenzeugen, daß es ein hoheitsvolleres Bildwerk als den Zeus des Phidias in Olympia nicht gebe. Herodot, der Vater der Geschichte, hat uns von vielen alten Staaten die erste nähere Kenntnis übermittelt. Thukydides hat als erster Staatsmann und Feldherr die Geschichte seiner Zeit geschrieben, um gleich ein unübertroffener Meister zu werden, dem die größten Geschichtschreiber der Neuzeit den Ehrenkranz gereicht haben. Und wen hat nicht Xenophon mit der Schilderung seines abenteuerlichen Zuges gepackt, die Heine zu einem seiner schönsten Gedichte „Thalatta, Thalatta!" begeistert hat! Durch römische Schriftsteller haben wir zuerst von unseren Vorfahren (Cimbern und Teutonen) gehört; Cäsar hat uns in der Schilderung seiner Kämpfe mit dem Alemannenherzog Ariovist den Blick in die deutsche Vergangenheit erschlossen, und die erste grundlegende Schrift über Deutschland

Digitized by Google

ist die „Germania" des Tacitus. In der Philosophie sagt schon der griechische Name allein alles.[1])

Friedrich der Große hat im Jahre 1769, sonach in einer Zeit, in der er, der Weise von Sanssouci, schon die reichsten Erfahrungen gesammelt hatte und in der sein ganzes Sinnen und Trachten auf die Heilung der Wunden des Siebenjährigen Krieges durch die Förderung des Wohlstandes und durch die geistige und sittliche Hebung seines Volkes gerichtet war, eine Abhandlung „Über die Erziehung" in Form eines fingierten Briefes geschrieben. Dort sagt dieser große Menschenkenner: „Nicht von gestern auf heute habe ich die Erziehung geprüft, die der Jugend in den verschiedenen Staaten Europas zuteil wird. Die Fülle großer Männer, die die griechische und römische Republik hervorbrachte, hat mich für die Erziehungsweise der Alten eingenommen und mich überzeugt, daß man bei Befolgung ihrer Methode ein Volk heranbilden könnte, das gesitteter und tugendhafter ist als unsere modernen Völker." Und an anderer Stelle: „Immer wieder komme ich auf die Gesetze der Griechen und Römer zurück", und: „Es steht fest, daß die Griechen und Römer eine Fülle großer Männer aller Art hervorgebracht haben und daß sie das der männlichen Erziehung dankten, die durch ihre Gesetze geregelt war."

Blicken wir zurück, so verhält sich das wahre Bild des Altertums zu dem eingangs getadelten übertriebenen wie die wahrheitsgetreuen Bilder aus den klassischen Gegenden (z. B. die Rottmannschen Bilder aus Griechenland in der Neuen Pinakothek in München) zu den sogenannten heroischen klassischen Landschaften. Diese sind großartiger, aber unwahr, jene packen in ihrer schlichten, ernsten Größe. Nicht blind bewundern und preisen sollen wir das Altertum, sondern offenen Herzens und sondernden Blickes nach dem Satz: „Prüfet alles und das Beste behaltet" mit ihm verfahren. Und da werden wir einiges finden, das wir noch nicht hinreichend beachtet haben und das wir beherzigen sollen, und zwar für alle höheren Schulen, wenn dabei auch vom Gymnasium ausgegangen werden muß.

II. Verbesserungen im Unterricht der höheren Schule

Redeübungen. — Erhöhte Förderung der Körperübungen und des Singens

1.

Unser als Lernschule so treffliches deutsches Gymnasium steht als Erziehungsschule seinen angelsächsischen und romanischen Schwesteranstalten (Colleges, Lycées usw.) besonders auf zwei wichtigen Gebieten nach: es fehlt an ihm der Unterricht in der Beredsamkeit oder Redekunst, und es nehmen

[1]) Einen gedrängten Überblick über die Verbindung unseres Geisteslebens mit dem des Altertums auf den einzelnen Gebieten gibt die Skizzensammlung von Forschern „Vom Altertum zur Gegenwart", „die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen auf den Hauptgebieten", Teubner 1919.

Digitized by Google

an ihm infolge der obenerwähnten Wissensüberschätzung die Leibesübungen auch heute noch nicht die ihnen gebührende Stellung ein.

Schon rein geschichtlich betrachtet, ist ein Gymnasium ohne Redeübungen ein Körper ohne Kopf. Im ganzen Altertum war die Gabe, seine Gedanken in schön geformter Rede oder Gegenrede klar und überzeugend vorzutragen, der Höhepunkt der allgemeinen Bildung. Die Hochschätzung der Beredsamkeit geht durch die ganze antike Literatur. Die Geschichtschreiber ließen, wie die Dichter, ihre Staatsmänner in unmittelbarer Rede sprechen (am berühmtesten ist die Leichenrede für die Gefallenen des ersten Kriegsjahrs des Peloponnesischen Krieges, die Thukydides dem Perikles in den Mund legt); die Berichtsform der mittelbaren Rede erschien ihnen zu kalt und leblos. Berühmte Redner scheuten sich nicht, selbst Reden, die sie nie gehalten hatten, zu veröffentlichen (Cicero). Auch das Christentum hat an die griechische Rhetorik angeknüpft.

Und in der Tat, wenn das Gymnasium die allgemeine Bildung besonders auch nach der formalen Seite vermitteln soll, so muß die Fähigkeit, seine Gedanken nicht nur schriftlich, sondern auch in Rede und Gegenrede in klarer Fassung und guter Form auszudrücken, den Schlußstein bilden. Dabei handelt es sich nicht um schöne Deklamationen und wohlklingende Phrasen, sondern darum, daß der Schüler über einen in seinen Wissenskreis fallenden Gegenstand oder auch über eine Tagesfrage vor seinen Mitschülern oder einem weiteren Kreis (auf Elternabenden usw.) gewandt und fließend sprechen lernt und daß — eine Hauptsache — jedem Redner ein Gegenredner gegenübertritt; der sicherste Zwang, sich mit der Sache selbst auseinanderzusetzen, statt nur Worte zu drechseln. Diese Übung ist an den ausländischen Gymnasien allgemein, obgleich diese im Unterricht in den alten Sprachen nicht so weit gehen wie die deutschen, sondern, wie dies bis in das vorige Jahrhundert hinein auch bei uns der Fall war, die für die Zulassung zu den Hochschulfachstudien nötige Reifeprüfung (das Bakkalaureat) erst nach mehreren Semestern Studium in den allgemeinbildenden Wissenschaften, besonders in klassischer Philologie, an der Universität selbst abgelegt wird.

Wer im englischen Parlament die Redner gehört und sie mit unseren politischen Rednern, auch den guten, verglichen hat, wird jenen im Durchschnitt die Überlegenheit in der Leichtigkeit, Flüssigkeit und Form der Sprache, wie auch in der Schlagfertigkeit zuerkennen müssen. Sie sind eben von Jugend auf in der Redekunst geübt. Welch unermeßlichen Schaden haben uns während des Kriegs in England Männer wie Lloyd George, Asquith, Churchill u. a. und in Amerika Wilson, Roosevelt u. a. mit ihren Reden, die sie, von Ort zu Ort ziehend, hielten, zugefügt, während wir diese Reden lange Zeit kurzsichtig und in unangebrachtem Hochmut mit einer Handbewegung abtun zu können glaubten und unsere Staatsmänner bis zuletzt, als es zu spät war, nirgends außerhalb des Parlaments zum Volke sprachen! Hierüber hat sich auch Ludendorff in seinen Kriegserinnerungen deutlich genug ausgesprochen.

Nun hat allerdings Bismarck einmal gesagt:

Digitized by Google

„Wenn sich die Begehrlichen, die rerum novarum cupidi, der Öffentlichkeit bemächtigen, die Redner, die die Fähigkeit, urteilslose Menschenmengen zu belügen, in höherem Grade als andere besitzen, so können so gewichtige Massen, wie Staatswesen sind, nicht folgen, ohne schwer geschädigt zu werden. — Es wird noch dahin kommen, daß man die Beredsamkeit für eine gemeinschädliche Eigenschaft ansieht und bestraft."

Hiezu hat schon Hans Raithel im Oktoberheft 1919 „Der Schwäbische Bund" zutreffend ausgeführt, daß der Redner ein Geschäftsmann sei und daß zwischen Redner und Redner ein Unterschied bestehe wie zwischen Geschäftsmann und Geschäftsmann, unter denen es mustergültige und abschreckende gebe. Vor allem aber hat Bismarck selbst, wie jeder große Staatsmann, von der Rede sehr ausgiebigen Gebrauch gemacht, wie er ja auch die von ihm erkannte große Bedeutung der Presse in umfassendem Maße ausnutzte.

In seinem heute noch in mancher Hinsicht sehr beachtenswerten Werke „Politik" sagt Robert v. Mohl bei der Frage der Ausbildung höherer Staatsdiener:

„Die mündlichen Disputationen hätten zunächst ebenfalls den Nutzen einer Nötigung zur Durchdenkung eines bestimmten Themas; allein von weit größerer Bedeutung wären sie als Mittel zur Erwerbung eines gewandten mündlichen Vortrages und einer Schlagfertigkeit im Gedankenkampfe. Diese Eigenschaften aber, in unserer gewöhnlichen gelehrten Erziehung so schmählich vernachlässigt, wären von doppeltem Werte für Männer, welchen die Bestimmung in Aussicht stünde, wichtige Staatsangelegenheiten mit Amtsgenossen oder vielleicht gegenüber von einer Ständeversammlung zu besprechen. Die letztere Rücksicht scheint denn auch volle Öffentlichkeit dieser Übungen zu verlangen, damit die falsche Scheu gegen Hervortreten vor einer unbekannten und vielleicht unruhigen Menge abgestumpft werde. Uns fehlen in Deutschland die Debating Clubs der Engländer; diese Disputationen wären ein Ersatz."

Man könnte hiegegen auf die mit Grund abgeschafften Disputationen bei den Doktorprüfungen hinweisen, bei denen der Doktorand die von ihm gewählten Thesen einem Gegner gegenüber in Rede und Gegenrede zu verteidigen hatte. Allein hier wurde eben die Sache zur bloßen Form, manchmal gar zur Farce, weil der Doktorand seine Sätze selbst aufstellte und sich mit seinem selbstgewählten Gegner vorher verabredet hatte.

Über die von Mohl erwähnten Debattierklubs (Debating Clubs, Deb. Societies) der englischen und amerikanischen Universitäten und höheren Schulen hat der Professor des Englischen an der Universität Göttingen Lorenz Morsbach im 12. Jahrgang (1918) Heft 8 der „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik" einen lehrreichen Aufsatz „Zur Psychologie der politischen Reden englischer und amerikanischer Staatsmänner. Eine kulturgeschichtliche Studie" veröffentlicht. Am Schluß der Besprechung der Redeübungen an den oberen Klassen der englischen höheren Schulen sagt Mors-

Digitized by Google

bach: „Es hat in Deutschland vor dem Kriege leider nicht an Stimmen gefehlt, die diese englischen „Errungenschaften" auch bei uns einbürgern wollten. Gott bewahre uns vor dieser Schule der Unwahrhaftigkeit!" Bei der Schilderung der Debating Clubs der englischen Universitäten spricht Morsbach davon, daß sich dort „die zukünftigen Parlamentarier üben und das demagogische Handwerk der politischen Beredsamkeit lernen". Wie wenig es hier auf die eigene Überzeugung ankomme, erhelle auch daraus, daß die für einen Gegenstand der Tagesordnung angemeldeten Redner oft erst kurz vor ihrem Auftreten erfahren, ob sie die vorgelegte Frage in bejahendem oder verneinendem Sinn beantworten sollen. Morsbach führt für seinen ablehnenden Standpunkt das treffliche Schriftchen von Professor Penk, „U.S.-Amerika, Gedanken und Erinnerungen eines Austauschprofessors" (Stuttgart 1917), an. Dort wünscht Penk — und darin kann ihm durchaus beigetreten werden —, daß wir den Boden unseres deutschen Hochschulwesens nicht verlassen und unseren auf Logik begründeten Lehrbetrieb nicht mit der in Amerika (wie in England) geübten suggestiven Hochschulerziehung auf psychologischer Grundlage vertauschen möchten. „Es ist eben ein ander Ding, ob man im Studenten eine feste, gleichsam heilige Überzeugung weckt oder ihn lediglich erzieht. Allerdings lehrt uns die Gegenwart gerade die große Kraft der Suggestion nicht bloß auf den einzelnen Menschen, sondern auch auf ganze Völker kennen. Unsere Feinde werden zusammengehalten durch die von wenigen willensstarken Männern ausgehende Suggestion. Ihre Beeinflussung der ganzen Welt geschieht auf psychologischem Wege, während unsere Logik vielfach nicht verstanden wird." ... „Im großen Krieg, in dem wir stehen, wird auf der gegnerischen Seite mehr mit Psychologie, auf der unseren mehr mit Logik gekämpft."

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob nach dem, was wir inzwischen erlebt haben und jetzt wissen, unsere deutsche Logik wirklich so hieb- und stichfest ist, eine Logik, die uns vor keinem einzigen aller möglichen Fehler, nicht einmal vor der fortgesetzten Selbstzerfleischung, während wir den Feind im Land haben, geschützt hat. Tatsächlich hält im Tageskampf jeder Mann seine eigene Logik für die richtige, mag sie auch das gerade Gegenteil von der des anderen oder von wirklicher Logik sein. Vor allem aber ist es verfehlt, Logik und psychologische Suggestion in einen Gegensatz zueinander zu stellen. Je logischer und überzeugender eine Rede ist, desto größer wird ihre suggestive Wirkung sein. Ein unlösbarer Widerspruch aber ist es, einerseits in unseren höheren Schulen der Jugend den größten Redner des Altertums Demosthenes auch deshalb als ein besonders leuchtendes Vorbild hinzustellen, weil er mit eisernem Willen die in seiner Natur liegenden Hindernisse für einen Redner überwand und sich für die äußere Wirkung seiner Rede durch einen Schauspieler unterrichten ließ, andererseits aber, wie Morsbach, bei den Engländern und Amerikanern vom „demagogischen Handwerk der politischen Beredsamkeit" zu sprechen. Hat es überhaupt jemals im öffentlichen Leben einen Redner gegeben, der nicht psychologisch und suggestiv wirken, d. h. seine Zuhörer nicht zu einer bestimmten

Digitized by Google

Haltung, Handlung oder Unterlassung bestimmen wollte? Fichte, Arndt, Theodor Körner, Steffen, Jahn u. a. haben durch ihre Reden, Aufrufe und Gedichte die deutsche Jugend auch auf psychologischer Grundlage durch Suggestion zu dem Geist erzogen, der dem Vaterland die Befreiung brachte. Niemand wird behaupten wollen, daß in England der politische Kampf unwahrer und unfeiner als in Deutschland geführt werde, eher umgekehrt. Wie steht es denn da mit der deutschen Schule der Wahrhaftigkeit und der von Morsbach sogenannten englischen „Schule der Unwahrhaftigkeit"? Wird nicht bei uns im Wahlkampf, besonders in Flugblättern, häufig der politische Gegner als ein Ausbund aller Schlechtigkeit hingestellt, mit dem der Wähler niemals an einem Tisch essen möchte? Wie manchmal ist ein solcher Wähler nachher höchlichst überrascht, in dem so Gebrandmarkten einen sehr ehrenwerten Mann kennen zu lernen und zu sehen, wie die beiden angeblichen Todfeinde im Wahlkampf — sie selbst sind es meist gar nicht, sondern ihre Parteien machen sie dazu — ganz friedlich miteinander im Parlament verkehren und häufig zusammen stimmen. Wer unter dem Glasdach sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen. Redeübungen in der Jugend können hier nur erzieherisch in dem Sinn eines anständigen ritterlichen Kampfes wirken.

Auch darin kann kein Verstoß gegen die Wahrhaftigkeit und gegen die eigene Überzeugung erblickt werden, daß einem Redner, der sich zu einem Gegenstand der Tagesordnung angemeldet hat, erst kurz vorher gesagt wird, ob er für Bejahung oder Verneinung der Frage sprechen soll. Er kennt diese Möglichkeit, also kann und muß er das Für und Wider erwägen, d. h. die Sache gründlich prüfen. Jedes Ding in der Welt hat seine zwei Seiten; das gerügte Verfahren behütet gerade vor Einseitigkeit und weitet den Blick. Die römische Kirche stellt bei ihrem Verfahren auf Selig- und Heiligsprechung einen advocatus diaboli auf, der im Namen des Teufels Einsprache gegen die vom sogenannten Advokaten des Himmels befürwortete Aufnahme eines Verstorbenen in das Verzeichnis der Seligen erhebt. So seltsam diese Einrichtung auf den ersten Blick erscheint, so beruht sie doch auf dem Grundsatz aller Rechtsprechung: „Eines Mannes Rede ist keine Rede, man muß sie hören alle beede." Zudem glaubt nur ein kurzsichtiger Redner, alle Ausführungen seines Gegners, auch diejenigen, die er für zutreffend hält, bekämpfen zu sollen; der weitblickende wirft sich nur auf die Punkte des wirklichen Gegensatzes, auf diese aber um so nachdrücklicher. Und weshalb soll nicht zutreffendenfalls der aufgestellte Gegenredner sagen, daß er die Ansicht des Vorredners teile?

Bei den Redeübungen in den englischen und amerikanischen höheren Schulen beanstandet Morsbach die Zuweisung von Fragen, die über die Schule hinausreichen, die nach dem Ausgeführten meines Erachtens durchaus notwendige Aufstellung eines Gegenredners und vor allem die Abstimmung über das Für und Wider. Wenn einem von den Schülern gewählten Ausschuß zusammen mit den Lehrern, denen ein Einspruchsrecht eingeräumt werden muß, die Entscheidung über die Zulassung von Tagesfragen zukommt, ist in ihrer

Digitized by Google

Erörterung keine Gefahr zu erblicken. Selbst die Abstimmung kann, richtig geleitet, erzieherisch wertvoll wirken. Wir können der Jugend nicht eindrücklich genug vor Augen führen, daß ein Mensch, der als anständige, charaktervolle Persönlichkeit gelten will, stets furchtlos und offen seine Überzeugung, unbekümmert um den Beifall von oben oder von unten, zu vertreten hat, daß man mit aller Kraft danach streben muß, seiner Überzeugung trotz aller Widerstände zum Sieg zu verhelfen, und daß für jede gute Sache zunächst nur wenige gekämpft haben. Den Wert der Überzeugung müssen wir in den jungen Seelen wecken, den Mut offenen Bekennens vor den Menschen, nicht im stillen Kämmerlein, und das ist nur möglich, wenn wir unseren Schülern eine offene Aussprache vor einem größeren Kreise ermöglichen. Ihr Leitstern sollen die Worte Uriel Acostas von Gutzkow sein:

„Die Überzeugung ist des Mannes Ehre,
Ein golden Vlies, das keines Fürsten Hand
Und kein Kapitel um die Brust ihm hängt,
Die Überzeugung ist des Kriegers Fahne,
Mit der er fallend nie unrühmlich fällt."

Dann werden wir in unserem öffentlichen Leben die Persönlichkeiten erhalten, die uns so sehr fehlen und deren wir so dringend bedürfen.

Ob wohl Morsbach auch heute noch, nach unseren „Errungenschaften" ohne Redeübungen an unseren höheren Schulen, sein scharfes Urteil über die englischen Debattierklubs aufrecht erhielte in einer Zeit, in der das ganze deutsche Volk, wie der Hirsch nach Wasser, nach einem Manne mit der hinreißenden Massensuggestion eines Lloyd George oder Clemenceau schreit, nachdem die vielen Reden und die noch zahlreicheren Aufrufe seiner Staatsmänner leider ohne Wirkung geblieben sind? Ob mit, ob ohne Völkerbund, die internationalen Versammlungen und Verhandlungen werden künftig allein schon auf wirtschaftlichem Gebiet immer zahlreicher werden. Sollen auf diesen die Deutschen gegenüber den anderen schlecht abschneiden, nur weil sie das Wort nicht meistern und nicht schlagfertig genug sind? Man frage unsere Auslandsdeutschen, was wir in dieser Richtung bisher versäumt haben.

Schon unsere parlamentarische Regierungsform erfordert die rednerische Ausbildung der Jugend in der Schule, wenn diese nicht ganz den Parteischulen anheimfallen soll. Die großen Parteien der Sozialdemokratie und des Zentrums haben nämlich die Bedeutung der rednerischen Schulung längst erkannt und ihr auf den Kursen zur Ausbildung ihrer Agitatoren eine wichtige Rolle zugewiesen. Die anderen Parteien beginnen ihnen zu folgen. Wegen der Mißachtung des Werts der Redeübungen hat man in den letzten Jahrzehnten häufig in unseren Parlamenten und in öffentlichen Versammlungen das Schauspiel erlebt, daß kenntnisreiche und erfahrene Männer trotz der sachlichen Überlegenheit ihrer Ausführungen lediglich wegen ihrer mangelhaften Redegewandtheit und Schlagfertigkeit seichten, aber redegewandten Gegnern

Digitized by Google

unterlagen. Gerade um der Sachlichkeit gegenüber der bloßen Geschwätzigkeit zu einseitigen Parteizwecken zum Sieg zu verhelfen, müssen unsere höheren Schulen, auch die weiblichen, in den Oberklassen die Redeübungen in die Hand nehmen.

Auch zur Weckung des Sinns für die Form im allgemeinen werden diese regelmäßigen Redeübungen sehr förderlich sein. Uns Deutschen, vielleicht dem formlosesten der großen Völker, ist dies dringend nötig. So wird in keinem Land im allgemeinen von den Anwälten und Staatsanwälten so wenig auf die Form der Rede gehalten wie in Deutschland. Und wie mancher Geistliche beeinträchtigt durch die mangelhafte Art seines Vortrags den Inhalt seiner Predigt! Bei aller Hochschätzung der Mundarten, dieses Jungbrunnens für die Bereicherung unserer Sprache, müssen die Reden der Schüler in reinem Deutsch vorgetragen und hier bei der Muttersprache derselbe strenge Maßstab an die Aussprache angelegt werden, der bei den gelehrten fremden Sprachen in den Schulen als ganz selbstverständlich gilt. Ein klassisches Beispiel für die nachteilige Wirkung eines mangelhaften, durch mundartliche Aussprache beeinträchtigten Vortrags bot Schiller. Sobald er eines seiner Werke selbst vorlas, waren die Hörer enttäuscht; erst beim eigenen Lesen empfanden sie die Wirkung des Inhalts.

Diese den beiden obersten Jahrgängen vorzubehaltenden Redeübungen wären zu regelmäßigen Zeitpunkten zu veranstalten. Redner und Gegenredner wären so lange auszulosen, bis sämtliche Schüler an der Reihe waren. An Rede und Gegenrede schlösse sich eine Erörterung an, an der sich alle Zuhörer beteiligen dürften. Die Erörterung hätte sich genau in den geordneten Formen einer öffentlichen Debatte zu bewegen. Ein von den Schülern selbst gewählter kleiner Ausschuß hätte mit den Lehrern zusammen über die Einhaltung der Ordnung zu wachen. Doppelklassen könnten zu den Redeübungen vereinigt werden. Die Kritik der Lehrer, der Kameraden und der sonstigen Zuhörer an den Reden wäre ein ausgezeichnetes Erziehungsmittel.

Berichtigung: Auf Seite 131 des Februar-Heftes muß es auf der 7. Linie von unten heißen „33 000 Unterschriften" (nicht 3300).

Digitized by Google

Glossen zur Epigonenzeit

Von

Ludwig Asch

(Fortsetzung)

Die Alldeutschen

„Zum Leitstern seiner Bestrebungen soll man nicht Bilder der Phantasie machen, sondern deutlich gemachte Begriffe."

Schopenhauer.

Dieses Wort Schopenhauers sollte jedem Privatmanne Leitstern sein, vor allem aber dem Politiker. Denn der Landwirt oder der Kaufmann schadet, wenn er gegen diesen Grundsatz verstößt, nur sich selbst und seiner Familie, der Politiker aber schadet der Allgemeinheit. Deshalb soll der Politiker bei seinen Volksbeglückungsplänen erst den Boden prüfen, auf dem er steht. Worin beruhen die den Volksgenossen eigenen Fähigkeiten? Wie sind die von der Umwelt für meine Pläne zu erwartenden Widerstände zu bewerten? Welche Hilfsmittel stehen mir zur Verfügung, um diese Widerstände zu beseitigen? Lohnt der Versuch zur Durchführung der Pläne im Falle des Erfolges die Gefahren des möglichen Mißerfolges?

Das sind die Fragen, die man erst einmal auf Grund der Tatsachen prüfen muß, ehe man sich seine Ziele steckt, und während man die Tatsachen durchprüft, muß man geradezu mit Härte seine Wünsche vor sich selbst verschließen, damit sie nicht die Tatsachen gefällig umfälschen können. Wehe dem Politiker, der den umgekehrten Weg geht und sich erst Ziele setzt und ihnen dann die Tatsachen anzupassen sucht, wie ja auch Gelehrte, denen ihre Eitelkeit oder ihr Eigensinn höher steht als die Heiligkeit der Wissenschaft, ihre Beobachtungen und Entdeckungen ihren Theorien mit mehr oder minder sanftem Zwange anpassen. Wehe dem Volke auch, das sich von solchen, mit ungezügelter Phantasie und mangelnder Strenge gegen sich selbst begabten Politikern beeinflussen läßt — eine Gefahr, die um so größer ist, je mehr die politische Entwicklung des Volkes noch auf jener kindlichen Stufe steht, auf der man beglückt und bewundernd den Märchen von den Gärten lauscht, deren Bäume funkelnde Juwelen als Früchte tragen. Waren nun die Alldeutschen derartige Märchenerzähler oder waren sie, wie sie sich gern rühmten, Realpolitiker? Als solche hätten sie die vorhin erwähnten Fragen für sich selbst erst sachlich prüfen und dann ihre Politik mit dem Ergebnisse in Übereinstimmung bringen müssen. Das aber haben sie nicht getan, sonst hätten sie zu einer anderen Politik kommen müssen. Denn zunächst einmal, worin beruhen die dem deutschen Volke eigenen Fähigkeiten? Der Deutsche ist gutherzig, kenntnisreich, fleißig, ehrlich, — treffliche Eigenschaften fürs Haus und

Digitized by Google

wohl auch für wirtschaftliche Expansion, die ja auch stetige und erfreuliche Fortschritte machte. Wer aber eine aktive und expansive Politik treiben, Land und Leute sich angliedern will, für den sind nicht diese Eigenschaften allein maßgebend, sondern der muß vor allem aus zähem, hartem Holz sein, Andersstämmige seiner Eigenart anzupassen verstehen, nicht umgekehrt sich leicht an fremdes Wesen assimilieren. Das muß er nicht durch Gewaltmaßregeln zu erreichen suchen, sondern durch seine sich allmählich durchsetzende selbstsichere Persönlichkeit. Der Deutsche aber hat sich in vielen Ländern und in zahllosen Fällen als Kulturdünger brauchen lassen. Welche Enttäuschung haben dem deutschen Volke die Deutschamerikaner in unserer schweren Not bereitet (z. B. ihr führendes Organ, die „Neuyorker Staatszeitung", die schon nach dem „Lusitania"-Falle sich beeilte, zu erklären, bei einem Kriege gegen Deutschland würden die Deutschamerikaner sich um das Sternenbanner scharen). Ich persönlich freilich war nicht sehr überrascht. Ich hatte bei der Sammlung für die Nationalflugspende (1912) die Zentralleitung für die Übersee. Das Ergebnis war aus vielen Ländern, z. B. Brasilien, Mittelamerika, Marokko, den portugiesischen Besitzungen, recht günstig, aus den Vereinigten Staaten kläglich. Damals schrieb ich an einen unserer Konsuln in Nordamerika: „Es scheint mir, als ob die Deutschamerikaner allenfalls bei großen Sänger- oder Bundesschützenfesten sich gern in der alten Heimat anfeiern ließen, aber in nationaler Hinsicht versagten, wenn die amerikanischen Machthaber vielleicht ein schiefes Gesicht ziehen könnten". Der Konsul erklärte diese Auffassung für durchaus richtig. Der amerikanische Deutsche ist manchmal schon in der zweiten Generation, sicher aber in der dritten Amerikaner und verleugnet oft geradezu seine deutsche Abstammung. Wo der Deutsche im Auslande auf eine kräftigere oder kulturell auch nur gleichstehende Rasse trifft, verliert er seine Eigenart und sein nationales Bewußtsein. Selbst im Inlande ist sein Wille zur Selbstbehauptung nicht gesichert. Bei der Auslegung von Bauernstellen im posenschen Ansiedlungsgebiete zog man deutsche Katholiken wenig heran, weil bei ihnen die gleiche Konfession mit den Polen eine größere Wahrscheinlichkeit von Mischehen ergab und weil man fürchtete, daß dann die Kinder aus solchen Ehen dem Deutschtum verloren gehen könnten. Welch beschämendes Eingeständnis nationaler Willenlosigkeit! Das doch zu neun Zehnteln deutsche Elsaß ist fast ein halbes Jahrhundert in deutscher Hand gewesen, aber eine Volksabstimmung hätte für uns ein solches Ergebnis gehabt, daß wir nur froh sein können, daß sie unterblieben ist. Die einst polnischen und nun leider wieder polnisch gewordenen Landesteile haben gar nahezu eineinhalb Jahrhunderte unter preußischer Herrschaft gestanden. Wir haben dem im verkommenen Zustande übernommenen Gebiete Wohlstand, Sauberkeit, Ordnung, Bildung gebracht, nur die Herzen haben wir nicht gewonnen. Die Engländer haben den Buren ihre politische Selbständigkeit genommen, sie haben ihre Frauen und Kinder in den Konzentrationslagern Hungers sterben lassen, und 15 Jahre später haben die Buren ihnen gegen uns Schergendienste geleistet.

Digitized by Google

während unsere Polen und Elsässer zu Tausenden zum Feinde übergelaufen sind. Freilich, nicht nur unser Mangel an nationaler Selbstsicherheit, sondern auch Mangel an Takt, Stetigkeit und Zielklarheit haben uns zu so kläglichen Resultaten gelangen lassen.

Über diese Mängel haben sich unsere Alldeutschen wohl nie Rechenschaft abgelegt, sonst hätten sie nicht so ausschweifende Kriegsziele für den Westen und vor allem für den Osten aufgestellt. In all unserem Unglück ist es noch ein Segen zu nennen, daß es uns erspart geblieben ist, in den sogenannten Randstaaten neue Beweise unserer kolonisatorischen Unfähigkeit (ich spreche hier von Ländern weißer Rasse, in Afrika war es anders und besser) abzulegen und mit einer lettischen, esthnischen usw. Irredenta beglückt zu werden. Erweiterung des territorialen Bestandes bedeutet durchaus nicht immer Kraftzuwachs, sondern unter Umständen das Gegenteil.

Rechtfertigten unsere mehr als anfechtbaren innerkolonisatorischen Erfolge also sicherlich nicht einen Versuch, den stolzen Spruch: „Und es soll am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen" — ein Wort übrigens, das Bismarcks bitteren Ausruf: „Wie sind wir Deutsche doch in den Ruf der Bescheidenheit gekommen!", bestätigt — in die Wirklichkeit zu übertragen, so konnten auch unsere Beziehungen zu unseren Nachbarn nicht dazu ermutigen, Abenteurerpolitik zu treiben. Die französische Revanchelust brach trotz gelegentlicher freundlicherer Stimmung immer wieder hervor, so daß wir bei einem Konflikt — mit wem auch immer — Frankreich auf der Seite unserer Gegner erwarten mußten. Das Verhältnis zu Rußland hatte sich schon in den letzten Jahren der Bismarckschen Kanzlerschaft so verschärft, daß er öffentlich das Saldo der Dankbarkeit für beglichen erklären mußte, und es wurde nach seinem Ausscheiden aus dem Amte noch ungünstiger (Kündigung des Rückversicherungsvertrages, russisch-französisches Bündnis). England, noch 1891 so mit uns liiert, daß damals die Diplomaten Rußlands und Frankreichs für den Fall eines europäischen Krieges Großbritannien als Gegner buchten, schwenkte seit der Mitte der neunziger Jahre (unsere Burenpolitik, Ablehnung des Chamberlainschen Bündnisvorschlags, rapide Verstärkung der Flotte) allmählich ab und machte dadurch zugleich Italien zu einem für uns sehr unsicheren Faktor. In der habsburgischen Monarchie aber gewannen die zentrifugalen uns feindlichen Kräfte immer mehr Boden, wodurch die österreichische Waffenhilfe entweder überhaupt ungewiß oder mindestens in ihrer Wirksamkeit verringert wurde. Bedroht von Feinden und Neidern, mit nicht sehr sicheren Freunden zur Seite, mußten wir gewiß die Waffen scharf machen, mußten aber zugleich an jener kleindeutschen Politik festhalten, die Bismarck immer betrieben hatte und die er in seiner Ansprache an die deutschen Studenten an seinem 80. Geburtstage mit so rührender Bescheidenheit und so eindringlichem Ernste begründet hatte. Es ist ein zwingender Beweis für die politische Unfähigkeit, die hinter den tönenden Phrasen der Heil-Heilo-Männer steckte, daß sie gerade mit dem Namen des

Digitized by Google

Mannes fortwährend Mißbrauch trieben, der sie, wenn der alldeutsche Verband schon zu seiner Amtszeit bestanden hätte, unbarmherzig lächerlich gemacht hätte. Oder hätte sich dieser Verband, als Alexander von Battenberg von Rußland brutalisiert wurde (1886), nicht an die Spitze der Entrüsteten gestellt, da es sich ja doch um einen deutschen Prinzen handelte? Wie rücksichtslos aber ist damals Bismarck mit den Kriegsschreiern abgefahren! Und als sich in der Karolinenangelegenheit ein wütender Lärm in Spanien erhob und die spanische Presse uns mit Beschimpfungen überhäufte, fand dieser hochfahrende Ton in Deutschland ein volles Echo, und auch damals hätten die Alldeutschen ihr Sprüchlein vom „frischen, fröhlichen Krieg" hergebetet. Bismarck aber ließ sich nicht zu einer unüberlegten Handlung hinreißen, sondern er rief den Schiedsspruch des Papstes an. Die Begründung, die er im Reichstage für sein Verhalten gab, sei hier in der Hauptsache angeführt, weil sie höchst belehrend für den Gegensatz zwischen seiner staatsmännischen Gelassenheit und Gewissenhaftigkeit sowie seiner wahrhaften Realpolitik und der Heißspornigkeit, Aufgeregtheit und Bramarbasiererei unserer von Verantwortlichkeitsgefühl nicht belasteten Alldeutschen ist. Er sagte damals (12. Januar 1887): „Ich halte die Karolinen noch heute für eine Lumperei ... wegen dieser Sache mit Spanien Krieg zu führen, wäre mir nie im Traume eingefallen. Ein Krieg mit Spanien ist zwar nicht gefährlich ... aber er wäre doch immerhin eine sehr kostspielige Sache gewesen und unser Handel mit Spanien hätte sehr darunter gelitten ... Weil Spanien die Sache aus einem sehr viel höheren Tone nahm ... und uns zum Teil durch verletzende Äußerungen und Beleidigungen das Erhalten des Friedens sehr erschwerte ... nach französischer Gewohnheit hätte man vielleicht einen vollen Kriegsanlaß daraus genommen ... haben wir uns an die Weisheit und Friedensliebe des Papstes gewandt ... dadurch sind wir der Möglichkeit eines Krieges mit Spanien aus dem Wege gegangen. Das war durchaus eine sehr ernsthafte Sache, für die wir dankbar sein können."

Gesetzt, die Angelegenheit hätte sich fünfzehn Jahre später zugetragen, Bülow hätte die Karolinen zurückgegeben und sein Zurückweichen wörtlich so begründet. „Ha! Deutschlands Ehre fließt aus allen Poren, und dieser Krämer wagt es, von dem Schaden für den Handel zu sprechen. Das hat ihm wohl der Jude Ballin eingegeben", das etwa hätte Bülow von den Alldeutschen zu hören bekommen. Wer aber politisch empfindet, dessen Ehrfurcht vor dem großen Kanzler ist bei dieser kühlen, geschäftsmäßigen Behandlung einer Frage fast noch größer, als bei der wie ein gewaltiger Donnerschlag über die Welt hinrollenden Rede vom 6. Februar 1888. Denn bei dieser Rede konnte die Erregung über die unaufhörlichen Kränkungen durch alte Feinde und frühere Freunde, die sich seit Jahren in ihm aufgespeichert hatte, sich entladen, in der Karolinenfrage mußte er sein Temperament einzügeln. Er hatte die Karolinensache unternommen, er hatte dem Battenberger zugeredet, nach Sofia zu gehen, wenn man wollte, konnte man also in dem

Digitized by Google

Ausgange beider Angelegenheiten einen Mißerfolg für ihn ſehen. Aber ihm gingen die „Knochen des pommerſchen Grenadiers“ in dem einen und die ruhige Entwicklung des Handels in dem anderen Falle über die perſönliche Eitelkeit und ſelbſt über die nationale Empfindlichkeit. Er ſchonte die Küraſſierſtiefel, die in der alldeutſchen Phraſeologie eine ähnliche Rolle ſpielten wie der „friſche, fröhliche Krieg“, weil er wußte, daß Schreckmittel, zu oft angewendet, ſich in der Wirkung abſchwächen. Es iſt auch charakteriſtiſch für ſeine Denkweiſe, daß aus gegneriſchen Beleidigungen einen „vollen Kriegsanlaß“ zu entnehmen, ihm als „franzöſiſche Gewohnheit“, alſo undeutſch erſcheint. Wie hätte er alſo auf den „friſch-fröhlichen“ Kriegsruf der Alldeutſchen reagiert? Er wäre mit ihnen verfahren wie mit jungen Hunden, die man mit der Naſe in den Schmutz hineinſtößt, wenn ſie noch nicht ſtubenrein ſind, und er hätte ſie in das Blut und den Graus eines Krieges, d. h. eines fremden, hineingeſtoßen. Wir haben ja nun den „friſch-fröhlichen“ Krieg gehabt, ſo friſch, daß Deutſchland auf dem Siechenbette liegt, ſo fröhlich, daß noch die Enkel weinen werden.

Im tiefſten Weſen undeutſch wie das Kriegsgeſchrei und die Zappligkeit der Temperamentsausbrüche und die an Daudets Tartarin von Tarascon erinnernde ſpieleriſche Äußerlichkeit des Gebarens iſt die unehrliche Kampfesweiſe gegen den politiſchen Gegner, die Verdächtigung, die Schnüffelei, die Denunziation, die Alkovenriecherei. Im Kriege gelangte dieſe Kampfesweiſe zur vollſten Blüte. Auch Gegner des Herrn v. Kühlmann fühlten ſich peinlich berührt durch den Verſuch, ihm aus ſeinen Bukareſter Vergnügungen einen Strick zu drehen. Das ſind die Machenſchaften von Revolverblättern, ſie gehören ſich aber nicht für politiſche Zeitungen, einerlei welcher Richtung.

Die Alldeutſchen haben ſich freilich darauf hinauszureden geſucht, daß die Angriffe nicht Herrn v. Kühlmann perſönlich gegolten hätten, ſondern nur ſeiner Amtsſtellung. Ein Mann, der ſo das Nachtleben von Bukareſt genoſſen hätte, könnte nicht des Vertrauens der Regierung und des Volkes gewürdigt werden. Die Alldeutſchen ſind in der Gewährung ihres Vertrauens nicht immer ſo wähleriſch geweſen. Bei den Denunziationen z. B. gegen Abgeordnete und Zeitungen, im Dienſte des feindlichen Auslandes zu ſtehen, war nicht der Schatten eines Beweiſes zu erbringen. Wenn man Beſchuldigungen ſo ungeheuerlicher Natur erhebt, muß man auch die Behauptung klipp und klar beweiſen können, ſonſt iſt man ein Ehrabſchneider, und ich muß ſagen, daß ich lieber mit einem Dieb am Tiſche ſitzen möchte als mit einem Verleumder; gegen den Dieb kann man ſich zur Not ſchützen, dem Verleumder iſt man preisgegeben, beſonders wenn, worüber ſchon Bismarck Klage geführt hat, die Gerichte die Vergehen gegen das Vermögen härter beſtrafen als die gegen die Perſon. Leider hat ſelbſt Graf Reventlow, der früher eine ſcharfe, aber gerade Klinge geführt hat und allenfalls — darin ſeinem verſtorbenen Bruder ähnlich — den Degen in das Ätzwaſſer der Satire tauchte, während des Krieges etwas von der inſidiöſen Kampfweiſe der Alldeutſchen angenommen,

Digitized by Google

wenn er auch nicht mit so ungeheuerlichen Behauptungen um sich warf und zudem klüger, vorsichtiger und witziger als seine Kampfgenossen ist.

Noch etwas anderes hat Reventlow von den Alldeutschen überkommen: die Verteilung des Fells, ehe der Bär erlegen ist. Immer wieder hat er in seinen Leitartikeln spöttisch von dem „ehemaligen Königreich Belgien" gesprochen; jetzt aber hat Belgien ein Stück des ehemaligen Königreichs Preußen bekommen, und unserem armen Vaterlande sind neben diesen Federn noch viel wertvollere ausgerupft worden. Leider haben unsere Alldeutschen durch die Maßlosigkeit ihrer Ansprüche den Feinden einen Vorwand für ihre Habgier gegeben. Noch Ende Juni 1918, als das Scheitern unserer Frühjahrsoffensive, trotz der großen Einzelerfolge, jedem nüchternen Beobachter klar sein mußte, und als die Franzosen täglich starke Gegenangriffe machten und dadurch das offiziöse Geschwätz von der Vernichtung ihrer Kampfkraft Lügen straften, stellte Graf Roon — also ein Name von gutem Klange in der preußisch-deutschen Geschichte — in einem schlesischen Blatte u. a. folgende Forderungen: Zurückweisung jedes Verständigungsversuches, solange noch ein bewaffneter Brite sich auf französischem oder belgischem Boden befindet, Abtretung der flandrischen und französischen Küste bis einschließlich Calais an Deutschland. Frankreich tritt ferner neben dem Erzgebiete von Briey und Longwy die Festungen Belfort, Toul und Verdun ab. England hat nicht nur die von Deutschland noch zu bezeichnenden Flotten- und Kohlenstationen an Deutschland, Ägypten einschließlich des Kanals von Suez an die Türken abzutreten, sondern es hat seine gesamte Kriegsflotte an Deutschland abzuliefern. Serbien und Montenegro werden zwischen Bulgarien und Österreich aufgeteilt. Die Westmächte haben 200 Milliarden Kriegsentschädigung an uns zu zahlen. Bis zur vollen Durchführung dieser Bedingungen bleiben Frankreich und Belgien soweit von uns besetzt, wie sie es zur Zeit (im Juni 1918) sind. Diese Forderungen stehen nur wenig den von unseren Gegnern gestellten nach. Nur daß unsere Feinde, da sie schließlich die Sieger blieben, ihre Ansprüche durchsetzen konnten, während unsere Alldeutschen ihr Siegesgeschrei zu früh erhoben und dem Gegner einen Vorwand für seine Unersättlichkeit gegeben hatten.

Dieses sinnlose und voreilige Gegacker hat uns schon in Friedenszeiten schwersten Schaden zugefügt. Ich darf da aus Erfahrung mitsprechen. Ich hatte im Jahre 1903 einen brieflichen, im Jahre 1908 auch einen telegraphischen Dienst für überseeische Blätter eingerichtet, um den gehässigen Verdächtigungen der englischen und französischen Zeitungen und telegraphischen Agenturen entgegenzuarbeiten. Das Unternehmen war schwierig genug, denn die Gegner waren gut eingeführt und arbeiteten mit großen Mitteln, und daß mir unsere Beliebtheit jenseits des großen Wassers sicheren Boden unter den Füßen gegeben hätte, wage ich nicht zu behaupten. Immerhin, es ging, wenn auch langsam, vorwärts, und selbst in Brasilien, wo nicht nur England und Frankreich, sondern auch die Nordamerikaner gegen uns arbeiteten und immer

Digitized by Google

wieder das Gespenst der „deutschen Gefahr" vor den unkritischen Landesbewohnern erstehen ließen, konnte mein Dienst aufklärend und beruhigend wirken. Aber dann kam immer wieder einmal eine gar nicht so böse gemeinte, aber bedrohlich klingende alldeutsche Äußerung dazwischen, die selbstverständlich von Reuter, Havas und Genossen brühwarm hinübergekabelt wurde, und dann konnte man wieder von vorn anfangen. Abgelöst wurden die Alldeutschen von Zeit zu Zeit durch kaiserliche Unvorsichtigkeiten; insofern wirkten Beide, obwohl sie sich nicht recht vertragen konnten, ziemlich ähnlich.

Der Kaiser war bei den Alldeutschen recht unbeliebt, weil er im Grunde friedlich gesinnt war, weil er trotz seines hohen Selbstgefühls vom Übermenschentum nichts wissen wollte, vielmehr recht menschlich empfand und weil er, obwohl auch er gelegentlich mit dem Säbel rasselte, doch alles in allem von den Freundlichkeiten sich mehr versprach als von den Drohungen. Die Alldeutschen aber machten das „oderint dum metuant" zu ihrem Leitsatz. Nun wird man ja vom ethischen Standpunkte gegen diesen Grundsatz mancherlei einzuwenden haben, aber wir wollen einmal davon ganz absehen und nur die Zweckmäßigkeit — die Alldeutschen waren ja stolz auf ihre Realpolitik, d. h. doch Zweckmäßigkeitspolitik — als Grundlage einer vernünftigen Politik anerkennen. Da springt sofort ins Auge, daß eine Politik dieser Art sehr zweischneidig ist. Sie mag angehen, solange man die Macht hat, denn so lange können die, deren Haß man gleichmütig erregt, nur die Faust in der Tasche ballen. Wenn man aber die Macht verliert und damit die anderen keinen Grund zum „metuere" mehr haben, dann entladet sich der Haß, gerade weil er so lange ohnmächtig war, mit doppelter und dreifacher Gewalt, dann rächt sich der Gegner für die Furcht. Die Friedensbedingungen, die uns diktiert worden sind, sind das Kind des Hasses und der Furcht, und daran tragen die alldeutschen Herrenmenschen zu einem großen Teil die Schuld, denn sie waren es, die schon in Friedenszeiten den Samen des Hasses ausgestreut und im Kriege durch ihr ungestümes Fordern immer schärferer Formen der Kriegführung und immer härterer und demütigenderer Bedingungen für den Gegner die blutige Frucht haben aufgehen lassen; sie waren es, die in der Zeit zwischen dem Abschlusse des Waffenstillstands und dem Friedensdiktat im Juni 1919 nicht einmal das bißchen politischer Klugheit aufbrachten, sich hübsch still zu verhalten, sondern den Feinden den Vorwand gaben, den „preußischen Militarismus und Imperialismus" noch mehr knebeln zu müssen; den Schuldanteil der Sozialdemokratie an der Härte der Friedensbedingungen behandle ich weiter unten.

Die Nationalliberalen

Die Nationalliberale Partei, begründet in der Stunde des glorreichen Aufstiegs Preußen-Deutschlands, wurde binnen wenigen Jahren zur stärksten Fraktion des Deutschen Reichstages, denn ihr fehlten nur etwa 40 Mandate an der Mehrheit, während die Sozialdemokraten, als sie im Jahre 1912 die

Digitized by Google

stärkste Partei seit jener Blütezeit des Nationalliberalismus wurden, noch bei weitem nicht ein Drittel der Reichstagsmandate innehatten. Und was die Hauptsache war: die Nationalliberale Partei wies damals eine Fülle der feinsten Köpfe und der edelsten Patrioten auf, die schon in den trüben Tagen der vierziger und fünfziger Jahre für Deutschlands Ruhm gekämpft und gelitten hatten, und die jetzt — nach der Begründung des Norddeutschen Bundes und dann nach der Schaffung des Reichs — freudig der Führung des Mannes folgten, der — auf andere Weise freilich, als sie es erstrebt und erträumt hatten — ihre Hoffnungen verwirklicht hatte. In jenen ersten Jahren nach den großen Kriegen, wo Bismarck sich auf diese Partei stützte, wurde der innere Ausbau des Reiches rasch gefördert. Bald aber traten innerhalb der Partei wirtschaftliche Gegensätze und politische Meinungsverschiedenheiten hervor, Abgeordnete und Wähler gingen nach rechts und nach links hin verloren, es zeigte sich, daß je leidenschaftlicher die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe das Volk ergriffen, die Nationalliberalen als Partei des Ausgleichs einen um so schwereren Stand hatten, und zehn Jahre nach der Begründung des Reiches zählte die Partei kaum ein Drittel soviel Abgeordnete wie in ihrer Blütezeit. Trotzdem blieb ihr Einfluß zunächst groß, teils weil sie noch immer hervorragende Führer besaß, teils weil sie in vielen Fällen zwischen der Rechten und der Linken den Ausschlag geben konnte. Aber die Führer — ein Teil der besten Köpfe war schon 1881 nach links abgeschwenkt — zogen sich vom Kampfplatze zurück oder starben — einer der klügsten, wenn auch nicht zuverlässigsten, Miquel, war Minister geworden — und Ende der neunziger Jahre war von den Männern der großen Zeit nicht mehr viel übrig. Von Bennigsen zu Bassermann, welch ein Abstand! Im Reichstage bewies Bassermann auch nicht annähernd die diplomatische Geschicklichkeit, mit der Bennigsen so oft in Fragen der auswärtigen Politik Bismarck den Ball serviert hatte — wobei man freilich billigerweise zugeben muß, daß Bassermann einen schwächeren Gegenspieler hatte. Ein wirklich guter Diplomat war er dagegen in Parteiangelegenheiten, wie auch seine Parteitagsreden besser waren als seine Etatsreden im Reichstage. Er mußte mehr als einmal Putschversuchen gegen seine eigene Person begegnen, und er mußte immer wieder die auseinanderstrebenden Elemente in der Partei zusammenkitten. Denn mit dem Austritte der kleinen Gruppe Schauß-Völk und des größeren sezessionistischen Flügels — der auch eine Reihe hervorragender Parlamentarier umfaßte (Stauffenberg, Forckenbeck, Braun, Bamberger, Lasker, Alexander Meyer) — war die innere Geschlossenheit der Nationalliberalen Partei noch lange nicht hergestellt. Männer wie Bassermann selbst oder der Prinz Schönaich-Carolath — obwohl dieser ursprünglich der Reichspartei angehört hatte — waren viel liberaler als die, man möchte sagen, Industrieagrarier des Westens, die sich von den ostelbischen Junkern in der Gesinnung wenig, im Wesen aber zu ihrem Nachteil unterschieden, denn es fehlte ihnen die erdgewachsene Frische und die gewisse Bonhomie, die einen Podbielski oder Oldenburg im Verkehr angenehm machten. Auf

Digitized by Google

diese Schwerindustriellen aber mußte man Rücksicht nehmen, denn sie hatten das Geld und die Robustheit, waren sie doch von ihren Betrieben her gewöhnt, ihre Mitarbeiter sich so zurechtzukneten, wie es ihnen paßte.

Im Reichstage gewann nun freilich in der nachbassermannschen Zeit der liberalere Flügel (Stresemann, Böhme, Richthofen, mit gewissen Einschränkungen auch Schiffer) die Oberhand, weil diese Männer — obwohl untereinander auch nicht immer einig — die tüchtigsten Köpfe der Partei waren. Im preußischen Abgeordnetenhause aber — in dem in dem letzten Jahre des Krieges der Schwerpunkt der inneren Geschicke lag — hielten sich die wirklichen Liberalen und die Namensliberalen in der Partei die Wagschale. Die Entscheidung über das preußische Wahlrecht hat den ziffernmäßigen Beweis dafür ergeben. Die aus der Partei hervorgegangenen Minister Schiffer und Friedberg, eine lebhafte Bewegung innerhalb der Partei im Lande, der aus fast allen Wahlkreisen beschickte Preußentag, die Reichstagsfraktion: alle diese Faktoren suchten die Wahlrechtsgegner von ihrem ablehnenden Standpunkte abzubringen und in dieser Lebensfrage — nicht nur für die Partei, sondern auch für das Vaterland — ein geschlossenes Votum für die Vorlage zu ermöglichen. Vergebens, kaum einer der Gegner ließ sich bekehren. Und bei der entscheidenden Abstimmung wurden fast ebenso viele Stimmen gegen wie für die Vorlage von der Partei abgegeben, die Partei hatte also in einer Frage von ungeheurer Tragweite das Schlimmste getan, was man parteipolitisch überhaupt tun kann, sie hatte sich vollkommen ausgeschaltet, denn wenn eine nationalliberale Partei überhaupt nicht existiert hätte, so wäre das Ergebnis genau das gleiche gewesen. Nicht bei allen Wahlrechtsgegnern in der Nationalliberalen Partei ist der Egoismus, d. h. die Furcht um den Wahlkreis — im Westen mußte das gleiche und geheime Wahlrecht den Nationalliberalen allerdings übel mitspielen — die Triebfeder der Ablehnung gewesen, bei einigen sprach die ehrliche Besorgnis vor dem Schaden mit, den das kühne Experiment anstiften konnte. Aber Preußen-Deutschland war in der Lage wie ein Patient, der entweder ein Bein oder das Leben hergeben muß, und da durfte doktrinären Bedenken kein Raum gegeben werden. Gerade eine Partei, die, wie die nationalliberale, dem linken Nachbarn oft — und lange Zeit mit Recht — unfruchtbaren Doktrinarismus vorgeworfen hatte und selbst mit einem gewissen Stolz Opportunitätspolitik trieb und der Regierung manchmal auch Gefolgschaft leistete, wenn an dem Liberalismus einer Vorlage Zweifel gestattet sein durften, eine solche Partei durfte sich der Regierung nicht versagen, wenn diese mit einer liberalen Vorlage an die sogenannte Volksvertretung herantrat, zumal in so kritischer Zeit. Die Nationalliberale Partei ist als Mitbegründerin des Reichs auf die politische Bühne getreten, sie ist als Mitzerstörerin des Reichs vom Schauplatze abgetreten.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Die geheimen Dreibundverträge

Von

Titularbischof Dr. Wilhelm Fraknói

Seitdem im Frühjahr 1882 der Dreibund zustande kam und die Staatsmänner, die ihn abgeschlossen hatten, feierlich verkündeten, ein Bollwerk des Weltfriedens geschaffen zu haben, begegneten ihre Versicherungen, nicht nur in den Staaten, die sich bedroht fühlten, sondern auch seitens der oppositionellen parlamentarischen Parteien in den Dreibundländern einer skeptischen Beurteilung, welche sich auf die Tatsache stützte, daß die Bedingungen des Vertrages streng geheimgehalten wurden, und die Aufforderung, daß der Text den Parlamenten vorgelegt werde, stets in bestimmtester Weise abgelehnt worden ist. Der Ausspruch Bismarcks, „der Wortlaut werde der Welt niemals, auch nicht im Falle der Auflösung des Bundes, mitgeteilt werden," schien die Bestätigung zu erhalten, als nach der tatsächlich erfolgten Auflösung des Bundes im Frühjahr 1915 der österreichisch-ungarische Minister des Äußern nur vier Artikel veröffentlichte und sich weigerte, über den Inhalt der anderen Aufschlüsse zu erteilen.

Erst jetzt, nach dem Umsturz in Österreich, da die neue Regierung mit den Traditionen der alten Diplomatie aufräumte, erfolgte die Veröffentlichung aller geheimen Staatsverträge;[1]) und gleichzeitig wurde auch das in den Wiener Staatsarchiven aufbewahrte diplomatische Material der allerneuesten Zeit der ernsten Forschung zugänglich gemacht.

Es ist nun erwiesen, daß die Versuche der Geschichtschreiber, auf Grund der veröffentlichten Artikel die Rekonstruktion des Vertrages auszuführen und mit Hilfe des bisher zur Verfügung stehenden diplomatischen Materials die Entstehung des Dreibundes und dessen Erneuerung zu beleuchten, mißlungen sind. Das Wort eines großen deutschen Historikers: „ein Gramm authentischer Information ist mehr wert wie ein Zentner geistreicher Kombination" bewahrheitet sich.

Der Verfasser dieses Aufsatzes muß aufrichtig bekennen, daß seine kritischen Studien zur Geschichte des Dreibundes, die im Laufe des Jahres 1916 die „Deutsche Revue" veröffentlichte, ebenfalls das Schicksal des im Dunkeln Herumtappenden ereilte und auf Irrwege leitete.

Er fühlt sich demnach verpflichtet, nun auch die Ergebnisse der allerletzten Forschungen an derselben Stelle zu verwerten.

---

[1]) In dem 1919 Anfang November erschienenen wertvollen Buche des Dr. Alfred Franzis Pribram, o. ö. Professors an der Universität in Wien: „Die politischen Geheimverträge Österreich-Ungarns 1879—1914. Nach den Akten des Wiener Staatsarchivs." Erster Band. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1920. V und 327 Seiten.

Digitized by Google

Vorerst soll festgestellt werden, daß weder in dem ersten noch in einem der folgenden Dreibundverträge eine Garantie des Besitzes der drei Vertragschließenden, also insbesondere Roms für Italien, ausgesprochen sei; wodurch die allgemein verbreitete Annahme, daß die Geheimhaltung des Vertrages vom Wiener Kabinett, mit Rücksicht auf den Heiligen Stuhl, gefordert und durchgesetzt worden sei, grundlos wird.

Es ist indessen Tatsache, daß Italien die Garantie des faktischen Besitzes zu erwirken trachtete, jedoch alle Bemühungen an der entschiedenen Weigerung der österreichisch-ungarischen Regierung scheiterten. Bemerkenswert ist es, daß Bismarck, obwohl der Kulturkampf noch nicht beigelegt war, sich rückhaltlos den Anschauungen des Bundesgenossen anschloß, ja sogar dringend riet, in diesem Punkte nicht nachzugeben, sondern „in allem, was den Papst betreffe, faire la sourde oreille".

Wie schwer es den italienischen Staatsmännern wurde, in dieser Frage die Niederlage zu ertragen, kann daraus ermessen werden, daß der Ministerpräsident Crispi in einer am 8. Oktober 1890 in Florenz gehaltenen Rede sich gezwungen sah, die öffentliche Meinung irrezuführen, indem er behauptete, „der Dreibundvertrag, anstatt ein gegenseitiger Neutralitätsvertrag zu sein, enthalte eine Garantie der Unantastbarkeit des Territorialbesitzes der drei Mächte".

Ebensowenig gelang es Italien durchzusetzen, daß in dem Vertrag Bestimmungen über Förderung seiner Kolonialpläne und Befriedigung der Ansprüche auf das Trentino aufgenommen werden.

Unter den bisher nicht bekannten Bestimmungen ist nur die eine von Bedeutung, in der Österreich-Ungarn und Deutschland sich verpflichten, mit ihrer ganzen Kriegsmacht Italien beizustehen, wenn es ohne Provokation von seiner Seite von Frankreich angegriffen werden sollte, Italien hingegen im Falle eines französischen Angriffes gegen Deutschland dieselbe Verpflichtung übernimmt. Auffallend erscheint es, daß Österreich-Ungarn im Falle eines russischen Angriffes die Hilfe nicht zugesichert erhielt und sich mit einer wohlwollenden Neutralität Italiens begnügen sollte.

Überraschend wirkt eine dem Vertrage angeschlossene, auf italienischen Wunsch verfaßte geheime Erklärung der drei verbündeten Regierungen, in der betont wird, daß der Dreibund keine englandfeindliche Tendenz verfolge. Die italienischen Staatsmänner waren nämlich stets entschlossen, in keinem Falle ein Bündnis abzuschließen, das Italien in einen Krieg mit England verwickeln konnte, wobei sie den Forderungen der geographischen Lage des Landes und seiner Lebensinteressen Rechnung trugen. Die Erklärung erhielt vierzehn Jahre später (1896) eine bedeutungsvolle Interpretation in der Mitteilung, daß Italien, falls England und Frankreich sich zu Feindseligkeiten gegen die Bundesgenossen verbünden sollten, den Casus foederis nicht als gegeben ansehen werde, da es nicht imstande wäre, es mit diesen beiden Gegnern gleichzeitig aufzunehmen. Die italienischen Minister bemerkten, daß „dieser Fall zu der

Digitized by Google

größten Unwahrscheinlichkeit gehört". Doch eben dieser unwahrscheinliche Fall ist 1914 eingetreten.

Da der Vertrag im Jahre 1882 auf die Dauer von fünf Jahren Gültigkeit erhielt, mußte er im Jahre 1887 erneuert werden. Als die Verhandlungen schon ein Jahr vorher begannen, zeigte es sich gleich, daß Italien mit dem defensiven Charakter des Bündnisses nicht mehr zufrieden sei und in dem Bestreben auf die Erweiterung seiner Machtsphäre an den Ufern des Mittelländischen Meeres sich die Unterstützung seiner Bundesgenossen zu sichern trachte.

Stolze Worte kamen von Rom von der Feder des Ministers des Äußern Graf Robilant nach Berlin. Er schrieb an seinen Botschafter am deutschen Hofe: „Italien ist dieser unfruchtbaren Allianz müde, und ich spüre keine Lust, ihre Erneuerung zu beschleunigen, denn ich fühle tief, daß sie für uns stets unfruchtbar sein wird. Es scheint, daß Herr v. Bismarck mich durchaus nicht kennt und sich in mir getäuscht hat, indem er sich einbildet, daß ich das Bedürfnis haben werde, immer und unter allen Umständen an seiner Seite zu marschieren." Er betonte, daß das Italien von 1887 nicht mehr jenes von 1882 sei; „finanziell und militärisch gestärkt könne es für seine Verbündeten mehr leisten, dürfe daher auch von ihnen mehr fordern."

Auch erklärte er, „Italien könne, falls das Erbe der Türkei zwischen Rußland und Österreich-Ungarn geteilt werden sollte, kein gleichgültiger Zuschauer bleiben."

Er stellte den Antrag, das Bündnis durch einen Zusatzvertrag zu ergänzen. Der erste Artikel sollte die Bestätigung des ursprünglichen Vertrages und die Verlängerung seiner Geltung auf weitere fünf Jahre festsetzen. Im zweiten sollten sich die vertragschließenden Mächte verpflichten, den territorialen Status quo auf den zum Ottomanischen Reiche gehörenden Küsten und Inseln des Ägäischen und Adriatischen Meeres aufrechtzuerhalten; sollte sich aber dies als unmöglich erweisen und „eine andere Macht" (es war Rußland gemeint) eine eigene Aktion unternehmen, so wären in diesem Falle Italien und Österreich-Ungarn berufen, zu einer zeitweiligen oder beständigen Okkupation derjenigen Länder zu schreiten, die durch die dritte Macht bedroht würden; wobei dieselben sich vor Beginn der Operationen bezüglich der gleichmäßigen Befriedigung ihrer legitimen Ansprüche ins Einvernehmen setzen müßten. Im dritten Artikel wurde jedem der Verbündeten in gewissen Fragen der auswärtigen Politik freie Hand gelassen, wobei Robilant besonders an die Lösung der ägyptischen Frage dachte.

Das größte Gewicht legte er auf den vierten Artikel seines Entwurfes, der sich auf Tripolis und Marokko bezog. Um die Ausdehnung des französischen Machteinflusses auf diese Gebiete zu verhindern, sollte Italien, falls es sich gezwungen erachtete, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, die Hilfe der beiden Alliierten anzurufen berechtigt sein.

Dieser Entwurf wurde vorerst nur in Berlin mitgeteilt, da man wußte, dort auf ein größeres Entgegenkommen als in Wien rechnen zu können. Eben

Digitized by Google

zu dieser Zeit wurde die Gefahr eines Krieges mit Frankreich immer drohender; Bismarck war demnach zu weitgehenden Zugeständnissen an Italien bereit und trachtete den österreichisch-ungarischen Minister des Äußern zu bestimmen, den italienischen Wünschen möglichst weit und rasch entgegenzukommen. Allein dazu zeigte Graf Kálnoky keine Neigung. Er antwortete (am 8. Dezember 1886): einen Vertrag, der in ungleicher Weise Pflichten und Rechte zum Vorteile Italiens verteile, der die Monarchie zur Teilnahme an einem französisch-italienischen Kriege verpflichte und Italien eine paritätische Stellung in den Balkanländern einräume, nicht eingehen zu können. Auch forderte er die Aufnahme von Bestimmungen in den Vertrag, die Italiens Verpflichtungen, besonders im Falle eines Krieges gegen Rußland, mit dessen Wahrscheinlichkeit er jetzt rechnen mußte, erweitern sollten.

Es folgten nun aufregende Verhandlungen zwischen Wien und Berlin, die sich zu einem ernsten Konflikt zuzuspitzen drohten. Bismarcks Unzufriedenheit über Kálnokys Stellungnahme äußerte sich nicht nur in diplomatischen Noten und Unterredungen. Er gab am 8. Januar 1887 im Deutschen Reichstag eine Erklärung ab, die man in Wien als eine Drohung betrachten durfte. „Die ganze orientalische Frage, sagte er, ist für uns keine Kriegsfrage. Wir werden uns von niemand das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouillieren."

Unter dem Eindrucke dieser Worte sprach Kálnoky mit dem deutschen Botschafter in heftigem und energischem Tone. Seine Ausführungen klangen wie ein Ultimatum. Er nahm die schon angebotenen Konzessionen zurück und erklärte nur die Erneuerung des Vertrages von 1882 ohne jede Änderung anzustreben.

Da lenkte Bismarck ein und vermittelte den Ausgleich der Differenzen. Er ließ am 27. Januar in Wien mitteilen, daß an die Einwilligung Italiens, den Vertrag unverändert zu erneuern, nicht zu denken sei, daß aber Robilant sich herbeilasse, davon abzustehen, daß sämtliche von ihm vorgeschlagenen Bestimmungen von jedem der kontrahierenden Teile unterzeichnet werden müßten; statt dessen sollte der Vertrag von 1882 tel quel zu dritt verlängert und daneben zwei Zusatzabkommen, eines mit Deutschland und eines mit Österreich-Ungarn, getroffen werden, so daß in das letztere die von Kálnoky angefochtenen Verpflichtungen, soweit sie sich auf Tripolis und Marokko beziehen, nicht aufgenommen werden; wogegen Italien sich verpflichten würde, an einem österreichisch-russischen Kriege teilzunehmen, wenn vor dem Eintreten Italiens in den Kampf für diese Leistung die Entschädigungsfrage geregelt sein würde.

Kálnoky zögerte nicht lange, da er wußte, daß Bismarck hinter Robilant stand. Er schrieb am 2. Februar an den Botschafter in Berlin: „Es wäre uns unmöglich gewesen, wie sich die Situation im Osten während der Verhandlungen entwickelt hat, auf Verpflichtungen einzugehen, die uns in Kriegsverhältnis mit Frankreich gesetzt hätten, gegen unsere Interessen ... Nachdem

Digitized by Google

also diese für uns unübersteigliche Schwierigkeit ... beseitigt ist, wollen wir mancherlei andere Bedenken fallen lassen." Er nahm die Vorschläge des Reichskanzlers an. Doch äußerte er zwei Wünsche des Kaisers Franz Joseph. Der eine war, daß in einer Klausel die Okkupation Bosniens und der Herzegowina, „welche", wie er bemerkte, „selbstverständlich mit einer bleibenden Annexion enden wird", als im gegenwärtigen Status quo inbegriffen erklärt werde; der zweite, eine klare Feststellung, daß unter den territorialen Entschädigungen, die Italien für einen an der Seite Österreich-Ungarns gegen Rußland geführten Krieg zugesprochen werden sollten, das Trentino unter keiner Bedingung verstanden werden dürfe.

Bismarck hielt diese beiden Forderungen für ganz berechtigt und versicherte Kálnoky, daß dieselben von den Italienern zugestanden werden würden; demzufolge ersuchte er um die Übersendung der Vollmachten für die unverzügliche Unterzeichnung des Vertrages.

Er täuschte sich. Es kam eine Erklärung der italienischen Regierung, laut deren sie niemals im Sinne gehabt habe, aktiv an einem österreichisch-russischen Kriege teilzunehmen, falls Österreich-Ungarn nicht auch bereit sei, um Tripolis und Marokkos willen Italien gegen Frankreich zu unterstützen. Gleichzeitig legte der italienische Botschafter eine neue Fassung des österreichisch-italienischen Separatvertrages vor, in dem von der Teilnahme Italiens an einem österreichisch-russischen Kriege nicht die Rede war.

Die Bemühungen Bismarcks, den italienischen Minister umzustimmen, blieben resultatlos. Er sah sich daher genötigt, neuerdings einen Druck auf das Wiener Kabinett auszuüben. Er wies auf die Gefahr hin, daß Italien, in seinen Erwartungen getäuscht, sich den Franzosen und Russen in die Arme werfen würde; indessen die Hauptsache, die Sicherung Österreich-Ungarns gegen einen Einfall von Süden her, während es mit Rußland Krieg führe, durch die „wohlwollende Neutralität" Italiens erreicht sei.

Nachdem es Bismarck gelungen war, in Rom durchzusetzen, daß die beiden von Kálnoky gestellten Bedingungen von Italien angenommen wurden, gab Kálnoky den weiteren Widerstand auf. Am 20. Februar erfolgte die Unterzeichnung von vier Verträgen, zu welchen sich eine wohl einzig dastehende komplizierte Form eines Bündnisses ausgestaltet hatte.

Das erste Dokument enthält bloß die Verlängerung des Dreibundes auf weitere fünf Jahre.

Das zweite ist ein Separatabkommen zwischen Österreich-Ungarn und Italien, vier Artikel umfassend, dessen erster, der einzige wesentlichen Inhalts, die Haltung der beiden Mächte in den Fragen des nahen Orients regelte. Es wird darin der Wunsch beider Mächte, den Status quo solange als möglich aufrechtzuerhalten, geäußert; würde sich aber infolge von eintretenden Ereignissen die Erhaltung des Status quo in den Gebieten des Balkans oder der ottomanischen Küsten und Inseln im Adriatischen oder Ägäischen Meere als unmöglich erweisen und Österreich-Ungarn oder Italien, sei es infolge des

Digitized by Google

Eingreifens einer dritten Macht, sei es aus anderen Gründen, sich genötigt sehen, eine zeitweise oder beständige Okkupation durchzuführen, sollte dies nur nach vorausgegangener Vereinbarung der beiden Mächte erfolgen, die auf dem Grundsatze gegenseitiger Schadloshaltung für jeden über den gegenwärtigen Status quo zu erzielenden Vorteil basiert sein müßte.

Diese Fassung erhielt der Artikel nach langen Beratungen und vielen Veränderungen im Texte schon im Dezember 1886. Der Verfasser dieser Studie hatte in einem seiner Aufsätze in der „Deutschen Revue" auseinandergesetzt, daß die Diplomatie ein Meisterwerk der Unklarheit und Undeutlichkeit geschaffen, das, als es im Jahre 1914 zur Geltung kommen sollte, zu einem ernsten Konflikte zwischen den Bundesgenossen führte. Er hat keinen Anlaß, jetzt die Härte seines Urteils zu mildern. Gewiß, der scharfsinnigste Verstand und weitestspähende Blick ist nicht imstande, bei Abfassung von Verträgen jede Öffnung zu verschließen, durch welche man den Verpflichtungen entschlüpfen kann; aber die Verfasser der Dreibundverträge öffneten selbst weite Tore, durch welche sich die Macht, die ihre Bundesgenossen in Stich lassen wollte, bequem, sogar erhobenen Hauptes, entfernen konnte. Die Veröffentlichung des Quellenmaterials zwingt den Geschichtschreiber, einen Teil der Verantwortung auf die Person des österreichisch-ungarischen Ministers des Äußern zu wälzen.

Robilant sprach in seinem ersten Entwurfe von der Erhaltung des Status quo „auf den zum ottomanischen Reiche gehörigen Küsten und Inseln des Adriatischen und Ägäischen Meeres", da in jenem Zeitpunkte die italienische Politik nur in diesen Gebieten interessiert war und nicht daran dachte, die Balkangebiete in seine Interessensphäre zu ziehen.

Graf Kálnoky war es, der die Aufrechterhaltung des Status quo auf den Balkan zu erstrecken wünschte und die Einschaltung der Worte „dans les régions de Balkan" forderte, da Österreich-Ungarns Interessen vornehmlich hier berührt wurden. Merkwürdigerweise versagte Bismarck seine Zustimmung zu dieser Einschaltung. Er dachte an Bulgarien, das nach der Auffassung des Berliner Kabinetts in der Interessensphäre Rußlands gelegen war, und fürchtete, daß man mit der mit diesem Staate noch in Kraft bestehenden geheimen Vereinbarung in Widerspruch geraten würde. Als dann später vereinbart wurde, daß der Artikel nur in den österreichisch-ungarisch-italienischen Vertrage aufgenommen werde, erhob er selbstverständlich keine Einwendung gegen die Einschaltung. Es entging der Einsicht des Wiener Kabinetts, daß es Italien die Einflußnahme auf die Gestaltungen am Balkan nicht nur gestatte, sondern sozusagen als Pflicht auferlegte. Diese Kurzsichtigkeit rächte sich beim Ausbruche des Weltkrieges. Italien betrachtete den Krieg gegen Serbien als ein Vorgehen, welches eine Veränderung des Status quo am Balkan bezweckte und herbeiführen werde, stellte demnach die Forderung auf Rekompensation. Graf Berchtold berief sich vergeblich darauf, daß sowohl der Wortlaut des Artikels als die Entstehungsgeschichte desselben klar

Digitized by Google

erkennen lassen, daß die Bestimmungen allein auf die Besetzung türkischen Gebiets des Balkans Anwendung zu finden hätten; er mußte schließlich die italienische Auslegung anerkennen.

Bismarck vermied es in seinem mit Italien geschlossenen Separatvertrage, der Balkangebiete Erwähnung zu tun. Man beschränkte sich auf die Erhaltung des Status quo „an den türkischen Küsten und Inseln des Ägäischen und Adriatischen Meeres"; auch fielen die Bestimmungen aus, welche im Fall einer Okkupation am Balkan durch die Bundesgenossen Anwendung finden sollten. Günstig für Italien lautete die Bestimmung, daß, soweit Ägypten in Frage kam, beide Mächte die Freiheit ihrer Entschließungen sich vorbehalten. Noch wichtiger waren die Bestimmungen für den Fall eines italienisch-französischen Krieges, die Deutschland wesentlich weitergehende Lasten auferlegten als jene, die 1882 festgesetzt worden waren. Es übernahm die Verpflichtung, unter gewissen Umständen auch an einem Offensivkriege Italiens gegen Frankreich aktiv an der Seite des Verbündeten teilzunehmen. Überdies wurde bestimmt, daß, wenn der glückliche Ausgang eines gemeinsam gegen Frankreich unternommenen Krieges Italien in die Lage brächte, von Frankreich territoriale Garantien zu verlangen, Deutschland sich bemühen werde, die Wege zur Erreichung eines solchen Zieles zu erleichtern.

Was man unter diesen Garantien verstand, läßt sich den Bemerkungen entnehmen, die Bismarck kurz nachher dem Kronprinzen Rudolf gegenüber fallen ließ. Man müsse, meinte er, „Italien durch Geschenke, wie die Überlassung von Nizza, Korsika, Albanien und von Gebieten an der nordafrikanischen Küste, soweit es gehe, verläßlich machen und an die Mittelmächte fesseln."

Ein viertes Schriftstück, das von den Vertretern aller drei Mächte unterzeichnet wurde, enthielt nur die Erklärung, daß die drei Verträge ein Ganzes bilden und dem gleichen Zwecke, der Erhaltung des Friedens, dienen sollten.

Die italienischen Staatsmänner, und an ihrer Spitze Crispi, der „italienische Bismarck", trachteten nun mit ihren Bundesgenossen das Verhältnis inniger auszugestalten. Am 1. Februar 1888 wurde zwischen Italien und Deutschland eine Militärkonvention geschlossen, und alle drei Staaten trafen Vereinbarungen, die die Verwendung ihrer Flotten im Kriegsfalle regelten.

Als dann der Zeitpunkt der Erneuerung des Dreibundes näher rückte, ist die italienische Regierung zu der Einsicht gelangt, daß die Art und Weise, wie 1887 der Bund zustande kam, unnatürlich und geeignet sei, Komplikationen hervorzurufen. Deshalb bemühte sie sich, die Vereinigung der drei Verträge in einem durchzusetzen. Österreich-Ungarn und Deutschland erhoben dagegen keine Einwendung und überließen Italien die Ausarbeitung des Entwurfes, der als Grundlage für die Verhandlungen diente, und in dem die Bestimmungen des vor vier Jahren mit Österreich-Ungarn geschlossenen Separatfriedens unverändert eingefügt erscheinen. Dagegen wurden die Bestimmungen des anderen Separatabkommens, das die Verpflichtungen Deutschlands festsetzte,

Digitized by Google

wesentlich modifiziert; Deutschland sollte sich verpflichten, in dem Falle, daß der Status quo in Nordafrika nicht aufrechtzuerhalten wäre, Italien bei jedem Unternehmen im Sinne des Gleichgewichtes und einer gerechten Kompensation zu unterstützen.

Die deutsche Regierung sträubte sich nicht gegen diese Erweiterung ihrer Verpflichtungen und ermöglichte, daß die Vertragsurkunde am 6. Mai 1891 ausgestellt werden konnte.

Gleichzeitig wurde ein Protokoll unterfertigt, in dem sich die drei Mächte versprachen, in ökonomischen Fragen (Finanzen, Zölle, Eisenbahnen), über die der meistbegünstigten Nation gewährte Behandlung hinaus jede Erleichterung und alle besondere Vorteile zu gewähren, die mit den eigenen Bedürfnissen und den von ihnen mit anderen Mächten getroffenen Abmachungen vereinbar wären.

Es ist charakteristisch, daß die drei Mächte dieses Versprechen mit der Voraussetzung, die Zustimmung der Parlamente zu erwirken, abgeben; indessen sie betreffs der politischen und militärischen Verpflichtungen davon keine Erwähnung tun.

In dem Vertrage wurde die Dauer seiner Gültigkeit auf sechs Jahre bestimmt und zugleich die Verlängerung auf weitere sechs Jahre festgestellt, falls von keiner der verbündeten Regierungen ein Jahr vor dem Ablauftermine von dem eingeräumten Kündigungsrechte Gebrauch gemacht worden wäre.

Erst am 28. Juni 1902 erfolgte die vierte Erneuerung des Vertrages, der in ganz unveränderter Form die Bestimmungen von 1887 übernahm. Auch diesmal ließen die drei Mächte den Ablauftermin, den 8. Juli 1907, verstreichen, ohne von ihrem Kündigungsrechte Gebrauch zu machen und auch ohne Verhandlungen betreffs der Erneuerung anzubahnen.

Auf diese Weise gelang es, den Dreibund über die schweren Krisen hinwegzubringen, die in den Jahren 1907/08 die Einkreisungspolitik des Königs von England und infolge der Annexion Bosniens Rußland heraufbeschworen haben.

Aber weder in Wien noch in Berlin gab man sich Illusionen hin. Die Verpflichtungen, die Italien gegenüber Frankreich und England übernommen hatte, und der Druck, den die öffentliche Meinung in Italien auf die Regierung ausübte, ließen keinen Zweifel zu, daß dem Dreibunde die Gefahr der Auflösung drohe. Nur die imponierende militärische Macht des Deutschen Reiches und die unerschütterliche Treue, mit der es Österreich-Ungarns Lebensinteressen vertrat, hielten die italienischen Staatsmänner zurück, sich offen den Feinden der Mittelmächte anzuschließen. Dazu gesellte sich die Hoffnung, daß ihnen die moralische Unterstützung der Bundesgenossen die Verwirklichung ihrer imperialistischen Pläne am Balkan und an den Ufern des Mittelländischen Meeres erleichtern werde. Diese Hoffnung ging auch in Erfüllung, indem die Stellungnahme Deutschlands und Österreich-Ungarns die Besitznahme von Tripolis und einer Anzahl von Inseln im Ägäischen Meere ermöglichte.

Digitized by Google

Um diese Errungenschaften zu sichern, war Italien bereit, zur Verlängerung des Dreibundvertrages zu schreiten. Auch diesmal sollte er unverändert bleiben, obwohl die im Jahre 1887 formulierten Bestimmungen im Jahre 1912 zu den auffallendsten Fiktionen der Diplomatie gezählt werden müssen.

Wenn es sich nicht um die ernsteste Lebensinteressen großer Völker handelte, dürfte man annehmen, daß sich die Diplomaten einen schlechten Spaß erlaubten, indem sie die möglichste Aufrechterhaltung des territorialen Status quo im Oriente ins Auge fassen und davon sprechen, daß sie dort Okkupationen vornehmen wollen — nachdem die Balkanstaaten schon den größten Teil der europäischen Türkei unter sich geteilt haben. Dasselbe gilt auch von dem unverändert erneuerten Zusatzprotokolle, in dem Österreich-Ungarn auf die Wiederbesetzung des abgetretenen Gebietes von Nowibasar Verzicht leistet, nachdem dieses Gebiet schon im Besitze Serbiens und Montenegros stand, demnach die Möglichkeit einer Wiederbesetzung ausgeschaltet war.

Auch ein neues Zusatzprotokoll fordert die Kritik heraus. Es wird nämlich darin erklärt, daß unter dem im Jahre 1902 in den nordafrikanischen Regionen zugesicherten territorialen Status quo der nach der italienischen Besitznahme von Tripolitanien bestehende Status quo zu verstehen sei.

Trotzdem diese Erklärung eine wesentliche Veränderung des Vertrages von 1902 enthält, mußte sich die italienische Regierung verpflichten, dem Parlamente die Versicherung abzugeben, daß der Bundesvertrag unverändert erneuert worden sei.

Heute macht sozusagen einen versöhnenden Eindruck die Tatsache, daß die kleinlichen und unmoralischen Kniffe der alten diplomatischen Schule nichts nützten und ihre Schöpfungen wie Kartenhäuser bei der leisesten Berührung zusammenfielen.

Berichte aus allen Wissenschaften

Literaturgeschichte

Hölderlin und die Romantiker

(Zu Hölderlins 150. Geburtstag, 20. März 1920)

Es ist eine alte Streitfrage der Literaturgeschichtsschreiber, ob man Hölderlin den Romantikern zur Seite stellen soll oder nicht, und über dem Streit um das Fach, in das man den Dichter einzuschachteln habe, wurde sein Werk übersehen. Dieses ist nun alles andere als romantisch; dennoch haben die wenigen Dichtungen, die ihnen bekannt waren, stark und nachhaltig auf die Romantiker gewirkt, so daß sie es waren, die durch Jahrzehnte den Namen Hölderlins heilig hielten und vom Untergange retteten.

Zwar wissen wir fast nur Zufälliges über ihre Beziehungen; persönliche Fäden verknüpften ihn mit keinem der Schule, aber es gilt, einmal alle die verstreuten Äußerungen aus dem romantischen Dichterkreise zu sammeln, um zu erfahren, wie viele ver-

Digitized by Google

borgene Liebe und Schätzung Hölderlin dort fand.[1]) Seiner Lyrik war eine öffentliche, wirksame Anerkennung versagt geblieben, bis im Jahre 1799 eine größere Anzahl seiner kleinen Gedichte im „Taschenbuch für Frauenzimmer" herauskam, das sein Freund Neuffer besorgte; mit diesen Perlen aus der frühen Periode seines selbständigen Schaffens, die teilweise unter dem Pseudonym Hillmar gingen, zog Hölderlin die Aufmerksamkeit eines Kritikers auf sich, der an Kenntnis und Feinheit des Geschmacks einer der größten war und ist: August Wilhelm Schlegel widmete ihnen die folgenden Worte warmer Anerkennung und Aufmunterung in der „Jenaer Literaturzeitung":[2]) „Den Inhalt des Almanaches möchten wir fast auf die Beiträge von Hölderlin einschränken ... Die prosaischen Aufsätze sind ganz unbedeutend, Hölderlins wenige Beiträge aber sind voll Geist und Seele, und wir setzen gerne zum Belege ein paar davon hierher (es werden dann die Gedichte „An die Deutschen" und „An die Parzen" abgedruckt). Diese Zeilen lassen schließen, daß der Verfasser den Gedanken zu einem Gedichte von größerem Umfange mit sich herumträgt, wozu wir ihm von Herzen jede äußere Begünstigung wünschen, da die bisherigen Proben seiner Dichteranlagen und selbst das hier ausgesprochene erhebende Gefühl ein schönes Gelingen hoffen lassen."

„Voll Geist und Seele" nennt Schlegel die kleinen Gedichte und wünscht für die Beendigung eines größeren Werkes ein schönes Gelingen. Um so unverständlicher muß es uns bleiben, daß er später weder auf den bald fertig vorliegenden „Hyperion" noch auf die letzten reifen Schöpfungen Hölderlins zurückkam; er muß ihn ganz aus den Augen verloren haben. Friedrich Schlegel hatte anscheinend unseren Dichter ganz übersehen; außer einer beiläufigen Erwähnung gelegentlich der Besprechung des Schillerschen Musenalmanaches 1796[3]) finden wir Hölderlins Namen nicht in seinen Schriften, bis eine erst 1913 bekannt gewordene Äußerung Sinclairs das Gegenteil bezeugte. Dieser schrieb am 26. September 1806 an die Prinzeß Wilhelm von Preußen:[4]) „Ich habe kürzlich die Bekanntschaft von Friedrich Schlegel, Ludwig Tieck und Clemens Brentano gemacht. Alle diese Männer, die Eurer Hoheit gewiß dem Ruf nach als ausgezeichnete Köpfe bekannt sein werden, sind die größten Bewunderer Hölderlins und weisen ihm eine der ersten Stellen unter den Dichtern Deutschlands zu." Leider läßt sich bisher noch nichts Genaueres über die Bekanntschaft der beiden Erstgenannten mit dessen Werken ermitteln, wahrscheinlich ist, daß seit dem Erscheinen von Vermehrens Musenalmanachen 1802 und 1803, in denen u. a. so wertvolle Dichtungen Hölderlins, wie „Menons Klage" zusammen mit eigenen Gedichten ans Licht der Öffentlichkeit traten, sein Name ihnen vertraut blieb.

Der „Hyperion", der wie ein glänzender Komet am literarischen Himmel der Deutschen aufgetaucht war, hatte kaum eine sichtbare Spur seines unerhörten Glanzes hinterlassen; freilich war der Roman in dem Studentenbunde der freien Männer in Jena, von Dichtern wie Conz und Heinse, von Charlotte v. Kalb und der Günderode[5]) mit Leidenschaft und herzlichem Beifall gelesen, Hülsen empfahl ihn dringend an Fouqué,[6]) der stark von dem Werk beeinflußt wurde; aber dem breiten

[1]) Die nächste Aufgabe wäre dann, den mancherlei inneren, feinen Fäden nachzugehen, die insbesondere den „Hyperion" mit Novalis, Schleiermacher, Fr. Schlegel verbinden. Den Beziehungen zu Schelling geht neuerdings E. Cassirer Logos VII nach.

[2]) 2. März 1799, S. 562 f.; wieder abgedruckt: Sämtliche Werke, Bd. XI, S. 364 f.

[3]) Reichardt, Deutschland, Bd. II, S. 349. Fr. Schlegel hält es für unschicklich, einen Neuffer oder Hölderlin und einen Schiller nach demselben Maßstabe zu würdigen.

[4]) K. Freye, Böhlendorff, 1913, S. 254.

[5]) Conz im „Tübinger gelehrten Anzeiger" 1801, S. 25; Heinse an Sömmering: Sämtliche Werke 1910, Bd. X, S. 328; Charlotte v. Kalb an Hölderlin: „Westermanns Monatshefte", Bd. 44, 1878, S. 296; die Günderode z. B. Ersch-Gruber, Enzyklopädie, Bd. 97, S. 175, 179.

[6]) Lebensgeschichte des Barons Fr. de la Motte Fouqué 1840, S. 234; Fouqué war sehr eifrig bei der Sammlung der Hölderlinschen Gedichte beteiligt und las die Korrektur der zweiten Hyperion-Ausgabe 1822. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schiller-Vereins 1919.

Digitized by Google

Publikum war der „Hyperion" unbekannt geblieben, bis Görres für das vergessene Werk, allein von allen damals führenden Geistern, im Jahre 1804 laut und machtvoll seine Stimme erhob und mit einer Sprache, die wie Blitz und Sturm über die Erde dahinbraust, die erste Gesamtwürdigung des Dichters bot.[1]) Wenigstens der Anfang dieses glutvollen und mutigen Zeugnisses sei hier wiedergegeben: „Wer je entrüstet war in seinem innersten Herzen über die Schlechtigkeit des Jahrhunderts und die Verworfenheit der gezähmten und dressierten Menschennatur: wer verwundet sich fühlte von der tiefen Versunkenheit, in der die Abkömmlinge der Götter unter den Tieren des Feldes herumweiden und das Antlitz immer und immer wieder gegen die Erde gewendet, sich ihre notwendige Nahrung aus ihr herausraufen: wer je sein Gemüt gedrückt und gepreßt fühlte von der unbegreiflichen Verworrenheit, in der das Geschlecht tageblind herumtaumelt und von seiner eigenen brutalen Verkehrtheit aufgeregt, von dem dampfenden Atem eines zornigen Schicksals ergriffen, umhergeschleudert wird wie eine Windsbraut vom heulenden Sturme, und aufgepeitscht in wilden Wirbeln sich an sich selbst aufreibt, und wenn es auch widerstrebend einen Augenblick verweilt, um zu rasten und zu genießen, immer wieder aufgejagt wird von dem grausamen Orkan und fortgerissen in sein Verderben wie die Verdammten in Dantes Hölle, und wer dann in sich aufblühen sah die hohe Flamme des Enthusiasmus und hinein sich stürzt in den gewaltigen Strudel und entgegen sich stemmte mit der ganzen Unendlichkeit von Kraft, die er in sich zu umschließen glaubte, und den tosenden Sturm beschwören wollte mit seinem lebendigen Atem, und die Menschenhaufen, wie sie sausend vorbeischwirrten oder erschöpft an der Erde lagen, zu gleichem Widerstande aufrief, und wer es nicht glauben wollte, wie sie ihn anstarrten, dumm und grob und wild und ihn höhnten, und den Sturm und ihren Zustand priesen, und wie sie dahingerissen wurden, ihm Steine noch nachwarfen: und wer dann den Teufel Hohn lachen hörte über sich in den Lüften und es empfand, wie die ergrimmten Mächte, denen er getrotzt hatte, auch ihm die eisernen Fäuste auf den Nacken legten und ihn erdrücken wollten, als Opfer den Rachegöttinnen geweiht, und nicht eine Liebe hatte, die den Grausamen ihn entführte — der wird in Hyperion einen Bruder grüßen, erstaunt wird er seine Vergangenheit in ihm umarmen; sein verflossenes Leben, das er längst erstorben glaubte, wird wunderbar feierlich ihm entgegentreten, und alle Gefühle, die er verweht und zerstoben und verblichen glaubte, ihm wiederbringen und dafür die Gegenwart, die Zukunft ihm abfordern." Weiterhin schildert uns Görres die Freundschaft zwischen Hyperion und Alabanda mit dem tieftragischen Hintergrunde und geht dann in zartesten, ergreifenden Worten auf das Verhältnis zu Diotima ein, um hier des Dichters Schicksal kurz anzudeuten: „Armer Hyperion, ärmerer Dichter! ihr hattet keine Liebe, die euch vor den furchtbaren Mächten rettete; die Faust erdrückte euch ..." Und wenn er gegen den Schluß hin sagt: „viel verhaltene Bitterkeit grollt durch das ganze Gedicht, in der ein innerer verzehrender Unmut sich Luft macht, der aber früh oder spät die Springfedern des Lebens brechen muß", so meint er damit zunächst wohl die „schreckliche Beschreibung der Deutschen", die damals und später für viele Leser ein Stein des Anstoßes war, von der jedoch Görres' Freund, Achim v. Arnim, später mit Recht sagte, daß sie „gewiß ihm selbst noch weher getan hat als den Lesern, denn er hatte es erlebt, und dieser Zorn über den Untergang aller Herrlichkeit Deutschlands, er ist eben ein heller Widerschein seiner glühenden Liebe für dieses unglückliche Vaterland."[2])

Arnim und Clemens Brentano hatten schon früh, während ihres Heidelberger Zusammenseins, das Göttlichgroße in Hölderlins Schaffen erkannt und seinen Namen auf den Schild erhoben; sie verbreiteten seine späteren Gedichte, die an wenig

[1]) Aurora 1804, Nr. 128, wiederabgedruckt von Fr. Schultz: Görres' Studien und Charakteristiken und Schellberg: Görres' Ausgewählte Werke 1911, Bd. I, S. 29 f.

[2]) „Berliner Konversationsblatt" 1828, S. 126.

Digitized by Google

zugänglicher Stelle gedruckt waren, handschriftlich unter sich und nahmen mehrfach Proben aus seinen freien Rhythmen in die „Zeitung für Einsiedler" auf.[1]) Wie tiefen Eindruck Hölderlins Dichtungen auf Arnim machten, zeigen vereinzelte Äußerungen in späteren Briefen und dann besonders die ausführliche Würdigung des Dichters im „Berliner Konversationsblatte" 1828. An Clemens schreibt er mitten aus den Kriegsunruhen des Jahres 1813 am 3. August:[2]) „Ich war schon Vizebataillonschef, als der Landsturm der Städte aufgelöst war; demnach bin ich nach viel verlorener Zeit wieder auf die Poesie reduziert. Außer dem „Hyperion" sind mir in dieser Zeit keine anderen als meine eigenen treu geblieben ..." Ein paar Jahre darauf an die Brüder Grimm eine Bemerkung, die uns die Bedeutung jenes Werkes für Arnims Schaffen und Kunstanschauung im klaren Lichte erscheinen läßt:[3]) „Schon vor ein paar Jahren machte ich mir einen Plan, eine Ästhetik nach Hölderlins „Hyperion" auszuarbeiten, denn elegisch wird sie ihrer Natur nach, und diese herrlichste aller Elegien gibt dazu den mannigfaltigsten Anlaß." Nochmals kommt er kurz auf das geliebte Buch zu sprechen in den mit Brentano zusammen verfaßten „Briefen über das neue Theater: Calderon, Hyperion, Shakespeare". Am eingehendsten jedoch spricht sich Arnim über Hölderlins Werk aus in dem angeführten Aufsatz aus dem Jahre 1828. Er enthält das Beste, das für lange Zeit über Hölderlin gesagt wurde, und so wollen wir wenigstens einen Teil seiner tiefgreifenden Ausführungen hier wiedergeben, die anläßlich des Erscheinens der ersten Gedichtausgabe niedergeschrieben wurden:

„Landsleute Hölderlins haben diesem größten aller elegischen Dichter der Deutschen durch Sammlung seiner zerstreuten Gedichte (1826), durch Wiederabdruck seines „Hyperion" (1822), durch Würdigung seiner vergessenen Werke in öffentlichen Blättern einen öffentlichen Namen zu machen gesucht. Einer derselben meint, daß bisher wohl in keiner sogenannten Ästhetik die Rede von Hölderlin gewesen! Ist das ein Unglück? Woraus machen die Ästhetiker ihre Kränze? Meist aus den zerrissenen Kränzen anderer Dichter! — Öffentlicher Name und Würdigkeit brauchen nicht immer gleich zusammenzutreffen; hat es doch auch in kleinen menschlichen Körpern große Heldenseelen gegeben; sie haben doch endlich die Augen auf sich gezogen. So ein Geheimnis geistiger Größe ist ungefährlich, weil es sich den Rechten zur rechten Zeit offenbart: Wer denkt an Untergang im Geistigen? — Auch den Vorteil hatte dies Geheimnis, daß Hölderlins Name nicht mißbraucht wurde, um seine Fehler zu preisen: leider verdanken oft große Männer ihren Ruf nicht ihrem unvergänglichen Verdienste, sondern ihrer Schwachheit, den Fehlern ihrer Zeit bis zu einem gewissen Grade zu schmeicheln.

„Schriftsteller, könnte man sagen, sollten auf ihre richtige Ansicht hinweisen, auf den eigentlichen Wert ihrer Bemühung, aber die Scham, welche sie abhält, die Wurzelkeime ihres Wirkens aufzudecken, ist so natürlich; sie fürchten ihren Boden, das Unbewußtsein und die Unwissenheit nicht wiederfinden zu können. Doch eben bei Hölderlin möchten wir es bedauern, daß er es nie zu solchen Erklärungen, noch weniger zu einer Selbstbiographie gebracht hat, weil seine Kunst zu ernst ist, um von solchem Bemühen verwirrt zu werden, weil er überhaupt so bald aufhörte, der Welt und seinem Talente zu leben. Freilich lebt er noch, ist noch unter uns, obgleich nicht bei uns, vielleicht könnte er zurückkehren, wenn sein Tag gekommen, und uns verkünden, was er in dem einsamen Abgrund erschaute, in welchen sein Geist sich verirrt hat. Vielleicht wartet er, daß die Reife der Einsicht am scharfen Strahle der Zeit sich ausglühe, die ihn versteht? — Viel-

[1]) Siehe auch ihre Briefe über das neue Theater in der Zeitschrift „Die Wünschelrute", 20. März 1808. G. Bianquis übertreibt kaum, wenn sie, Caroline v. Günderode, Paris 1910, S. 42, meint, daß die Heidelberger ihn mit Goethe an die erste Stelle „des grands maitres romantiques" stellten.

[2]) R. Steig, Achim v. Arnim, Bd. I, 1894, S. 316.

[3]) 21. Oktober 1817 daselbst Bd. II, S. 402.

Digitized by Google

leicht muß die Buchdruckerkunst für das Beste noch nicht erfunden sein, es muß sich in Abschriften fortpflanzen und im Herzen der Befreundeten? Wer möchte nicht lieber einen Demant für Kiesel ausgeben und dadurch ihn bewahren, als im Umherwerfen aus Hand in Hand ihn verlieren!"

Dann geht Arnim auf die Gedichte aus der letzten Zeit Hölderlins ein, bespricht „Die Nacht", „Die Herbstfeier" und „Die Wanderung" und findet in den so wenig verstandenen Anmerkungen zum Sophokles den Übergang zu seinem „Patmos", „das merkwürdigste, aber auch gestörteste unter seinen Gedichten", in dem er die überaus glückliche Art, „am Neuen im Gebrauche abgenützter Worte, was Hölderlins Poesie so eindringlich macht", hervorhebt. Er druckt darauf einen freilich durch schlechte Überlieferung stark verderbten Text der großartigsten Hymne ab und knüpft die folgende Bemerkung daran: „Am Schlusse eines so gewaltigen Gesanges sieht sich der Kritiker nach Vergleichspunkten um, sein Urteil zu sichern. Obgleich innerlich wenig geneigt zu diesem Bemühen, möchte ich doch fragen, wie Novalis denselben Stoff würde geformt haben? Kein anderer fällt mir ein, der diesen Stoff aufgefaßt hätte, als etwa noch Lavater, dem aber leider das Höhere, was ihn beseelte, im Überfluß der Worte unterging. Aber weder Lavater, noch Klopstock, noch irgendein Zeitgenosse Hölderlins kann als Funke seiner Flamme betrachtet werden; was ihn erleuchtet, kommt aus weiter Ferne; wir ersehen es an einigen Ausdrücken heiliger Ferne, die sich vielleicht erst spät und überraschend ihm eröffnete, daß er hier nur glauben brauchte, um zu dichten."

Es ist bezeichnend, daß Arnim, als er sich nach einem Maßstab für diese unerhört neue, gewaltige Dichtungsart umsieht, Namen wie Klopstock und Lavater, an erster Stelle aber Novalis einfallen, der ganz wie Hölderlin in seiner Dunkelheit und seinem Tiefsinn zuerst nur von einem ganz kleinen Kreise erkannt, viel später erst allgemein gewürdigt wurde. Wie stark „Patmos" in Arnim nachhallte, sehen wir daran, daß er in einem Briefe an Görres vom 7. Oktober 1829 einige Verse daraus zitiert.[1])

Einen noch tieferen Eindruck hatten Hölderlins späte Gedichte auf Brentano gemacht. Wie weit seine Bekanntschaft mit Hölderlins Dichtungen zurückgreift, läßt sich nach dem bisher Bekannten nicht näher ermitteln; keinesfalls ist er, wie Christian Brentano meint, jener „andere Dichter außer Goethe, von dem sein Gemüt früher berührt war" nach jenen Worten August Winckelmanns im Nachwort zum Godwi.[2]) In Clemens' Briefen wird Hölderlins Name zum ersten Male Anfang Oktober 1806 genannt gelegentlich jenes Zusammentreffens mit Sinclair, der damals gerade den Freund nach Tübingen gebracht hatte:[3]) „Der närrische Patron sah mich zum ersten Male eine halbe Stunde und empfahl mir gleich den wahnsinnigen Hölderlin, der jetzt in Tübingen einem gewissen Autenrieth in die Kur gegeben sein soll, und einen anderen verrückten Dichter in Kloster Haina." Ein paar Jahre später, am 21. Januar 1810, schreibt Brentano über Hölderlin an Philipp Otto Runge[4]) und sucht diesen feinsinnigen Malerpoeten für seinen Lieblingsdichter zu gewinnen; er spricht zunächst davon, wie in ihm eine bestimmte individuelle Liebe zu gewissen Kunstgenüssen entstanden sei, wie er Shakespeare und Goethen als gute Gabe von Gott dankbar liebt, und fährt dann fort: „Wenn ich aber sagen soll, welche Art der Erscheinungen dieses Gartens zwischen Himmel und Erde mich besonders, nicht sowohl als Menschen überhaupt, sondern als Individuum immer tief gerührt haben, so sage ich Ihnen: Das alte Rittergedicht „Tristan und Isolde", die „Fiammetta" des Boccaz, der „standhafte Prinz" Calderons und einige Oden des wahnsinnig gewordenen württembergischen Dichters Hölderlin, z. B. seine

[1]) Fr. Binder, Görres' Gesammelte Briefe, 1874, Bd. III, S. 361, „noch lebt der Herr und die Taten der Welt verkünden sein Wort, ein Wettlauf unaufhaltsam".

[2]) Cl. Brentanos Briefe, Bd. I, 1855, S. 19.

[3]) An Arnim. R. Steig: Achim v. Arnim und Clemens Brentano 1894, S. 194.

[4]) Ph. O. Runge, Hinterlassene Schriften, Bd. II, 1841, S. 396.

Digitized by Google

„Elegie an die Nacht", seine „Herbstfeyer", sein „Rhein", „Patmos" und andere, welche Sie in den zwei Musenalmanachen Seckendorffs von 1807 und 1808 vergessen und unerkannt stehen finden. Niemals ist vielleicht hohe betrachtende Trauer so herrlich ausgesprochen worden. Manchmal wird dieser Genius dunkel und versinkt in den bitteren Brunnen seines Herzens; meistens aber glänzet sein apokalyptischer Stern Wermut wunderbar rührend über das weite Meer seiner Empfindung. Wenn Sie diese Bücher finden können, so lesen Sie diese Lieder doch, besonders ist die „Nacht" klar und sternenhell und einsam und eine rück- und vorwärtstönende Glocke alter Erinnerung; ich halte sie für eines der gelungensten Gedichte überhaupt." Unmittelbar darauf schreibt er: „Während ich solches erlebte, entstand in mir unbewußt die Begierde, ein Gedicht zu erfinden, wie ich gern eins lesen möchte"... und nun kommt er auf sein Werk „Die Erfindung des Rosenkranzes" zu sprechen. Hier haben wir aus Brentanos eigenem Munde bestätigt, wie stark diese tiefsinnigen Romanzen mit dem späteren Hölderlin innerlich verwandt sind. Unverlöschlich ruhte gerade das genannte Fragment in seiner Seele; noch in späterer Zeit, als sein Dichten und Trachten ganz in der katholischen Kirche seinen Ruhepunkt gefunden hatte, kommt er mehrmals darauf zu sprechen. Im Dezember 1815 äußerte er zu Gustav Schwab, daß Hölderlin sein höchstes Ideal sei,[1]) und nach einem Jahr schreibt er in tagebuchartiger Aufzeichnung, darin er Luise Hensel aus seinem zerrissenen Herzen heraus beichtet:[2]) „Hier fällt mir das liebste Gedicht ein, das ich kenne; es ist das einzige dieses Dichters, das eine magische Gewalt über mich hat — es gibt mir Frieden und spannt einen Himmel über mich aus, unter dem ich liege, wie ein Kind im Schoße der Mutter unter ihrem Herzen, mit keinem Schmerz als dem des Lebens überhaupt. Dies Gedicht könnte mich trösten, wenn sie mir sagte: Rede nicht mit mir! Schau in dich, sieh mich nicht mehr an, ich will für dich beten! Gewiß und von ganzem Herzen." Weiterhin schreibt er für die Freundin das Fragment ab und verrät, wie ihm diese einzig schönen Zeilen zum überwältigenden Erlebnis wurden:[3]) „Ich wünsche, daß sie die wunderbare Gewalt dieses einfachen Gedichtes so fühlen könne wie ich, der es viel hundertmal seit zwölf Jahren gelesen und in mancherlei Zuständen Frieden und Erhebung drin gefunden, ja es nie ohne tiefe Bewegung und ohne neue Bewunderung empfunden hat. Es ist dieses eine von den wenigen Dichtungen, an welchen mir das Wesen eines Kunstwerks durchaus klar geworden. Es ist so einfach, daß es alles sagt: das ganze Leben, der Mensch, seine Sehnsucht nach seiner verlorenen Vollkommenheit, und die bewußtlose Herrlichkeit der Natur ist darin."

Zum Schluß wünscht er, daß Luise Hensel selbst eine Umdichtung geben möchte: „Es wäre wohl eine schöne Aufgabe, dieses Lied nochmals zu dichten und es ganz auf die Christnacht zu beziehen, es wäre sehr leicht; ich wünschte, sie versuchte es, oder vielmehr, sie fände sich dazu gerührt." — Endlich fügte er in sein eigenes Märchen vom „Gockel, Hinkel und Gackeleia" kurz nach dem Lied „Kein Tierlein ist auf Erden" mit einigen Änderungen die wunderbaren Schlußzeilen daraus ein: „Denn, horch, jetzt kam auch ein Wehen und regte die Wipfel des Hains auf; Sieh und das Ebenbild unserer Erde, der Mond, kam geheim nun auch; die schwärmerische, die Nacht, kam, trunken von Sternen, und wohl wenig bekümmert um uns glänzte die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen, über Gebirgsanhöhn traurig und prächtig herauf![4])

Nur kurz können hier die Beziehungen der Bettina zu Hölderlin angedeutet werden; berühmt und in unseren Tagen oft zitiert sind ihre genialen Phantasien über

[1]) Tagebuchaufzeichnung nach einem Gespräch am 8. Juli 1815 in Berlin. Schwabs Biographie von seinem Sohn, 1883, S. 32.

[2]) Gesammelte Schriften, Bd. VIII, 1855, S. 206.

[3]) Daselbst S. 211 f.

[4]) Gesammelte Schriften, Bd. V, S. 181. Bemerkenswert ist, daß das Zitat in der ursprünglichen Gestalt des Märchens, mitgeteilt von Guido Görres in dessen Ausgabe der Märchen, Bd. II, 1847, fehlt. Auch in einigen Gedichten Brentanos sind Hölderlinsche Nachklänge.

Digitized by Google

den wahnsinnigen Dichter in der „Günderode“,[1]) die sie unter dem frischen Eindruck der Lesung der Sophoklesübertragungen und ihrer tiefsinnigen Anmerkungen niederschrieb. Weniger bekannt ist, daß Hölderlin auch in „Ilius, Pamphilius und die Ambrosia“[2]) eine wichtige Rolle spielt. Danach machte sie Philipp Nathusius auf unseren Dichter aufmerksam, der sich mehrmals enthusiastisch über dessen Dichtungen ausspricht, ihn auch in Tübingen besuchte und der Bettina dann eine Reihe von Wahnsinnsgedichten zusandte. So entgegengesetzt die „heilignüchterne“ Art Hölderlinschen Denkens dem phantastischen, weiblich schwankenden Wesen dieser merkwürdigsten Frau auch ist, so verwandt mußte die späte, von allem Herkömmlichen gelöste Sprache seiner letzten Dichtungen und Übertragungen von ihr empfunden werden, und dankbar müssen wir sein, daß sie in Jahrzehnten, darin Hölderlins Andenken beinahe zu verlöschen droht, als seine Vorkämpferin auftrat, bis die große Ausgabe von Christoph Schwab 1846 einen Eck- und Markstein setzte, auf dem erst unsere Zeit weiterbauen sollte.[3])

Dr. Friedrich Seebaß (München).

Literarische Berichte

Briefe Wilhelms II. an den Zaren 1894 bis 1914. Herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Walter Goetz. Berlin, Ullstein & Co.

Nachdem die Briefe, die Wilhelm II. in den zwanzig Jahren vom Regierungsantritt Nikolaus II. bis zum Kriegsausbruch an den Zaren gerichtet hatte, einmal von russischer Seite aus in die weiteste europäische Oeffentlichkeit gebracht waren, erschien es nicht nur gerechtfertigt, sondern notwendig, sie dem deutschen Publikum in einer würdigen, zuverlässigen Ausgabe vorzulegen. Das ist in dem vorliegenden stattlichen Band geschehen. Der Name des Herausgebers, des Leipziger Historikers W. Goetz, bürgt dafür, daß die Einleitung den heute für Deutsche einzig richtigen Standpunkt für die Beurteilung dieser Briefe bestimmt festlegt und innehält: ohne das Bedenkliche einer oft so ganz persönlich und scheinbar rein dynastisch gefärbten Art des Politisierens zu verschweigen, betont sie den starken Friedenswillen, der sich wie ein roter Faden durch die kaiserlichen Episteln zieht und immer wieder als das ausschlaggebende Moment erscheint. So gewiß man es Engländern und Franzosen nicht verübeln kann, wenn sie viele Aeußerungen Wilhelms II. gegen seinen russischen Vetter nur mit sehr eindeutigen Gefühlen lesen, so grotesk wirkt es doch, sich den Schreiber dieser Briefe als ein eroberungssüchtiges, blutgieriges Scheusal denken zu sollen, der der einzig Schuldige an den furchtbaren Heimsuchungen des Weltkriegs wäre. Schon daß sie eine solche Fiktion in ihrer ganzen Unhaltbarkeit zeigt, macht diese Buchausgabe der Kaiserbriefe an den Zaren dankenswert und historisch bedeutsam. Die kurzen Erläuterungen, die jedem Brief vorangestellt sind, und der Abdruck der englischen Originalbriefe (nebst zwei Faksimiles) erhöhen den dokumentarischen Wert des Buches. —r.

Die staatsbürgerliche Erziehung des deutschen Volkes. Von Karl Tögel. Dresden, L. Ehlermann. M. 3.—.

Erziehung zur Selbstregierung behandelt Tögel in seiner tiefgreifenden Schrift als eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben. Vor der Selbstregierung des Volkes steht aber seine staatsbürgerliche Erziehung, und das System einer solchen entwickelt der Verfasser, um den Deutschen zur freien Teilnahme an allen Staatsgeschehnissen zu befähigen. Seine Darlegungen sind ernst, eindringlich und von edler vaterländischer Gesinnung getragen.

Hans Zimmer.

Freiheit. Roman von Friedr. Freksa. Verlag von Ullstein & Co. in Berlin. M. 6.—.

Dieser Roman in Briefen spielt in den Jahren 1806 bis 1809 und gibt ein Bild von der seelischen Stimmung Deutschlands

[1]) Z. B. I, S. 222 ff., 416—423 der ersten Ausgabe.

[2]) 1848, Bd. II, z. B. S. 99 f., 188 f., S. 329 ff., 378 ff.

[3]) Die obige Arbeit ist ein Auszug aus einer größeren, 1912/13 entstandenen Untersuchung: Hölderlin im Urteil der Zeitgenossen.

Digitized by Google

wieder, das duldend und hoffend den tiefen Niedergang ertrug. Zwei Brüder namentlich sind es, der eine jünglinghaft-zerrissen, der andere männlich stark, die ihre Gefühle über die Not des vom Feind besiegten Vaterlands tauschen. In der Freischar Schills findet der eine den Tod, nachdem er, in Wirrnisse verstrickt wie der Prinz Louis Ferdinand, seinem Hang nach dem berauschenden Abenteuer gefolgt und in der Seele untreu geworden ist. So bringt er Leid über ein Mädchen, das an ihn bis zuletzt geglaubt hat, und sühnt die Schuld seiner unsteten Zügellosigkeit, während der andere Bruder, der bei Auerstädt verwundet wurde und nach Ostpreußen floh, gefestigt von besonnenem Idealismus und durch schweres Erleben nicht überwältigt, der neuen Zeit des Volkes entgegenharrt. Dem stürmisch bewegten Roman hat Freksa einen bilderreichen und farbigen Hintergrund gegeben, der nicht nur die Gestalten der Haupthandlung vorführt, sondern auch die in ihrer Wesensart erfaßten geschichtlichen Personen jener Zeit, Gneisenau, Scharnhorst, Blücher und Freiherrn vom Stein. H.

Fürst Bismarcks Entlassung. Nach den hinterlassenen Aufzeichnungen des Staatsministers v. Boetticher herausgegeben von Professor Freiherrn v. Eppstein. Berlin, August Scherl.

Zu der noch immer ungeklärten, heute aus mannigfachen Gründen wieder lebhaft umstrittenen Frage der Verabschiedung des Eisernen Kanzlers tritt hier ein neuer Zeuge jener Tage auf den Plan: Staatsminister v. Boetticher, der zehn Jahre hindurch Bismarcks erster Mitarbeiter und zugleich durch seine frühere sozialpolitische Tätigkeit eng vertraut mit den Reformplänen des jungen Kaisers war. Es ist eine posthume Ehrenrettung, die wohl jeden unbefangenen Leser völlig überzeugen wird, daß Herr v. Boetticher die zweideutige Rolle, die man ihm im Hause Bismarck zuschrieb, beim Sturz Bismarcks nicht gespielt hat; daß er auch kein „Kleber" im gewöhnlichen Sinne war und daß sein monarchisches Gefühl auf der einen, seine aufrichtige Verehrung für Bismarck auf der anderen Seite ihn in eine Situation brachten, deren Tragik er tief empfand und nie ganz verwunden hat. Das gibt diesen Aufzeichnungen neben ihrer großen geschichtlichen Wichtigkeit einen rein menschlichen Wert und eine Würde, wie wir sie bei den meisten der heute veröffentlichten Erinnerungen und Enthüllungen aus der unmittelbaren Vergangenheit leider nicht finden. Bestätigt und ergänzt wird Boettichers Auffassung durch die Niederschrift des damaligen Chefs der Reichskanzlei, Dr. v. Rottenburg, dessen treue Ergebenheit gegen Bismarck schon bisher außer aller Frage stand. Der Herausgeber hat den Aussagen beider Staatsmänner zahlreiche amtliche Dokumente und Briefe aus dem Nachlaß v. Boettichers zur näheren Erläuterung beigefügt.

Vornehmheit und Tüchtigkeit. Von Martin Havenstein. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 4.80.

Zur Einkehr mahnend und zur Persönlichkeitsbildung weisend, wendet sich Havenstein in ernsten und warmherzigen Worten an alle Gebildeten, Männer und Frauen, um sie zur Selbsterkenntnis als der Vorbedingung jeder echten Vervollkommnung aufzurufen. Aber diese Selbsterkenntnis ist zugleich die Erkenntnis der Begriffe „Vornehmheit" und „Tüchtigkeit", die nicht bloß unsere Schwäche und unsere Gefahr, sondern zugleich unsere Stärke und unser Ruhm sind. Höhere Persönlichkeitskultur können wir mit der Pflege dieser Eigenschaften erlangen und damit zugleich den Weg gewinnen zu einem neuen, aus der Not der Zeit hinausführenden Aufstieg. Das Buch ist fesselnd geschrieben, frei von aller Phrasenhaftigkeit und wert, von vielen gelesen und beherzigt zu werden.

Hans Zimmer.

Stockprügel und Gavotten. Rokoko-Novellen von Friedrich v. Lettow-Vorbeck. Mit Federzeichnungen von Christa v. Lettow-Vorbeck. Verlag der „Täglichen Rundschau" in Berlin. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Die vier Erzählungen, die in dem vorliegenden Bande vereinigt sind, atmen mit Ausnahme der ersten eine fröhliche Stimmung. Sie sind anmutig, zierlich, schelmisch und selbst im Grauenhaften noch von maßvoller Gehaltenheit. Der Dichter trifft den Ton des 18. Jahrhunderts vortrefflich, er kennt die Herzen seiner Menschen bis in die letzten Winkel und ist in der Welt, in der sie atmen, als in seiner eigenen zu Hause und versteht es, sie packend darzustellen. Die dem Buche beigegebenen Zeichnungen sind dem Ton, auf den die Erzählungen eingestimmt sind, mit Geschmack angepaßt. H.

Die gotische Welt. Sitten und Gebräuche im späten Mittelalter. Von A. v. Gleichen-Rußwurm. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Eine „Geschichte der Geselligkeit Europas" vom Altertum bis zur Gegenwart will A. v. Gleichen-Rußwurm in der Reihe von Bänden geben, deren fünfter und vorletzter hier vorliegt. Er schließt sich zeitlich unmittelbar an den zuletzt erschienenen Band an, der unter dem Namen „Der Ritterspiegel" die Jahrhunderte des frühen

Digitized by Google

Mittelalters vor uns lebendig werden ließ. Wie die gotische Zeit, ohne streng zu ziehende äußere Grenzen in die Renaissance übergehend, dies Leben der europäischen Menschheit in viel weitere und reichere Bahnen lenkte, als das romanische Zeitalter ihm gegeben hatte, das kommt in den zwanzig Kapiteln der „Gotischen Welt" stark und glänzend zum Ausdruck. Der Verfasser ist seiner in den anderen Bänden angewandten Darstellungsart treu geblieben, aus unzähligen, glücklich gewählten und scharf nachgezeichneten Einzelzügen größere Bilder mosaikartig zusammenzusetzen und diese Bilder wieder als Teile eines großen Zyklus nebeneinanderzustellen. Nur so war es möglich, die ungeheure Fülle des Stoffes in einen nicht zu umfangreichen Band zusammenzudrängen; aber zugleich bringt diese Technik einen prickelnden Reiz hervor, der das Interesse des Lesers immer wach hält und immer steigert, ob nun etwa von dem überschwenglich reichen und eleganten Leben der flämischen Blütezeit oder dem bürgerlichen Idyll Londons als der Hauptstadt des old merry England oder dem traumhaft üppigen, wie auf Goldgrund schimmernden Venedig, der herberen Anmut Toskanas erzählt wird. Stark wirkt der Kontrast, wie der „große Totentanz", die Blüte der gotischen Welt knickend, in diese an Fülle und Kontrasten des Lebens überreiche Zeit hineinbricht. Ein reizvoll belehrendes „Bilderbuch ohne Bilder", dessen schöne äußere Ausstattung noch mit einem besonderen Wort des Lobes bedacht zu werden verdient. ss.

Große Feldherrn. I. Vom Altertum bis zum Tode Gustav Adolfs. II. Von Turenne bis Hindenburg. Von C. Endres. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 687, 688.) Leipzig, B. G. Teubner. 92 und 112 Seiten. Geb. je M. 1.90.

Das Ziel des Werkchens ist, den Begriff Feldherrntum bei der Schilderung weniger bedeutender Feldherrn allmählich aufzubauen und gewissermaßen praktisch zu erläutern; deshalb wird der Hauptwert der Darstellung in der psychologischen Analyse gesucht. Dieses Ziel hat Verfasser auch voll erreicht. An der Hand übersichtlich gezeichneter Karten ist es ihm auch gelungen, eine klare Einsicht in die wichtigsten Schlachthandlungen zu vermitteln. Bei der Beschränktheit des Raumes hätten allerdings meines Erachtens einige Feldherren wie Bertrand du Guesclin und überhaupt sämtliche Heerführer des strategischen Intermezzos ruhig fehlen können; der dadurch gewonnene Raum wäre dann einer ausführlicheren Behandlung der anderen zugute gekommen. Schn.

Der Student und die Hochschule. Von Dr. Werner Mahrholz. („Hochschul-Bücherei", Bd. 1.) Berlin, Furche-Verlag. M. 4.—.

Es ist eine Einführung in das Hochschulleben, die hier von sachkundiger Seite geboten wird, kritisch und polemisch, wo es nottut, vor allem aber doch aufbauend und wegweisend. Der Verfasser hat sich bemüht, alle Lebensverhältnisse und Lebenstatsachen, die auf die Hochschule Bezug haben, in den Umkreis seiner Darstellung zu ziehen, und dadurch, daß er auch alle wichtige Literatur zur Hochschulfrage in seinen Anmerkungen beibringt, hat er zugleich ein sehr brauchbares Nachschlagebuch über Hochschulprobleme geschaffen. Vor allem junge und ältere Studenten, aber auch Professoren, Dozenten und Väter werden das lebensvolle und praktische Werkchen mit Gewinn benutzen. H. Z.

Zur Entwicklungsgeschichte des Melodrams und Mimodrams. Von Max Steinitzer. Bd. 35 der Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen „Die Musik" (von Bd. 33 an herausgegeben von Artur Seidl). Leipzig, C. F. W. Siegel, Musikalienhdlg. (R. Linnemann).

Wir treffen hier einen bekannten Musikschriftsteller an der Arbeit, in eine vielumstrittene Gattung durch geschichtlichen Rückblick und durch Abwägung des jüngst Geleisteten Klarheit zu bringen. Das Melodram hat bis jetzt mehr Angreifer oder Zweifler als Verteidiger und Gläubige. Vielleicht steht ihm doch eine neue Blütezeit bevor. Wie man sich auch zu den grundlegenden Fragen stellen mag, das Büchlein, hübsch ausgestattet, temperamentvoll geschrieben, setzt uns durch Entfaltung reicher Kenntnisse instand, ein eigenes Urteil zu begründen.

Dr. K. Grunsky.

Europa am Abgrunde. Die wichtigsten Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages in ihren Wirkungen erläutert von Professor Paul Rühlmann. Leipzig, K. F. Koehler. M. 2.50.

Wohl nur wenige werden die Zeit finden, die Gesamtmasse der Friedensbedingungen, wie sie das Auswärtige Amt herausgegeben hat, durchzuarbeiten, vielen wird auch das politische Verständnis für die ganze Tragweite jeder einzelnen Bestimmung fehlen. Hier greift nun das oben angezeigte Werk ein und gibt die entscheidenden Artikel im vollen Wortlaut und einer kurzen Erläuterung nach Sinn und Tragweite. Da das Buch noch vor Abschluß des Friedens geschrieben ist, bedarf es einiger kleinen Richtigstellungen, so besonders bezüglich Ober-

Digitized by Google

schlesiens, die durch die von uns erreichten Abänderungen des Vertrages bewirkt worden sind. Das Werk kann jedem, der in den Geist des Versailler Friedens eindringen will, aufs wärmste empfohlen werden. Schn.

Die deutsche Volkshochschule. Von Fritz Adler. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. M. 1.50.

Die Volkshochschule ist unstreitig zur Zeit eines der aktuellsten Themata im deutschen Geistesleben; man sieht allgemein in ihr ein Mittel neuer Erhebung, eine Zukunftshoffnung, und in gleichem Sinne behandelt auch Adler das Problem, wenn er zunächst von der Bildungsaufgabe der deutschen Volkshochschule, dann vom Weg zur Verwirklichung spricht. Eine seiner wichtigsten Forderungen ist, daß es nicht die Aufgabe der Volkshochschule ist, Wissenstatsachen zu verbreiten, sondern zu einer neuen Lebenshaltung zu erziehen, daß also das Gemeinschaftsleben den pädagogischen Schwerpunkt der Volkshochschule ausmacht. Z.

Mein Hund Rolf. Ein rechnender und buchstabierender Airedale-Terrier. Von Paula Moekel. Stuttgart, Robert Lutz.

Ueber den „denkenden" und „sprechenden" Hund Rolf in Mannheim ist den Lesern dieser Zeitschrift schon vor mehreren Jahren von berufener Seite berichtet worden. Das Buch über ihn, das jetzt vorliegt, wird jeden, der sich jener Aufsätze erinnert, lebhaft interessieren; es muß aber jeden wirklichen Tierfreund überhaupt aufs stärkste fesseln und erfreuen, von jedem auch, der sich wissenschaftlich mit dem schwierigen und dunklen Problem der Tierseele abgibt, als wichtiger und authentischer Stoff begrüßt werden. Hat doch die Besitzerin und Erzieherin des merkwürdigen Tieres, das einmal sich selbst als „sr brimd" (sehr berühmt) bezeichnet hat, hier in ausführlicher und liebevoller Weise geschildert, wie sie in den Besitz des Hundes kam, wie er mit den Kindern des Hauses aufwuchs, an ihren Spielen und Lehrstunden teilnahm, wie sich plötzlich seine verständnisvolle Teilnahme an allem, was um ihn vorging, überraschend kundgab, und wie die Mittel, seine Beobachtungen und Gedanken mitzuteilen, gefunden und ausgebildet wurden. Das alles ist so warmherzig, liebevoll und anspruchslos erzählt, daß schon darin der beste Beweis für die Glaubwürdigkeit des Berichtes liegt. Eine sehr besonnene, von allen Uebertreibungen sich freihaltende Einführung von Dr. Ludwig Wilser und eine große Reihe von Protokollen müssen ferner jeden, bei dem berechtigter wissenschaftlicher Zweifel sich nicht zum blinden Nichtsehen wollen verhärtet, von der Lauterkeit und damit von der unschätzbaren Wichtigkeit des hier gebotenen Stoffes für die Erforschung der Tierseele überzeugen. Hoffen wir, daß alles, was uns die nächsten Jahre noch an ähnlichen Versuchen und Berichten bringen werden, sich auf der gleichen Höhe aufrichtigen Ernstes und echter Liebe zur „stummen Kreatur" halte, wie dieses Buch vom Hunde Rolf, das zugleich ein freundliches Denkmal für die treffliche Frau bleiben wird, die es schrieb, die aber seine Herausgabe nicht mehr erlebt hat. y.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bentlage, G. A., Neuordnung der Rechtschreibung. Berlin, Buchhandlung des Stenographenverbandes Stolze-Schrey (Wilhelm Rey). Geh. M. 1.—.

Bethmann Hollweg, Th. v., Betrachtungen zum Weltkriege. Erster Teil: Vor dem Kriege. Berlin SW 61, Reimar Hobbing, Verlagsbuchhandlung.

Brückner, DDr. M., Divisionspfarrer, Die Geschichte Jesu in Galiläa. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 50 Pf., geb. 80 Pf.

Christiansen, Dr. Broder, Die Kunst des Schreibens. Eine Prosaschule in zwölf Unterrichtsbriefen. Preis M. 25.—. Ausführlicher Bericht über Wesen und Wege dieser Schule 40 Pf. Buchenbach i. B., Felsen-Verlag.

Der christliche Sozialismus, die Wirtschaftsverfassung der Zukunft. Nach Heinrich Pesch S. J., dargestellt von Lechtape, Heinrich. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.50.

Dreiling, O. F. M., Prof. Dr. Raymund, Lazarett- und Friedhofsbilder aus Saint-Quentin. Mit 16 Ansichten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.25.

Fenner, Heinz, Deutschland und Rußland. Eine Antwort an Prof. Dr. P. Eltzbacher (Revolutions-Streitfragen, Heft 7). Berlin W 25, Verlag der Kulturliga, G. m. b. H., M. 1.20.

Digitized by Google

Freytagh-Loringhoven, Prof. Dr. Freiherr v., Geschichte der russischen Revolution, Teil I. München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 6.—.

Hertz, Dr. Friedrich, Die Entstehung des Weltkrieges. Wien I, Verlag „Der Friede". Geh. M. 3.40.

Heß, Arthur, Der Wiederaufbau. Stuttgart, Verlag J. Heß. Geh. M. 3.50.

Humboldt, Wilhelm v., Dokumente der Menschlichkeit. Band 9: Die Grenzen des Staates. München-Wien-Zürich, Dreiländer-Verlag. Geh. M. 1.50.

Kumpmann, Prof. Dr. Karl, Die neuere Entwicklung der sozialen Fragen. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 2.—.

Ludendorff. Französische Fälschung meiner Denkschrift von 1912 über den drohenden Krieg. Ein Beitrag zur Schuld am Kriege. Berlin SW 68, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.—.

Lüdicke, Dr. Reinhard, Archivar am Geheimen Staatsarchiv, Die preußischen Kultusminister und ihre Beamten im ersten Jahrhundert des Ministeriums 1817—1917. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Geh. M. 4.—.

Montgelas, Graf Max, Beiträge zur Völkerbundfrage. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. M. 1.50.

Müller, Oscar, Warum mußten wir nach Versailles? Von der Friedensresolution zum Friedensschluß. Berlin SW 61, Verlag von Reimar Hobbing. M. 1.60.

Pohle, Dr. L., ord. Professor der Nationalökonomie (Leipzig). Kapitalismus und Sozialismus. Betrachtungen über die Grundlagen der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung, sowie die Voraussetzungen und Folgen des Sozialismus. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Rosthorn, Arthur v., a. o. Gesandter und bev. Minister a. D., Unser Verhältnis zu China vor und nach dem Kriege. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. M. 1.50.

Roth, Dr. Paul, Die politische Entwicklung in Kongreßpolen während der deutschen Okkupation. Unter Mitarbeit von Wilhelm Stein. Leipzig, K. F. Koehler Verlag. Geh. M. 10.—, geb. M. 14.50.

Rudolph, Hermann, Die Gefahren des Okkultismus. Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. Kart. M. 1.—.

Schiemann, Theodor, Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Bd. IV. Kaiser Nikolaus vom Höhepunkt seiner Macht bis zum Zusammenbruch im Krimkriege 1840—1855. Berlin W 10, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. Geh. M. 20.—, geb. M. 26.—.

Schilling, Otto, Das Völkerrecht. 7. Heft. Das Völkerrecht nach Thomas von Aquin. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 2.20.

Schücking, Levin L., Professor an der Universität Breslau, Die Charakterprobleme bei Shakespeare. Eine Einführung in das Verständnis des Dramatikers. Leipzig, Verlag von Bernhard Tauchnitz. Geh. M. 5.50 und 30% Teuerungszuschlag, geb. M. 7.— und 30% Teuerungszuschlag.

Schwarzkopf, Julius, Früchte des Weltkriegs, Band I: Vereinfachung und Verbesserung der Reichs-, Staats- und öffentlichen Verwaltung. Stuttgart, Hüttenverlag. Geh. M. 6.—.

Schwertfeger, Bernhard, Der geistige Kampf um die Verletzung der belgischen Neutralität. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann. M. 7.25.

Stransky, Universitätsprofessor Dr. Erwin (Wien), Der Deutschenhaß. Eine Studie. Wien und Leipzig, Franz Deuticke. Geh. M. 6.30.

Tanzmann, Bruno, Die Rettung von Schopenhauers Philosophie für die völkische Erziehung. Hellerau-Dresden, Hakenkreuz-Verlag. Geh. 75 Pf.

Waßmuths Kunsthefte. Heft 1: Möller, Professor Dr. G., Das Mumienporträt. M. 3.60. Heft 2: Bossert, Dr. Helmuth Th., Ein altdeutscher Totentanz. Berlin, Verlag E. Waßmuth A.-G. M. 3.60.

Zorn, Dr. Ph., Geh. Rat und Professor in Bonn, Die deutsche Reichsverfassung. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. Geb. M. 1.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Fünfundvierzigster Jahrgang. Zweiter Band

April bis Juni 1920

Stuttgart und Leipzig 1920 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLV

(April bis Juni 1920)

Seite

General Groener: Politik und Kriegführung 1
Professor Dr. Otto Münch (Darmstadt): Spitzbergen 13
Gottfried Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst: Erinnerungen aus meinem Leben. Petersburg (Kapitel 6 der „Erinnerungen"), Ostasiatisches (Kapitel 7 der „Erinnerungen") 23. 256
Dr. Wilhelm Bruchmüller: Aus Karl v. Hases Leipziger Studentenzeit 1818—1821. Nach seinen Tagebüchern (Schluß) 36
General der Infanterie a. D. Dr. h. c. Freiherr v. Freytag-Loringhoven: Die geschichtliche Leistung Preußens für Gesamtdeutschland 46
Freiherr v. Griesinger, Gesandter z. D. (Berlin): Das Rote Kreuz und der Fünferbund 51. 150
Karl Bälz: Deutsche Bildungsfragen (Fortsetzung) 65. 162
Dr. J. Hashagen, ord. Professor der Geschichte an der Universität Köln: Die amerikanisch-japanische Frage 72
Ludwig Asch: Glossen zur Epigonenzeit 77. 178
Professor Dr. R. F. Kaindl (Graz): Bismarck über das Verhältnis Österreich-Ungarns zu Deutschland 84
Ernst Kahn: Das Buch von Keynes 87
Dr. J. Lulvès, Archivrat (Berlin): Papst Benedikts XV. Verhalten gegenüber Deutschland seit dem Erlöschen des Weltkrieges ... 97
Professor Dr. Münch (Darmstadt): Finnland. Eine wirtschaftsgeographische Studie 109
Dr. Erich Melsbach: Getreidezwangswirtschaft? 114
Professor Dr. Trumpler, Syndikus der Handelskammer Frankfurt a. M.: Die handelspolitischen Verhältnisse des besetzten Westens ... 124
Hans Würz: Max Havelaar. Ein Gedenkblatt für Multatuli (Eduard Douwes Dekker, geboren 1820) 127. 243

Digitized by Google

Seite

Professor Richard Eickhoff (Remscheid): Schule und Politik 143
Gerhard Merrem: Die slowakische Frage in der inneren und äußeren Politik Tschechiens 147
Professor v. Starck (Kiel): Die Wohltaten der Seeluft für die skrofulösen und tuberkulösen Kinder 171
Ernst Kahn: Die Erholung der deutschen Valuta 185
Professor Dr. Alfred Manes (Berlin): Deutschland und das Völkerbundsarbeitsrecht 193
Professor K. Bohlin (Stockholm): Neuere Ergebnisse über den neuen Stern vom Jahre 1918 sowie andere temporäre Sterne 197
Erinnerungen von Ernst Freiherrn v. Plener 205
Kurt Paechter: Von deutscher Kunst (Architektur) 217
Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil. Herausgegeben von Professor H. Ulmann 222
Dr. Ferdinand Friedensburg in Hirschberg (Schlesien): Notgeld ... 268
Ernst Kahn: Kultur und Presse 273

Kleine Revuen

Literarische Berichte 90. 188. 278
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95. 191. 283

Digitized by Google

Politik und Kriegführung[1])

Von

General Groener

Friedrich der Große sagt einmal: „Der menschliche Geist ist so geartet, daß er alles, was ihm große, gewaltige oder wunderbare Vorstellungen erweckt, leidenschaftlich ergreift."

In der Tat — wir stehen auch heute noch im Banne der gewaltigen und wunderbaren Vorstellungen, die vier Jahre lang unsere Herzen und Sinne mit dem heiligen Feuer der Vaterlandsliebe, mit höchstem Opfermut und stolzer Siegeszuversicht erfüllt haben. Große Leistungen sind vollbracht worden draußen am Feinde, daheim an Pflug und Schraubstock, in der Arbeitsstube und in der stillen Kammer der Entbehrung.

Ungeheuerlich waren die Erscheinungen des Krieges, Millionenheere wurden aufgeboten, auf weiten Kriegsschauplätzen, in märchenhaften Ländern gewann deutsche Tapferkeit Ruhm und Ehre; über die ganze Erde wogte das Beben, das durch die gewaltsame Entladung hochgesteigerter politischer und wirtschaftlicher Spannung ausgelöst worden war.

Unter dem Eindruck des gigantischen Geschehens sind nicht selten unsere Augen für das Ausmaß des Wirklichen getrübt worden. Leidenschaft verdrängte die Erkenntnis. Das Absolute, das Große der kriegerischen Ereignisse, das Scheinbare beherrschte die Sinne; das Wirkliche, das Relative, in dem allein das Wesen der Kriegführung zu suchen ist, trat in unserer Vorstellung zurück.

Dies wird deutlicher, wenn wir uns daran erinnern, wie die Ereignisse früherer Kriege von 1866 und 1870/71 zu verschwinden scheinen gegenüber der Gewaltigkeit des Weltkrieges; und doch sind jene kleinen Schlachten in ihren Beziehungen zur Politik sehr viel bedeutender und wirksamer gewesen als unsere Siege im Weltkriege. Man denke an die Schlachten von Königgrätz, Wörth und Sedan, an ihre operative und politische Auswirkung. Was wir als Siege für uns gebucht hatten, sind Erscheinungsformen der Kriegführung mit Millionenheeren gewesen, deren operative und politische Bedeutung wir geneigt

[1]) Vortrag, gehalten im Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See (Landesverband Württemberg) in Stuttgart.

Copyright 1920 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

waren an den Erscheinungsformen früherer Zeit zu messen. Darin lag eine Selbsttäuschung, die sich mehr und mehr in uns hineinfraß und von der wir nicht mehr loskommen konnten. Das Relative der Kriegführung wird besonders klar, wenn wir Sedan mit Tannenberg vergleichen, zwei in der Erscheinungsform ähnliche Schlachten. Sedan hat die größte politische Wirkung zur Folge gehabt, bei Tannenberg ist sie ganz ausgeblieben.

Die Gewaltigkeit des Weltkrieges liegt auch weniger in dieser oder jener militärischen Handlung, als vielmehr in der Gesamtwirkung auf die ganze Welt und im Enderfolg; in dieser Beziehung kommt auch die Ungeheuerlichkeit aller Erscheinungen zum wahren Ausdruck.

Der Krieg ist ein Mittel der Politik und darf als solches nicht nach dieser oder jener äußeren Erscheinung betrachtet werden; auf das Verhältnis zur Politik kommt es an. Im Genie Friedrichs des Großen und Napoleons vereinigten sich Politik und Kriegführung, Staatsmann und Feldherr. Und doch ist Napoleons Herrschaft zusammengebrochen, weil — wie man anzunehmen geneigt ist — die Ruhmsucht des Feldherrn das staatsmännische Genie unterdrückt hatte. Die Größe Friedrichs des Großen lag in der Harmonie des Genies, in der Ausgeglichenheit der staatsmännischen und militärischen Fähigkeiten, in der glücklichen Vereinigung der Kräfte, die sich nicht widerstrebten. Er verstand es meisterhaft, wie er selbst dies ausdrückt, Politik, Heerwesen und Finanzen wie ein Dreigespann Stirn an Stirn zu lenken. Der Krieg ist untrennbar von der Politik. Der Krieg ist nichts Selbständiges, er gehört der Politik an und ist nichts anderes als ein Werkzeug des politischen Willens. Nach der Meinung von Clausewitz, die er in seinem Buche „Vom Kriege" eingehend darlegt, ist der Staatsmann gewissermaßen der Auftraggeber des Feldherrn. Clausewitz sagt: „Man stellt keine Vedetten und führt keine Patrouillen nach politischen Rücksichten, aber desto entschiedener ist der Einfluß des politischen Elementes bei dem Entwurf zum ganzen Kriege, zum Feldzug und oft selbst zur Schlacht."

Der alte Moltke war etwas abweichender Auffassung. Die Einleitung und Beendigung des Krieges sollte der Staatsmann besorgen; für den Feldherrn forderte er in der Zwischenzeit vollkommene Unabhängigkeit des Handelns.

Treitschke meint, ein wirklicher Feldherr großen Stils müsse immer zugleich ein Staatsmann sein, und schreibt wohl mit Recht dem alten Moltke politisches Genie zu. Andererseits verstand auch Bismarck meisterhaft den Gebrauch des Krieges als Mittel der Politik.

Die Harmonie des Genies hat Moltke und Bismarck verbunden. Ohne diese Harmonie, ohne die Einheit des politischen und strategischen Handelns ist der Erfolg im Kriege stets in Frage gestellt. Die Kriegskunst auf ihrem höchsten Standpunkt ist eben nichts anderes als Politik und die Harmonie des Genies ist darin zu erblicken, „daß es den Krieg genau nach seinen Zwecken und Mitteln einzurichten weiß, nicht zu viel und nicht zu wenig tut". Erst im Gesamterfolge verkündet sich diese Harmonie des Handelns. Daß sie uns im Kriege versagt blieb, mögen wir uns nicht scheuen auszusprechen. Die hauptsächlichste Ursache

Digitized by Google

des Mißerfolges ist in der Disharmonie des Feldherrn und Staatsmannes zu suchen.

Dies ist näher zu beleuchten am Kriegsplan, seiner Entstehung und Durchführung sowie am weiteren Verlaufe des Krieges.

Nach 1870/71 fühlten sich Bismarck und Moltke beschwert von der Gefahr eines Zweifrontenkrieges. Doch war Moltke im Kraftgefühl des Siegers bereit, auf beiden Fronten, im Osten und Westen, durch gleichzeitige schnelle Offensive die Grenze zu schützen. Bald verbot die Wiedererstarkung Frankreichs eine solche Teilung der Kräfte. Die Operation auf der inneren Linie, d. h. der Angriff erst gegen den einen Feind, dann gegen den anderen, wurde zur Grundlage der strategischen Erwägungen bis zum Weltkriege. Nach der jeweiligen politischen und militärischen Lage war zu entscheiden, welcher der beiden Feinde zuerst anzugreifen war.

Solange die französischen Grenzbefestigungen unvollendet waren, führte eine deutsche Offensive aus Lothringen auf dem nächsten Wege zu einer baldigen Waffenentscheidung. Doch hatte Moltke keine Neigung, ein zweitesmal auf Paris zu marschieren. Er vertraute auf Bismarcks Genie, dem es zufallen sollte, nach einer ersten großen Schlacht Frankreich zur Ruhe zu bringen. In dieser Auffassung beabsichtigte Moltke bis 1879 die Offensive gegen Frankreich, Defensive gegen Rußland. Ob es Bismarcks politischem Genie gelungen wäre, schon nach der ersten Waffenentscheidung zum Frieden mit Frankreich zu gelangen, ist sehr fraglich, und darin lag die Schwäche des Planes.

Nach dem Abschluß des Bündnisses mit Österreich geboten politische wie militärische Rücksichten, mit dem eben gewonnenen Verbündeten, der in erster Linie bedroht schien, gegen den östlichen Feind offensiv zusammenzuwirken. Nachdem das französische Heer reorganisiert, Paris neu befestigt und an der Ostgrenze eine Tirailleurkette von Festungen und Forts errichtet war, kam eine Offensive aus Lothringen nicht mehr in Betracht. Aber auch die Defensive, zu der sich Moltke entschloß, war wegen des Kräfteverhältnisses überaus schwierig; die Überlegenheit an Zahl gestattete den Franzosen die Überflügelung oder Umgehung unserer Stellung vorwärts der Saar. Moltke rechnete auch mit einem Vorgehen der Franzosen durch Belgien. In diesem Falle wollte er aus Lothringen nach Norden offensiv werden; dazu war Voraussetzung, daß die Kräfte in Lothringen nicht gefesselt blieben. Ein französisches Vorgehen durch Belgien würde nach Moltkes Ansicht am Rhein zum Stehen gekommen sein. Schon aus diesen wenigen Ausführungen wird einleuchten, daß mit schwächeren Kräften die Defensive in Lothringen nicht leicht zu führen war. Darüber hatte Moltke selbst keinen Zweifel, denn er sah äußerstenfalls vor, hinter den Rhein zurückzugehen und den entscheidenden Endkampf am Main durchzufechten. Bei günstigem Ausgehen rechnete er mit einem Wiedervorgehen über den Rhein.

Die offensiven Absichten Moltkes gegen Rußland bestanden in einem Zuvorkommen mit dem Angriff, ehe die russischen Gesamtkräfte sich entwickelt haben

Digitized by Google

konnten, wobei angenommen wurde, daß die Russen in dem politisch wenig zuverlässigen Polen uns schon mit den zunächst bereiten Streitkräften entgegenrücken würden. Moltke dachte nicht an einen Feldzug tief ins russische Land nach dem Beispiel Napoleons. Die Gesamttendenz der Moltkeschen Pläne in West und Ost war eine politisch defensive zum Schutz der Grenzen gemäß dem Bismarckschen Bündnis- und Rückversicherungssystem. Die Gefahr des Zweifrontenkrieges war durch dieses System neutralisiert; der Operationsplan entsprach der politischen Lage und den Absichten Bismarcks, der die Aufgabe des Staatsmannes darin sah, Deutschland niemals in eine politische Situation zu bringen, wie sie zum Weltkrieg geführt hat. Alles daran zu setzen, daß der Streit nur mit einem Gegner durchzufechten war, war das Alpha und Omega des Bismarckschen Politik.

Die Jahre 1891—1899 änderten vollkommen die politischen und militärischen Voraussetzungen des Operationsplanes.

Das Bündnis Rußlands mit Frankreich wurde geschlossen. Deutschland kam zusehends auch in Gegensatz zu England. Die Verstärkung des französischen und russischen Heeres, die Beschleunigung von Mobilmachung und Aufmarsch vermehrten die offensive Kraft beider Heere. Gegen die gewaltige Kraftentfaltung, die im Zweifrontenkrieg von unseren Feinden zu erwarten war, schienen die Moltkeschen Operationsabsichten nicht mehr ausreichend zu sein. Der Bismarcksche Geist war aus der Politik verschwunden. Es war nicht mehr darauf zu bauen, daß es dem Staatsmann gelingen würde, einen Krieg in seiner Ausdehnung zu beschränken; den Krieg auf mehreren Fronten durchzufechten, schien unvermeidlich. Die Konflagration von ganz Europa mußte zur politischen Voraussetzung des Operationsplanes werden. Generalfeldmarschall Graf Schlieffen, von 1891 an Chef des Generalstabes, rang fünf Jahre lang, von 1894 bis 1899, um den operativen Gedanken, der Erfolg versprach nicht nur im Kriege gegen Frankreich und Rußland, sondern auch beim Hinzutreten Englands.

Bei der wachsenden Stärke der Feinde und der Steigerung ihrer Kriegsbereitschaft war kein anderer Ausweg aus der drohenden militärischen Umklammerung zu finden, als durch die schnelle und völlige Niederwerfung eines der Feinde, und zwar des militärisch stärksten und bereitesten, Frankreichs. Es galt daher, die Operation auf der inneren Linie mit der größten Folgerichtigkeit zu entwerfen. Ein Vorgehen durch die Festungslinie Verdun—Belfort war ganz aussichtslos. Somit blieb nur der Weg durch Belgien für eine Offensive übrig. Wenn diese mit der äußersten Kraft ausgeführt wurde, bestand die Aussicht, das französische Heer schnell niederzuwerfen. Aufgabe des Staatsmannes war es alsdann, mit Frankreich ebenso schnell zum Frieden zu kommen. Wenn das französische Heer gegen die Schweizer Grenze gedrängt wurde, konnte es einer geschickten Politik, die nicht auf Eroberung ausging, nicht allzu schwer fallen, die feindliche Koalition durch den Frieden mit Frankreich zu sprengen, worauf es ankam. Daß das Vorgehen durch Belgien England auf den Plan

Digitized by Google

rufen würde, war wahrscheinlich und ist vom Grafen Schlieffen stets in Rechnung gestellt worden. Darin lag erst dann eine nicht zu unterschätzende Gefahr, wenn der Plan gegen Frankreich mißlang und man mit diesem Feinde nicht zum Frieden gelangte.

In den Jahren 1900—1906 bildete sich auf Grund der zunehmenden politischen Spannung und Gefahr, daß der drohende Krieg ganz Europa in Flammen setzen werde, der strategische Kannägedanke zur höchsten Vollendung aus. Im Angriff gegen linke Flanke und Rücken des französischen Heeres sah Schlieffen die einzige Möglichkeit des Sieges; er bot die Aussicht, das französische Heer gegen die Schweizer Grenze zu drängen. Da dieser Angriff nicht stark genug sein konnte, war er entschlossen, Elsaß-Lothringen und Ostpreußen zu sakrifizieren nach dem Rate Friedrichs des Großen. Dem einen politischen Gedanken, den stärksten Feind so schnell und so gründlich wie möglich niederzuwerfen, wurde alles übrige untergeordnet. Den letzten Musketier und die letzte Kanone auf den durch Belgien vorgehenden rechten Flügel zu bringen, war nicht nur die militärische, sondern nicht minder die hochpolitische Forderung des Planes.

Mit dem Gelingen der Operation vollzog sich alsdann ganz von selbst die Trennung Frankreichs von England; auch wurde die Küstenbasis gewonnen, falls sich die Fortführung des Kampfes gegen das Inselreich als nötig herausstellen sollte.

Ende 1912, wenige Tage vor seinem Tode, schrieb Graf Schlieffen nochmals sein politisch-strategisches Testament nieder, in dem er mit divinatorischer Gabe voraussah, was kommen würde und kommen mußte.

Leider war unterdessen in der Zeit von 1907 bis 1914 der operative Gedanke in seiner Klarheit, Folgerichtigkeit und Kühnheit wesentlich getrübt worden. In der Scheu vor der Preisgabe eigenen Gebietes, vor dem Sakrifizieren Ostpreußens und Elsaß-Lothringens war bereits nach dem Ausscheiden Schlieffens als Chef des Generalstabs Anfang 1906 der rechte Flügel geschwächt worden. Dadurch wurde nicht allein die operative Idee beeinträchtigt, sondern auch die Ausführung erheblich erschwert. Die Größe des Planes lag nicht mehr in der Folgerichtigkeit und Kühnheit des Gedankens, sondern in der Geschicklichkeit der Ausführung. Damit geriet der Feldherr in große Abhängigkeit von den Unterführern und den Zufälligkeiten des Krieges. Wenn die Unterführer nicht in voller Erkenntnis der Absichten des Planes sich befanden und daran festhielten, lag die Gefahr sehr nahe, daß dem Feldherrn die Operation aus der Hand glitt, wie dies auch 1914 geschehen ist. Durch die Abschwächung des operativens Gedankens wurde auch die politische Wirkung, die man von dem Gelingen des Planes erwartete, in Frage gestellt.

Der Schlieffensche Plan war höchste Kriegskunst und klarste Politik. Daß der Plan geändert worden ist und nur abgeschwächt zur Ausführung gelangte, war daher der größte politische Fehler, der begangen worden ist. Alles übrige war Nebensache, wenn nur auf dem rechten Flügel des deutschen Heeres die Kräfte vorhanden waren, um das französische Heer in Flanke und

Digitized by Google

Rücken vernichtend zu treffen. Selbst wenn die Franzosen den Oberrhein überschritten hätten und in Süddeutschland eingerückt wären, so hätte dies nur den Erfolg des rechten deutschen Flügels in höchstem Maße gesteigert und das Abdrängen des französischen Heeres gegen die Schweizer Grenze begünstigt.

Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges ist behauptet worden, eine deutsche Defensive im Westen hätte England vom Kriege ferngehalten. Dies ist nicht wahrscheinlich, denn der Krieg ging doch in Wirklichkeit nicht um diese oder jene Provinz, sondern um die weltwirtschaftliche Stellung Deutschlands.

Niemand verstand die politische Kriegseinleitung besser als Napoleon. Schlieffen meint, 1806 habe er die Preußen bereits besiegt gehabt, ehe noch ein Schuß bei den äußersten Vorposten gefallen war. Auch Bismarck war ein Meister in der Handhabung der Kriegseinleitung. Unserem Vorgehen im August 1914 kann diese Geschicklichkeit kaum zugesprochen werden. Die Disharmonie zwischen politischem und strategischem Gedanken war bereits offenbar, als der Staatsmann bis in die letzte Stunde hoffte, die Neutralität Englands erhalten zu können.

Beim Verlauf der Operationen, die zur Marneschlacht geführt haben, hat das politische Element einen schädlichen Einfluß ausgeübt; der Schutz von Elsaß-Lothringen war gegen den operativen Gedanken und daher ungünstig für die angestrebte Kriegsentscheidung, die an der unteren Somme und unteren Seine fallen sollte. Der politische Gedanke, der unserer Operation zugrunde lag, mußte seinen kriegerischen Ausdruck in der überwältigenden Umklammerung des linken französischen Heeresflügels finden. Das Belassen starker Kräfte in Elsaß-Lothringen sowie das vorzeitige Senden von Truppen nach dem Osten war daher ebensosehr ein politischer wie operativer Fehler.

Mit dem Mißerfolg an der Marne 1914 fing die große politische Krise an, aus der wir nicht wieder herausgekommen sind. Es ist eine logische Kette der politischen Entwicklung, die von der Nichteinhaltung des Schlieffenschen Planes ihren ursprünglichen Ausgang genommen hat. Nachdem der grundlegende politische Gedanke für den Mehrfrontenkrieg, die schnelle Niederwerfung Frankreichs unfruchtbar geblieben war, geriet die Kriegführung immer mehr in Unsicherheit, weil es nicht gelang, einen neuen großen politischen Gedanken zu finden. Die Gefahr war um so größer, als im Stillstand der Operationen, im Stellungskrieg, die lebendige Kraft unseres Heeres politisch brach lag. Positive Zwecke sind nur in der Bewegung zu erreichen. Der Übergang zum Stellungskrieg bedeutete nicht nur den Verzicht auf die militärische Initiative, sondern auch auf aktive Politik. Daher wäre es in den Folgen sicherlich weit besser gewesen, nach der Marneschlacht nicht an der Aisne sich einzugraben, sondern in der Bewegung zu bleiben, im Rückzug eine neue Gruppierung der Kräfte mit Hilfe der Eisenbahnen herbeizuführen und alsdann eine nochmalige Schlachtentscheidung zu wagen. Diese zu fordern, war der Staatsmann kraft seiner Stellung als Auftraggeber des Feldherrn berufen. Staatsmann und Feldherr konnten sich nicht finden. Jener wartete ab, bis der Feldherr den Sieg

Digitized by Google

melden würde, und dieser wachte darüber, daß der Staatsmann nicht in die Operationen dreinreden würde. Dieser dem wahren Verhältnis von Politik und Kriegführung widersprechende Standpunkt ist nicht zu unserem Heile bis zum Ende des Krieges beibehalten worden.

Der Krieg war lediglich der Schlußakt des politischen und wirtschaftlichen Ringens Deutschlands und Englands seit 1890. Die Defensive im Westen mit schwachen Kräften hätte nach kurzer Zeit zur Folge gehabt, daß wir hinter den Rhein zurückgedrängt wurden. Der Verlust der bedeutenden Produktionsgebiete des linken Rheinufers hätte zur baldigen Entkräftung der gesamten Kriegführung geführt. Ein Wiedervorgehen über den Rhein war angesichts der französischen Überlegenheit und der gesteigerten Waffenwirkung so gut wie aussichtslos. Das Aufgeben des linken Rheinufers hätte inner- wie außenpolitisch katastrophal gewirkt. Eine solche Gefahr schon durch den ersten Operationsplan zu laufen, konnten weder Feldherr noch Staatsmann auf sich nehmen. Eine Teilung der Kräfte derart, daß im Westen die größere Hälfte verblieb, jedoch in der Defensive, hätte günstigstenfalls mit dem Stellungskrieg in Lothringen und der Rheinprovinz geendet. Die Franzosen hätten sich nicht gescheut und wären auch nicht durch England daran gehindert worden, durch Belgien gegen den Niederrhein vorzugehen. Der Ausfall der lothringischen Erze und der Saarkohlen hätte vom Beginn der Operationen unsere wirtschaftliche Leistungsfähigkeit schwer geschädigt.

Um im Westen mit Aussicht auf Erfolg eine Defensive zu ermöglichen, wäre eine Landesbefestigung nach französischem Beispiel und ein Bündnis mit England Voraussetzung gewesen. Nicht die elsaß-lothringische Front wäre zu befestigen gewesen, sondern die Linie Trier—Aachen, um eine französische Umgehung durch Belgien zu verhindern und den Niederrhein zu schützen.

So wie die Verhältnisse 1914 tatsächlich lagen, wäre bei einer Defensive im Westen von vornherein die Entscheidung des ganzen Krieges in die Hände Englands gelegt worden, das nichts unterlassen hätte, um den Rivalen genau so loszuwerden wie Napoleon I.

Es ist zuzugeben, daß bei einer Defensive im Westen der Krieg nach viel kürzerer Zeit geendet hätte, aber sicher nicht mit einem deutschen Siege. Elsaß-Lothringen wäre verloren gegangen; ob die Ostgrenze gerettet worden wäre, ist sehr fraglich. Unter solchen Auspizien einen Krieg zu unternehmen und von vornherein auf den Krieg zu verzichten, ist für den Staatsmann und Feldherrn gleichermaßen unmöglich.

Nicht in dem Gedanken der Offensive liegen die Gründe des Mißerfolges, sondern in der mangelnden Harmonie des politischen und strategischen Genies, das nicht den großen politischen Gedanken mit äußerster Kraft zur Durchführung gebracht hat.

Nachdem im Spätherbst 1914 der Schützengraben bis zum Meere Tatsache geworden war, blieb im Westen keine andere Wahl mehr, als in starrer Defensive zu verharren. Damit war für die Kriegsführung im Westen das

Digitized by Google

politische Element lahmgelegt. Nun bot der Osten die Möglichkeit, den politischen und operativen Gedanken, der im Westen verloren gegangen war, wieder aufzunehmen, indem mit allen verfügbaren Kräften eine große umfassende Operation gegen das russische Heer eingeleitet wurde, um dieses vernichtend zu schlagen und dadurch bei Rußland ein Friedensmotiv auszulösen. Der Versuch im Februar und März 1915, der zur Masurenschlacht führte, erreichte den gewollten Zweck nicht, weil die Kräfte zu schwach waren; und die Operation im Sommer nach dem Durchbruch von Gorlice führte zum rein frontalen Zurückdrängen des russischen Heeres, anstatt zur Umfassung der Flügel. So entging das russische Heer der Niederlage. Wir sahen im Landbesitz den politischen Zweck der Operation und gründeten Polen, wodurch die Politik in eine verhängnisvolle Richtung gedrängt worden ist. Der politische und operative Gedanke gerieten erneut in Disharmonie. Der politische Zweck, d. h. die Niederwerfung Rußlands, hätte gefordert, nach dem Durchbruch von Gorlice von beiden Flügeln mit möglichst starken Kräften auf Kiew und Minsk zu operieren, um Rußland ins Herz zu treffen. Um das Schicksal Polens brauchten wir uns vorerst nicht zu kümmern. Die Polen- und Randstaatenpolitik war politisch ein Unheil, weil sie die Friedensmöglichkeit mit Rußland verbaute; aber auch militärisch war sie von Nachteil, weil sie uns wohl oder übel dazu zwang, zum Schutze der neuen Staatsgebilde vorwärts derselben im Stellungskrieg zu verharren. Das Hineingleiten in einen Zustand des militärischen und politischen Abwartens, in eine Passivität der Politik und Strategie war unausbleiblich. Die Aussicht, die feindliche Koalition zu sprengen, beruhte nur noch auf der unsicheren Hoffnung, daß einer der Feinde früher des Stellungskrieges überdrüssig werden würde, als wir selbst. Der Staatsmann war außer Kurs gesetzt. Und dem Feldherrn blieb auch nicht mehr viel Freiheit des Handelns; denn mit der zunehmenden räumlichen Ausdehnung des Stellungskrieges steigerte sich die Bewegungsunfähigkeit des Heeres, das nicht mehr nach Bedarf für den einen oder anderen politischen Zweck brauchbar war. Deutschland und Österreich wurden vollkommen zur belagerten Festung, aus der nur noch Ausfälle möglich waren. Bei der Beurteilung unserer Lage ist uns noch ein schwerwiegender Irrtum über die Ermattungsstrategie unterlaufen. Wir glaubten, unsere Feinde militärisch und auch politisch ermatten zu können, sie gewissermaßen zum Ausbluten zu bringen, während es gerade umgekehrt war. Unsere Feinde hatten die Freiheit des Rückens und der Zufuhren an Menschen, Kriegsmaterial, Lebensmittel und sonstigen Gütern. Die Wahrscheinlichkeit des Ausblutens lag nach der Natur der Verhältnisse viel mehr bei uns als bei unseren Feinden, analog wie bei einer belagerten Festung — siehe Paris oder Metz im Kriege 1870/71.

Im Herbst 1915 kam noch eine Operation mit politischem Zweck zustande, der serbische Feldzug, der auch den Erfolg hatte, die Verbindung mit Kleinasien und dem Schwarzen Meer herzustellen. Dem Angriff gegen Verdun Anfang 1916 wurde eine große Wirkung auf die moralische Verfassung des französischen Volkes und damit politische Wirkung zugesprochen. Es war

Digitized by Google

ein Irrtum in operativer und politischer Beziehung. Ein erheblicher politischer Erfolg konnte mit dieser örtlich beschränkten, rein militärischen Aktion nicht verbunden sein.

Dagegen hätte vielleicht Anfang 1916 eine große Offensive durch Rumänien gegen Südrußland unter Verzicht auf sonstige Aktion den politischen Gedanken der Niederwerfung Rußlands durch Bedrohung seiner Kraftquellen im Süden wieder aufgenommen. Diese Operation mußte aus mancherlei Gründen unterbleiben; insbesondere glaubte man auf die Getreidezufuhren aus Rumänien für die Volksernährung nicht verzichten zu können. Der rumänische Feldzug traf uns später in schwierigster Lage. Trotz seines glänzenden Verlaufes blieb die politische Wirkung aus, weil die Operation zuletzt aus Mangel an Kräften sich totlief. Die Vorgänge an der italienischen Front im Jahre 1915 und 1916 sind nicht anders zu bewerten als die örtlichen Abschnittskämpfe bei einer belagerten Festung.

Der Verlauf des Krieges ist nach seinem politisch-strategischen Charakter in vier Perioden einzuteilen. Die erste umfaßte die Zeit der strategischen Hochspannung und endete im Spätherbst 1914. Im Mittelpunkt des Geschehens stand der große politische Zweck, die Niederwerfung Frankreichs. Die zweite Periode zeigte als charakteristisches Merkmal die Entwicklung des Stellungskrieges, unterbrochen durch Operationen, deren politischer Zweck für den Gesamterfolg unerheblich war. Die Idee dieser Periode war das „Ausbluten" des Feindes, auf das Staatsmann und Feldherr vergeblich warteten. Sie endete mit dem Abschluß des rumänischen Feldzugs. Die dritte Periode stand militärisch unter dem Zeichen der Abwehrschlacht, politisch unter dem des U-Bootkrieges und der Friedensresolutionen. Die vierte knüpfte wieder an die erste an und setzte mit der großen Offensive 1918 die Versuche fort, Frankreich niederzuwerfen.

Der politische Zweck in der dritten Periode, die das Jahr 1917 umfaßte, war die Niederwerfung Englands. Der Staatsmann hatte bis dahin seine Politik gegenüber England auf den Verständigungsgedanken eingestellt; nun entschloß er sich, wenn auch mit innerem Widerstreben, dem Drängen des Feldherrn nachzugeben und an das einzige Mittel zu appellieren, das im Kampf gegen England noch übrig blieb: den U-Bootkrieg. Das Mittel war mit Recht viel umstritten, weil es gänzlich neu, in seiner Wirkung unsicher, in der Art seiner Anwendung politisch höchst odiös war und nicht nur gegen den Feind, sondern ebensosehr gegen die Neutralen, insbesondere Amerika, sich richtete. Politik und Strategie kamen in eine höchst gefährliche Bahn, wenn die erwartete Wirkung auf England ausblieb. Daher suchte der Staatsmann, ehe er den Entschluß zum U-Bootkrieg fand, mit Recht einen Ausweg aus der politischen Unfruchtbarkeit, in die er durch den Verlauf der kriegerischen Ereignisse geraten war. Er fand diesen Ausweg in einem politisch und militärisch allerdings sehr fragwürdigen Mittel: der öffentlichen und feierlichen Friedenskundgebung, die zudem noch an einem inneren Widerspruch litt. Einesteils erklärten wir den

Digitized by Google

Feinden, daß wir gesiegt hätten, anderenteils taten wir ihnen zu wissen, daß der Staatsmann keine andere Aushilfe fand und unsere Kraft die Kulmination überschritten hatte. War der Staatsmann zum Frieden entschlossen, so gab es unter den Verhältnissen unserer Lage nur einen praktisch gangbaren Weg, den der stillen Vermittlung durch eine neutrale Regierung, die große Macht besaß. Holland, Spanien oder die Schweiz besaßen diese Macht nicht. Zwei Weltmächte waren vorhanden, die eine verfügte über starken moralischen Einfluß, das war der Vatikan und die katholische Kirche, die zweite verfügte über den bedeutendsten wirtschaftlichen Druck auf die Feinde, das war Amerika. Militärischen Einfluß besaß auch diese Macht zunächst nicht; sie hätte ihn auch auf unsere Feinde, mit denen sie auf gutem Fuße stand, niemals geltend gemacht. Immerhin war sie für eine Vermittlung nicht unbrauchbar. Wenn selbst anzunehmen war, daß Amerika aus eigenen Interessen dazu neigen würde, die englischen mehr zu vertreten als die deutschen, so war es für uns doch schon ein Gewinn, wenn Amerika durch das Vermittlungsgeschäft politisch in einer Richtung festgelegt wurde, die seine aktive Teilnahme gegen uns vielleicht ausschloß, zum mindesten hinausschob. Der Zeitpunkt war günstig, da das Gleichgewicht der Kräfte um die Wende des Jahres 1916/17 eine Basis bot, die zu erhalten die politische Forderung des Staatsmannes an den Feldherrn bilden mußte. Am besten war es, wenn es gelang, beide Einflüsse, den moralischen des Vatikans und den wirtschaftlichen Amerikas zugunsten des Friedens zu verbinden und allmählich die übrigen Neutralen in dasselbe Fahrwasser zu bringen. Diese Aufgabe erforderte großes Geschick der deutschen Politik, damit in der Stille die Verbindungen hergestellt wurden. Voraussetzung für das Gelingen dieser politischen Aktion war der feste Wille des Staatsmannes, den Frieden herbeizuführen, und das Einstellen der Operationen auf den politischen Zweck, d. h. strategische Defensive auf allen Fronten. Die Abwehrschlacht entsprach dieser Forderung, der U-Bootkrieg aber nicht. Staatsmann und Feldherr gerieten daher wiederum in Disharmonie. Die Politik mußte einer Strategie weichen, die auf irrigen Voraussetzungen beruhte.

Es wird kaum mehr ein Zweifel obwalten, daß der Entschluß zum U-Bootkrieg nicht vom politischen Genie getragen war. Technische Sachverständige waren maßgebend gewesen für den größten politischen Entschluß, vor den der Staatsmann seit Kriegsausbruch gestellt war. Für den U-Bootkrieg trifft das schon erwähnte Wort Friedrichs des Großen besonders zu, daß die gewaltige und wunderbare Vorstellung von der Wirkung dieser Waffe uns leidenschaftlich ergriffen hat. Die Vorstellung ist zerstoben, die schwere politische und wirtschaftliche Wirkung ist auf uns selbst zurückgefallen. Auch das Wort von Clausewitz wird bestätigt, daß Staatsmann und Feldherr den Krieg nicht zu etwas machen dürfen, was er der Natur der Verhältnisse nach nicht sein könne. Das Meer war viel zu groß; um dieses zu beherrschen, reichten Zahl, Organisation und Eigenschaften der Waffe nicht aus.

Digitized by Google

Die deutsche Volksseele war durch den langen Krieg und die Hungerblockade aus dem Gleichgewicht gebracht; wir lebten in einem Reich der Illusionen. Die steigenden Versenkungsziffern in den ersten Monaten schienen die Befürchtungen vor der Macht Amerikas zu zerstreuen. Die katastrophale Wendung hat in der Tat der Eintritt Amerikas in den Krieg gebracht; die Disharmonie zwischen Staatsmann und Feldherr hat sich aufs bitterste gerächt, um so schwerer, als sie sich noch verschärfte, trotzdem bereits zu erkennen war, daß die erwartete Wirkung des U-Bootkriegs ausblieb.

In dieser hochkritischen Zeit, wo die politische und militärische Lage, ganz zu schweigen von der wirtschaftlichen, ein staatsmännisches Genie verlangte, um Politik und Strategie in Harmonie zu bringen, griffen wir zu einem Mittel, das allerdings die Disharmonie beseitigte, aber leider nach der falschen Richtung, indem das politische Element in der Kriegführung durch den Wechsel des Staatsmannes unterdrückt wurde.

Die Offensive Herbst 1917 in Italien, als Operation mit beschränktem Ziel unternommen und glücklich verlaufen, stärkte die militärische Lage. Der italienische Kriegsschauplatz war an sich zwar nicht von kriegsentscheidender Bedeutung, wohl aber hätte die Eroberung von ganz Oberitalien, das Vordringen bis zu den Seealpen, eine große moralische und politische Wirkung herbeigeführt. Doch dazu schienen die Kräfte zu fehlen. Die politische Lage besserte sich ebenfalls im Winter 1917/18 durch das Ausscheiden Rußlands; das militärische Gleichgewicht verschob sich zu unseren Gunsten. Feldherr und Staatsmann, das ganze Volk fühlte sich erleichtert. Somit schloß die dritte Periode des Krieges mit einer nicht ungünstig erscheinenden politischen und militärischen Bilanz. Die Wirkung des U-Bootkrieges würde, so hoffte man, mit der Zeit doch noch England zum Frieden geneigt machen, insbesondere wenn auf dem westlichen Kriegsschauplatz eine große Offensive Frankreich niederwarf. Ein mächtiges Heer stand dazu bereit. Politik und Strategie schienen in bester Harmonie zu sein. Wiederum ergriff uns die Leidenschaft, die gewaltige Vorstellung des Sieges.

1914 war die Offensive im Westen getragen gewesen von der großen operativen Idee des Grafen Schlieffen, vom Umfassungsgedanken. Sie hatte nicht zum Erfolge geführt, weil unter anderen Gründen statt die ganze Kraft auf die Umfassung zu legen, erhebliche Teile im frontalen Durchbruch festgelegt worden waren. 1918 war die Umfassung nicht mehr ausführbar, denn in den fast vier Jahren war vom Meer bis zu den Alpen ein durchlaufendes Befestigungssystem entstanden, das nur durchbrochen werden konnte. In den Jahren 1915 bis 1917 war im Westen kein Durchbruchsversuch, auch nicht unter den günstigsten Voraussetzungen, gelungen. Nur im Osten war Gorlice als glückliche Durchbruchsoperation zu verzeichnen, unter wesentlich anderen Verhältnissen, als sie im Westen lagen.

Auch war zu erwarten, daß der deutsche Angriff den Antransport des amerikanischen Heeres beschleunigen würde. Dem Staatsmann konnte daran

Digitized by Google

nichts liegen, denn je mehr Truppen Amerika in Europa eingesetzt hatte, desto entschlossener und zäher mußte der politische Wille die Unterwerfung Deutschlands sich zum Ziele setzen.

Die Bundesgenossen Deutschlands waren längst des Krieges müde geworden und wurden nur noch gehalten durch die militärischen Stützen, die ihnen Deutschland gewährte. Nahm man diese fort und blieb der erwartete große Sieg im Westen aus, so war der Zusammenbruch Bulgariens und Österreichs nicht mehr aufzuhalten. Auch mit einem vorzeitigen Abfall der Bundesgenossen war zu rechnen.

In dieser Lage war die dringendste politische Forderung, das deutsche Heer möglichst stark zu erhalten und seine Existenz auf keinerlei Probe mehr zu stellen, da sonst der Staatsmann leicht die allerletzte Plattform unter den Füßen verlor. Solange die militärische Lage auf den Kriegsschauplätzen im Westen, in Italien und auf dem Balkan im Gleichgewicht der Kräfte sich hielt, war für politische Verhandlungen eine Basis und die Möglichkeit eines erträglichen Friedens vorhanden. Beim Mißlingen der Operation war mit Sicherheit vorauszusehen, daß die politische Lage sich hoffnungslos gestalten würde. Das politische Element in der Kriegführung kam nicht zur Geltung, der Staatsmann stand beiseite und hoffte, daß der Feldherr ihm den Sieg melden würde. Die Offensive, deren Erfolg aus operativen Gründen recht unsicher war, wurde unternommen, da der Krieg nicht nur das Gebiet der Unsicherheit, sondern auch des Glücks ist. Es kommt nur darauf an, daß der Feldherr und Staatsmann die kommende Entwicklung mit der schöpferischen Phantasie des Genies voraussieht. Nachdem der erste große Durchbruchsversuch bereits Anfang April mißlungen war, durfte der Staatsmann nicht mehr zuwarten, bis die politische Initiative vom Feldherrn ergriffen wurde. Diesen führte die Beharrlichkeit zu neuen Versuchen, mit den letzten Kräften an der Festungsmauer zu rütteln. Da aber der Staatsmann vom Strategen offenbar gar nichts an sich hatte, wartete er weiter ab, bis der Feldherr ihm melden würde, daß der Krieg verloren sei. Als dieser Zeitpunkt endlich herangekommen war, hatte der Staatsmann kostbare Zeit verloren. Dieser sollte nun im Handumdrehen unter den allerübelsten Umständen das fertigbekommen, was jahrelang in besserer Lage nicht gelungen war. Die divinatorische Gabe des politischen Genies ist uns versagt geblieben. Friedrich der Große weist in seinen Generalprinzipien vom Kriege darauf hin, daß das größte Führergenie sich in den Rückzugsoperationen zeige. Dies trifft nicht nur für die militärische Handlung, sondern noch viel mehr für die politische zu. In den gewaltigen Ausmaßen des Weltkrieges war die politische und militärische Rückzugsoperation zum Frieden eine Aufgabe allergrößten Stiles, zu deren Erfüllung die innigste Verbindung, die vollkommenste Harmonie von Staatsmann und Feldherr gehörte.

Ebenso wie die große Operation im Anfang des Krieges an der Disharmonie des politischen und operativen Gedankens gescheitert ist, ebenso wie im Verlaufe des Krieges die Anwendung der Gewalt nicht vom politischen Genie

Digitized by Google

geleitet war, so hat zum Schlusse der militärische und politische Rückzug zur Unterwerfung führen müssen, weil Feldherr und Staatsmann nicht durch die Harmonie des Genies verbunden waren.

Bei unseren Feinden war der Träger des politischen Genies zweifellos Lloyd George, der Staatsmann, der mit kluger Voraussicht und festem politischen Willen die Koalition zusammengeschmiedet und gelenkt hat. Die politische Größe hat sich der strategischen überlegen gezeigt, wie es auch im Wesen der Kriegführung begründet ist, denn der Krieg ist eben nur ein Mittel der Politik und wird auf dem höchsten Standpunkt zur Staatskunst. Die denkwürdigen Worte Papst Leos XIII. treffen auch für den Krieg zu: Uns hat Bismarck gefehlt. Daher sind auch die glänzenden Schlachterfolge politisch unfruchtbar geblieben. Trotzdem werden die Leistungen des deutschen Heeres und deutschen Volkes im Kampfe gegen die Weltkoalition, gegen die gewaltige Überlegenheit der Menschen und der Materie für alle Zeiten unerreicht bleiben.

Spitzbergen

Von

Prof. Dr. Otto Münch (Darmstadt)

Die nach ihren spitzen Bergen so genannte arktische Inselgruppe von der annähernden Größe Bayerns erstreckt sich mit dem Nordostland und den ihm vorgelagerten Sieben Inseln bis fast unter 81 Grad Nord und wird von dem 20. Grad Ost mitten durchschnitten. Zusammen mit der gerade südlich gelegenen Bäreninsel steht Spitzbergen noch auf dem europäischen Kontinentalsockel, der westlich einer Linie von den Lofoten bis zum Schnittpunkt 5 Grad Ost und 80 Grad Nord ziemlich steil in die Tiefe bricht. Das umgebende Meer erreicht in weitem Umkreis noch nicht 200 Meter Tiefe, und bis Skandinavien werden nur an ganz wenigen Stellen 400 Meter gelotet. Das im Innern fast ganz von Gletschern und im Nordosten von Inlandeis erfüllte Gebiet hat seit 1900 wieder in steigendem Maße die Aufmerksamkeit der Kulturstaaten gefesselt, seit man große abbauwürdige Kohlenfelder in Westspitzbergen entdeckte und zugleich in der bakterien- und staubfreien Luft des leicht erreichbaren Landes einen Jungbrunnen für Lungenkranke und Erholungsbedürftige und in dem hochalpinen Gelände ein großartiges Feld für sportbegeisterte Touristen erkannte, ganz abgesehen von der wissenschaftlichen Ausbeute. Seit dieser Zeit haben sich Norweger, Amerikaner, Engländer, Schweden und Deutsche zum Teil dauernd auf Westspitzbergen niedergelassen, und allsommerlich brachten große, prächtige Ozeandampfer von der um diese Zeit meist eisfreien Westküste einen Strom von Touristen in das zauberhaft schöne Land. Mit dem Weltkrieg rückten natürlich die fernen nordischen Inseln aus dem Gesichtskreis, es tauchte

Digitized by Google

nur einige Male die Nachricht in den Zeitungen auf, daß die Engländer die deutsche Zeppelinstation in Ebeltofthafen zerstört und ihre große Hand auch auf dieses Land gelegt hätten. Kurz vor Weihnachten des vergangenen Jahres wurde diese Meldung ohne näheren Kommentar wiederholt. Nachdem nunmehr die Eigentumsfrage durch die Zuweisung dieses „Niemandslandes" an Norwegen entschieden ist, mag ein Rückblick auf die bisherigen Kämpfe und Verhandlungen um Spitzbergen willkommen sein.

Schon im 17. und 18. Jahrhundert war Spitzbergen der Zankapfel zwischen Holländern, Engländern, Dänen (Norwegern), Russen, Franzosen und auch Deutschen, und förmliche Schlachten wurden zwischen diesen erbitterten Konkurrenten geschlagen. Entdeckt hatten das Land die Holländer, und zwar Willem Barents auf seiner Nordostfahrt im Jahre 1596. Aber erst im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde dafür Interesse erweckt, als der Entdecker der Hudsonbai, Henry Hudson, auf den ungeheuren Reichtum der Spitzbergen umgrenzenden Meere an Walfischen und Robben hingewiesen hatte. Ganze Flotten von Walfängern und Robbenschlägern suchten nun die einsamen Gestade der Inselgruppe auf und begannen ein wüstes Morden unter den wertvollen Jagdtieren, die hehre Eiswelt mit Blutgeruch und wildem Geschrei und Zank erfüllend. Die gegenseitige Handelseifersucht war so stark, daß Kriegsschiffe diese Fangzüge begleiteten und mit bewaffneter Faust die einzelnen Fanggründe und die reiche Ladung schützen mußten. Auch deutsche Fangschiffe, besonders hanseatische, fehlten nicht, und in der Blütezeit dieser spitzbergischen Fischerei segelten jährlich 50 bis 60 Schiffe aus der Elbe- und Wesermündung nach Norden (vgl. M. Lindeman, Die arktische Fischerei der deutschen Seestädte 1620—1868. Geogr. Mitteilungen, Erg.-Heft 26). Überall entstanden auf den nordischen Inseln Transiedereien und Fischtrocknungsanstalten, um die reiche Beute gleich an Ort und Stelle zu verarbeiten und zu verwerten, und die Holländer gründeten damals sogar eine förmliche Stadt an der Nordwestküste Spitzbergens, die natürlich nur im Sommer bewohnt war. Sie trug den höchst prosaischen Namen Smeerenberg, d. h. Schmer- oder Fettbergungsort, und zählte zeitweise mehr als 15 000 Bewohner, darunter auch Kaufleute und Handwerker aller Art. Die Bedeutung dieser „Schmierstadt", die sich zeitweise mit dem berühmten Gewürzmarkt Batavia messen konnte, nahm natürlich sofort ab, als die Walfische in ihrer Umgebung ausgerottet waren. Schon im Jahre 1671 fand der Hamburger Schiffsbarbier Friedrich Martens nur noch Ruinen. In den großen Kämpfen mit den zuerst erschienenen englischen Walfängern behielten die Holländer im allgemeinen die Oberhand, und auch die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts auftauchenden Dänen, bzw. Norweger, Hanseaten, Basken, Franzosen und Russen konnten ihnen diese Vorherrschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht streitig machen. Der Reichtum an Walfischen — gejagt wurde besonders der große Grönlandswal — war damals so groß, daß der Fang nur in den Fjorden Westspitzbergens betrieben zu werden brauchte. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts zeigte sich eine merkliche Abnahme, und im

Digitized by Google

19. Jahrhundert war der wertvolle Grönlandswal in wenigen Jahrzehnten im europäischen Nordmeer so gut wie ausgerottet. Gegenwärtig wird der Walfang im arktischen Meere nur noch von Nordamerika aus in größerem Maßstabe betrieben, und zwar nördlich von der Beringstraße und im arktischen Archipel. Bei Spitzbergen stellt man jetzt nur noch dem kleinen Finnwal und den Robben nach. Aber auch diese Jagd wird bald zu Ende sein wegen rascher Erschöpfung der Jagdgründe, denn bei den modernen Schußwaffen werden die Tiere furchtbar dezimiert. Schon jetzt müssen die norwegischen Fangschiffe sehr weit nach Nordosten bis über König-Karl-Land vordringen und sich monatelang abmühen, bis sie eine rentable Beute an Robben und Seehunden heimbringen. Beispielsweise hatten Ende Juli 1914 drei norwegische Fangboote, die wir östlich der Südspitze Spitzbergens trafen, zusammen etwa 3500 Robben (Storkobbe) und Seehunde an Bord und waren schon seit April des Jahres auf dem Fang. Trotz dieser stattlichen Zahl waren die Leute durchaus nicht zufrieden, da für eine Storkobbe nur 15—30 Kronen gezahlt wurden. Kein Wunder, wenn bei solcher Massenschlächterei die Tiere rasch selten werden. Wir trafen im Storfjord Sommer 1914 noch über ein Dutzend Fangschiffe, die alle vollgefüllt waren mit abgespeckten Robben und von Blut trieften. Der Finnwal wird mehr an der Westküste gejagt, und in Green Harbour („Grüner Hafen") am Eisfjord befindet sich eine Transiederei, die die Luft mit dem schauderhaftesten Geruch erfüllt. Ein Finnwal wurde 1914 mit 3000 bis 4000 Kronen bewertet.

Die Tierwelt des Landes ist arm. Eisbären sind auf Spitzbergen außer im Norden und Osten schon ganz verschwunden, wenigstens im Sommer, und auch die Renntiere nehmen bedenklich ab. Um so reicher ist das Vogelleben entwickelt, trotz aller Nachstellungen, und der Vogelberg an der Südspitze der Bäreninsel, in der Nähe des eingestürzten Bürgermeistertores, ist wohl die reichste Vogelkolonie in arktischen Ländern. Es ist ein ganz einzigartiges Schauspiel. Dieses Leben und dieses Geschrei! Die ganzen, wohl 100 Meter hohen, senkrecht zum Meere abstürzenden Felsen sind von unten bis oben mit Tausenden und Abertausenden von Lummen, Teisten, Papageitauchern („Der kleine Cohn") und Möwen aller Art, bis zu der großen Bürgermeistermöwe, bedeckt. Löst man einen Schuß, dann wird die Masse unheimlich lebendig: Der riesige Schwarm prasselt mit ohrenbetäubendem Lärm ins Wasser oder in die Lüfte, den Himmel verdunkelnd, um in ganz kurzer Zeit wieder nach den Brutplätzen zurückzukehren. Man muß sich dabei im Boot niederkauern, um nicht von den schlecht und tief fliegenden Wasservögeln angerannt zu werden. Die Jagd ist unter solchen Umständen natürlich denkbar leicht, man braucht gar nicht zu zielen, und mit einem Schuß fallen gleich ein halbes Dutzend. Das Fleisch der Alken oder Lummen ist nicht schlecht, es schmeckt nur etwas tranig.

Alle diese Jagden spielen heute im Wirtschaftsleben keine nennenswerte Rolle mehr, und die Tage der Robbenschlägerei und des Finnwalfanges sind, wenn es so fortgeht, gezählt. Die Inselgruppen sind heute vor allem wieder

Digitized by Google

wertvoll geworden durch ihren Kohlenreichtum. Und da fragt es sich zuerst: Ist der Abbau lohnend? Und zweitens: Wer hat das Recht dazu? Um diese Fragen im Zusammenhang beantworten zu können, müssen wir zuvor einen kurzen Rückblick auf die Entdeckungsgeschichte Spitzbergens werfen, d. h. die Anstrengungen der verschiedenen Nationen zu bewerten versuchen, die sich um die Entschleierung des Landes besonders bemüht haben und darauf zum Teil Rechtsansprüche gründeten. Spitzbergen besitzt übrigens außer Kohle noch Marmor, Eisen und wahrscheinlich auch Gold und Öl.

Während der über anderthalb Jahrhunderte dauernden Periode des Walfanges, von 1608 bis 1773, wurde die Erkundung des Landes so gut wie gar nicht gefördert. Die Fangleute hatten nur Interesse für ihr blutiges Handwerk und den Gewinn, ihre Berichte von der Natur und Beschaffenheit des Landes sind spärlich und phantastisch. Nur in einem Punkte sammelte man Erfahrungen, man lernte dem gefährlichsten Feind der Polarfahrer jener Zeit, dem Skorbut, wirksamer begegnen, und durch wiederholte Überwinterungen wurde auch das Klima und der Schutz gegen seine Unbilden besser bekannt. Die erste wissenschaftliche Expedition war von dem Engländer John Phipps, dem späteren Lord Mulgrave, 1773 geführt. Sie ist durch die Teilnahme des jungen Nelson, des berühmten nachmaligen Siegers von Trafalgar, bekannter geworden als durch ihre Ergebnisse. Durch undurchdringliches Packeis wurde bald jedem weiteren Vordringen ein Ende gesetzt, immerhin war viel wertvolles Material gesammelt worden. Viel bedeutsamer waren die siebzehn Reisen der beiden schottischen Walfänger Scoresby, Vater und Sohn, von denen der jüngere sich nach und nach mit eisernem Fleiß gründliche naturwissenschaftliche Kenntnisse erworben hatte. Ihre Beobachtungen sind für die Kenntnis Spitzbergens geradezu grundlegend geworden. 1827 versuchte der unermüdliche Parry von Spitzbergen aus den Nordpol zu erreichen, kam aber durch das südwärts treibende Eis nicht vorwärts. Gleichzeitig stellten der Burtscheider Bürgermeister Barto v. Löwenigh und der norwegische Naturforscher Keilhau ergebnisreiche Untersuchungen auf Spitzbergen an. 1840—1849 erschien in Paris ein sechzehnbändiges Prachtwerk über Spitzbergen, verfaßt von einem Stabe vorwiegend französischer Gelehrter, die 1838—1840 auf der Korvette „La Recherche" das Land untersucht hatten. Kurz vorher war die erste schwedische Expedition unter Sven Lovén dorthin ausgezogen. Sie hatte eine ganze Reihe weiterer schwedischer Unternehmungen bis in die jüngste Zeit im Gefolge, und ihren Bemühungen und Ergebnissen ist es hauptsächlich zu danken, wenn Spitzbergen heute das bestbekannte polare Land ist. Unter den Führern ist Adolf Erich Nordenskiöld, der später um Nordasien herumfuhr, besonders berühmt geworden. Sie haben die Grundlagen für die Topographie Spitzbergens geschaffen, die umgebenden Meere erforscht und mit 67 Mann an der Mosselbai erfolgreich überwintert. 1873 wurde von Nordenskiöld und Palander auch zum erstenmal eine 190 Kilometer lange Wanderung über das Inlandeis des Nordostlandes in 15 Tagen ausgeführt. Den Norwegern Elling Carlsen und

Digitized by Google

Sievert Tobiesen gelang 1863 zum erstenmal die völlige Umsegelung des Archipels. 1870 untersuchten zwei Deutsche, die Württemberger Graf Waldburg-Zeil und v. Heuglin, die Ostküste Spitzbergens und fanden das vergessene Wycheland wieder, das sie nach ihrem Landesherrn König-Karl-Land nannten. Es wurde von Nilsen, den Deutschen Kükenthal und Walter besucht und 1898 von dem Schweden G. A. Nathorst vollständig aufgenommen. Den interessanten Einbruch des Eisfjords mit seinen zahlreichen Verzweigungen erwählten Gustaf Nordenskiöld, Klinkowström und G. de Geer, wiederum Schweden, als Forschungsfeld. 1892 weilte das französische Kriegsschiff „La Manche" mit dem Gelehrten Charles Rabot in den Gewässern Spitzbergens, und 1896 gelang dem englischen Alpinisten M. Conway zum ersten Male eine Durchquerung der fast völlig unbekannten Hauptinsel von Westen nach Osten und zurück. Derselbe stellte auf einer zweiten Expedition 1897 endgültig die überraschende Tatsache fest, daß Westspitzbergen nicht unter Inlandeis begraben ist, sondern in ein Gewirr von tiefen Tälern und steilen Bergen zerfällt, wodurch die einzelnen Gletscher scharf voneinander getrennt werden. Besondere Verdienste um die topographische und geologische Aufnahme Ostspitzbergens erwarb sich wieder der schwedische Geologe G. A. Nathorst. Erfolgreich waren auch die deutsche „Helgoland"-Expedition unter Korvettenkapitän Rüdiger und die Unternehmung des Fürsten Albert von Monaco, wobei der Schotte Bruce und der dänische Rittmeister Isachsen sich besonders auszeichneten. Die wichtigste Expedition der ganzen Erforschungsgeschichte Spitzbergens stellt aber die 1898 bis 1902 von den Schweden Jäderin und de Geer und den Russen Sergiewski, Bunge und Tschernyschew ausgeführte Gradmessung dar, die mit außerordentlicher Präzision arbeitete und eine Fülle von geographischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen anstellte. Dabei wurde auch festgestellt, daß nicht der von Conway erstiegene Hornsundstind im Süden der höchste Gipfel ist, sondern von mehreren Bergen im Innern erheblich überragt wird. Höchster Berg ist die 1750 Meter hohe Newtonspitze in den Chydeniusbergen unter 79 Grad Nord. Aus jüngster Zeit sind besonders die deutsche Vorexpedition zur Filchnerschen antarktischen Expedition und die verunglückte Schröder-Stranz-Expedition bekannt geworden. Letztere hatte wieder Hilfsexpeditionen unter dem Norweger Staxrud im Gefolge, die die Beobachtungen Conways über das Innere der Hauptinsel durchaus bestätigten.

Bewertet man den Anteil der verschiedenen Nationen an der Erforschung des Landes, so muß unstreitig den Schweden das größte Verdienst zuerkannt werden. Sie haben Spitzbergen recht eigentlich erforscht und aufgenommen. Ihnen stand deshalb in erster Linie ein moralisches Anrecht auf die Inselgruppe zu. Tatsächlich wollte sich Schweden schon 1871, während der erfolgreichen Untersuchungen A. E. Nordenskiölds, in den Besitz Spitzbergens setzen, fand aber unerwarteten Widerstand an Rußland, das eine Beherrschung der Seewege von der Murmanküste nach dem Atlantischen Ozean durch eine fremde Macht von der Bäreninsel oder Spitzbergen aus nicht dulden wollte.

Digitized by Google

Unglücklicherweise verlor Schweden durch die Trennung Norwegens den direkten Zugang zum Eismeer und muß zur Erreichung Spitzbergens von seinen Häfen aus den Umweg um Norwegen herum machen, nachdem es glücklich in Narvik am Ofotenfjord sich einen vorzüglichen modernen Hafen geschaffen und durch eine Bahn, die übrigens mit Spitzbergenkohle beheizt wird, mit Stockholm verbunden hatte. Bekanntlich haben dann die Russen den Hafen Alexandrowsk an der Murmanküste ausgebaut und während des Weltkrieges die Murmanbahn durch die Halbinsel Kola mit Hilfe deutscher Kriegsgefangener fertiggestellt, um hier einen direkten Zugang zum Atlantischen Ozean im Norden zu gewinnen. Durch den Ausgang des Weltkrieges ist dieser Plan vorläufig begraben und Rußland aus dem Wettbewerb um Spitzbergen und seine Bodenschätze ganz ausgeschieden. Wie stark aber seine Interessen an dem Lande waren, zeigt die Tatsache, daß Schweden die oben erwähnte Gradmessung nicht allein, wie es ursprünglich beabsichtigt hatte, sondern mit Rußland gemeinsam durchführen mußte, um es nicht zu verletzen. Von ernsthaften Bewerbern um den Besitz des Landes blieben außer Schweden besonders Norwegen, England und auch Amerika, das inzwischen auch auf dem Plane erschienen war, übrig. Die Ansprüche dieser drei Mächte hingen aufs engste mit der Kohlenfrage zusammen, darum noch ein Wort von den Kohlenschätzen Spitzbergens, welche die ganze Sachlage geändert haben.

Der geologische Aufbau Spitzbergens ist kurz folgender. An der Westküste wird das Land von einem Faltengebirge durchzogen, das durch sein Gestein, seine Faltungs- und Streichrichtung sich als eine Fortsetzung und einen Ausläufer des skandinavischen Gebirges über die Bäreninsel hin darstellt. Dolomite und Glimmerschiefer setzen diese sogenannte Heklahookformation zusammen und archäisches Grundgebirge tritt auf weite Strecken im Norden und Nordosten zutage. Nach Ablagerung der silurischen Heklahookschichten bildeten sich die mächtigen Sandsteindecken des Devon und unteren Karbon, die heute, von großen Bruchwänden eingefaßt, im nördlichen zentralen Spitzbergen bis zum Eisfjord und in kleinen Schollen an den westlichen Fjorden vorkommen. Dann folgen Gipse und marine Kalke des Oberkarbon, ein Beweis, daß die Inselgruppe damals vom Meer überflutet war, darüber permische Landbildungen, marine Schiefer und wieder Sandsteine. Ablagerungen aus der Jura- und Kreidezeit sind im wesentlichen auf den Südosten beschränkt. Wohl aber kamen in der Tertiärzeit über 1200 Meter mächtige, stark gefaltete Schichten von Sandsteinen und Schiefern zum Absatz, die den ganzen Süden bis zum Eisfjord überdecken und in kleinen Resten auch auf dem Prinz-Karl-Vorland festgestellt wurden (s. A. G. Nathorst, Beiträge zur Geologie der Bäreninsel, Spitzbergens und des König-Karl-Landes, Upsala 1910, mit Karte). Während der Kreidezeit, vor dem Tertiär, herrschte eine ziemliche vulkanische Tätigkeit, die im Osten zu beiden Seiten des Storfjords und an der Hinlopenstraße eine Menge von Diabasdecken und Gängen schuf. Hervorzuheben ist noch, daß die Hauptinsel von gewaltigen Bruchlinien in Nordnordwest/Süd-

Digitized by Google

südost durchzogen wird. Die tertiären Schichten enthalten nun recht ausgedehnte, wertvolle Kohlenflöze, die seit etwa zwei Jahrzehnten ausgebeutet werden. Nach den übereinstimmenden Urteilen skandinavischer Gelehrter ist diese Kohle Spitzbergens sehr gut und kann den Vergleich mit der besten englischen Kohle getrost aufnehmen. Betriebe, die sie verwenden, z. B. die oben erwähnte Ofotenbahn, fällen dasselbe Urteil (s. Beiblatt zum „Prometheus", Jahrgang XXXI, 13, S. 50). Sie hat geringen Schwefelgehalt, wenig Aschenabfall und hohen Wärmewert. Es ist eine erstklassige Dampfkohle, hält mehr vor wie die englische und setzt weniger Schlacke ab. Als weiterer Vorzug wird der lose Aschenabfall gerühmt, die Asche setzt sich nicht am Rost fest. Spitzbergenkohle wird schon viel gebraucht. Sie findet sich sowohl in der untersten Sandsteinreihe des Tertiärs, dicht über den Juraschichten, als auch in der obersten und wird in Green Harbour und in der Adventbai am Eisfjord ausgebeutet. Aber auch am südlichen Ufer der Königsbucht (Kingsbai) treten Kohlen in der untersten tertiären Sandsteinreihe zutage, ähnlich an der Südostküste (Walfischbucht) und in der Van-Mijen-Bai. 1914 war an diesen Stellen mit dem Abbau noch nicht begonnen worden.

Der Betrieb der Gruben ist sehr einfach. Von Wassergefahr kann bei dem gefrorenen Boden keine Rede sein, und die Temperatur in den Gruben ist andererseits verhältnismäßig hoch, nur bis zu — 4 Grad. Die Kohle staubt sehr wenig und entwickelt kein Grubengas. Besondere technische Schwierigkeiten sind nicht vorhanden, das Hängende ist Sandstein mit glatten, ebenen Flächen und das Fördern infolgedessen sehr bequem. Die landläufige Vorstellung von Kohlenbergwerken muß nur in einem Hauptpunkt korrigiert werden: die Kohlenbergwerke Spitzbergens sind nicht schwarz, sondern weiß. Das kommt durch die niedrige Temperatur, die auch im Sommer in der Tiefe herrscht. Infolgedessen schlägt sich alle Feuchtigkeit in Gestalt von weißem Reif an den Wänden nieder, ein überraschender Anblick! Die Verfrachtung der Kohle wäre unter normalen Umständen nicht möglich, wenn nicht die nordatlantische warme Meeresströmung, der sogenannte Golfstrom, das Wasser der Westküste, ähnlich wie in Norwegen, abnorm erwärmte und im Sommer meist eisfrei hielte. Trotzdem können die Schiffe allerhöchstens nur vier Monate verkehren, und der Weg nach der nächsten Verbrauchergegend — etwa Tromsö oder Narvik — ist recht weit. Das verteuert die Kohle. Südskandinavien bekommt natürlich seine Kohle rascher und bequemer von England oder Deutschland. Die Verschiffung findet gewöhnlich von Juni bis Oktober statt. In ungünstigen Eisjahren haben die Eisbrecher schwere Arbeit. Seit vielen Jahren besteht regelmäßiger Postdampferverkehr und außerdem Funkenverbindung mit Norwegen. Fast alle Arbeiter in den Bergwerken sind Norweger. Seit 1906 überwintern viele, sogar mit Familie, und fühlen sich in der herrlichen, gesunden Luft äußerst wohl. Nur mit Verletzungen muß man sich in acht nehmen, sie heilen schwer und schlecht in Spitzbergen. Gewöhnen muß man sich an die lange Finsternis im Winter bzw. die dauernde Helligkeit im Sommer. Aber da die

Digitized by Google

Leute fast durchweg aus Norwegen stammen, sind sie schon einigermaßen vertraut mit diesen Verhältnissen.

Auch die Bäreninsel enthält übrigens reiche Kohlenlager, die von Theodor Lerner in Frankfurt a. M. vor zwei Jahrzehnten in Besitz genommen wurden. Das Deutsche Reich lehnte aber seinerzeit die nachgesuchte Oberhoheit wegen des schwierigen Abbaus ab, und so ging der „Besitz" für Deutschland verloren.

Wer hat nun gewisse Anrechte auf diese Kohlenvorräte? Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein. Haben die Schweden durch ihre wissenschaftlichen Leistungen bei der Erforschung ein moralisches Besitzrecht an Spitzbergen, so die Norweger unbedingt ein wirtschaftliches. Norwegen hat sich zuerst und am meisten bei der Förderung der Kohle betätigt. Zwar erschienen zu Beginn des Jahrhunderts auch Amerikaner und Engländer und belegten in dem No Mans-Land Kohlenfelder mit Beschlag, aber die Norweger waren schon mehrere Jahre vorher, seit 1900, tätig und hatten von Kohlenfeldern Besitz genommen. 1904 wurden zum erstenmal 290 Tonnen Spitzbergenkohle nach Norwegen ausgeführt, bis 1919 war die Menge auf 250 000 Tonnen angewachsen. In weitem Abstand folgen Schweden, das seit 1911 4000 Tonnen verschiffte, und eine norwegisch-russische Gesellschaft mit 2500 Tonnen. England hat in dieser ganzen Zeit noch gar nichts verfrachtet, von den Amerikanern ganz zu schweigen. Norwegen hat doch auch das größte Interesse an der Spitzbergenkohle, es liegt am nächsten von allen Ländern und hat selbst keine Kohle. Es mußte daher in Norwegen einen höchst merkwürdigen Eindruck machen, wenn noch ganz kürzlich England offen sein Verlangen nach der Inselgruppe aussprach und die Welt schon vor die vollendete Tatsache stellen wollte, um die Wirkung eines solchen Vorgehens zu erproben. Denn das schien der Kern dieser Nachrichten über eine englische Besitzergreifung zu sein. Man wollte erst die Stärke des zu erwartenden Widerstandes feststellen, um danach seine Maßnahmen einzurichten. Die Propaganda für eine Besitznahme Spitzbergens war in England in letzter Zeit recht auffallend gewesen. Mit der bekannten beneidenswerten Rücksichtslosigkeit wurden dabei die skandinavischen Interessen völlig übergangen. Die Bodenschätze Spitzbergens schilderte eine gewisse englische Presse in den rosigsten Farben, danach war das Land geradezu ein Massenlager von Kohle, Asbest, Schwefelkies, Gold, Marmor und besonders Eisen. Der „Yorkshire Observer" schrieb im vergangenen Jahre gerade über den letzten Punkt: England habe schon vor dem Krieg jährlich 21 Millionen Tonnen Erz aus dem Ausland bezogen, davon ein Drittel aus Spanien und Skandinavien (Schweden). Dieser Bedarf an Eisenerz habe sich während des Krieges fortwährend gesteigert und jetzt verdoppelt. Also müsse man sich nach neuen Quellen umsehen. Die Eisenerze Spitzbergens seien aber den berühmten schwedischen von Kiruna-Gelliware ebenbürtig und könnten bei ihrem geringen Schwefel- und Phosphorgehalt zur Herstellung des feinsten Qualitätsstahles verwendet werden. Das Erz bilde auf Spitzbergen ganze Berge, und Professor Brown von der Universität Sheffield habe einen größeren Eisengehalt darin gefunden als in dem von Gelliware,

Digitized by Google

nämlich 64,4 Prozent gegenüber 63 Prozent (s. Beiblatt zum „Prometheus", S. 50). Diese Kunde war einigermaßen erstaunlich. Man kannte wohl das Vorkommen von Eisenerzen auf Spitzbergen, aber alle skandinavischen Gelehrten sind sich über die geringe Verwertbarkeit desselben einig. An keiner Stelle sind die Erzlager stärker als ein paar Dezimeter. Erst im Mai 1919 sagte Adolf Hoel in der Norwegischen Geologischen Vereinigung: „Die Erzzone Spitzbergens ist ohne praktische Bedeutung, da das Erz wenig eisenhaltig ist, vielleicht mit Ausnahme von Prinz-Karl-Vorland." Zu demselben Ergebnis sind vor kurzem zwei schwedische Fachleute gekommen. Man mußte also die englischen Gutachten mit großer Vorsicht aufnehmen, es schien mehr der Wunsch der Vater des Gedankens. Da es vorläufig nicht möglich ist, diese Frage zu prüfen, mag sie vorerst auf sich beruhen. Auf alle Fälle aber mußten die englischen Annektionsabsichten bezüglich Spitzbergens in Norwegen stark erbittern. Dieses Land braucht dringend Kohle, liegt Spitzbergen von allen europäischen Staaten am nächsten und hat zudem dort zuerst Kohlenfelder „erworben" und den Abbau möglich gemacht. Also steht ihm nach allgemeinem Brauch das Vorrecht darauf zu. Schon vor dem Kriege waren Besitzstreitigkeiten am Eisfjord entstanden und durch eine Konferenz vom Jahre 1912 einem aus Norwegern, Schweden und Russen gebildeten Ausschuß zur Schlichtung übertragen worden. Diese Methode hätte wohl auch in Zukunft beibehalten werden können, denn die ganze Welt hat ein Interesse daran, daß der arktische Archipel jedermann leicht zugänglich ist. Die wirtschaftlichen Werte müssen ja nicht immer den Ausschlag geben.

Spitzbergen ist nämlich, wie schon eingangs betont, ein Gesundbrunnen für alle in den Atmungswegen Erkrankte. Erkältungen gibt es dort nicht. Man kann im Sommer bei 2 Grad Celsius auf einem Gletscher in dem eiskalten Schmelzwasser ein Vollbad nehmen, ohne einen Schnupfen oder Katarrh davonzutragen; das kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Wie oft kommt es bei Bootslandungen vor, daß man ins Wasser patschen muß oder gar hineinfällt, ohne gerade im Ölzeug zu stecken: in Spitzbergen ist das alles ganz unbedenklich trotz des kalten Wassers. Die bakterienfreie Luft und das Fehlen jeglichen Staubes lassen eine Erkältung nicht aufkommen, höchstens hat man eine kurze Zeit das Gefühl, als ob ein Schnupfen im Anzug wäre, das ist alles. Dieser ideale Zustand muß natürlich für Lungenkranke von außerordentlicher Wirkung sein und müßte in kürzester Frist eine Besserung, wenn nicht gar Heilung hervorrufen. Schon seit 1896 besteht ein Sommerhotel am Eisfjord, warum könnten nicht auch Sanatorien für Lungenkranke errichtet werden? Ein allzu massenhafter Krankenbesuch, der die Touristen und Vergnügungsreisenden abschreckte, steht nicht in Frage, dazu sind die Kosten immerhin zu erheblich. Der Aufenthalt im Freien ist im Sommer recht behaglich, wenn die Sonne scheint. Die Temperatur hält sich im Durchschnitt im Juli und August auf 5—6 Grad, ist aber in der Sonne beträchtlich höher. Wunderbar wirkt neben der köstlichen reinen Luft die tiefe Stille der alpinen Landschaft. Etwas Wohl-

Digitized by Google

tuenderes für verbrauchte Nerven kann es nicht geben. Die Stille wird nur durch das Donnern der „kalbenden" Gletscher und das Rauschen der Brandung an der Eiskante unterbrochen, aber diese Laute wirken durchaus nicht aufregend, es sei denn, daß man sich in unmittelbarer Nähe einer solchen Eisberggeburt befindet. Ganz einzigartig sind Fahrten mit einem Segelschiff an hellen Sommertagen durch die Eisschollen hindurch. Wer bei diesem zauberhaften Lichtspiel auf Meer, Eis und Bergen nicht auflebt, dem ist überhaupt nicht mehr zu helfen. Auch Luftspiegelungen sind bei solchem Wetter manchmal zu sehen. Das Land selbst mit seinen kühnen Gipfeln und gewaltigen Eisströmen bietet dem rüstigen Bergsteiger und Touristen eine Fülle von reizvollen Aufgaben, er muß nur entsprechend ausgerüstet sein und alles Notwendige mitnehmen. Es muß jedesmal eine kleine Expedition ausgerüstet werden, da man im schlimmsten Fall mit Überwintern rechnen muß. Schon aus diesem Grunde ist vorläufig an eine Massenzuwanderung wie in einzelnen Teilen der Alpen nicht zu denken, solche Expeditionen auf Spitzbergen erfordern viel Zeit, Mühe und Ausdauer und sind außerdem recht kostspielig. Im wesentlichen wird daher die arktische Inselgruppe ein Arbeitsfeld für die Wissenschaft, insbesondere für die Polarforschung, bleiben. Für eiszeitliche Probleme stellt Spitzbergen ein geradezu ideales Gebiet dar. Kaum ein Polarland ist verhältnismäßig so leicht und rasch zu erreichen, wenn auch die Schwierigkeiten eines Vorstoßes in das Innere, wie die verunglückte Schröder-Stranz-Expedition mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt hat, nicht unterschätzt werden dürfen. Auch als Basis für Expeditionen mit dem Luftschiff oder Flugzeug zur Erforschung des Nordpolgebietes ist Spitzbergen geeigneter wie jedes andere arktische Land. Der Nachschub an allem erforderlichen Material für solche Luftvorstöße ist verhältnismäßig leicht und die ständige Fühlung mit Nordeuropa durch Funkenstationen und Postverbindung längst vorhanden. Abgesehen von dem etwas voreiligen Ballonunternehmen Andrées hatte deswegen Graf Zeppelin mit seinem Luftschiff einen Vorstoß nach dem Pol geplant und zu diesem Zweck 1910 eine Fahrt nach Spitzbergen gemacht, um die nötigen Voruntersuchungen anzustellen (s. „Mit Zeppelin nach Spitzbergen", Berlin 1911). Leider aber kam es nur zur Gründung einer meteorologischen Station in Ebeltofthafen an der Kreuz(Croß-)Bai, die während des Krieges wegen ihrer funkentelegraphischen Einrichtung von den Engländern zerstört wurde; so wurde wenigstens mehrmals gemeldet. Eine Erkundung des Nordpols mit Luftschiffen von Spitzbergen aus ist jedenfalls nach den nötigen Vorbereitungen keine allzu schwierige Aufgabe mehr. Noch besser verwendbar erscheinen für diesen Zweck die schnellen, beweglichen Flugzeuge. Deshalb planen schon seit zwei Jahren zwei Deutsche, v. Rebnitzki-Danzig und Dr. Geisler-Halle, eine topographische Erforschung des Nordpolarmeeres mit schnellen leichten Doppeldeckern (vgl. darüber Petermanns Mitteilungen 1919), die für Landungen auf dem Wasser oder Eis mit Schwimmern und Gleitkufen versehen sind. Gerade von deutscher Seite ist also in den letzten Jahren eine eifrige Tätigkeit in der Polarforschung mit Spitzbergen als

Digitized by Google

Basis entfaltet worden. Ob diese Forschungen nunmehr mit der gleichen Freiheit betrieben werden können, muß die Zukunft lehren. Am 9. Februar d. J. hat der Schiedsgerichtshof der Alliierten die Besitzfrage Spitzbergens zugunsten Norwegens entschieden und damit allen weiteren Erörterungen der Rechtsfrage ein Ende gemacht. Man wird diesen Schiedsspruch nach obigen Ausführungen nicht als ungerecht empfinden, die wirtschaftlichen Gesichtspunkte haben den Ausschlag gegeben. Bedauerlich bleibt nur, daß Schweden, das die Hauptarbeit bei der Entschleierung des Landes geleistet hat, so ganz ausgeschieden ist. Andererseits darf man es mit Freude begrüßen, daß der unersättliche britische Leu nicht auch dieses ferne Land geschluckt hat und einem weit schwächeren Konkurrenten den Vorrang ließ, sicher nicht leichten Herzens. Von der norwegischen Verwaltung darf man wohl erwarten, daß sie der freien Wissenschaft und dem internationalen Reiseverkehr keine Schwierigkeiten in den Weg legen wird. Was sollte sie für ein Interesse daran haben? Trotzdem wird jeder Kenner mit einer gewissen Wehmut Abschied nehmen von dem herrlichen Lande, das seither keine Oberhoheit kannte.

Erinnerungen aus meinem Leben

Von

Gottfried Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst[1])

Petersburg

(Kapitel 6 der „Erinnerungen")

Die Hoffnung, daß dank all den diplomatischen Vorkehrungen, die getroffen worden waren, die Ereignisse in Mazedonien einen ruhigen Verlauf nehmen würden, war leider eine trügerische. Als der für die friedliche Entwicklung der Dinge am Balkan seit jeher so bedenkliche Moment der Schneeschmelze, der vielgenannten „fonte des neiges", heranrückte, begann es dort wieder unruhig zu werden. Bereits anfangs April erhoben sich im Wilajet Monastir die Albanier gegen die christliche Gendarmerie und sammelten sich in großen Massen in der Umgebung der Stadt Mitrovica, um daselbst ein allgemeines Christenmassaker zu veranstalten. Der türkische Pascha forderte sie auf, sich zurückzuziehen, und wandte, als diese Aufforderung nicht befolgt wurde, schließlich Gewalt an. Nach einem kurzen Gefechte nötigte die kleine Garnison von Mitrovica, die aus nicht viel mehr als 200 Mann und 2 Geschützen bestand, die Albanier, deren Zahl sich auf mehrere Tausend belief, zum Rückzuge.

---

[1]) Vgl. die Anmerkung zu dem im Januar-Heft Seite 33 erschienenen ersten Abschnitt dieser Veröffentlichung.

Digitized by Google

So weit war alles gut abgelaufen, als sich am Tage nach dem Gefechte ein höchst bedauerlicher Zwischenfall ereignete; der russische Konsul von Mitrovica, namens Schtscherbina, wurde nämlich von einem türkischen Soldaten angeschossen und schwerverwundet.

Der genannte russische Funktionär hatte sich, wie mir erzählt wurde, schon während des Gefechtes am Vortage nicht gerade durch besonderen Takt ausgezeichnet, indem er sich auf den eigentlichen Leiter der ganzen Aktion spielte, so daß der türkische Bataillonskommandant ihn zu wiederholten Malen aufmerksam machen mußte, sich doch nicht in Dinge zu mischen, die nicht ihn, sondern den türkischen Militärkommandanten angingen. Auch die Soldaten, die Zeugen dieser Szene waren, hatten sich über das Auftreten des russischen Konsuls sehr ungehalten gezeigt; als dieser am nächsten Tage wieder auf dem Gefechtsfelde erschien und sich anschickte, Maßnahmen zur Verfolgung der Albanier anzuordnen, schoß ihm ein türkischer Soldat albanischer Nationalität aus unmittelbarer Nähe eine Kugel in den Leib. Man schaffte den Verwundeten nach Mitrovica zurück und verhaftete den Soldaten, der auf die Frage, was ihn zu dieser Tat veranlaßt habe, antwortete, er sehe in dem Konsul die bewegende Kraft dafür, daß auf seine albanischen Brüder geschossen worden sei.

In Petersburg, wo man alles vermeiden wollte, was neue Komplikationen herbeiführen konnte, gab sich die Regierung die größte Mühe dahin zu wirken, daß dieser Vorfall von der Öffentlichkeit und der Presse ruhig aufgenommen werde; tatsächlich wäre auch, zumal der Sultan der russischen Regierung sein Bedauern aussprach und den Attentäter zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilte, alles noch glimpflich abgelaufen, wenn das Unglück nicht gewollt hätte, daß der schwerverletzte Konsul acht Tage später seinen Wunden erlag.

Nun begann in Petersburg doch eine gewisse Erregung Platz zu greifen, und Lambsdorff erklärte Aehrenthal, Rußland müsse nunmehr auf einer viel weitergehenden Entschuldigung der Türkei und auf der Hinrichtung des Mörders bestehen. Außerdem müsse dem Sultan nachdrücklich zu verstehen gegeben werden, daß es höchste Zeit wäre, energisch gegen die aufständischen Albanier vorzugehen; widrigenfalls würden sich Rußland und Österreich-Ungarn bemüßigt sehen, die Türkei den Angriffen Serbiens und Bulgariens zu überlassen, was einem Desinteressement der Reformmächte an der Aufrechterhaltung der territorialen Integrität der Türkei gleichkäme. Auf diese Weise hoffte Lambsdorff den Sultan einzuschüchtern, doch war ihm gleichzeitig ebensoviel darum zu tun, daß die slawischen „Brüder" am Balkan, falls ihnen die Sprache, die Rußland in Konstantinopel geführt habe, zu Ohren käme, nicht etwa „allzu tapfer" würden. So ließ er denn unter der Hand Serbien und Bulgarien wissen, Rußland werde sie jederzeit vor türkischen Übergriffen schützen, würde jedoch, falls sie ihrerseits die Türkei angreifen wollten, unbekümmert um den Ausgang eines hieraus entstehenden Krieges, den Frieden ausschließlich den russischen Wünschen entsprechend gestalten.

Digitized by Google

Die russische Diplomatie tat also ihr möglichstes, um nach allen Seiten beruhigend und abkühlend zu wirken, wobei es ihr, wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, nicht darauf ankam, einander ganz widersprechende Erklärungen abzugeben. Damit man sich aber auch in Wien durch die schärfere Sprache, die man russischerseits nun dem Sultan gegenüber anschlug, nicht beunruhigt fühle, gab Lambsdorff im Namen des Kaisers Aehrenthal die Versicherung, daß, was immer auch geschehen möge, kein russischer Soldat die türkische Grenze überschreiten werde, ohne daß man sich hierüber vorher mit Österreich-Ungarn verständigt hätte.

Die große Frage war nun, ob sich der Sultan mehr durch die Haltung der Reformmächte oder durch jene seiner geliebten Albanier imponieren lassen werde. Nach den bisher gemachten Erfahrungen stand zu befürchten, daß seine Angst vor den Albaniern, die im „Palais" über einen großen Einfluß verfügten, den sie jederzeit auf das skrupelloseste auszuüben bereit waren, überwiegen werde, um so mehr, als er bei den verschiedenen, in noch so drohender Weise angekündigten und vorbereiteten Maßregelungen durch die Mächte bisher immer mit einem blauen Auge davongekommen war. Es lag also zweifellos die Gefahr nahe, daß er eines schönen Tages erklären werde, nicht imstande zu sein, irgendwelche weitere Reformen durchzuführen.

In Petersburg, wo man natürlich auch mit einer solchen Möglichkeit rechnete, verhehlte man sich nicht, daß der Wunsch, den Frieden zu erhalten, schließlich doch auch nicht so weit getrieben werden dürfe, dem Sultan zu gestatten, sich über alle an ihn gestellten Forderungen hinwegzusetzen und dadurch Rußlands Prestige am Balkan in unwiederbringlicher Weise zu schädigen. Es mußten daher, so ungern man auch daran ging, gewisse Vorkehrungen für den Fall getroffen werden, daß sich infolge der Ereignisse in Mazedonien die Notwendigkeit eines bewaffneten Einschreitens daselbst tatsächlich ergeben sollte.

Es dauerte auch wirklich nicht lange, so erhielt ich von einem der Militärattachés die Mitteilung, er habe zuverlässige Informationen erhalten, daß im Militärbezirk Odessa zwei Infanteriedivisionen, eine Schützenbrigade und drei Maschinengewehrkompagnien bereitgestellt würden, die auf einen telegraphischen Befehl sofort zu mobilisieren hätten, um, wie es hieß, „zu einer Pazifizierungsaktion am Balkan" verwendet zu werden.

Ich teilte dies sofort dem Botschafter mit, der hierüber, ebenso wie ich, nach Wien berichtete; Aehrenthal war jedoch der Ansicht, daß diese allgemeinen Vorbereitungen nicht im Widerspruch mit den Versicherungen ständen, die Lambsdorff ihm gegeben hatte, wonach Rußland keine größere Aktion am Balkan unternehmen werde, ohne sich vorher mit Österreich-Ungarn verständigt zu haben, eine Auffassung, der ich vollkommen beistimmte.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einige Worte über mein Verhältnis zu Aehrenthal einschalten, das, wie ich gleich vorausschicken will, von Haus aus ein sehr freundschaftliches war und dies auch während der ganzen Zeit unserer gemeinsamen Tätigkeit in Petersburg blieb. Im allgemeinen pflegte das

Digitized by Google

Verhältnis zwischen dem Missionschef und dem Militärattaché leider nicht immer ein ungetrübtes zu sein, ein Übelstand, der bei uns durch das mangelhaft organisierte Zusammenwirken dieser beiden Stellen hervorgerufen wurde. Während jeder deutsche Militärattaché verpflichtet war, seine Berichte dem Botschafter zur Einsicht vorzulegen, bestanden hierüber bei uns keinerlei Vorschriften, so daß diese beiden Stellen ganz unabhängig voneinander und — wie es leider nur zu oft vorkam — auch in völlig entgegengesetztem Sinne berichten konnten, was unter Umständen sehr unangenehme Folgen nach sich zog.

Ich hatte gleich bei Beginn meiner Petersburger Tätigkeit hierüber eine lange Aussprache mit Aehrenthal. Wir kamen überein, daß ich ihm meine Berichte, soweit sie politischen Inhaltes waren, stets zur Einsicht vorlegen würde, wogegen er mir versprach, mich auch seinerseits von allem, was er in wichtigen Fragen nach Wien berichten werde, in Kenntnis zu setzen. Wenn wir über etwas verschiedener Ansicht waren, so einigten wir uns, nachdem wir die betreffende Frage gründlich durchgesprochen hatten, jedesmal über die Art und Weise, wie wir hierüber nach Wien berichten würden, ohne hierdurch die verschiedenen Stellen, denen wir unterstanden, in entgegengesetztem Sinne zu informieren. Dies war namentlich in den bewegten Zeiten des japanischen Krieges und der darauffolgenden revolutionären Wirren, wo die militärische und politische Berichterstattung sich beinahe deckten, sicherlich nur von Vorteil. Ich kann Aehrenthal für das Vertrauen, das er mir stets bewiesen hat, und für die Mühe, die er sich gab, mich auch in alle politischen Fragen einzuweihen, nicht genug dankbar sein. Da er Rußland und seine nicht immer zuverlässige Diplomatie seit Jahren sehr wohl kannte, war er in der Lage, mich über vieles aufzuklären und vor manchem zu warnen, wodurch mir — dem Neuling in diesem ganzen Treiben — der mit eigenen Erfahrungen meist verbundene Schaden erspart blieb. Ich habe mit Aehrenthal später, als er am Ballplatze eingezogen war, noch viel verkehrt, wiewohl ich damals für eine Weile aus dem diplomatischen Dienste ausgetreten war; meine Ansicht über ihn habe ich auch zur Zeit der Annexion nicht geändert. Alles, was ihm damals in oft allzu leichtfertiger Weise zum Vorwurfe gemacht wurde, ist schon deshalb unzutreffend, weil niemand in der Lage ist, ein halbvollendetes Werk richtig zu beurteilen. Aehrenthal hatte die Annexion durchgeführt, und so viel sich auch dagegen sagen läßt, sie bildete doch nur den ersten Zug einer großangelegten politischen Partie, in der Österreich-Ungarn zur Überraschung der übrigen Welt sich anschickte, eine führende Rolle zu spielen. Wie Aehrenthal weiter zu handeln gedachte, kann, nachdem der Tod seinem Wirken ein vorzeitiges Ende setzte, niemand sagen, und zwar um so weniger, als es zu seinen Eigentümlichkeiten gehörte, über das Endziel, das ihm in großen politischen Fragen vorschwebte, selbst seine vertrautesten Mitarbeiter im unklaren zu lassen. Es ist daher ganz müßig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was Aehrenthal in der Folge getan oder unterlassen hätte; sicher ist für mich nur das eine, daß bei längerer Leitung unserer äußeren Politik durch Aehrenthal niemals ein Nikita von Montenegro die

Digitized by Google

Welt hätte in Atem halten können, wie dies bereits ein Jahr später der Fall war. Aehrenthal hätte die Gefahr erkannt, die in der Zulassung einer derartigen Überhebung lag, und hätte diesem Unfug ein Ende gemacht, statt ihn in ratloser Ohnmacht zu dulden und immer größer werden zu lassen.

In Rußland selbst genoß Aehrenthal zu jener Zeit das größte Ansehen; man hielt ihn, und auch mit Recht, für einen Freund Rußlands, empfand es daher später um so schwerer, daß gerade er es war, der die Annexion durchführte, die dank den unermüdlichen Treibereien Iswolskis in Rußland allgemein als ein direkt gegen das Zarenreich gerichteter Schlag aufgefaßt wurde.

Ich will nun aber wieder zur Schilderung des weiteren Verlaufs der Ereignisse zurückkehren.

Die Türkei, die jedenfalls darüber unterrichtet war, daß Rußland, wie früher erwähnt, für alle Fälle Truppen in Odessa bereitstellte, beeilte sich, der russischen Regierung die verlangten weitgehenden Entschuldigungen zu machen und den Mörder des russischen Konsuls zum Tode zu verurteilen. Da der Sultan es jedoch um jeden Preis vermeiden wollte, das Todesurteil an einem Albanier tatsächlich vollziehen zu lassen, verfiel er in gewohnt schlauer Weise auf den Ausweg, eine etwaige Begnadigung dem Kaiser von Rußland anheimzustellen, dem unter diesen Umständen nichts anderes übrigblieb, als dieselbe zu gewähren.

Nunmehr trat, abgesehen von kleinen diplomatischen Unstimmigkeiten (so wünschte man in Wien, daß die russische Warnung an die Balkanstaaten, wonach diese von einem Angriffe auf die Türkei keinerlei territoriale Vorteile erwarten dürften, veröffentlicht werde, wogegen Lambsdorff dermalen jedoch Bedenken erhob), im allgemeinen doch wieder eine gewisse Beruhigung ein, und es war zu hoffen, daß das bevorstehende, in Rußland ganz besonders feierlich begangene Osterfest durch weitere politische Komplikationen nicht gestört werden würde.

Das Kaiserpaar verbrachte die Ostertage in Moskau, wo es im Kreml den religiösen Zeremonien beiwohnte. Der Jubel, der den Zaren, so oft er sich während derselben dem Volke zeigte, umbrauste, war, mit Rücksicht auf den Ort, gerade jetzt insofern nicht ganz unbedenklich, als Moskau seit jeher das Zentrum der groß-slawischen Bewegung war und es nicht ausgeschlossen schien, daß der für solche Kundgebungen sehr empfängliche Kaiser dort allerhand unerwünschten Einflüssen ausgesetzt sein würde, denen er eventuell Gehör schenken konnte.

Ostern, das ich zum erstenmal auf dem Boden des „heiligen Rußland" erlebte, wurde hier als das größte kirchliche Fest gefeiert. Endlosen Zeremonien in der Karwoche (die Botschaft wohnte dem katholischen Kirchendienste in der Malteserkapelle bei) folgte in der Osternacht die Auferstehungsfeier in allen Kirchen, die in der Isaaks- und Kasanerkathedrale mit ganz besonderem Gepränge begangen wurde. Man muß das Menschengewühl, das um Mitternacht am Newski und vor der Isaakskathedrale auf- und niederwogte, gesehen

Digitized by Google

haben, um sich einen Begriff von dem Gedränge zu machen, das in dieser Nacht in und vor diesen Kirchen herrschte. Um 12 Uhr begann die Ostermesse, während welcher der Gesang der Popen „Christus ist auferstanden" ertönte, der sich sofort bis auf die Straße fortpflanzte, worauf die Menschen, auch wenn sie einander ganz fremd waren, sich in die Arme sanken und mit den bekräftigenden Worten „Er ist wirklich auferstanden" drei Küsse austauschten. Ich habe mir in jeder Osternacht, die ich in Petersburg verbrachte, das Vergnügen gemacht, in der Stadt herumzufahren oder herumzugehen, denn diese Umarmungsszenen auf der Straße hatten etwas unwiderstehlich Komisches.

Gegen 1 Uhr nachts begab ich mich zu den Georges Bobrinskis, wo ein kopiöses Souper bereitstand, dem alle, ob sie die Fastenzeit nun streng gehalten hatten oder nicht, im weitesten Maße zusprachen. Die Stimmung war sehr animiert, und auch mit den österlichen Umarmungen wurde viel Spaß getrieben, wobei man hauptsächlich mich als Fremden in Verlegenheit bringen wollte. Eine nicht gerade angenehme Aufgabe hatte der Kaiser in der Osternacht zu bewältigen, indem er mit der ganzen der Ostermesse beiwohnenden Eskadron seiner Leibkosaken, zirka 100 Mann, die Osterküsse austauschen mußte!

Das Bobrinskische Souper währte bis in die Morgenstunden, und das Marsfeld erstrahlte bereits im Glanze des ersten Ostertages, als ich mich auf den Heimweg begab. Die zwei nächsten Tage ruhte natürlich jedwede Arbeit, aber auch nach denselben bedurfte es einer gewissen Zeit, bis sich das Volk vom Osterfeste erholt hatte oder, deutlicher ausgedrückt, es bedurfte dieser Frist, bis die Leute ihre Riesenräusche ausgeschlafen hatten. Ganz unglaublich war es, wie viele dieser Betrunkenen auf der Straße, speziell in der Nähe der Branntweinverkaufsstellen, herumlagen, ohne daß irgend jemand daran den geringsten Anstoß genommen hätte, im Gegenteil, man ließ den Betreffenden die liebevollste, mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu gepaarte Behandlung angedeihen, indem man sie von den Plätzen, wo sie jeden Augenblick überfahren werden konnten, in irgendeine stille Ecke schaffte, in der sie ungestört liegen blieben, bis sie wieder einmal erwachten.

Nun zog auch hier das Frühjahr langsam ein, was sich vorerst aber nur dadurch bemerkbar machte, daß der Tag immer länger wurde und der gute Schlittenweg einer grundlos kotigen Fahrbahn Platz machte.

Im Laufe der nächsten Wochen fuhr ich, da die Auerhahnbalz begonnen hatte, zu wiederholten Malen auf die Jagd. Zirka anderthalb Stunden Eisenbahnfahrt von Petersburg an der Moskauer Strecke — man fuhr bis zur Station Tosna — hatten mehrere Petersburger Herren eine Jagdgesellschaft gegründet, der auch ich beigetreten war. Es gab dort viele Auerhahnen und Schnepfen, und im Herbste konnte man Haselhühner und ein paar Hasen schießen; auch Luchse waren im Winter schon dort erlegt worden, ja ab und zu verirrten sich sogar Wölfe in diese Gegend.

Die Nähe von Petersburg ermöglichte es gerade jetzt in der Hahnenzeit, spät nachmittags für einen Abend und einen Morgen hinauszufahren und noch

Digitized by Google

am Vormittage wieder in der Stadt zu sein, was ich speziell wegen des Schnepfenanstandes öfters getan habe. Es war wirklich angenehm, in verhältnismäßig kurzer Zeit aus Petersburg heraus in den Wald zu kommen, und ich habe manchen schönen Abend auf einer Waldblöße in Erwartung der Schnepfen zugebracht, die man, bis kein anderer Laut mehr vernehmbar war, in der zunehmenden Dämmerung endlich heranstreichen hörte. Stellenweise waren ziemlich viele da, und ich habe mehrmals drei oder vier an einem Abend erlegt.

Da es Anfang Mai, speziell in den nördlichen Ländern, schon recht lange dauert, bis es wirklich dunkel wird, kam man meist erst sehr spät ins Jagdhaus zurück, wo man in Gesellschaft etwa noch anwesender anderer Jagdteilnehmer den mitgenommenen Proviant verzehrte und sich dann zu kurzer Ruhe niederlegte, da man bereits in zwei bis drei Stunden auf den Hahn fahren mußte.

Ich jage wirklich sehr gern, aber wenn mir etwas die Jagdlust hätte nehmen können, so wären dies die stundenlangen Fahrten gewesen, die man bei dieser Gelegenheit auf Leiterwagen querfeldein durch Sümpfe und auf unmöglichen Feldwegen zu überstehen hatte, um so weit in die Nähe der Balzplätze zu kommen, daß man die Hahnen anspringen konnte. Hielt man sich nicht von allen Seiten krampfhaft am Wagen fest, so war man sicher, herauszufliegen, was übrigens auch sonst oft genug geschah, wenn bei dieser entsetzlichen Fahrt ein Rad oder sonst ein wesentlicher Bestandteil des Wagens in die Brüche ging. Sehr häufig blieb das Gefährt auch völlig im Sumpfe stecken und konnte nur durch die vereinigten Anstrengungen des Kutschers, des Hegers und des Jagdgastes wieder flottgemacht werden, wobei letzterer, je nachdem sich dieser erbauliche Zwischenfall auf der Hinausfahrt oder aber auf der Rückfahrt zur Bahn zugetragen hatte, entweder zu spät auf den Hahn kam oder den Zug nach Petersburg versäumte. War ich einmal glücklich in die Nähe des Balzplatzes gekommen, sprang ich den Hahn allein an, was fast immer mit den größten Schwierigkeiten verbunden, daher um so unterhaltender war. Gewöhnlich hatte man knietief im Wasser oder Sumpf zu waten; balzte der Hahn, wie er dies mit Vorliebe tat, auf einer einzelnen im Moore stehenden Birke, mußte man sich mangels jeder Deckung auch noch in dem nichts weniger als warmen Wasser zusammenkauern, solange er verschwieg. Um so größer war aber, wenn man einen solchen Hahn erlegte, die freudige Genugtuung darüber, der man sich allerdings leider nicht so recht hingeben konnte, da einem die entsetzliche Heimfahrt noch immer drohend bevorstand! Ich erinnere mich, daß der amerikanische Botschafter Lengerke-Meyer, der auch der Tosnaer Jagdgesellschaft angehörte, nach einer derartigen Fahrt längere Zeit mit einer heftigen Blinddarmreizung zu Bette lag und sich in allen Sprachen und allen Tonarten verschwor, niemals wieder eine mit solchen Fahrten verbundene Jagdexpedition zu unternehmen.

Die Osterwoche war von politischen Zwischenfällen zwar nicht gestört worden, aber die Erwartung, daß die Ruhe am Balkan nunmehr anhalten werde, ging leider auch diesmal nicht in Erfüllung.

Digitized by Google

Die Türkei konnte oder wollte sich absolut nicht aufraffen, energisch gegen die unruhigen Albanier vorzugehen, und auch gegen die bulgarischen Banden, deren Tätigkeit viel eher zu- als abnahm, konnte kein Erfolg erzielt werden. Schließlich gingen die Komitadschi im Vertrauen auf ihre Zahl und Stärke so weit, die Filiale der Banque Ottomane in Saloniki zu überfallen und sie mit noch anderen Gebäuden in die Luft zu sprengen; gleichzeitig brach an verschiedenen Stellen der Stadt Feuer aus, das natürlich von diesen Banden gelegt war, die auch noch einige fremde Dampfer im Hafen durch Bombenwürfe beschädigten.

Am Ballplatze schienen alle diese Hiobsposten große Aufregung hervorgerufen zu haben, denn die Botschaft erhielt ein Telegramm, das die Mitteilung enthielt, Seine Majestät habe auf Grund der Konsularberichte aus Saloniki angeordnet, daß die in der Levante kreuzende k. u. k. Eskader sofort nach Saloniki abzugehen habe.

Aehrenthal war hierüber sehr ungehalten, da er mit Recht der Ansicht war, man hätte sich vorher mit der russischen Regierung verständigen sollen, die uns ja auch ihrerseits zugesagt hatte, keine Aktion am Balkan zu unternehmen, ohne sich darüber rechtzeitig mit uns ins Einvernehmen zu setzen.

Lambsdorff war über unser Vorgehen, das er als den getroffenen Abmachungen zuwiderlaufend bezeichnete, auch wirklich sehr verstimmt und klagte dem Botschafter gegenüber, daß man nunmehr auch hier die Regierung werde drängen wollen, Schiffe nach Saloniki zu entsenden; die Italiener hätten bereits eine Eskader hinbeordert, die Franzosen hätten ebenfalls die Absicht, dies zu tun, mit einem Wort, binnen kurzem werde vor Saloniki eine internationale Flotte versammelt sein, wodurch allen unausbleiblich damit verbundenen Reibereien Tür und Tor geöffnet erschiene.

Aehrenthal suchte den russischen Minister nach Tunlichkeit zu beruhigen, machte aber andererseits in seiner Berichterstattung nach Wien kein Hehl daraus, daß er die Entsendung der Flotte nach Saloniki für eine wenig opportune Maßnahme halte, die nur geeignet sei, ein einvernehmliches Vorgehen mit Rußland zu erschweren. Von Wien wurde geantwortet, Aehrenthals Einwürfe seien völlig unberechtigt, wir müßten vielmehr zeigen, daß die Initiative gegenüber der Türkei nicht ausschließlich bei Rußland liege, worauf Aehrenthal wieder entgegnete, man möge doch durch Äußerlichkeiten nicht den Kern der ganzen Sache gefährden.

Um dieser etwas gereizten Korrespondenz ein Ende zu machen und auch eventuellen weiteren Mißverständnissen vorzubeugen, beschloß Aehrenthal nach Wien zu fahren und sich mit Goluchowski mündlich auseinanderzusetzen. Gleichzeitig wollte er in Wien eine Zusammenkunft der beiden Kaiser anregen, die er sowohl mit Rücksicht auf den allgemeinen Eindruck, den eine solche Begegnung hervorrufen würde, für erwünscht hielt, als auch wegen einer neuerlichen eingehenden, alle Balkanfragen betreffenden Aussprache für geboten erachtete.

Digitized by Google

Ich wollte nur noch die in Aussicht stehende große Parade über alle Gardetruppen auf dem Marsfelde abwarten, um dann ebenfalls auf kurzen Urlaub nach Hause zu fahren.

Diese Parade fand am 15. Mai in Anwesenheit der Kaisers und der beiden Kaiserinnen statt und nahm ohne Zwischenfall den gewohnten Verlauf.

Wenige Tage später begab ich mich über Berlin nach Wien. Ich hatte mit Aehrenthal besprochen, daß auch ich meinerseits sowohl den Kaiser wie den Erzherzog Franz Ferdinand darauf aufmerksam machen solle, wie gern man in Rußland zu einer Zusammenkunft der beiden Monarchen bereit wäre, und kam, in Wien angelangt, diesem Wunsche Aehrenthals auch sofort nach. In der Audienz, die mir Seine Majestät gleich nach meiner Ankunft gewährte, erwähnte ich, daß Kaiser Nikolaus mir schon wiederholt davon gesprochen habe, wie gern er einmal ins steierische Gebirge kommen und eine Gemsjagd mitmachen würde. Der Kaiser erwiderte mir, er könne den Kaiser von Rußland doch unmöglich in das bescheidene Mürzsteger Jagdhaus einladen, worauf ich mir zu bemerken erlaubte, soweit ich denselben bisher kennen gelernt hätte, werde er sich um so wohler und zufriedener fühlen, je kleiner der Kreis und je einfacher das Milieu sei, in dem er empfangen würde. Der Kaiser meinte darauf, daß, wenn dies wirklich der Fall wäre, er gern hierzu bereit sei und mit Aehrenthal noch alles Erforderliche besprechen werde.

Bereits an einem der nächsten Tage sagte mir Aehrenthal — der sich inzwischen mit Goluchowski ausgesprochen und, da jede weitere Flottendemonstration schließlich unterblieben war, auch wieder verständigt hatte —, der Kaiser habe ihn beauftragt, Kaiser Nikolaus in seinem Namen einzuladen, nach Wien und anschließend daran mit ihm für einige Gemsjagden nach Mürzsteg zu kommen.

Ich verbrachte noch zirka 14 Tage in Wien und auf dem Lande, worauf ich nach Petersburg zurückkehrte.

Noch auf der Rückreise begriffen, erhielt ich die Nachricht von der Ermordung des serbischen Königspaares und der Berufung Peter Karageorgewitschs auf den serbischen Thron. Wie die Zeitungen mitteilten, war der neue König bereits von einer Deputation serbischer „Würdenträger", die wohl noch kaum Zeit gehabt haben mochten, sich vom Blute, das sie vergossen hatten, zu säubern, aus Genf abgeholt und nach Belgrad gebracht worden.

Ganz Europa erging sich in den heftigsten, leider aber völlig platonischen Abscheubezeugungen, was jedoch nicht hinderte, daß alle Regierungen, mit Ausnahme der englischen, den neuen König anerkannten.

Kaiser Franz Joseph und Kaiser Nikolaus sprachen zwar, ersterer in einem persönlichen Telegramm, letzterer in einen Regierungskommuniqué, die Erwartung aus, daß der König die Mörder bestrafen werde, stellten hiermit aber eine Zumutung an ihn, der er schon deshalb gar nicht zu entsprechen in der Lage war, da es ja gerade diese Mörder waren, denen er seinen Thron verdankte. Daß er dieselben in der Folge tatsächlich nicht nur nicht bestrafte, sondern auch

Digitized by Google

noch belohnte, glaubten die verschiedenen Regierungen, und selbst jene, deren Souveräne die entgegengesetzten Erwartungen ausgesprochen hatten, aus „politischen Rücksichten" nicht weiter hervorheben zu sollen.

Ich habe mir bereits damals nicht verhehlt, daß es kaum gute Früchte tragen dürfte, Serbien, das stets ein Herd von Unruhen war, zu gestatten, allen dynastischen Prinzipien einen derartigen Faustschlag zu versetzen, und das neue Régime dann auch noch so eilig anzuerkennen.

In Rußland fühlte man dies natürlich auch, war jedoch ebenso wie bei uns viel zu schwach, irgendeinen ernstlichen Schritt gegen die Belgrader Mörderbande zu unternehmen. Gerade in Rußland wäre es aber ganz besonders nötig gewesen, auf das Nachdrücklichste zu erklären, daß derartige Vorgänge heutzutage nicht ungestraft hingenommen werden könnten und daß erfolgreiche Palastrevolutionen, die ja in Rußland zu Hause waren, ein für allemal der Geschichte angehören. Sprach und handelte man nicht in diesem Sinne, so war anzunehmen, daß sich die zahllosen, durchaus nicht immer zufriedenen Offiziere, namentlich jene der Linienregimenter, allerhand Gedanken darüber machen würden, wie leicht es ein paar eidbrüchigen Offizieren an der Spitze einiger meuternder Regimenter geworden sei, ihren König samt seiner Gemahlin in bestialischer Weise umzubringen, einen anderen auf den Thron zu setzen und schließlich für all das nicht nur straflos auszugehen, sondern auch noch belohnt zu werden!

Großes Ärgernis erregten damals die in den russischen Regimentern kommandierten serbischen Offiziere, die die Nachricht aus Belgrad mit Jubel begrüßten, die Kokarde mit dem Namenszug ihres ermordeten Königs nicht schnell genug von den Kappen reißen konnten und sich auch noch darüber aufhielten, daß die russischen Offiziere gemäß der für das Königspaar angesagten Hoftrauer einen Flor anlegten.

Nach allen Äußerungen, die ich zu jener Zeit von den verschiedensten russischen Seiten zu hören bekam, bin ich fest überzeugt, daß, wäre Rußland damals frei von anderen Sorgen und in der Lage gewesen, so einzugreifen, wie es wünschte, die „Bratuschki", die Brüderchen, in Serbien den großen Bruder in Rußland von einer ganz anderen Seite kennen gelernt hätten, als ungefähr ein Dezennium später; erst um diese Zeit fand man es in Petersburg mit Rücksicht auf das übrige politische Konzept für angezeigt, sich wieder all der sogenannten historischen Verpflichtungen zu erinnern, die man gegen die Brüderchen in Belgrad zu erfüllen hatte, gleichgültig, ob diese der einmal mit so viel Erfolg verwendeten Mordmethode auch weiterhin treu geblieben waren!

Der Hof befand sich bei meiner Rückkehr aus Wien bereits in Peterhof, von wo aus der Kaiser wie immer den größeren Übungen in der Umgebung des Lagers von Krasnojeselo beiwohnte oder auch den Offizierkorps der einzelnen Regimenter Besuche abstattete. Eines der Regimenter, das dem Herzen des Kaisers am nächsten stand, war das Gardehusarenregiment in Zarske, bei dem er selbst eine Zeitlang gedient hatte. Wie alljährlich, war auch heuer der Kaiser einmal Gast der Offiziere des Regiments, das der frühere Militärattaché in

Digitized by Google

Berlin, Fürst Engalitschew, kommandierte. Auch die Kaiserin und ihre Schwester, die Großfürstin Serge, nahmen an diesem Feste teil, das, nachdem das Regiment noch nicht ins Lager abgegangen war, in der Husarenkaserne in Zarske stattfand und, wie mir erzählt wurde, einen glänzenden Verlauf nahm. Die Reitschule, in der gespeist wurde, war in einen Palmenhain verwandelt worden, die berühmtesten Zigeunerchöre aus Moskau gaben abwechselnd ihre heiteren und schwermütigen Lieder zum besten, kurz, man unterhielt sich bei Gesang und Becherklang so gut, daß der Kaiser — die Kaiserin war schon viel früher mit der Großfürstin nach Peterhof zurückgekehrt — erst beim Morgengrauen aufbrach. Wie wenig sich der Kaiser Rechenschaft über die Auslagen gab, die dem Offizierkorps durch ein solches Fest erwuchsen, geht daraus hervor, daß er sich einige Tage später einem Herrn gegenüber in der anerkennendsten Weise über den gelungenen Abend, den er bei den Zarskoer Husaren zugebracht hatte, äußerte und ausdrücklich betonte, wie ganz besonders es ihn gefreut habe, daß es hierbei „so einfach" und „ohne Aufhauerei" zugegangen sei! Tatsächlich hatte dieses sogenannte „einfache" Fest mehr als 40 000 Rubel gekostet, was sich übrigens das außerordentlich reiche Offizierkorps, ohne deshalb empfindliche Opfer bringen zu müssen, leisten konnte.

Im Laufe des Juli und August wohnte ich wieder verschiedenen Übungen der im Krassnoer Lager befindlichen Truppen bei, und ebenso fand der Einzug des Kaisers in das Lager zur gewohnten Zeit nach dem üblichen Programm statt.

Aehrenthal hatte gleich nach seiner Rückkehr bei Lambsdorff angefragt, ob Kaiser Nikolaus eine Einladung unseres Kaisers nach Wien und Mürzsteg annehmen würde, und da Lambsdorff hierauf erwiderte, sein Souverän werde derselben mit ganz besonderer Freude folgen, hatte Kaiser Franz Joseph den Kaiser telegraphisch eingeladen. Ende Juli erhielt Aehrenthal die Verständigung, daß Kaiser Nikolaus Ende September oder Anfang Oktober nach Wien und Mürzsteg kommen werde, und daß auch die beiden Minister und die Botschafter sich ihren Souveränen anzuschließen hätten. Ebenso erhielt auch ich kurz darauf die Weisung, den Kaiser von Rußland seinerzeit in Wien zu erwarten und dann ebenfalls nach Mürzsteg zu begleiten.

Am Balkan wollte sich inzwischen der von Österreich-Ungarn und Rußland so heiß ersehnte Erfolg der Reformen nicht nur noch immer nicht einstellen, sondern die Lage wurde tagtäglich bedrohlicher. Die Türkei war genötigt, mehr und mehr Truppen zur sogenannten Pazifizierung der mazedonischen Wilajets einzuberufen, ohne daß es ihr gelang, die bulgarischen Banden, die den Kampf mit stets wachsender Erbitterung führten, unschädlich zu machen, was wohl zum großen Teil darauf zurückzuführen war, daß die russische Regierung in Konstantinopel immer wieder vor allzu umfangreichen Aktionen gegen Bulgarien warnte.

Wie unangenehm diese fortgesetzt aus Petersburg ergehenden Mahnungen und Verhaltungsmaßregeln seitens der Türkei empfunden wurden, entnahm ich einem gelegentlichen Gespräche mit dem türkischen Militärattaché, der sich nicht

Digitized by Google

bitter genug darüber beklagen konnte, daß Rußland es selbst sei, das durch sein Doppelspiel die Durchführung der Reformen verhindere. Schließlich sei aber, meinte der genannte Offizier, auch die Geduld der Türkei einmal zu Ende, und so könne es trotz aller Warnungen aus Petersburg geschehen, daß die türkischen Truppen, die jetzt in großer Zahl in Mazedonien konzentriert wären, eines schönen Tages die bulgarischen Grenzen überschritten und den Bulgaren jene ausgiebigen Schläge versetzten, die sie schon so lange verdient hätten. Erst dann wäre es möglich, Reformen durchzuführen und gegen die Albanier vorzugehen, was dermalen so gut wie ausgeschlossen sei. Heute verlange man von der Türkei, sie solle gegen ihre eigenen Untertanen mit eiserner Faust, gegen fremde Räuberbanden aber, die von auswärts unterstützt würden, mit Samthandschuhen vorgehen. So müßten z. B. die gefangenen Führer aller dieser Banden, die meist bulgarische Offiziere wären, über Einspruch der russischen Konsuln, die sich auf die in dem Reformprogramm verlautbarte Amnestie beriefen, immer wieder freigelassen werden, was zur Folge habe, daß dieselben Offiziere bereits zwei- oder dreimal in türkische Gefangenschaft geraten seien. Solange solche Zustände anhielten, sei an eine Herstellung geordneter Verhältnisse eben nicht zu denken. Ich entgegnete, es läge Rußland doch vor allem daran, dermalen die Ruhe am Balkan zu erhalten, so daß ich nicht annehmen könne, daß es selbst die Durchführung der Reformen erschwere. Man dürfe eben nicht vergessen, daß Rußland auch auf die kleinen Balkanstaaten eine gewisse Rücksicht nehmen müsse und sich dadurch in einer tatsächlich sehr heillen Lage befinde. Trotzdem habe die hiesige Regierung, wie er zugeben müsse, einen energischen Ton gegen die Balkanstaaten angeschlagen, und weiters sei es doch nur dem von hier ausgeübten Drucke zu danken, daß Bulgarien seine Grenzen militärisch besetzt habe, um den Übertritt von Banden auf türkisches Gebiet zu hindern.

Meine Argumente schienen dem türkischen Militärattaché nicht gerade einen übermäßig tiefen Eindruck zu machen, speziell die bulgarische Grenzabsperrung tat er mit einem verächtlichen Achselzucken und der Bemerkung ab, die Bulgaren besetzten an der Grenze nur jene Punkte, die gegenüber türkischen Posten lägen, um so den Banden Anhaltspunkte zu geben, wo sie die Grenze nicht überschreiten sollten. Türkischerseits habe man dies aber bald entdeckt und stelle jetzt rechts und links von diesen „offiziellen" Posten auch noch immer je ein weiteres starkes Detachement auf, eine Maßnahme, dank der es gelungen sei, schon manche bulgarische Bande, die dem türkischen Hauptposten ausgewichen war, gefangen zu nehmen.

Im weiteren Verlaufe unseres Gespräches bemerkte ich, es wäre trotz alledem außerordentlich zu beklagen, wenn sich die Türkei durch einen coup de tête zu einem Kriege mit Bulgarien hinreißen lassen würde, aus dem sie sicherlich ebensowenig positiven Nutzen ziehen dürfte als seinerzeit aus jenem mit Griechenland. Dies gab mein türkischer Kollege zwar zu, blieb jedoch dabei, daß, wenn die Türkei die gewünschten geordneten Zustände wirklich herstellen solle, eine völlige Niederwerfung Bulgariens die unerläßliche Vorbedingung hierfür wäre.

Digitized by Google

Wenn man sich auch noch so sehr bemühte, die im Vorstehenden angeführten und bei jeder Gelegenheit wiederholten türkischen Argumente zu entkräften, so war doch nicht zu leugnen, daß manche derselben vollkommen einleuchtend und berechtigt waren.

Meiner Ansicht nach lag der Grund für all die Schwierigkeiten, denen das Reformwerk begegnete, zum größten Teil in der verschiedenen Auffassung über die Art und Weise, wie es durchgeführt werden sollte. Während es der Türkei bei Lösung der ihr gestellten Aufgabe begreiflicherweise darum zu tun war, gleichzeitig auch ihre eigene Macht und ihr eigenes Prestige zu erhöhen, wozu sie einen vollständigen Erfolg über Bulgarien anstrebte, zog Rußland dermalen eine provisorische Lösung vor; hierbei sollte gerade das türkische Selbstbewußtsein nicht allzusehr gehoben werden, vielmehr die Möglichkeit offen bleiben, die Balkanfrage erst dann ernstlich aufzurollen, wenn dies Rußland genehm sei, d. h. die Lage im fernen Osten es zulassen würde.

Diese Divergenz der Auffassungen und weiters auch der russische Wunsch, es sich mit den Balkanstaaten doch auf keinen Fall ganz zu verderben, hatte die gegenwärtige Situation gezeitigt, bei der es am bedauerlichsten war, daß den verschiedenen kleinen Balkanstaaten der Kamm mehr und mehr schwoll; sie führten die krampfhaften Bemühungen der russischen Diplomatie, den Frieden um jeden Preis zu erhalten und es dabei allen recht zu machen, nicht so sehr auf die Friedensliebe, als auf die Schwäche des Zarenreiches zurück.

In der ersten Hälfte August wurde die Lage am Balkan von Tag zu Tag kritischer. Mit großer Bestimmtheit verlautete, das Mazedonische Komitee habe den jetzigen Zeitpunkt gewählt, um einen allgemeinen Aufstand in Szene zu setzen, was seitens der Türkei eine neuerliche Verstärkung ihrer Truppen in Mazedonien zur Folge hatte, die nunmehr daselbst schon die Stärke von zirka 370 000 Mann erreichten.

Dank dieser imposanten Truppenmasse kam es zwar nicht zu dem erwarteten, zweifellos ursprünglich in Aussicht genommenen allgemeinen Aufstande, die Bombenattentate, Morde und Plünderungen mehrten sich jedoch in geradezu erschreckender Weise. Abermals wurde ein russischer Konsul, und zwar diesmal jener in Saloniki, ermordet. Auch dieser unglückliche russische Beamte, namens Rostowski, bewies wenig Takt, indem er einem türkischen Gendarmen, der ihn nicht grüßte, diese angeblich sträfliche Unterlassung in gröblicher Form vorhielt und ihn so lange beschimpfte, bis der Gendarm, der ein Albanier war, die Sache übelnahm und den Konsul kurzerhand niederschoß.

Diese Mordtat erregte natürlich das größte Aufsehen, und alles war gespannt, wie Rußland sich zu dieser abermaligen schweren Provokation verhalten werde. In Bulgarien glaubte man mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß das Zarenreich sich dies nicht noch einmal bieten lassen, vielmehr diesmal sofort zu energischen Maßnahmen gegen die Türkei greifen werde. Man hielt daher in Sofia den Moment für gekommen, um unter Hinweis auf die türkischen Truppenkonzentrierungen nunmehr ebenfalls zu rüsten, in der

Digitized by Google

Erwartung, binnen kurzem an der Seite Rußlands gegen die Türkei vorzurücken.

In Petersburg nahm man jedoch die Ermordung Rostowskis, obwohl man sofort entsprechende weitgehende Entschuldigungen und strenge Bestrafung des Mörders forderte, im allgemeinen sehr ruhig auf, ja, es wurden sogar Stimmen laut, der Konsul habe sich durch sein Benehmen ins Unrecht gesetzt, was gewiß richtig war, aber unter anderen Verhältnissen sicherlich nie zugegeben worden wäre. Um so unangenehmer war die Regierung von den bulgarischen Rüstungen berührt, durch die die Möglichkeit eines bewaffneten Zusammenstoßes mit der Türkei in nächste Nähe gerückt schien. Der ganze diplomatische Apparat wurde daher in fieberhafter Eile in Bewegung gesetzt, um durch entsprechende Demarchen diese drohende Eventualität hintanzuhalten, was den vereinigten Bemühungen der Reformmächte, denen sich diesmal auch Deutschland anschloß, endlich auch gelang.

Zur selben Zeit wurde in der Presse verlautbart, daß Kaiser Nikolaus eine Einladung Kaiser Franz Josephs angenommen habe und sich Ende September, begleitet von Graf Lambsdorff, nach Wien begeben werde, um von dort aus einige Tage in Mürzsteg zu jagen. Anläßlich dieser Zusammenkunft werde sich sowohl für die beiden Monarchen wie auch für die leitenden Staatsmänner die Gelegenheit ergeben, die Verhältnisse am Balkan einer gründlichen Besprechung zu unterziehen.

Tatsächlich flaute die am Balkan herrschende Erregung auch etwas ab, ja selbst in Bulgarien beruhigten sich die erhitzten Köpfe, so daß Ende August die Krise im nahen Osten, die stellenweise zu den allerschlimmsten Befürchtungen Anlaß gegeben hatte, vorerst überwunden schien. Um so schwerere Wolken begannen sich im fernen Osten zusammenzuballen.

Aus Karl v. Hases Leipziger Studentenzeit 1818—1821

Nach seinen Tagebüchern

Von

Dr. Wilhelm Bruchmüller

(Schluß)

Kennzeichnend für Hases ganz dem Zeitfühlen entsprechendes starkes Freundschaftsbedürfnis ist auch die Sehnsucht, die er nach einem dritten Jugendfreunde von Altenburg her, dem späteren Kunsthistoriker Ernst Förster, der damals in Berlin studierte, empfindet. Über Förster, von dem ebenfalls viel in den Tagebüchern die Rede ist, heißt es z. B. einmal: „Förster schrieb unlängst. Auch er hat keinen Freund ans Herz zu drücken. Ich meine es

Digitized by Google

zu werden, und wenn unsre Meinungen und Ansichten noch so sehr verschieden, eint uns doch ein Wollen und Streben. Und dazu kommt die andere Bedingung der Freundschaft: Unbewußt im Spiel des Lebens und der Jugend entstand Zuneigung, die uns schon früher mit einer ahnungsvollen Sehnsucht immer wieder zusammenführte, wenn jene uns getrennt hatten."

Für Hases Bedürfnis nach Freundschaft wie für seine Auffassung vom Wesen derselben kennzeichnend sind weiter verschiedene Äußerungen des Tagebuches über den schon genannten Leopold Haupt. Da heißt es z. B.:

„Eine kräftige Burschenversammlung in der „Blauen Mütze". Haupt, den ich sehr lieb habe, las noch den Anfang eines Werkes über academische Verbindungen.[1]) Unsere Neigung zur Kunst vereinigt uns zuweilen in trautem Gespräch. Aber so sehr ichs wünschte, ahnte, ehe ich ihn kannte, Freunde werden wir doch wohl nicht. Er arbeitet jetzt an einer Trilogie: Carolus Magnus. Es kann ein recht vaterländisch kräftig Stück werden. Haupt bildet ganz nach Ideen, vielleicht zu sehr nach blos psychologischen."

An einer etwas späteren Stelle lesen wir:

„Ich bin Haupten sehr gut, aber ich weiß nicht, welch scheue Ehrfurcht in seiner Gegenwart mich hält, alles Vorstrahlen des lebendigen Gemüths da kalt und unnatürlich macht. Ich kann nicht ganz vertraut mit ihm seyn. Doch steht er mir gar nicht zu hoch, daß ich nicht seine Mängel erkennen sollte. Ich bin so gut wie er. Herrlicher Mann, könnten wir Freunde werden! Wie wollte ich Dich lieb haben!"

Daß sich diesem starken Freundschaftsgefühl, wie stets bei frischer, unverdorbener Jugend, auch ein lebhaftes Empfinden für das andere Geschlecht gesellte, ist nur natürlich. Wir erwähnten das schon in der Einleitung für den Altenburger Gymnasiasten Hase. Auch durch die Tagebuchblätter der Leipziger Studentenzeit zieht eine bunte Reihe von Mädchennamen und -gestalten, meist aus dem heimatlichen Freundes- und Verwandtenkreise, denen der junge Student seine Herzensneigung und Verehrung schenkte. Nicht selten endeten diese Neigungen, wie das junger Studentenliebe wohl zu allen Zeiten geht, mit Enttäuschung und Trauer, wenn die Angebetete und Verehrte Herz und Hand einem anderen schenkte. Statt alles anderen hier nur ein Beispiel aus dem Tagebuch. Nach dem Ferienbesuche im Vaterhause Robert Müllers schreibt Hase:

„Mit dem fröhlichen Gefühl eines recht heiter gelebten Tages schied ich von dieser liebenswürdigen Familie. Die holdselige Therese hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. All ihr freundlich Wesen, ihre Ähnlichkeit mit Marien, ihre blauen lächelnden Augen, fast wie Sophies, über denen jedoch wie ein leichter Nebel am Frühlingsmorgen eine zarte Wehmuth, ein stilles Sehnen hängt, alles so schön! Und sie muß so gut seyn! Recht ernsthaft

[1]) Offenbar Haupts schon erwähntes Buch „Landsmannschaften und Burschenschaft".

Digitized by Google

bedacht ich einmal, ob denn die mich nicht ganz glücklich machen könnte. Ich glaube es. Und dann ein Sohn dieses würdigen Vaters, ein Bruder meines Robert! Nun lach du nur. Ruhten ihre süßen Augen doch auch recht oft auf mir, aber sey nur nicht böse, merken hab ich ihr's doch gewiß nicht laßen, wie gut ich ihr bin."

*

Nach der oben erwähnten Aussprache mit Müller wollte Hase auf dessen Anraten zunächst der Wahl zum Sprecher der Burschenschaft entsagen, mußte sie aber auf entschiedenes Drängen des Ausschusses annehmen.

Um sich nun auch in der Fechtkunst noch weiter auszubilden, focht von jetzt ab Hase, gewöhnlich mittags, täglich einige Stunden mit seinem Freunde Hänsel in einem Gartensaal der „Blauen Mütze".

Wie sehr er in dem verflossenen Sommer und Winter auch innerlich gereift und gewachsen, darüber gibt sich das Tagebuch zum 1. April 1820 Rechenschaft:

„Noch lange sind meine Ansichten über die letzten Gründe unsres Wissens und Daseyns nicht klar und fest. Aber ich habe gesehen, wie vielfach der menschliche Geist nach der einen Wahrheit gestrebt, habe eine feste Richtung meines Lebens gewonnen, die mein Handeln bestimmen wird auf Zeit und Ewigkeit, in der ich würdig leben und ruhig sterben werde können. Und so macht denn dieses Jahr, in dem ich im positiven Wissen wenig fortgeschritten, einen wichtigen, nothwendigen Abschnitt meines Lebens, der mich aus jenem weiblichen Träumen und Hinschmachten allein erretten und erstarken konnte zum tüchtigen, vielseitig gebildeten Manne."

*

In dem kommenden Sommersemester, dem vierten seiner Studentenzeit, beschloß Hase, sich nun dem eigentlichen Studium der Theologie zuzuwenden.

Vorher aber erfüllte sich noch seine Sehnsucht, Süddeutschland und den Rhein kennen zu lernen, indem Hase von dem Vorstande der Burschenschaft den Auftrag übernahm, zur Vorbereitung eines für den Herbst geplanten Burschentages die süd- und westdeutschen Universitäten zu besuchen und persönlich mit den führenden Kreisen der dortigen Burschenschaften Fühlung zu nehmen.

Welcher Wanderjubel und Wanderseligkeit den jungen Studenten erfüllte, spricht aus der Eintragung am 11. April:

„Ich habe eine Nachtigall schlagen hören, ja wahrhaftig eine Nachtigall, — alle Liebe, alle Sehnsucht meiner Kindheit über die blauen Berge schwellt herein mit den keimenden Knospen des Frühlings, und ich Glücklicher, meine Sehnsucht hat ja ihren Himmel gefunden. Morgen mit dem grauenden Tage zieh' ich fort in den schönen Süden, zum Vater Rhein. Da werden alle Traumgestalten meiner vergangenen Frühlingsnächte ihre Deutung finden.

Digitized by Google

Viele Hindernisse galts zu überwinden, nur 10 Thaler besaß ich, aber kühner Muth hat gesiegt über Alles, und die Welt steht mir offen. Alle irdischen Sorgen habe ich abgeworfen, nun in Gottes Namen, dahin, dahin — —"

Es folgte eine selige Wanderzeit bis in den Juni hinein. Über Bayreuth, Erlangen, Stuttgart, Tübingen, Heidelberg, Bonn und Köln, dann wieder rheinaufwärts bis Mainz, nach Würzburg, über den Thüringer Wald nach Jena und zurück nach Leipzig führte die Fahrt, auf dem Rheine zum Teil im Schiff, sonst zu Fuß mit dem leichten Ränzel auf dem Rücken. Es fehlte nicht an Zwischenfällen und Abenteuern. Auch der Unfall eines beim Tanz verstauchten Fußes mußte in Kauf genommen, und seine schonungslose Überanstrengung beim Marsche mit vierzehntägigem Stilliegen in Würzburg gebüßt werden. Als die vier Goldfüchse der Reisekasse, die in dem ledernen Hosenträger einzeln vernäht waren, schon am lustigen Rheine sich verflüchtigt hatten, mußte sich der Wanderer mit der Gastfreundschaft der Landpfarrer, katholischer wie evangelischer, durchhelfen und hat auch dabei keine Not gelitten.

Später in der wochenlangen Karzerhaft, die den Abschluß von Hases Leipziger Studentenzeit bildete, hat der Gefangene die goldenen Erinnerungen an die Fahrt in einer besonderen Aufzeichnung voll entzückender Frische, Gegenständlichkeit und köstlichen Humors festgebannt: „Rhein- und Lenzfahrt des Studiosi Rattenfänger vom Herrn Magister Autors," einer Schrift, die wohl der Veröffentlichung wert wäre und ein kostbares Zeugnis von dem hochsinnigen Idealismus der deutschen Jugend vor hundert Jahren abgeben würde.

„Und ich bin glücklich gewesen," schreibt Hase am 28. Juni 1820 wieder in sein Tagebuch. „Gestärkt an Leib und Seele kehrte ich vor 8 Tagen wieder heim ins stille Leben. Und wohl fielen nun die Sorgen und die Enge des Alltagslebens wieder auf mich zurück, sogar das Convikt hatte man mir genommen, ich sitze nun nach Aufgebung mehrerer Tische[1]) zwischen zwei Stühlen, aber wer wollte denn nicht gern etwas dulden um solch Herrliches, wie ichs erlebt. Und dafür bin ich auch fröhlich und hochherzig heimgekehrt, daß ich mich nicht viel mehr kümmere um irdisch Mühn. Manches Gute fand ich dafür auch in unserm Burschenleben aufgegangen. Meine Brüder empfingen mich mit offenen Armen. Mein Stübchen wird von dem guten Hofmann freundlich eingerichtet.[2]) Aber was ich vor allem mit heimgebracht habe, daß ich der Liebe [nie] vergeße, in der ich mich gestärkt zu dem Vaterlande und seinen Söhnen, der Freude dieses Frühlings. Den vollen hohen Menschen hab ich heimgebracht. In den Studien des vorigen Jahres hatte

[1]) Gemeint sind Freitische bei Bürgerfamilien. Das obengenannte Konvikt ist der von der Universität für ärmere Studenten gewährte gemeinsame Freitisch. Es war allgemein üblich, daß Konviktoristen, die noch andere private Freitische erhalten hatten, ihren Konviktplatz für die Tage der privaten Freitische an andere weiter vermieteten.

[2]) Hase hatte fast alle seine Bücher und seinen gesamten Hausrat zwecks Erlangung der Reisemittel vor seiner Abreise verkauft.

Digitized by Google

Mittelalters vor uns lebendig werden ließ. Wie die gotische Zeit, ohne streng zu ziehende äußere Grenzen in die Renaissance übergehend, dies Leben der europäischen Menschheit in viel weitere und reichere Bahnen lenkte, als das romanische Zeitalter ihm gegeben hatte, das kommt in den zwanzig Kapiteln der „Gotischen Welt" stark und glänzend zum Ausdruck. Der Verfasser ist seiner in den anderen Bänden angewandten Darstellungsart treu geblieben, aus unzähligen, glücklich gewählten und scharf nachgezeichneten Einzelzügen größere Bilder mosaikartig zusammenzusetzen und diese Bilder wieder als Teile eines großen Zyklus nebeneinanderzustellen. Nur so war es möglich, die ungeheure Fülle des Stoffes in einen nicht zu umfangreichen Band zusammenzudrängen; aber zugleich bringt diese Technik einen prickelnden Reiz hervor, der das Interesse des Lesers immer wach hält und immer steigert, ob nun etwa von dem überschwenglich reichen und eleganten Leben der flämischen Blütezeit oder dem bürgerlichen Idyll Londons als der Hauptstadt des old merry England oder dem traumhaft üppigen, wie auf Goldgrund schimmernden Venedig, der herberen Anmut Toskanas erzählt wird. Stark wirkt der Kontrast, wie der „große Totentanz", die Blüte der gotischen Welt knickend, in diese an Fülle und Kontrasten des Lebens überreiche Zeit hineinbricht. Ein reizvoll belehrendes „Bilderbuch ohne Bilder", dessen schöne äußere Ausstattung noch mit einem besonderen Wort des Lobes bedacht zu werden verdient. ss.

Große Feldherrn. I. Vom Altertum bis zum Tode Gustav Adolfs. II. Von Turenne bis Hindenburg. Von C. Endres. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 687, 688.) Leipzig, B. G. Teubner. 92 und 112 Seiten. Geb. je M. 1.90.

Das Ziel des Werkchens ist, den Begriff Feldherrntum bei der Schilderung weniger bedeutender Feldherrn allmählich aufzubauen und gewissermaßen praktisch zu erläutern; deshalb wird der Hauptwert der Darstellung in der psychologischen Analyse gesucht. Dieses Ziel hat Verfasser auch voll erreicht. An der Hand übersichtlich gezeichneter Karten ist es ihm auch gelungen, eine klare Einsicht in die wichtigsten Schlachthandlungen zu vermitteln. Bei der Beschränktheit des Raumes hätten allerdings meines Erachtens einige Feldherren wie Bertrand du Guesclin und überhaupt sämtliche Heerführer des strategischen Intermezzos ruhig fehlen können; der dadurch gewonnene Raum wäre dann einer ausführlicheren Behandlung der anderen zugute gekommen. Schn.

Der Student und die Hochschule. Von Dr. Werner Mahrholz. („Hochschul-Bücherei", Bd. 1.) Berlin, Furche-Verlag. M. 4.—.

Es ist eine Einführung in das Hochschulleben, die hier von sachkundiger Seite geboten wird, kritisch und polemisch, wo es nottut, vor allem aber doch aufbauend und wegweisend. Der Verfasser hat sich bemüht, alle Lebensverhältnisse und Lebenstatsachen, die auf die Hochschule Bezug haben, in den Umkreis seiner Darstellung zu ziehen, und dadurch, daß er auch alle wichtige Literatur zur Hochschulfrage in seinen Anmerkungen beibringt, hat er zugleich ein sehr brauchbares Nachschlagebuch über Hochschulprobleme geschaffen. Vor allem junge und ältere Studenten, aber auch Professoren, Dozenten und Väter werden das lebensvolle und praktische Werkchen mit Gewinn benutzen. H. Z.

Zur Entwicklungsgeschichte des Melodrams und Mimodrams. Von Max Steinitzer. Bd. 35 der Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen „Die Musik" (von Bd. 33 an herausgegeben von Artur Seidl). Leipzig, C. F. W. Siegel, Musikalienhdlg. (R. Linnemann).

Wir treffen hier einen bekannten Musikschriftsteller an der Arbeit, in eine vielumstrittene Gattung durch geschichtlichen Rückblick und durch Abwägung des jüngst Geleisteten Klarheit zu bringen. Das Melodram hat bis jetzt mehr Angreifer oder Zweifler als Verteidiger und Gläubige. Vielleicht steht ihm doch eine neue Blütezeit bevor. Wie man sich auch zu den grundlegenden Fragen stellen mag, das Büchlein, hübsch ausgestattet, temperamentvoll geschrieben, setzt uns durch Entfaltung reicher Kenntnisse instand, ein eigenes Urteil zu begründen.

Dr. K. Grunsky.

Europa am Abgrunde. Die wichtigsten Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages in ihren Wirkungen erläutert von Professor Paul Rühlmann. Leipzig, K. F. Koehler. M. 2.50.

Wohl nur wenige werden die Zeit finden, die Gesamtmasse der Friedensbedingungen, wie sie das Auswärtige Amt herausgegeben hat, durchzuarbeiten, vielen wird auch das politische Verständnis für die ganze Tragweite jeder einzelnen Bestimmung fehlen. Hier greift nun das oben angezeigte Werk ein und gibt die entscheidenden Artikel im vollen Wortlaut und einer kurzen Erläuterung nach Sinn und Tragweite. Da das Buch noch vor Abschluß des Friedens geschrieben ist, bedarf es einiger kleinen Richtigstellungen, so besonders bezüglich Ober-

Digitized by Google

schlesiens, die durch die von uns erreichten Abänderungen des Vertrages bewirkt worden sind. Das Werk kann jedem, der in den Geist des Versailler Friedens eindringen will, aufs wärmste empfohlen werden. Schn.

Die deutsche Volkshochschule. Von Fritz Adler. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. M. 1.50.

Die Volkshochschule ist unstreitig zur Zeit eines der aktuellsten Themata im deutschen Geistesleben; man sieht allgemein in ihr ein Mittel neuer Erhebung, eine Zukunftshoffnung, und in gleichem Sinne behandelt auch Adler das Problem, wenn er zunächst von der Bildungsaufgabe der deutschen Volkshochschule, dann vom Weg zur Verwirklichung spricht. Eine seiner wichtigsten Forderungen ist, daß es nicht die Aufgabe der Volkshochschule ist, Wissenstatsachen zu verbreiten, sondern zu einer neuen Lebenshaltung zu erziehen, daß also das Gemeinschaftsleben den pädagogischen Schwerpunkt der Volkshochschule ausmacht. Z.

Mein Hund Rolf. Ein rechnender und buchstabierender Airedale-Terrier. Von Paula Moekel. Stuttgart, Robert Lutz.

Ueber den „denkenden" und „sprechenden" Hund Rolf in Mannheim ist den Lesern dieser Zeitschrift schon vor mehreren Jahren von berufener Seite berichtet worden. Das Buch über ihn, das jetzt vorliegt, wird jeden, der sich jener Aufsätze erinnert, lebhaft interessieren; es muß aber jeden wirklichen Tierfreund überhaupt aufs stärkste fesseln und erfreuen, von jedem auch, der sich wissenschaftlich mit dem schwierigen und dunklen Problem der Tierseele abgibt, als wichtiger und authentischer Stoff begrüßt werden. Hat doch die Besitzerin und Erzieherin des merkwürdigen Tieres, das einmal sich selbst als „sr brimd" (sehr berühmt) bezeichnet hat, hier in ausführlicher und liebevoller Weise geschildert, wie sie in den Besitz des Hundes kam, wie er mit den Kindern des Hauses aufwuchs, an ihren Spielen und Lehrstunden teilnahm, wie sich plötzlich seine verständnisvolle Teilnahme an allem, was um ihn vorging, überraschend kundgab, und wie die Mittel, seine Beobachtungen und Gedanken mitzuteilen, gefunden und ausgebildet wurden. Das alles ist so warmherzig, liebevoll und anspruchslos erzählt, daß schon darin der beste Beweis für die Glaubwürdigkeit des Berichtes liegt. Eine sehr besonnene, von allen Uebertreibungen sich freihaltende Einführung von Dr. Ludwig Wilser und eine große Reihe von Protokollen müssen ferner jeden, bei dem berechtigter wissenschaftlicher Zweifel sich nicht zum blinden Nichtsehen wollen verhärtet, von der Lauterkeit und damit von der unschätzbaren Wichtigkeit des hier gebotenen Stoffes für die Erforschung der Tierseele überzeugen. Hoffen wir, daß alles, was uns die nächsten Jahre noch an ähnlichen Versuchen und Berichten bringen werden, sich auf der gleichen Höhe aufrichtigen Ernstes und echter Liebe zur „stummen Kreatur" halte, wie dieses Buch vom Hunde Rolf, das zugleich ein freundliches Denkmal für die treffliche Frau bleiben wird, die es schrieb, die aber seine Herausgabe nicht mehr erlebt hat. y.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bentlage, G. A., Neuordnung der Rechtschreibung. Berlin, Buchhandlung des Stenographenverbandes Stolze-Schrey (Wilhelm Rey). Geh. M. 1.—.

Bethmann Hollweg, Th. v., Betrachtungen zum Weltkriege. Erster Teil: Vor dem Kriege. Berlin SW 61, Reimar Hobbing, Verlagsbuchhandlung.

Brückner, DDr. M., Divisionspfarrer, Die Geschichte Jesu in Galiläa. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 50 Pf., geb. 80 Pf.

Christiansen, Dr. Broder, Die Kunst des Schreibens. Eine Prosaschule in zwölf Unterrichtsbriefen. Preis M. 25.—. Ausführlicher Bericht über Wesen und Wege dieser Schule 40 Pf. Buchenbach i. B., Felsen-Verlag.

Der christliche Sozialismus, die Wirtschaftsverfassung der Zukunft. Nach Heinrich Pesch S. J., dargestellt von Lechtape, Heinrich. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.50.

Dreiling, O. F. M., Prof. Dr. Raymund, Lazarett- und Friedhofsbilder aus Saint-Quentin. Mit 16 Ansichten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.25.

Fenner, Heinz, Deutschland und Rußland. Eine Antwort an Prof. Dr. P. Eltzbacher (Revolutions-Streitfragen, Heft 7). Berlin W 25, Verlag der Kulturliga, G. m. b. H., M. 1.20.

Digitized by Google

Freytagh-Loringhoven, Prof. Dr. Freiherr v., Geschichte der russischen Revolution, Teil I. München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 6.—.

Hertz, Dr. Friedrich, Die Entstehung des Weltkrieges. Wien I, Verlag „Der Friede". Geh. M. 3.40.

Heß, Arthur, Der Wiederaufbau. Stuttgart, Verlag J. Heß. Geh. M. 3.50.

Humboldt, Wilhelm v., Dokumente der Menschlichkeit. Band 9: Die Grenzen des Staates. München-Wien-Zürich, Dreiländer-Verlag. Geh. M. 1.50.

Kumpmann, Prof. Dr. Karl, Die neuere Entwicklung der sozialen Fragen. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 2.—.

Ludendorff. Französische Fälschung meiner Denkschrift von 1912 über den drohenden Krieg. Ein Beitrag zur Schuld am Kriege. Berlin SW 68, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.—.

Lüdicke, Dr. Reinhard, Archivar am Geheimen Staatsarchiv, Die preußischen Kultusminister und ihre Beamten im ersten Jahrhundert des Ministeriums 1817—1917. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Geh. M. 4.—.

Montgelas, Graf Max, Beiträge zur Völkerbundfrage. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. M. 1.50.

Müller, Oscar, Warum mußten wir nach Versailles? Von der Friedensresolution zum Friedensschluß. Berlin SW 61, Verlag von Reimar Hobbing. M. 1.60.

Pohle, Dr. L., ord. Professor der Nationalökonomie (Leipzig). Kapitalismus und Sozialismus. Betrachtungen über die Grundlagen der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung, sowie die Voraussetzungen und Folgen des Sozialismus. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Rosthorn, Arthur v., a. o. Gesandter und bev. Minister a. D., Unser Verhältnis zu China vor und nach dem Kriege. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. M. 1.50.

Roth, Dr. Paul, Die politische Entwicklung in Kongreßpolen während der deutschen Okkupation. Unter Mitarbeit von Wilhelm Stein. Leipzig, K. F. Koehler Verlag. Geh. M. 10.—, geb. M. 14.50.

Rudolph, Hermann, Die Gefahren des Okkultismus. Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. Kart. M. 1.—.

Schiemann, Theodor, Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Bd. IV. Kaiser Nikolaus vom Höhepunkt seiner Macht bis zum Zusammenbruch im Krimkriege 1840—1855. Berlin W 10, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. Geh. M. 20.—, geb. M. 26.—.

Schilling, Otto, Das Völkerrecht. 7. Heft. Das Völkerrecht nach Thomas von Aquin. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 2.20.

Schücking, Levin L., Professor an der Universität Breslau, Die Charakterprobleme bei Shakespeare. Eine Einführung in das Verständnis des Dramatikers. Leipzig, Verlag von Bernhard Tauchnitz. Geh. M. 5.50 und 30% Teuerungszuschlag, geb. M. 7.— und 30% Teuerungszuschlag.

Schwarzkopf, Julius, Früchte des Weltkriegs, Band I: Vereinfachung und Verbesserung der Reichs-, Staats- und öffentlichen Verwaltung. Stuttgart, Hüttenverlag. Geh. M. 6.—.

Schwertfeger, Bernhard, Der geistige Kampf um die Verletzung der belgischen Neutralität. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann. M. 7.25.

Stransky, Universitätsprofessor Dr. Erwin (Wien), Der Deutschenhaß. Eine Studie. Wien und Leipzig, Franz Deuticke. Geh. M. 6.30.

Tanzmann, Bruno, Die Rettung von Schopenhauers Philosophie für die völkische Erziehung. Hellerau-Dresden, Hakenkreuz-Verlag. Geh. 75 Pf.

Waßmuths Kunsthefte. Heft 1: Möller, Professor Dr. G., Das Mumienporträt. M. 3.60. Heft 2: Bossert, Dr. Helmuth Th., Ein altdeutscher Totentanz. Berlin, Verlag E. Waßmuth A.-G. M. 3.60.

Zorn, Dr. Ph., Geh. Rat und Professor in Bonn, Die deutsche Reichsverfassung. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. Geb. M. 1.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Fünfundvierzigster Jahrgang. Zweiter Band
April bis Juni 1920

Stuttgart und Leipzig 1920 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLV

(April bis Juni 1920)

Seite

General Groener: Politik und Kriegführung 1
Professor Dr. Otto Münch (Darmstadt): Spitzbergen 13
Gottfried Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst: Erinnerungen aus meinem Leben. Petersburg (Kapitel 6 der „Erinnerungen"), Ostasiatisches (Kapitel 7 der „Erinnerungen") 23. 256
Dr. Wilhelm Bruchmüller: Aus Karl v. Hases Leipziger Studentenzeit 1818—1821. Nach seinen Tagebüchern (Schluß) 36
General der Infanterie a. D. Dr. h. c. Freiherr v. Freytag-Loringhoven: Die geschichtliche Leistung Preußens für Gesamtdeutschland 46
Freiherr v. Griesinger, Gesandter z. D. (Berlin): Das Rote Kreuz und der Fünferbund 51. 150
Karl Bälz: Deutsche Bildungsfragen (Fortsetzung) 65. 162
Dr. J. Hashagen, ord. Professor der Geschichte an der Universität Köln: Die amerikanisch-japanische Frage 72
Ludwig Asch: Glossen zur Epigonenzeit 77. 178
Professor Dr. R. F. Kaindl (Graz): Bismarck über das Verhältnis Österreich-Ungarns zu Deutschland 84
Ernst Kahn: Das Buch von Keynes 87
Dr. J. Lulvès, Archivrat (Berlin): Papst Benedikts XV. Verhalten gegenüber Deutschland seit dem Erlöschen des Weltkrieges ... 97
Professor Dr. Münch (Darmstadt): Finnland. Eine wirtschaftsgeographische Studie 109
Dr. Erich Melsbach: Getreidezwangswirtschaft? 114
Professor Dr. Trumpler, Syndikus der Handelskammer Frankfurt a. M.: Die handelspolitischen Verhältnisse des besetzten Westens ... 124
Hans Würz: Max Havelaar. Ein Gedenkblatt für Multatuli (Eduard Douwes Dekker, geboren 1820) 127. 243

Digitized by Google

Seite

Professor Richard Eickhoff (Remscheid): Schule und Politik 143
Gerhard Merrem: Die slowakische Frage in der inneren und äußeren Politik Tschechiens 147
Professor v. Starck (Kiel): Die Wohltaten der Seeluft für die skrofulösen und tuberkulösen Kinder 171
Ernst Kahn: Die Erholung der deutschen Valuta 185
Professor Dr. Alfred Manes (Berlin): Deutschland und das Völkerbundsarbeitsrecht 193
Professor K. Bohlin (Stockholm): Neuere Ergebnisse über den neuen Stern vom Jahre 1918 sowie andere temporäre Sterne 197
Erinnerungen von Ernst Freiherrn v. Plener 205
Kurt Paechter: Von deutscher Kunst (Architektur) 217
Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil. Herausgegeben von Professor H. Ullmann 222
Dr. Ferdinand Friedensburg in Hirschberg (Schlesien): Notgeld ... 268
Ernst Kahn: Kultur und Presse 273

Kleine Revuen

Literarische Berichte 90. 188. 278
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95. 191. 283

Digitized by Google

Politik und Kriegführung[1])

Von

General Groener

BERLIN

Friedrich der Große sagt einmal: „Der menschliche Geist ist so geartet, daß er alles, was ihm große, gewaltige oder wunderbare Vorstellungen erweckt, leidenschaftlich ergreift."

In der Tat — wir stehen auch heute noch im Banne der gewaltigen und wunderbaren Vorstellungen, die vier Jahre lang unsere Herzen und Sinne mit dem heiligen Feuer der Vaterlandsliebe, mit höchstem Opfermut und stolzer Siegeszuversicht erfüllt haben. Große Leistungen sind vollbracht worden draußen am Feinde, daheim an Pflug und Schraubstock, in der Arbeitsstube und in der stillen Kammer der Entbehrung.

Ungeheuerlich waren die Erscheinungen des Krieges, Millionenheere wurden aufgeboten, auf weiten Kriegsschauplätzen, in märchenhaften Ländern gewann deutsche Tapferkeit Ruhm und Ehre; über die ganze Erde wogte das Beben, das durch die gewaltsame Entladung hochgesteigerter politischer und wirtschaftlicher Spannung ausgelöst worden war.

Unter dem Eindruck des gigantischen Geschehens sind nicht selten unsere Augen für das Ausmaß des Wirklichen getrübt worden. Leidenschaft verdrängte die Erkenntnis. Das Absolute, das Große der kriegerischen Ereignisse, das Scheinbare beherrschte die Sinne; das Wirkliche, das Relative, in dem allein das Wesen der Kriegführung zu suchen ist, trat in unserer Vorstellung zurück.

Dies wird deutlicher, wenn wir uns daran erinnern, wie die Ereignisse früherer Kriege von 1866 und 1870/71 zu verschwinden scheinen gegenüber der Gewaltigkeit des Weltkrieges; und doch sind jene kleinen Schlachten in ihren Beziehungen zur Politik sehr viel bedeutender und wirksamer gewesen als unsere Siege im Weltkriege. Man denke an die Schlachten von Königgrätz, Wörth und Sedan, an ihre operative und politische Auswirkung. Was wir als Siege für uns gebucht hatten, sind Erscheinungsformen der Kriegführung mit Millionenheeren gewesen, deren operative und politische Bedeutung wir geneigt

[1]) Vortrag, gehalten im Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See (Landesverband Württemberg) in Stuttgart.

Copyright 1920 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

waren an den Erscheinungsformen früherer Zeit zu messen. Darin lag eine Selbsttäuschung, die sich mehr und mehr in uns hineinfraß und von der wir nicht mehr loskommen konnten. Das Relative der Kriegführung wird besonders klar, wenn wir Sedan mit Tannenberg vergleichen, zwei in der Erscheinungsform ähnliche Schlachten. Sedan hat die größte politische Wirkung zur Folge gehabt, bei Tannenberg ist sie ganz ausgeblieben.

Die Gewaltigkeit des Weltkrieges liegt auch weniger in dieser oder jener militärischen Handlung, als vielmehr in der Gesamtwirkung auf die ganze Welt und im Enderfolg; in dieser Beziehung kommt auch die Ungeheuerlichkeit aller Erscheinungen zum wahren Ausdruck.

Der Krieg ist ein Mittel der Politik und darf als solches nicht nach dieser oder jener äußeren Erscheinung betrachtet werden; auf das Verhältnis zur Politik kommt es an. Im Genie Friedrichs des Großen und Napoleons vereinigten sich Politik und Kriegführung, Staatsmann und Feldherr. Und doch ist Napoleons Herrschaft zusammengebrochen, weil — wie man anzunehmen geneigt ist — die Ruhmsucht des Feldherrn das staatsmännische Genie unterdrückt hatte. Die Größe Friedrichs des Großen lag in der Harmonie des Genies, in der Ausgeglichenheit der staatsmännischen und militärischen Fähigkeiten, in der glücklichen Vereinigung der Kräfte, die sich nicht widerstrebten. Er verstand es meisterhaft, wie er selbst dies ausdrückt, Politik, Heerwesen und Finanzen wie ein Dreigespann Stirn an Stirn zu lenken. Der Krieg ist untrennbar von der Politik. Der Krieg ist nichts Selbständiges, er gehört der Politik an und ist nichts anderes als ein Werkzeug des politischen Willens. Nach der Meinung von Clausewitz, die er in seinem Buche „Vom Kriege" eingehend darlegt, ist der Staatsmann gewissermaßen der Auftraggeber des Feldherrn. Clausewitz sagt: „Man stellt keine Vedetten und führt keine Patrouillen nach politischen Rücksichten, aber desto entschiedener ist der Einfluß des politischen Elementes bei dem Entwurf zum ganzen Kriege, zum Feldzug und oft selbst zur Schlacht."

Der alte Moltke war etwas abweichender Auffassung. Die Einleitung und Beendigung des Krieges sollte der Staatsmann besorgen; für den Feldherrn forderte er in der Zwischenzeit vollkommene Unabhängigkeit des Handelns.

Treitschke meint, ein wirklicher Feldherr großen Stils müsse immer zugleich ein Staatsmann sein, und schreibt wohl mit Recht dem alten Moltke politisches Genie zu. Andererseits verstand auch Bismarck meisterhaft den Gebrauch des Krieges als Mittel der Politik.

Die Harmonie des Genies hat Moltke und Bismarck verbunden. Ohne diese Harmonie, ohne die Einheit des politischen und strategischen Handelns ist der Erfolg im Kriege stets in Frage gestellt. Die Kriegskunst auf ihrem höchsten Standpunkt ist eben nichts anderes als Politik und die Harmonie des Genies ist darin zu erblicken, „daß es den Krieg genau nach seinen Zwecken und Mitteln einzurichten weiß, nicht zu viel und nicht zu wenig tut". Erst im Gesamterfolge verkündet sich diese Harmonie des Handelns. Daß sie uns im Kriege versagt blieb, mögen wir uns nicht scheuen auszusprechen. Die hauptsächlichste Ursache

Digitized by Google

des Mißerfolges ist in der Disharmonie des Feldherrn und Staatsmannes zu suchen.

Dies ist näher zu beleuchten am Kriegsplan, seiner Entstehung und Durchführung sowie am weiteren Verlaufe des Krieges.

Nach 1870/71 fühlten sich Bismarck und Moltke beschwert von der Gefahr eines Zweifrontenkrieges. Doch war Moltke im Kraftgefühl des Siegers bereit, auf beiden Fronten, im Osten und Westen, durch gleichzeitige schnelle Offensive die Grenze zu schützen. Bald verbot die Wiedererstarkung Frankreichs eine solche Teilung der Kräfte. Die Operation auf der inneren Linie, d. h. der Angriff erst gegen den einen Feind, dann gegen den anderen, wurde zur Grundlage der strategischen Erwägungen bis zum Weltkriege. Nach der jeweiligen politischen und militärischen Lage war zu entscheiden, welcher der beiden Feinde zuerst anzugreifen war.

Solange die französischen Grenzbefestigungen unvollendet waren, führte eine deutsche Offensive aus Lothringen auf dem nächsten Wege zu einer baldigen Waffenentscheidung. Doch hatte Moltke keine Neigung, ein zweitesmal auf Paris zu marschieren. Er vertraute auf Bismarcks Genie, dem es zufallen sollte, nach einer ersten großen Schlacht Frankreich zur Ruhe zu bringen. In dieser Auffassung beabsichtigte Moltke bis 1879 die Offensive gegen Frankreich, Defensive gegen Rußland. Ob es Bismarcks politischem Genie gelungen wäre, schon nach der ersten Waffenentscheidung zum Frieden mit Frankreich zu gelangen, ist sehr fraglich, und darin lag die Schwäche des Planes.

Nach dem Abschluß des Bündnisses mit Österreich geboten politische wie militärische Rücksichten, mit dem eben gewonnenen Verbündeten, der in erster Linie bedroht schien, gegen den östlichen Feind offensiv zusammenzuwirken. Nachdem das französische Heer reorganisiert, Paris neu befestigt und an der Ostgrenze eine Tirailleurkette von Festungen und Forts errichtet war, kam eine Offensive aus Lothringen nicht mehr in Betracht. Aber auch die Defensive, zu der sich Moltke entschloß, war wegen des Kräfteverhältnisses überaus schwierig; die Überlegenheit an Zahl gestattete den Franzosen die Überflügelung oder Umgehung unserer Stellung vorwärts der Saar. Moltke rechnete auch mit einem Vorgehen der Franzosen durch Belgien. In diesem Falle wollte er aus Lothringen nach Norden offensiv werden; dazu war Voraussetzung, daß die Kräfte in Lothringen nicht gefesselt blieben. Ein französisches Vorgehen durch Belgien würde nach Moltkes Ansicht am Rhein zum Stehen gekommen sein. Schon aus diesen wenigen Ausführungen wird einleuchten, daß mit schwächeren Kräften die Defensive in Lothringen nicht leicht zu führen war. Darüber hatte Moltke selbst keinen Zweifel, denn er sah äußerstenfalls vor, hinter den Rhein zurückzugehen und den entscheidenden Endkampf am Main durchzufechten. Bei günstigem Ausgehen rechnete er mit einem Wiedervorgehen über den Rhein.

Die offensiven Absichten Moltkes gegen Rußland bestanden in einem Zuvorkommen mit dem Angriff, ehe die russischen Gesamtkräfte sich entwickelt haben

Digitized by Google

konnten, wobei angenommen wurde, daß die Russen in dem politisch wenig zuverlässigen Polen uns schon mit den zunächst bereiten Streitkräften entgegenrücken würden. Moltke dachte nicht an einen Feldzug tief ins russische Land nach dem Beispiel Napoleons. Die Gesamttendenz der Moltkeschen Pläne in West und Ost war eine politisch defensive zum Schutz der Grenzen gemäß dem Bismarckschen Bündnis- und Rückversicherungssystem. Die Gefahr des Zweifrontenkrieges war durch dieses System neutralisiert; der Operationsplan entsprach der politischen Lage und den Absichten Bismarcks, der die Aufgabe des Staatsmannes darin sah, Deutschland niemals in eine politische Situation zu bringen, wie sie zum Weltkrieg geführt hat. Alles daran zu setzen, daß der Streit nur mit einem Gegner durchzufechten war, war das Alpha und Omega des Bismarckschen Politik.

Die Jahre 1891—1899 änderten vollkommen die politischen und militärischen Voraussetzungen des Operationsplanes.

Das Bündnis Rußlands mit Frankreich wurde geschlossen. Deutschland kam zusehends auch in Gegensatz zu England. Die Verstärkung des französischen und russischen Heeres, die Beschleunigung von Mobilmachung und Aufmarsch vermehrten die offensive Kraft beider Heere. Gegen die gewaltige Kraftentfaltung, die im Zweifrontenkrieg von unseren Feinden zu erwarten war, schienen die Moltkeschen Operationsabsichten nicht mehr ausreichend zu sein. Der Bismarcksche Geist war aus der Politik verschwunden. Es war nicht mehr darauf zu bauen, daß es dem Staatsmann gelingen würde, einen Krieg in seiner Ausdehnung zu beschränken; den Krieg auf mehreren Fronten durchzufechten, schien unvermeidlich. Die Konflagration von ganz Europa mußte zur politischen Voraussetzung des Operationsplanes werden. Generalfeldmarschall Graf Schlieffen, von 1891 an Chef des Generalstabes, rang fünf Jahre lang, von 1894 bis 1899, um den operativen Gedanken, der Erfolg versprach nicht nur im Kriege gegen Frankreich und Rußland, sondern auch beim Hinzutreten Englands.

Bei der wachsenden Stärke der Feinde und der Steigerung ihrer Kriegsbereitschaft war kein anderer Ausweg aus der drohenden militärischen Umklammerung zu finden, als durch die schnelle und völlige Niederwerfung eines der Feinde, und zwar des militärisch stärksten und bereitesten, Frankreichs. Es galt daher, die Operation auf der inneren Linie mit der größten Folgerichtigkeit zu entwerfen. Ein Vorgehen durch die Festungslinie Verdun—Belfort war ganz aussichtslos. Somit blieb nur der Weg durch Belgien für eine Offensive übrig. Wenn diese mit der äußersten Kraft ausgeführt wurde, bestand die Aussicht, das französische Heer schnell niederzuwerfen. Aufgabe des Staatsmannes war es alsdann, mit Frankreich ebenso schnell zum Frieden zu kommen. Wenn das französische Heer gegen die Schweizer Grenze gedrängt wurde, konnte es einer geschickten Politik, die nicht auf Eroberung ausging, nicht allzu schwer fallen, die feindliche Koalition durch den Frieden mit Frankreich zu sprengen, worauf es ankam. Daß das Vorgehen durch Belgien England auf den Plan

Digitized by Google

rufen würde, war wahrscheinlich und ist vom Grafen Schlieffen stets in Rechnung gestellt worden. Darin lag erst dann eine nicht zu unterschätzende Gefahr, wenn der Plan gegen Frankreich mißlang und man mit diesem Feinde nicht zum Frieden gelangte.

In den Jahren 1900—1906 bildete sich auf Grund der zunehmenden politischen Spannung und Gefahr, daß der drohende Krieg ganz Europa in Flammen setzen werde, der strategische Kannägedanke zur höchsten Vollendung aus. Im Angriff gegen linke Flanke und Rücken des französischen Heeres sah Schlieffen die einzige Möglichkeit des Sieges; er bot die Aussicht, das französische Heer gegen die Schweizer Grenze zu drängen. Da dieser Angriff nicht stark genug sein konnte, war er entschlossen, Elsaß-Lothringen und Ostpreußen zu sakrifizieren nach dem Rate Friedrichs des Großen. Dem einen politischen Gedanken, den stärksten Feind so schnell und so gründlich wie möglich niederzuwerfen, wurde alles übrige untergeordnet. Den letzten Musketier und die letzte Kanone auf den durch Belgien vorgehenden rechten Flügel zu bringen, war nicht nur die militärische, sondern nicht minder die hochpolitische Forderung des Planes.

Mit dem Gelingen der Operation vollzog sich alsdann ganz von selbst die Trennung Frankreichs von England; auch wurde die Küstenbasis gewonnen, falls sich die Fortführung des Kampfes gegen das Inselreich als nötig herausstellen sollte.

Ende 1912, wenige Tage vor seinem Tode, schrieb Graf Schlieffen nochmals sein politisch-strategisches Testament nieder, in dem er mit divinatorischer Gabe voraussah, was kommen würde und kommen mußte.

Leider war unterdessen in der Zeit von 1907 bis 1914 der operative Gedanke in seiner Klarheit, Folgerichtigkeit und Kühnheit wesentlich getrübt worden. In der Scheu vor der Preisgabe eigenen Gebietes, vor dem Sakrifizieren Ostpreußens und Elsaß-Lothringens war bereits nach dem Ausscheiden Schlieffens als Chef des Generalstabs Anfang 1906 der rechte Flügel geschwächt worden. Dadurch wurde nicht allein die operative Idee beeinträchtigt, sondern auch die Ausführung erheblich erschwert. Die Größe des Planes lag nicht mehr in der Folgerichtigkeit und Kühnheit des Gedankens, sondern in der Geschicklichkeit der Ausführung. Damit geriet der Feldherr in große Abhängigkeit von den Unterführern und den Zufälligkeiten des Krieges. Wenn die Unterführer nicht in voller Erkenntnis der Absichten des Planes sich befanden und daran festhielten, lag die Gefahr sehr nahe, daß dem Feldherrn die Operation aus der Hand glitt, wie dies auch 1914 geschehen ist. Durch die Abschwächung des operativens Gedankens wurde auch die politische Wirkung, die man von dem Gelingen des Planes erwartete, in Frage gestellt.

Der Schlieffensche Plan war höchste Kriegskunst und klarste Politik. Daß der Plan geändert worden ist und nur abgeschwächt zur Ausführung gelangte, war daher der größte politische Fehler, der begangen worden ist. Alles übrige war Nebensache, wenn nur auf dem rechten Flügel des deutschen Heeres die Kräfte vorhanden waren, um das französische Heer in Flanke und

Digitized by Google

Rücken vernichtend zu treffen. Selbst wenn die Franzosen den Oberrhein überschritten hätten und in Süddeutschland eingerückt wären, so hätte dies nur den Erfolg des rechten deutschen Flügels in höchstem Maße gesteigert und das Abdrängen des französischen Heeres gegen die Schweizer Grenze begünstigt.

Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges ist behauptet worden, eine deutsche Defensive im Westen hätte England vom Kriege ferngehalten. Dies ist nicht wahrscheinlich, denn der Krieg ging doch in Wirklichkeit nicht um diese oder jene Provinz, sondern um die weltwirtschaftliche Stellung Deutschlands.

Niemand verstand die politische Kriegseinleitung besser als Napoleon. Schlieffen meint, 1806 habe er die Preußen bereits besiegt gehabt, ehe noch ein Schuß bei den äußersten Vorposten gefallen war. Auch Bismarck war ein Meister in der Handhabung der Kriegseinleitung. Unserem Vorgehen im August 1914 kann diese Geschicklichkeit kaum zugesprochen werden. Die Disharmonie zwischen politischem und strategischem Gedanken war bereits offenbar, als der Staatsmann bis in die letzte Stunde hoffte, die Neutralität Englands erhalten zu können.

Beim Verlauf der Operationen, die zur Marneschlacht geführt haben, hat das politische Element einen schädlichen Einfluß ausgeübt; der Schutz von Elsaß-Lothringen war gegen den operativen Gedanken und daher ungünstig für die angestrebte Kriegsentscheidung, die an der unteren Somme und unteren Seine fallen sollte. Der politische Gedanke, der unserer Operation zugrunde lag, mußte seinen kriegerischen Ausdruck in der überwältigenden Umklammerung des linken französischen Heeresflügels finden. Das Belassen starker Kräfte in Elsaß-Lothringen sowie das vorzeitige Senden von Truppen nach dem Osten war daher ebensosehr ein politischer wie operativer Fehler.

Mit dem Mißerfolg an der Marne 1914 fing die große politische Krise an, aus der wir nicht wieder herausgekommen sind. Es ist eine logische Kette der politischen Entwicklung, die von der Nichteinhaltung des Schlieffenschen Planes ihren ursprünglichen Ausgang genommen hat. Nachdem der grundlegende politische Gedanke für den Mehrfrontenkrieg, die schnelle Niederwerfung Frankreichs unfruchtbar geblieben war, geriet die Kriegführung immer mehr in Unsicherheit, weil es nicht gelang, einen neuen großen politischen Gedanken zu finden. Die Gefahr war um so größer, als im Stillstand der Operationen, im Stellungskrieg, die lebendige Kraft unseres Heeres politisch brach lag. Positive Zwecke sind nur in der Bewegung zu erreichen. Der Übergang zum Stellungskrieg bedeutete nicht nur den Verzicht auf die militärische Initiative, sondern auch auf aktive Politik. Daher wäre es in den Folgen sicherlich weit besser gewesen, nach der Marneschlacht nicht an der Aisne sich einzugraben, sondern in der Bewegung zu bleiben, im Rückzug eine neue Gruppierung der Kräfte mit Hilfe der Eisenbahnen herbeizuführen und alsdann eine nochmalige Schlachtentscheidung zu wagen. Diese zu fordern, war der Staatsmann kraft seiner Stellung als Auftraggeber des Feldherrn berufen. Staatsmann und Feldherr konnten sich nicht finden. Jener wartete ab, bis der Feldherr den Sieg

Digitized by Google

melden würde, und dieser wachte darüber, daß der Staatsmann nicht in die Operationen dreinreden würde. Dieser dem wahren Verhältnis von Politik und Kriegführung widersprechende Standpunkt ist nicht zu unserem Heile bis zum Ende des Krieges beibehalten worden.

Der Krieg war lediglich der Schlußakt des politischen und wirtschaftlichen Ringens Deutschlands und Englands seit 1890. Die Defensive im Westen mit schwachen Kräften hätte nach kurzer Zeit zur Folge gehabt, daß wir hinter den Rhein zurückgedrängt wurden. Der Verlust der bedeutenden Produktionsgebiete des linken Rheinufers hätte zur baldigen Entkräftung der gesamten Kriegführung geführt. Ein Wiedervorgehen über den Rhein war angesichts der französischen Überlegenheit und der gesteigerten Waffenwirkung so gut wie aussichtslos. Das Aufgeben des linken Rheinufers hätte inner- wie außenpolitisch katastrophal gewirkt. Eine solche Gefahr schon durch den ersten Operationsplan zu laufen, konnten weder Feldherr noch Staatsmann auf sich nehmen. Eine Teilung der Kräfte derart, daß im Westen die größere Hälfte verblieb, jedoch in der Defensive, hätte günstigstenfalls mit dem Stellungskrieg in Lothringen und der Rheinprovinz geendet. Die Franzosen hätten sich nicht gescheut und wären auch nicht durch England daran gehindert worden, durch Belgien gegen den Niederrhein vorzugehen. Der Ausfall der lothringischen Erze und der Saarkohlen hätte vom Beginn der Operationen unsere wirtschaftliche Leistungsfähigkeit schwer geschädigt.

Um im Westen mit Aussicht auf Erfolg eine Defensive zu ermöglichen, wäre eine Landesbefestigung nach französischem Beispiel und ein Bündnis mit England Voraussetzung gewesen. Nicht die elsaß-lothringische Front wäre zu befestigen gewesen, sondern die Linie Trier—Aachen, um eine französische Umgehung durch Belgien zu verhindern und den Niederrhein zu schützen.

So wie die Verhältnisse 1914 tatsächlich lagen, wäre bei einer Defensive im Westen von vornherein die Entscheidung des ganzen Krieges in die Hände Englands gelegt worden, das nichts unterlassen hätte, um den Rivalen genau so loszuwerden wie Napoleon I.

Es ist zuzugeben, daß bei einer Defensive im Westen der Krieg nach viel kürzerer Zeit geendet hätte, aber sicher nicht mit einem deutschen Siege. Elsaß-Lothringen wäre verloren gegangen; ob die Ostgrenze gerettet worden wäre, ist sehr fraglich. Unter solchen Auspizien einen Krieg zu unternehmen und von vornherein auf den Krieg zu verzichten, ist für den Staatsmann und Feldherrn gleichermaßen unmöglich.

Nicht in dem Gedanken der Offensive liegen die Gründe des Mißerfolges, sondern in der mangelnden Harmonie des politischen und strategischen Genies, das nicht den großen politischen Gedanken mit äußerster Kraft zur Durchführung gebracht hat.

Nachdem im Spätherbst 1914 der Schützengraben bis zum Meere Tatsache geworden war, blieb im Westen keine andere Wahl mehr, als in starrer Defensive zu verharren. Damit war für die Kriegsführung im Westen das

Digitized by Google

politische Element lahmgelegt. Nun bot der Osten die Möglichkeit, den politischen und operativen Gedanken, der im Westen verloren gegangen war, wieder aufzunehmen, indem mit allen verfügbaren Kräften eine große umfassende Operation gegen das russische Heer eingeleitet wurde, um dieses vernichtend zu schlagen und dadurch bei Rußland ein Friedensmotiv auszulösen. Der Versuch im Februar und März 1915, der zur Masurenschlacht führte, erreichte den gewollten Zweck nicht, weil die Kräfte zu schwach waren; und die Operation im Sommer nach dem Durchbruch von Gorlice führte zum rein frontalen Zurückdrängen des russischen Heeres, anstatt zur Umfassung der Flügel. So entging das russische Heer der Niederlage. Wir sahen im Landbesitz den politischen Zweck der Operation und gründeten Polen, wodurch die Politik in eine verhängnisvolle Richtung gedrängt worden ist. Der politische und operative Gedanke gerieten erneut in Disharmonie. Der politische Zweck, d. h. die Niederwerfung Rußlands, hätte gefordert, nach dem Durchbruch von Gorlice von beiden Flügeln mit möglichst starken Kräften auf Kiew und Minsk zu operieren, um Rußland ins Herz zu treffen. Um das Schicksal Polens brauchten wir uns vorerst nicht zu kümmern. Die Polen- und Randstaatenpolitik war politisch ein Unheil, weil sie die Friedensmöglichkeit mit Rußland verbaute; aber auch militärisch war sie von Nachteil, weil sie uns wohl oder übel dazu zwang, zum Schutze der neuen Staatsgebilde vorwärts derselben im Stellungskrieg zu verharren. Das Hineingleiten in einen Zustand des militärischen und politischen Abwartens, in eine Passivität der Politik und Strategie war unausbleiblich. Die Aussicht, die feindliche Koalition zu sprengen, beruhte nur noch auf der unsicheren Hoffnung, daß einer der Feinde früher des Stellungskrieges überdrüssig werden würde, als wir selbst. Der Staatsmann war außer Kurs gesetzt. Und dem Feldherrn blieb auch nicht mehr viel Freiheit des Handelns; denn mit der zunehmenden räumlichen Ausdehnung des Stellungskrieges steigerte sich die Bewegungsunfähigkeit des Heeres, das nicht mehr nach Bedarf für den einen oder anderen politischen Zweck brauchbar war. Deutschland und Österreich wurden vollkommen zur belagerten Festung, aus der nur noch Ausfälle möglich waren. Bei der Beurteilung unserer Lage ist uns noch ein schwerwiegender Irrtum über die Ermattungsstrategie unterlaufen. Wir glaubten, unsere Feinde militärisch und auch politisch ermatten zu können, sie gewissermaßen zum Ausbluten zu bringen, während es gerade umgekehrt war. Unsere Feinde hatten die Freiheit des Rückens und der Zufuhren an Menschen, Kriegsmaterial, Lebensmittel und sonstigen Gütern. Die Wahrscheinlichkeit des Ausblutens lag nach der Natur der Verhältnisse viel mehr bei uns als bei unseren Feinden, analog wie bei einer belagerten Festung — siehe Paris oder Metz im Kriege 1870/71.

Im Herbst 1915 kam noch eine Operation mit politischem Zweck zustande, der serbische Feldzug, der auch den Erfolg hatte, die Verbindung mit Kleinasien und dem Schwarzen Meer herzustellen. Dem Angriff gegen Verdun Anfang 1916 wurde eine große Wirkung auf die moralische Verfassung des französischen Volkes und damit politische Wirkung zugesprochen. Es war

Digitized by Google

ein Irrtum in operativer und politischer Beziehung. Ein erheblicher politischer Erfolg konnte mit dieser örtlich beschränkten, rein militärischen Aktion nicht verbunden sein.

Dagegen hätte vielleicht Anfang 1916 eine große Offensive durch Rumänien gegen Südrußland unter Verzicht auf sonstige Aktion den politischen Gedanken der Niederwerfung Rußlands durch Bedrohung seiner Kraftquellen im Süden wieder aufgenommen. Diese Operation mußte aus mancherlei Gründen unterbleiben; insbesondere glaubte man auf die Getreidezufuhren aus Rumänien für die Volksernährung nicht verzichten zu können. Der rumänische Feldzug traf uns später in schwierigster Lage. Trotz seines glänzenden Verlaufes blieb die politische Wirkung aus, weil die Operation zuletzt aus Mangel an Kräften sich totlief. Die Vorgänge an der italienischen Front im Jahre 1915 und 1916 sind nicht anders zu bewerten als die örtlichen Abschnittskämpfe bei einer belagerten Festung.

Der Verlauf des Krieges ist nach seinem politisch-strategischen Charakter in vier Perioden einzuteilen. Die erste umfaßte die Zeit der strategischen Hochspannung und endete im Spätherbst 1914. Im Mittelpunkt des Geschehens stand der große politische Zweck, die Niederwerfung Frankreichs. Die zweite Periode zeigte als charakteristisches Merkmal die Entwicklung des Stellungskrieges, unterbrochen durch Operationen, deren politischer Zweck für den Gesamterfolg unerheblich war. Die Idee dieser Periode war das „Ausbluten" des Feindes, auf das Staatsmann und Feldherr vergeblich warteten. Sie endete mit dem Abschluß des rumänischen Feldzugs. Die dritte Periode stand militärisch unter dem Zeichen der Abwehrschlacht, politisch unter dem des U-Bootkrieges und der Friedensresolutionen. Die vierte knüpfte wieder an die erste an und setzte mit der großen Offensive 1918 die Versuche fort, Frankreich niederzuwerfen.

Der politische Zweck in der dritten Periode, die das Jahr 1917 umfaßte, war die Niederwerfung Englands. Der Staatsmann hatte bis dahin seine Politik gegenüber England auf den Verständigungsgedanken eingestellt; nun entschloß er sich, wenn auch mit innerem Widerstreben, dem Drängen des Feldherrn nachzugeben und an das einzige Mittel zu appellieren, das im Kampf gegen England noch übrig blieb: den U-Bootkrieg. Das Mittel war mit Recht viel umstritten, weil es gänzlich neu, in seiner Wirkung unsicher, in der Art seiner Anwendung politisch höchst odiös war und nicht nur gegen den Feind, sondern ebensosehr gegen die Neutralen, insbesondere Amerika, sich richtete. Politik und Strategie kamen in eine höchst gefährliche Bahn, wenn die erwartete Wirkung auf England ausblieb. Daher suchte der Staatsmann, ehe er den Entschluß zum U-Bootkrieg fand, mit Recht einen Ausweg aus der politischen Unfruchtbarkeit, in die er durch den Verlauf der kriegerischen Ereignisse geraten war. Er fand diesen Ausweg in einem politisch und militärisch allerdings sehr fragwürdigen Mittel: der öffentlichen und feierlichen Friedenskundgebung, die zudem noch an einem inneren Widerspruch litt. Einesteils erklärten wir den

Digitized by Google

Feinden, daß wir gesiegt hätten, anderenteils taten wir ihnen zu wissen, daß der Staatsmann keine andere Aushilfe fand und unsere Kraft die Kulmination überschritten hatte. War der Staatsmann zum Frieden entschlossen, so gab es unter den Verhältnissen unserer Lage nur einen praktisch gangbaren Weg, den der stillen Vermittlung durch eine neutrale Regierung, die große Macht besaß. Holland, Spanien oder die Schweiz besaßen diese Macht nicht. Zwei Weltmächte waren vorhanden, die eine verfügte über starken moralischen Einfluß, das war der Vatikan und die katholische Kirche, die zweite verfügte über den bedeutendsten wirtschaftlichen Druck auf die Feinde, das war Amerika. Militärischen Einfluß besaß auch diese Macht zunächst nicht; sie hätte ihn auch auf unsere Feinde, mit denen sie auf gutem Fuße stand, niemals geltend gemacht. Immerhin war sie für eine Vermittlung nicht unbrauchbar. Wenn selbst anzunehmen war, daß Amerika aus eigenen Interessen dazu neigen würde, die englischen mehr zu vertreten als die deutschen, so war es für uns doch schon ein Gewinn, wenn Amerika durch das Vermittlungsgeschäft politisch in einer Richtung festgelegt wurde, die seine aktive Teilnahme gegen uns vielleicht ausschloß, zum mindesten hinausschob. Der Zeitpunkt war günstig, da das Gleichgewicht der Kräfte um die Wende des Jahres 1916/17 eine Basis bot, die zu erhalten die politische Forderung des Staatsmannes an den Feldherrn bilden mußte. Am besten war es, wenn es gelang, beide Einflüsse, den moralischen des Vatikans und den wirtschaftlichen Amerikas zugunsten des Friedens zu verbinden und allmählich die übrigen Neutralen in dasselbe Fahrwasser zu bringen. Diese Aufgabe erforderte großes Geschick der deutschen Politik, damit in der Stille die Verbindungen hergestellt wurden. Voraussetzung für das Gelingen dieser politischen Aktion war der feste Wille des Staatsmannes, den Frieden herbeizuführen, und das Einstellen der Operationen auf den politischen Zweck, d. h. strategische Defensive auf allen Fronten. Die Abwehrschlacht entsprach dieser Forderung, der U-Bootkrieg aber nicht. Staatsmann und Feldherr gerieten daher wiederum in Disharmonie. Die Politik mußte einer Strategie weichen, die auf irrigen Voraussetzungen beruhte.

Es wird kaum mehr ein Zweifel obwalten, daß der Entschluß zum U-Bootkrieg nicht vom politischen Genie getragen war. Technische Sachverständige waren maßgebend gewesen für den größten politischen Entschluß, vor den der Staatsmann seit Kriegsausbruch gestellt war. Für den U-Bootkrieg trifft das schon erwähnte Wort Friedrichs des Großen besonders zu, daß die gewaltige und wunderbare Vorstellung von der Wirkung dieser Waffe uns leidenschaftlich ergriffen hat. Die Vorstellung ist zerstoben, die schwere politische und wirtschaftliche Wirkung ist auf uns selbst zurückgefallen. Auch das Wort von Clausewitz wird bestätigt, daß Staatsmann und Feldherr den Krieg nicht zu etwas machen dürfen, was er der Natur der Verhältnisse nach nicht sein könne. Das Meer war viel zu groß; um dieses zu beherrschen, reichten Zahl, Organisation und Eigenschaften der Waffe nicht aus.

Digitized by Google

Die deutsche Volksseele war durch den langen Krieg und die Hungerblockade aus dem Gleichgewicht gebracht; wir lebten in einem Reich der Illusionen. Die steigenden Versenkungsziffern in den ersten Monaten schienen die Befürchtungen vor der Macht Amerikas zu zerstreuen. Die katastrophale Wendung hat in der Tat der Eintritt Amerikas in den Krieg gebracht; die Disharmonie zwischen Staatsmann und Feldherr hat sich aufs bitterste gerächt, um so schwerer, als sie sich noch verschärfte, trotzdem bereits zu erkennen war, daß die erwartete Wirkung des U-Bootkriegs ausblieb.

In dieser hochkritischen Zeit, wo die politische und militärische Lage, ganz zu schweigen von der wirtschaftlichen, ein staatsmännisches Genie verlangte, um Politik und Strategie in Harmonie zu bringen, griffen wir zu einem Mittel, das allerdings die Disharmonie beseitigte, aber leider nach der falschen Richtung, indem das politische Element in der Kriegführung durch den Wechsel des Staatsmannes unterdrückt wurde.

Die Offensive Herbst 1917 in Italien, als Operation mit beschränktem Ziel unternommen und glücklich verlaufen, stärkte die militärische Lage. Der italienische Kriegsschauplatz war an sich zwar nicht von kriegsentscheidender Bedeutung, wohl aber hätte die Eroberung von ganz Oberitalien, das Vordringen bis zu den Seealpen, eine große moralische und politische Wirkung herbeigeführt. Doch dazu schienen die Kräfte zu fehlen. Die politische Lage besserte sich ebenfalls im Winter 1917/18 durch das Ausscheiden Rußlands; das militärische Gleichgewicht verschob sich zu unseren Gunsten. Feldherr und Staatsmann, das ganze Volk fühlte sich erleichtert. Somit schloß die dritte Periode des Krieges mit einer nicht ungünstig erscheinenden politischen und militärischen Bilanz. Die Wirkung des U-Bootkrieges würde, so hoffte man, mit der Zeit doch noch England zum Frieden geneigt machen, insbesondere wenn auf dem westlichen Kriegsschauplatz eine große Offensive Frankreich niederwarf. Ein mächtiges Heer stand dazu bereit. Politik und Strategie schienen in bester Harmonie zu sein. Wiederum ergriff uns die Leidenschaft, die gewaltige Vorstellung des Sieges.

1914 war die Offensive im Westen getragen gewesen von der großen operativen Idee des Grafen Schlieffen, vom Umfassungsgedanken. Sie hatte nicht zum Erfolge geführt, weil unter anderen Gründen statt die ganze Kraft auf die Umfassung zu legen, erhebliche Teile im frontalen Durchbruch festgelegt worden waren. 1918 war die Umfassung nicht mehr ausführbar, denn in den fast vier Jahren war vom Meer bis zu den Alpen ein durchlaufendes Befestigungssystem entstanden, das nur durchbrochen werden konnte. In den Jahren 1915 bis 1917 war im Westen kein Durchbruchsversuch, auch nicht unter den günstigsten Voraussetzungen, gelungen. Nur im Osten war Gorlice als glückliche Durchbruchsoperation zu verzeichnen, unter wesentlich anderen Verhältnissen, als sie im Westen lagen.

Auch war zu erwarten, daß der deutsche Angriff den Antransport des amerikanischen Heeres beschleunigen würde. Dem Staatsmann konnte daran

Digitized by Google

nichts liegen, denn je mehr Truppen Amerika in Europa eingesetzt hatte, desto entschlossener und zäher mußte der politische Wille die Unterwerfung Deutschlands sich zum Ziele setzen.

Die Bundesgenossen Deutschlands waren längst des Krieges müde geworden und wurden nur noch gehalten durch die militärischen Stützen, die ihnen Deutschland gewährte. Nahm man diese fort und blieb der erwartete große Sieg im Westen aus, so war der Zusammenbruch Bulgariens und Österreichs nicht mehr aufzuhalten. Auch mit einem vorzeitigen Abfall der Bundesgenossen war zu rechnen.

In dieser Lage war die dringendste politische Forderung, das deutsche Heer möglichst stark zu erhalten und seine Existenz auf keinerlei Probe mehr zu stellen, da sonst der Staatsmann leicht die allerletzte Plattform unter den Füßen verlor. Solange die militärische Lage auf den Kriegsschauplätzen im Westen, in Italien und auf dem Balkan im Gleichgewicht der Kräfte sich hielt, war für politische Verhandlungen eine Basis und die Möglichkeit eines erträglichen Friedens vorhanden. Beim Mißlingen der Operation war mit Sicherheit vorauszusehen, daß die politische Lage sich hoffnungslos gestalten würde. Das politische Element in der Kriegführung kam nicht zur Geltung, der Staatsmann stand beiseite und hoffte, daß der Feldherr ihm den Sieg melden würde. Die Offensive, deren Erfolg aus operativen Gründen recht unsicher war, wurde unternommen, da der Krieg nicht nur das Gebiet der Unsicherheit, sondern auch des Glücks ist. Es kommt nur darauf an, daß der Feldherr und Staatsmann die kommende Entwicklung mit der schöpferischen Phantasie des Genies voraussieht. Nachdem der erste große Durchbruchsversuch bereits Anfang April mißlungen war, durfte der Staatsmann nicht mehr zuwarten, bis die politische Initiative vom Feldherrn ergriffen wurde. Diesen führte die Beharrlichkeit zu neuen Versuchen, mit den letzten Kräften an der Festungsmauer zu rütteln. Da aber der Staatsmann vom Strategen offenbar gar nichts an sich hatte, wartete er weiter ab, bis der Feldherr ihm melden würde, daß der Krieg verloren sei. Als dieser Zeitpunkt endlich herangekommen war, hatte der Staatsmann kostbare Zeit verloren. Dieser sollte nun im Handumdrehen unter den allerübelsten Umständen das fertigbekommen, was jahrelang in besserer Lage nicht gelungen war. Die divinatorische Gabe des politischen Genies ist uns versagt geblieben. Friedrich der Große weist in seinen Generalprinzipien vom Kriege darauf hin, daß das größte Führergenie sich in den Rückzugsoperationen zeige. Dies trifft nicht nur für die militärische Handlung, sondern noch viel mehr für die politische zu. In den gewaltigen Ausmaßen des Weltkrieges war die politische und militärische Rückzugsoperation zum Frieden eine Aufgabe allergrößten Stiles, zu deren Erfüllung die innigste Verbindung, die vollkommenste Harmonie von Staatsmann und Feldherr gehörte.

Ebenso wie die große Operation im Anfang des Krieges an der Disharmonie des politischen und operativen Gedankens gescheitert ist, ebenso wie im Verlaufe des Krieges die Anwendung der Gewalt nicht vom politischen Genie

Digitized by Google

geleitet war, so hat zum Schlusse der militärische und politische Rückzug zur Unterwerfung führen müssen, weil Feldherr und Staatsmann nicht durch die Harmonie des Genies verbunden waren.

Bei unseren Feinden war der Träger des politischen Genies zweifellos Lloyd George, der Staatsmann, der mit kluger Voraussicht und festem politischen Willen die Koalition zusammengeschmiedet und gelenkt hat. Die politische Größe hat sich der strategischen überlegen gezeigt, wie es auch im Wesen der Kriegführung begründet ist, denn der Krieg ist eben nur ein Mittel der Politik und wird auf dem höchsten Standpunkt zur Staatskunst. Die denkwürdigen Worte Papst Leos XIII. treffen auch für den Krieg zu: Uns hat Bismarck gefehlt. Daher sind auch die glänzenden Schlachterfolge politisch unfruchtbar geblieben. Trotzdem werden die Leistungen des deutschen Heeres und deutschen Volkes im Kampfe gegen die Weltkoalition, gegen die gewaltige Überlegenheit der Menschen und der Materie für alle Zeiten unerreicht bleiben.

Spitzbergen

Von

Prof. Dr. Otto Münch (Darmstadt)

Die nach ihren spitzen Bergen so genannte arktische Inselgruppe von der annähernden Größe Bayerns erstreckt sich mit dem Nordostland und den ihm vorgelagerten Sieben Inseln bis fast unter 81 Grad Nord und wird von dem 20. Grad Ost mitten durchschnitten. Zusammen mit der gerade südlich gelegenen Bäreninsel steht Spitzbergen noch auf dem europäischen Kontinentalsockel, der westlich einer Linie von den Lofoten bis zum Schnittpunkt 5 Grad Ost und 80 Grad Nord ziemlich steil in die Tiefe bricht. Das umgebende Meer erreicht in weitem Umkreis noch nicht 200 Meter Tiefe, und bis Skandinavien werden nur an ganz wenigen Stellen 400 Meter gelotet. Das im Innern fast ganz von Gletschern und im Nordosten von Inlandeis erfüllte Gebiet hat seit 1900 wieder in steigendem Maße die Aufmerksamkeit der Kulturstaaten gefesselt, seit man große abbauwürdige Kohlenfelder in Westspitzbergen entdeckte und zugleich in der bakterien- und staubfreien Luft des leicht erreichbaren Landes einen Jungbrunnen für Lungenkranke und Erholungsbedürftige und in dem hochalpinen Gelände ein großartiges Feld für sportbegeisterte Touristen erkannte, ganz abgesehen von der wissenschaftlichen Ausbeute. Seit dieser Zeit haben sich Norweger, Amerikaner, Engländer, Schweden und Deutsche zum Teil dauernd auf Westspitzbergen niedergelassen, und allsommerlich brachten große, prächtige Ozeandampfer von der um diese Zeit meist eisfreien Westküste einen Strom von Touristen in das zauberhaft schöne Land. Mit dem Weltkrieg rückten natürlich die fernen nordischen Inseln aus dem Gesichtskreis, es tauchte

Digitized by Google

nur einige Male die Nachricht in den Zeitungen auf, daß die Engländer die deutsche Zeppelinstation in Ebeltofthafen zerstört und ihre große Hand auch auf dieses Land gelegt hätten. Kurz vor Weihnachten des vergangenen Jahres wurde diese Meldung ohne näheren Kommentar wiederholt. Nachdem nunmehr die Eigentumsfrage durch die Zuweisung dieses „Niemandslandes" an Norwegen entschieden ist, mag ein Rückblick auf die bisherigen Kämpfe und Verhandlungen um Spitzbergen willkommen sein.

Schon im 17. und 18. Jahrhundert war Spitzbergen der Zankapfel zwischen Holländern, Engländern, Dänen (Norwegern), Russen, Franzosen und auch Deutschen, und förmliche Schlachten wurden zwischen diesen erbitterten Konkurrenten geschlagen. Entdeckt hatten das Land die Holländer, und zwar Willem Barents auf seiner Nordostfahrt im Jahre 1596. Aber erst im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde dafür Interesse erweckt, als der Entdecker der Hudsonbai, Henry Hudson, auf den ungeheuren Reichtum der Spitzbergen umgrenzenden Meere an Walfischen und Robben hingewiesen hatte. Ganze Flotten von Walfängern und Robbenschlägern suchten nun die einsamen Gestade der Inselgruppe auf und begannen ein wüstes Morden unter den wertvollen Jagdtieren, die hehre Eiswelt mit Blutgeruch und wildem Geschrei und Zank erfüllend. Die gegenseitige Handelseifersucht war so stark, daß Kriegsschiffe diese Fangzüge begleiteten und mit bewaffneter Faust die einzelnen Fanggründe und die reiche Ladung schützen mußten. Auch deutsche Fangschiffe, besonders hanseatische, fehlten nicht, und in der Blütezeit dieser spitzbergischen Fischerei segelten jährlich 50 bis 60 Schiffe aus der Elbe- und Wesermündung nach Norden (vgl. M. Lindeman, Die arktische Fischerei der deutschen Seestädte 1620—1868. Geogr. Mitteilungen, Erg.-Heft 26). Überall entstanden auf den nordischen Inseln Transiedereien und Fischtrocknungsanstalten, um die reiche Beute gleich an Ort und Stelle zu verarbeiten und zu verwerten, und die Holländer gründeten damals sogar eine förmliche Stadt an der Nordwestküste Spitzbergens, die natürlich nur im Sommer bewohnt war. Sie trug den höchst prosaischen Namen Smeerenberg, d. h. Schmer- oder Fettbergungsort, und zählte zeitweise mehr als 15 000 Bewohner, darunter auch Kaufleute und Handwerker aller Art. Die Bedeutung dieser „Schmierstadt", die sich zeitweise mit dem berühmten Gewürzmarkt Batavia messen konnte, nahm natürlich sofort ab, als die Walfische in ihrer Umgebung ausgerottet waren. Schon im Jahre 1671 fand der Hamburger Schiffsbarbier Friedrich Martens nur noch Ruinen. In den großen Kämpfen mit den zuerst erschienenen englischen Walfängern behielten die Holländer im allgemeinen die Oberhand, und auch die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts auftauchenden Dänen, bzw. Norweger, Hanseaten, Basken, Franzosen und Russen konnten ihnen diese Vorherrschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht streitig machen. Der Reichtum an Walfischen — gejagt wurde besonders der große Grönlandswal — war damals so groß, daß der Fang nur in den Fjorden Westspitzbergens betrieben zu werden brauchte. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts zeigte sich eine merkliche Abnahme, und im

Digitized by Google

19. Jahrhundert war der wertvolle Grönlandswal in wenigen Jahrzehnten im europäischen Nordmeer so gut wie ausgerottet. Gegenwärtig wird der Walfang im arktischen Meere nur noch von Nordamerika aus in größerem Maßstabe betrieben, und zwar nördlich von der Beringstraße und im arktischen Archipel. Bei Spitzbergen stellt man jetzt nur noch dem kleinen Finnwal und den Robben nach. Aber auch diese Jagd wird bald zu Ende sein wegen rascher Erschöpfung der Jagdgründe, denn bei den modernen Schußwaffen werden die Tiere furchtbar dezimiert. Schon jetzt müssen die norwegischen Fangschiffe sehr weit nach Nordosten bis über König-Karl-Land vordringen und sich monatelang abmühen, bis sie eine rentable Beute an Robben und Seehunden heimbringen. Beispielsweise hatten Ende Juli 1914 drei norwegische Fangboote, die wir östlich der Südspitze Spitzbergens trafen, zusammen etwa 3500 Robben (Storkobbe) und Seehunde an Bord und waren schon seit April des Jahres auf dem Fang. Trotz dieser stattlichen Zahl waren die Leute durchaus nicht zufrieden, da für eine Storkobbe nur 15—30 Kronen gezahlt wurden. Kein Wunder, wenn bei solcher Massenschlächterei die Tiere rasch selten werden. Wir trafen im Storfjord Sommer 1914 noch über ein Dutzend Fangschiffe, die alle vollgefüllt waren mit abgespeckten Robben und von Blut trieften. Der Finnwal wird mehr an der Westküste gejagt, und in Green Harbour („Grüner Hafen") am Eisfjord befindet sich eine Transiederei, die die Luft mit dem schauderhaftesten Geruch erfüllt. Ein Finnwal wurde 1914 mit 3000 bis 4000 Kronen bewertet.

Die Tierwelt des Landes ist arm. Eisbären sind auf Spitzbergen außer im Norden und Osten schon ganz verschwunden, wenigstens im Sommer, und auch die Renntiere nehmen bedenklich ab. Um so reicher ist das Vogelleben entwickelt, trotz aller Nachstellungen, und der Vogelberg an der Südspitze der Bäreninsel, in der Nähe des eingestürzten Bürgermeistertores, ist wohl die reichste Vogelkolonie in arktischen Ländern. Es ist ein ganz einzigartiges Schauspiel. Dieses Leben und dieses Geschrei! Die ganzen, wohl 100 Meter hohen, senkrecht zum Meere abstürzenden Felsen sind von unten bis oben mit Tausenden und Abertausenden von Lummen, Teisten, Papageitauchern („Der kleine Cohn") und Möwen aller Art, bis zu der großen Bürgermeistermöwe, bedeckt. Löst man einen Schuß, dann wird die Masse unheimlich lebendig: Der riesige Schwarm prasselt mit ohrenbetäubendem Lärm ins Wasser oder in die Lüfte, den Himmel verdunkelnd, um in ganz kurzer Zeit wieder nach den Brutplätzen zurückzukehren. Man muß sich dabei im Boot niederkauern, um nicht von den schlecht und tief fliegenden Wasservögeln angerannt zu werden. Die Jagd ist unter solchen Umständen natürlich denkbar leicht, man braucht gar nicht zu zielen, und mit einem Schuß fallen gleich ein halbes Dutzend. Das Fleisch der Alken oder Lummen ist nicht schlecht, es schmeckt nur etwas tranig.

Alle diese Jagden spielen heute im Wirtschaftsleben keine nennenswerte Rolle mehr, und die Tage der Robbenschlägerei und des Finnwalfanges sind, wenn es so fortgeht, gezählt. Die Inselgruppen sind heute vor allem wieder

Digitized by Google

wertvoll geworden durch ihren Kohlenreichtum. Und da fragt es sich zuerst: Ist der Abbau lohnend? Und zweitens: Wer hat das Recht dazu? Um diese Fragen im Zusammenhang beantworten zu können, müssen wir zuvor einen kurzen Rückblick auf die Entdeckungsgeschichte Spitzbergens werfen, d. h. die Anstrengungen der verschiedenen Nationen zu bewerten versuchen, die sich um die Entschleierung des Landes besonders bemüht haben und darauf zum Teil Rechtsansprüche gründeten. Spitzbergen besitzt übrigens außer Kohle noch Marmor, Eisen und wahrscheinlich auch Gold und Öl.

Während der über anderthalb Jahrhunderte dauernden Periode des Walfanges, von 1608 bis 1773, wurde die Erkundung des Landes so gut wie gar nicht gefördert. Die Fangleute hatten nur Interesse für ihr blutiges Handwerk und den Gewinn, ihre Berichte von der Natur und Beschaffenheit des Landes sind spärlich und phantastisch. Nur in einem Punkte sammelte man Erfahrungen, man lernte dem gefährlichsten Feind der Polarfahrer jener Zeit, dem Skorbut, wirksamer begegnen, und durch wiederholte Überwinterungen wurde auch das Klima und der Schutz gegen seine Unbilden besser bekannt. Die erste wissenschaftliche Expedition war von dem Engländer John Phipps, dem späteren Lord Mulgrave, 1773 geführt. Sie ist durch die Teilnahme des jungen Nelson, des berühmten nachmaligen Siegers von Trafalgar, bekannter geworden als durch ihre Ergebnisse. Durch undurchdringliches Packeis wurde bald jedem weiteren Vordringen ein Ende gesetzt, immerhin war viel wertvolles Material gesammelt worden. Viel bedeutsamer waren die siebzehn Reisen der beiden schottischen Walfänger Scoresby, Vater und Sohn, von denen der jüngere sich nach und nach mit eisernem Fleiß gründliche naturwissenschaftliche Kenntnisse erworben hatte. Ihre Beobachtungen sind für die Kenntnis Spitzbergens geradezu grundlegend geworden. 1827 versuchte der unermüdliche Parry von Spitzbergen aus den Nordpol zu erreichen, kam aber durch das südwärts treibende Eis nicht vorwärts. Gleichzeitig stellten der Burtscheider Bürgermeister Barto v. Löwenigh und der norwegische Naturforscher Keilhau ergebnisreiche Untersuchungen auf Spitzbergen an. 1840—1849 erschien in Paris ein sechzehnbändiges Prachtwerk über Spitzbergen, verfaßt von einem Stabe vorwiegend französischer Gelehrter, die 1838—1840 auf der Korvette „La Recherche" das Land untersucht hatten. Kurz vorher war die erste schwedische Expedition unter Sven Lovén dorthin ausgezogen. Sie hatte eine ganze Reihe weiterer schwedischer Unternehmungen bis in die jüngste Zeit im Gefolge, und ihren Bemühungen und Ergebnissen ist es hauptsächlich zu danken, wenn Spitzbergen heute das bestbekannte polare Land ist. Unter den Führern ist Adolf Erich Nordenskiöld, der später um Nordasien herumfuhr, besonders berühmt geworden. Sie haben die Grundlagen für die Topographie Spitzbergens geschaffen, die umgebenden Meere erforscht und mit 67 Mann an der Mosselbai erfolgreich überwintert. 1873 wurde von Nordenskiöld und Palander auch zum erstenmal eine 190 Kilometer lange Wanderung über das Inlandeis des Nordostlandes in 15 Tagen ausgeführt. Den Norwegern Elling Carlsen und

Digitized by Google

Sievert Tobiesen gelang 1863 zum erstenmal die völlige Umsegelung des Archipels. 1870 untersuchten zwei Deutsche, die Württemberger Graf Waldburg-Zeil und v. Heuglin, die Ostküste Spitzbergens und fanden das vergessene Wycheland wieder, das sie nach ihrem Landesherrn König-Karl-Land nannten. Es wurde von Nilsen, den Deutschen Kükenthal und Walter besucht und 1898 von dem Schweden G. A. Nathorst vollständig aufgenommen. Den interessanten Einbruch des Eisfjords mit seinen zahlreichen Verzweigungen erwählten Gustaf Nordenskiöld, Klinkowström und G. de Geer, wiederum Schweden, als Forschungsfeld. 1892 weilte das französische Kriegsschiff „La Manche" mit dem Gelehrten Charles Rabot in den Gewässern Spitzbergens, und 1896 gelang dem englischen Alpinisten M. Conway zum ersten Male eine Durchquerung der fast völlig unbekannten Hauptinsel von Westen nach Osten und zurück. Derselbe stellte auf einer zweiten Expedition 1897 endgültig die überraschende Tatsache fest, daß Westspitzbergen nicht unter Inlandeis begraben ist, sondern in ein Gewirr von tiefen Tälern und steilen Bergen zerfällt, wodurch die einzelnen Gletscher scharf voneinander getrennt werden. Besondere Verdienste um die topographische und geologische Aufnahme Ostspitzbergens erwarb sich wieder der schwedische Geologe G. A. Nathorst. Erfolgreich waren auch die deutsche „Helgoland"-Expedition unter Korvettenkapitän Rüdiger und die Unternehmung des Fürsten Albert von Monaco, wobei der Schotte Bruce und der dänische Rittmeister Isachsen sich besonders auszeichneten. Die wichtigste Expedition der ganzen Erforschungsgeschichte Spitzbergens stellt aber die 1898 bis 1902 von den Schweden Jäderin und de Geer und den Russen Sergiewski, Bunge und Tschernyschew ausgeführte Gradmessung dar, die mit außerordentlicher Präzision arbeitete und eine Fülle von geographischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen anstellte. Dabei wurde auch festgestellt, daß nicht der von Conway erstiegene Hornsundstind im Süden der höchste Gipfel ist, sondern von mehreren Bergen im Innern erheblich überragt wird. Höchster Berg ist die 1750 Meter hohe Newtonspitze in den Chydeniusbergen unter 79 Grad Nord. Aus jüngster Zeit sind besonders die deutsche Vorexpedition zur Filchnerschen antarktischen Expedition und die verunglückte Schröder-Stranz-Expedition bekannt geworden. Letztere hatte wieder Hilfsexpeditionen unter dem Norweger Staxrud im Gefolge, die die Beobachtungen Conways über das Innere der Hauptinsel durchaus bestätigten.

Bewertet man den Anteil der verschiedenen Nationen an der Erforschung des Landes, so muß unstreitig den Schweden das größte Verdienst zuerkannt werden. Sie haben Spitzbergen recht eigentlich erforscht und aufgenommen. Ihnen stand deshalb in erster Linie ein moralisches Anrecht auf die Inselgruppe zu. Tatsächlich wollte sich Schweden schon 1871, während der erfolgreichen Untersuchungen A. E. Nordenskiölds, in den Besitz Spitzbergens setzen, fand aber unerwarteten Widerstand an Rußland, das eine Beherrschung der Seewege von der Murmanküste nach dem Atlantischen Ozean durch eine fremde Macht von der Bäreninsel oder Spitzbergen aus nicht dulden wollte.

Digitized by Google

Unglücklicherweise verlor Schweden durch die Trennung Norwegens den direkten Zugang zum Eismeer und muß zur Erreichung Spitzbergens von seinen Häfen aus den Umweg um Norwegen herum machen, nachdem es glücklich in Narvik am Ofotenfjord sich einen vorzüglichen modernen Hafen geschaffen und durch eine Bahn, die übrigens mit Spitzbergenkohle beheizt wird, mit Stockholm verbunden hatte. Bekanntlich haben dann die Russen den Hafen Alexandrowsk an der Murmanküste ausgebaut und während des Weltkrieges die Murmanbahn durch die Halbinsel Kola mit Hilfe deutscher Kriegsgefangener fertiggestellt, um hier einen direkten Zugang zum Atlantischen Ozean im Norden zu gewinnen. Durch den Ausgang des Weltkrieges ist dieser Plan vorläufig begraben und Rußland aus dem Wettbewerb um Spitzbergen und seine Bodenschätze ganz ausgeschieden. Wie stark aber seine Interessen an dem Lande waren, zeigt die Tatsache, daß Schweden die oben erwähnte Gradmessung nicht allein, wie es ursprünglich beabsichtigt hatte, sondern mit Rußland gemeinsam durchführen mußte, um es nicht zu verletzen. Von ernsthaften Bewerbern um den Besitz des Landes blieben außer Schweden besonders Norwegen, England und auch Amerika, das inzwischen auch auf dem Plane erschienen war, übrig. Die Ansprüche dieser drei Mächte hingen aufs engste mit der Kohlenfrage zusammen, darum noch ein Wort von den Kohlenschätzen Spitzbergens, welche die ganze Sachlage geändert haben.

Der geologische Aufbau Spitzbergens ist kurz folgender. An der Westküste wird das Land von einem Faltengebirge durchzogen, das durch sein Gestein, seine Faltungs- und Streichrichtung sich als eine Fortsetzung und einen Ausläufer des skandinavischen Gebirges über die Bäreninsel hin darstellt. Dolomite und Glimmerschiefer setzen diese sogenannte Heklahookformation zusammen und archäisches Grundgebirge tritt auf weite Strecken im Norden und Nordosten zutage. Nach Ablagerung der silurischen Heklahookschichten bildeten sich die mächtigen Sandsteindecken des Devon und unteren Karbon, die heute, von großen Bruchwänden eingefaßt, im nördlichen zentralen Spitzbergen bis zum Eisfjord und in kleinen Schollen an den westlichen Fjorden vorkommen. Dann folgen Gipse und marine Kalke des Oberkarbon, ein Beweis, daß die Inselgruppe damals vom Meer überflutet war, darüber permische Landbildungen, marine Schiefer und wieder Sandsteine. Ablagerungen aus der Jura- und Kreidezeit sind im wesentlichen auf den Südosten beschränkt. Wohl aber kamen in der Tertiärzeit über 1200 Meter mächtige, stark gefaltete Schichten von Sandsteinen und Schiefern zum Absatz, die den ganzen Süden bis zum Eisfjord überdecken und in kleinen Resten auch auf dem Prinz-Karl-Vorland festgestellt wurden (s. A. G. Nathorst, Beiträge zur Geologie der Bäreninsel, Spitzbergens und des König-Karl-Landes, Upsala 1910, mit Karte). Während der Kreidezeit, vor dem Tertiär, herrschte eine ziemliche vulkanische Tätigkeit, die im Osten zu beiden Seiten des Storfjords und an der Hinlopenstraße eine Menge von Diabasdecken und Gängen schuf. Hervorzuheben ist noch, daß die Hauptinsel von gewaltigen Bruchlinien in Nordnordwest/Süd-

Digitized by Google

südost durchzogen wird. Die tertiären Schichten enthalten nun recht ausgedehnte, wertvolle Kohlenflöze, die seit etwa zwei Jahrzehnten ausgebeutet werden. Nach den übereinstimmenden Urteilen skandinavischer Gelehrter ist diese Kohle Spitzbergens sehr gut und kann den Vergleich mit der besten englischen Kohle getrost aufnehmen. Betriebe, die sie verwenden, z. B. die oben erwähnte Ofotenbahn, fällen dasselbe Urteil (s. Beiblatt zum „Prometheus", Jahrgang XXXI, 13, S. 50). Sie hat geringen Schwefelgehalt, wenig Aschenabfall und hohen Wärmewert. Es ist eine erstklassige Dampfkohle, hält mehr vor wie die englische und setzt weniger Schlacke ab. Als weiterer Vorzug wird der lose Aschenabfall gerühmt, die Asche setzt sich nicht am Rost fest. Spitzbergenkohle wird schon viel gebraucht. Sie findet sich sowohl in der untersten Sandsteinreihe des Tertiärs, dicht über den Juraschichten, als auch in der obersten und wird in Green Harbour und in der Adventbai am Eisfjord ausgebeutet. Aber auch am südlichen Ufer der Königsbucht (Kingsbai) treten Kohlen in der untersten tertiären Sandsteinreihe zutage, ähnlich an der Südostküste (Walfischbucht) und in der Van-Mijen-Bai. 1914 war an diesen Stellen mit dem Abbau noch nicht begonnen worden.

Der Betrieb der Gruben ist sehr einfach. Von Wassergefahr kann bei dem gefrorenen Boden keine Rede sein, und die Temperatur in den Gruben ist andererseits verhältnismäßig hoch, nur bis zu — 4 Grad. Die Kohle staubt sehr wenig und entwickelt kein Grubengas. Besondere technische Schwierigkeiten sind nicht vorhanden, das Hängende ist Sandstein mit glatten, ebenen Flächen und das Fördern infolgedessen sehr bequem. Die landläufige Vorstellung von Kohlenbergwerken muß nur in einem Hauptpunkt korrigiert werden: die Kohlenbergwerke Spitzbergens sind nicht schwarz, sondern weiß. Das kommt durch die niedrige Temperatur, die auch im Sommer in der Tiefe herrscht. Infolgedessen schlägt sich alle Feuchtigkeit in Gestalt von weißem Reif an den Wänden nieder, ein überraschender Anblick! Die Verfrachtung der Kohle wäre unter normalen Umständen nicht möglich, wenn nicht die nordatlantische warme Meeresströmung, der sogenannte Golfstrom, das Wasser der Westküste, ähnlich wie in Norwegen, abnorm erwärmte und im Sommer meist eisfrei hielte. Trotzdem können die Schiffe allerhöchstens nur vier Monate verkehren, und der Weg nach der nächsten Verbrauchergegend — etwa Tromsö oder Narvik — ist recht weit. Das verteuert die Kohle. Südskandinavien bekommt natürlich seine Kohle rascher und bequemer von England oder Deutschland. Die Verschiffung findet gewöhnlich von Juni bis Oktober statt. In ungünstigen Eisjahren haben die Eisbrecher schwere Arbeit. Seit vielen Jahren besteht regelmäßiger Postdampferverkehr und außerdem Funkenverbindung mit Norwegen. Fast alle Arbeiter in den Bergwerken sind Norweger. Seit 1906 überwintern viele, sogar mit Familie, und fühlen sich in der herrlichen, gesunden Luft äußerst wohl. Nur mit Verletzungen muß man sich in acht nehmen, sie heilen schwer und schlecht in Spitzbergen. Gewöhnen muß man sich an die lange Finsternis im Winter bzw. die dauernde Helligkeit im Sommer. Aber da die

Digitized by Google

Leute fast durchweg aus Norwegen stammen, sind sie schon einigermaßen vertraut mit diesen Verhältnissen.

Auch die Bäreninsel enthält übrigens reiche Kohlenlager, die von Theodor Lerner in Frankfurt a. M. vor zwei Jahrzehnten in Besitz genommen wurden. Das Deutsche Reich lehnte aber seinerzeit die nachgesuchte Oberhoheit wegen des schwierigen Abbaus ab, und so ging der „Besitz" für Deutschland verloren.

Wer hat nun gewisse Anrechte auf diese Kohlenvorräte? Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein. Haben die Schweden durch ihre wissenschaftlichen Leistungen bei der Erforschung ein moralisches Besitzrecht an Spitzbergen, so die Norweger unbedingt ein wirtschaftliches. Norwegen hat sich zuerst und am meisten bei der Förderung der Kohle betätigt. Zwar erschienen zu Beginn des Jahrhunderts auch Amerikaner und Engländer und belegten in dem No Mans-Land Kohlenfelder mit Beschlag, aber die Norweger waren schon mehrere Jahre vorher, seit 1900, tätig und hatten von Kohlenfeldern Besitz genommen. 1904 wurden zum erstenmal 290 Tonnen Spitzbergenkohle nach Norwegen ausgeführt, bis 1919 war die Menge auf 250 000 Tonnen angewachsen. In weitem Abstand folgen Schweden, das seit 1911 4000 Tonnen verschiffte, und eine norwegisch-russische Gesellschaft mit 2500 Tonnen. England hat in dieser ganzen Zeit noch gar nichts verfrachtet, von den Amerikanern ganz zu schweigen. Norwegen hat doch auch das größte Interesse an der Spitzbergenkohle, es liegt am nächsten von allen Ländern und hat selbst keine Kohle. Es mußte daher in Norwegen einen höchst merkwürdigen Eindruck machen, wenn noch ganz kürzlich England offen sein Verlangen nach der Inselgruppe aussprach und die Welt schon vor die vollendete Tatsache stellen wollte, um die Wirkung eines solchen Vorgehens zu erproben. Denn das schien der Kern dieser Nachrichten über eine englische Besitzergreifung zu sein. Man wollte erst die Stärke des zu erwartenden Widerstandes feststellen, um danach seine Maßnahmen einzurichten. Die Propaganda für eine Besitznahme Spitzbergens war in England in letzter Zeit recht auffallend gewesen. Mit der bekannten beneidenswerten Rücksichtslosigkeit wurden dabei die skandinavischen Interessen völlig übergangen. Die Bodenschätze Spitzbergens schilderte eine gewisse englische Presse in den rosigsten Farben, danach war das Land geradezu ein Massenlager von Kohle, Asbest, Schwefelkies, Gold, Marmor und besonders Eisen. Der „Yorkshire Observer" schrieb im vergangenen Jahre gerade über den letzten Punkt: England habe schon vor dem Krieg jährlich 21 Millionen Tonnen Erz aus dem Ausland bezogen, davon ein Drittel aus Spanien und Skandinavien (Schweden). Dieser Bedarf an Eisenerz habe sich während des Krieges fortwährend gesteigert und jetzt verdoppelt. Also müsse man sich nach neuen Quellen umsehen. Die Eisenerze Spitzbergens seien aber den berühmten schwedischen von Kiruna-Gellivare ebenbürtig und könnten bei ihrem geringen Schwefel- und Phosphorgehalt zur Herstellung des feinsten Qualitätsstahles verwendet werden. Das Erz bilde auf Spitzbergen ganze Berge, und Professor Brown von der Universität Sheffield habe einen größeren Eisengehalt darin gefunden als in dem von Gellivare,

Digitized by Google

nämlich 64,4 Prozent gegenüber 63 Prozent (s. Beiblatt zum „Prometheus", S. 50). Diese Kunde war einigermaßen erstaunlich. Man kannte wohl das Vorkommen von Eisenerzen auf Spitzbergen, aber alle skandinavischen Gelehrten sind sich über die geringe Verwertbarkeit desselben einig. An keiner Stelle sind die Erzlager stärker als ein paar Dezimeter. Erst im Mai 1919 sagte Adolf Hoel in der Norwegischen Geologischen Vereinigung: „Die Erzzone Spitzbergens ist ohne praktische Bedeutung, da das Erz wenig eisenhaltig ist, vielleicht mit Ausnahme von Prinz-Karl-Vorland." Zu demselben Ergebnis sind vor kurzem zwei schwedische Fachleute gekommen. Man mußte also die englischen Gutachten mit großer Vorsicht aufnehmen, es schien mehr der Wunsch der Vater des Gedankens. Da es vorläufig nicht möglich ist, diese Frage zu prüfen, mag sie vorerst auf sich beruhen. Auf alle Fälle aber mußten die englischen Annektionsabsichten bezüglich Spitzbergens in Norwegen stark erbittern. Dieses Land braucht dringend Kohle, liegt Spitzbergen von allen europäischen Staaten am nächsten und hat zudem dort zuerst Kohlenfelder „erworben" und den Abbau möglich gemacht. Also steht ihm nach allgemeinem Brauch das Vorrecht darauf zu. Schon vor dem Kriege waren Besitzstreitigkeiten am Eisfjord entstanden und durch eine Konferenz vom Jahre 1912 einem aus Norwegern, Schweden und Russen gebildeten Ausschuß zur Schlichtung übertragen worden. Diese Methode hätte wohl auch in Zukunft beibehalten werden können, denn die ganze Welt hat ein Interesse daran, daß der arktische Archipel jedermann leicht zugänglich ist. Die wirtschaftlichen Werte müssen ja nicht immer den Ausschlag geben.

Spitzbergen ist nämlich, wie schon eingangs betont, ein Gesundbrunnen für alle in den Atmungswegen Erkrankte. Erkältungen gibt es dort nicht. Man kann im Sommer bei 2 Grad Celsius auf einem Gletscher in dem eiskalten Schmelzwasser ein Vollbad nehmen, ohne einen Schnupfen oder Katarrh davonzutragen; das kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Wie oft kommt es bei Bootslandungen vor, daß man ins Wasser patschen muß oder gar hineinfällt, ohne gerade im Ölzeug zu stecken: in Spitzbergen ist das alles ganz unbedenklich trotz des kalten Wassers. Die bakterienfreie Luft und das Fehlen jeglichen Staubes lassen eine Erkältung nicht aufkommen, höchstens hat man eine kurze Zeit das Gefühl, als ob ein Schnupfen im Anzug wäre, das ist alles. Dieser ideale Zustand muß natürlich für Lungenkranke von außerordentlicher Wirkung sein und müßte in kürzester Frist eine Besserung, wenn nicht gar Heilung hervorrufen. Schon seit 1896 besteht ein Sommerhotel am Eisfjord, warum könnten nicht auch Sanatorien für Lungenkranke errichtet werden? Ein allzu massenhafter Krankenbesuch, der die Touristen und Vergnügungsreisenden abschreckte, steht nicht in Frage, dazu sind die Kosten immerhin zu erheblich. Der Aufenthalt im Freien ist im Sommer recht behaglich, wenn die Sonne scheint. Die Temperatur hält sich im Durchschnitt im Juli und August auf 5—6 Grad, ist aber in der Sonne beträchtlich höher. Wunderbar wirkt neben der köstlichen reinen Luft die tiefe Stille der alpinen Landschaft. Etwas Wohl-

Digitized by Google

tuenderes für verbrauchte Nerven kann es nicht geben. Die Stille wird nur durch das Donnern der „kalbenden" Gletscher und das Rauschen der Brandung an der Eiskante unterbrochen, aber diese Laute wirken durchaus nicht aufregend, es sei denn, daß man sich in unmittelbarer Nähe einer solchen Eisberggeburt befindet. Ganz einzigartig sind Fahrten mit einem Segelschiff an hellen Sommertagen durch die Eisschollen hindurch. Wer bei diesem zauberhaften Lichtspiel auf Meer, Eis und Bergen nicht auflebt, dem ist überhaupt nicht mehr zu helfen. Auch Luftspiegelungen sind bei solchem Wetter manchmal zu sehen. Das Land selbst mit seinen kühnen Gipfeln und gewaltigen Eisströmen bietet dem rüstigen Bergsteiger und Touristen eine Fülle von reizvollen Aufgaben, er muß nur entsprechend ausgerüstet sein und alles Notwendige mitnehmen. Es muß jedesmal eine kleine Expedition ausgerüstet werden, da man im schlimmsten Fall mit Überwintern rechnen muß. Schon aus diesem Grunde ist vorläufig an eine Massenzuwanderung wie in einzelnen Teilen der Alpen nicht zu denken, solche Expeditionen auf Spitzbergen erfordern viel Zeit, Mühe und Ausdauer und sind außerdem recht kostspielig. Im wesentlichen wird daher die arktische Inselgruppe ein Arbeitsfeld für die Wissenschaft, insbesondere für die Polarforschung, bleiben. Für eiszeitliche Probleme stellt Spitzbergen ein geradezu ideales Gebiet dar. Kaum ein Polarland ist verhältnismäßig so leicht und rasch zu erreichen, wenn auch die Schwierigkeiten eines Vorstoßes in das Innere, wie die verunglückte Schröder-Stranz-Expedition mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt hat, nicht unterschätzt werden dürfen. Auch als Basis für Expeditionen mit dem Luftschiff oder Flugzeug zur Erforschung des Nordpolgebietes ist Spitzbergen geeigneter wie jedes andere arktische Land. Der Nachschub an allem erforderlichen Material für solche Luftvorstöße ist verhältnismäßig leicht und die ständige Fühlung mit Nordeuropa durch Funkenstationen und Postverbindung längst vorhanden. Abgesehen von dem etwas voreiligen Ballonunternehmen Andrées hatte deswegen Graf Zeppelin mit seinem Luftschiff einen Vorstoß nach dem Pol geplant und zu diesem Zweck 1910 eine Fahrt nach Spitzbergen gemacht, um die nötigen Voruntersuchungen anzustellen (s. „Mit Zeppelin nach Spitzbergen", Berlin 1911). Leider aber kam es nur zur Gründung einer meteorologischen Station in Ebeltofthafen an der Kreuz(Croß-)Bai, die während des Krieges wegen ihrer funkentelegraphischen Einrichtung von den Engländern zerstört wurde; so wurde wenigstens mehrmals gemeldet. Eine Erkundung des Nordpols mit Luftschiffen von Spitzbergen aus ist jedenfalls nach den nötigen Vorbereitungen keine allzu schwierige Aufgabe mehr. Noch besser verwendbar erscheinen für diesen Zweck die schnellen, beweglichen Flugzeuge. Deshalb planen schon seit zwei Jahren zwei Deutsche, v. Rebnitzki-Danzig und Dr. Geisler-Halle, eine topographische Erforschung des Nordpolarmeeres mit schnellen leichten Doppeldeckern (vgl. darüber Petermanns Mitteilungen 1919), die für Landungen auf dem Wasser oder Eis mit Schwimmern und Gleitkufen versehen sind. Gerade von deutscher Seite ist also in den letzten Jahren eine eifrige Tätigkeit in der Polarforschung mit Spitzbergen als

Digitized by Google

Basis entfaltet worden. Ob diese Forschungen nunmehr mit der gleichen Freiheit betrieben werden können, muß die Zukunft lehren. Am 9. Februar d. J. hat der Schiedsgerichtshof der Alliierten die Besitzfrage Spitzbergens zugunsten Norwegens entschieden und damit allen weiteren Erörterungen der Rechtsfrage ein Ende gemacht. Man wird diesen Schiedsspruch nach obigen Ausführungen nicht als ungerecht empfinden, die wirtschaftlichen Gesichtspunkte haben den Ausschlag gegeben. Bedauerlich bleibt nur, daß Schweden, das die Hauptarbeit bei der Entschleierung des Landes geleistet hat, so ganz ausgeschieden ist. Andererseits darf man es mit Freude begrüßen, daß der unersättliche britische Leu nicht auch dieses ferne Land geschluckt hat und einem weit schwächeren Konkurrenten den Vorrang ließ, sicher nicht leichten Herzens. Von der norwegischen Verwaltung darf man wohl erwarten, daß sie der freien Wissenschaft und dem internationalen Reiseverkehr keine Schwierigkeiten in den Weg legen wird. Was sollte sie für ein Interesse daran haben? Trotzdem wird jeder Kenner mit einer gewissen Wehmut Abschied nehmen von dem herrlichen Lande, das seither keine Oberhoheit kannte.

Erinnerungen aus meinem Leben

Von

Gottfried Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst[1])

Petersburg

(Kapitel 6 der „Erinnerungen")

Die Hoffnung, daß dank all den diplomatischen Vorkehrungen, die getroffen worden waren, die Ereignisse in Mazedonien einen ruhigen Verlauf nehmen würden, war leider eine trügerische. Als der für die friedliche Entwicklung der Dinge am Balkan seit jeher so bedenkliche Moment der Schneeschmelze, der vielgenannten „fonte des neiges", heranrückte, begann es dort wieder unruhig zu werden. Bereits anfangs April erhoben sich im Wilajet Monastir die Albanier gegen die christliche Gendarmerie und sammelten sich in großen Massen in der Umgebung der Stadt Mitrovica, um daselbst ein allgemeines Christenmassaker zu veranstalten. Der türkische Pascha forderte sie auf, sich zurückzuziehen, und wandte, als diese Aufforderung nicht befolgt wurde, schließlich Gewalt an. Nach einem kurzen Gefechte nötigte die kleine Garnison von Mitrovica, die aus nicht viel mehr als 200 Mann und 2 Geschützen bestand, die Albanier, deren Zahl sich auf mehrere Tausend belief, zum Rückzuge.

---

[1]) Vgl. die Anmerkung zu dem im Januar-Heft Seite 33 erschienenen ersten Abschnitt dieser Veröffentlichung.

Digitized by Google

So weit war alles gut abgelaufen, als sich am Tage nach dem Gefechte ein höchst bedauerlicher Zwischenfall ereignete; der russische Konsul von Mitrovica, namens Schtscherbina, wurde nämlich von einem türkischen Soldaten angeschossen und schwerverwundet.

Der genannte russische Funktionär hatte sich, wie mir erzählt wurde, schon während des Gefechtes am Vortage nicht gerade durch besonderen Takt ausgezeichnet, indem er sich auf den eigentlichen Leiter der ganzen Aktion spielte, so daß der türkische Bataillonskommandant ihn zu wiederholten Malen aufmerksam machen mußte, sich doch nicht in Dinge zu mischen, die nicht ihn, sondern den türkischen Militärkommandanten angingen. Auch die Soldaten, die Zeugen dieser Szene waren, hatten sich über das Auftreten des russischen Konsuls sehr ungehalten gezeigt; als dieser am nächsten Tage wieder auf dem Gefechtsfelde erschien und sich anschickte, Maßnahmen zur Verfolgung der Albanier anzuordnen, schoß ihm ein türkischer Soldat albanischer Nationalität aus unmittelbarer Nähe eine Kugel in den Leib. Man schaffte den Verwundeten nach Mitrovica zurück und verhaftete den Soldaten, der auf die Frage, was ihn zu dieser Tat veranlaßt habe, antwortete, er sehe in dem Konsul die bewegende Kraft dafür, daß auf seine albanischen Brüder geschossen worden sei.

In Petersburg, wo man alles vermeiden wollte, was neue Komplikationen herbeiführen konnte, gab sich die Regierung die größte Mühe dahin zu wirken, daß dieser Vorfall von der Öffentlichkeit und der Presse ruhig aufgenommen werde; tatsächlich wäre auch, zumal der Sultan der russischen Regierung sein Bedauern aussprach und den Attentäter zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilte, alles noch glimpflich abgelaufen, wenn das Unglück nicht gewollt hätte, daß der schwerverletzte Konsul acht Tage später seinen Wunden erlag.

Nun begann in Petersburg doch eine gewisse Erregung Platz zu greifen, und Lambsdorff erklärte Aehrenthal, Rußland müsse nunmehr auf einer viel weitergehenden Entschuldigung der Türkei und auf der Hinrichtung des Mörders bestehen. Außerdem müsse dem Sultan nachdrücklich zu verstehen gegeben werden, daß es höchste Zeit wäre, energisch gegen die aufständischen Albanier vorzugehen; widrigenfalls würden sich Rußland und Österreich-Ungarn bemüßigt sehen, die Türkei den Angriffen Serbiens und Bulgariens zu überlassen, was einem Desinteressement der Reformmächte an der Aufrechterhaltung der territorialen Integrität der Türkei gleichkäme. Auf diese Weise hoffte Lambsdorff den Sultan einzuschüchtern, doch war ihm gleichzeitig ebensoviel darum zu tun, daß die slawischen „Brüder" am Balkan, falls ihnen die Sprache, die Rußland in Konstantinopel geführt habe, zu Ohren käme, nicht etwa „allzu tapfer" würden. So ließ er denn unter der Hand Serbien und Bulgarien wissen, Rußland werde sie jederzeit vor türkischen Übergriffen schützen, würde jedoch, falls sie ihrerseits die Türkei angreifen wollten, unbekümmert um den Ausgang eines hieraus entstehenden Krieges, den Frieden ausschließlich den russischen Wünschen entsprechend gestalten.

Digitized by Google

Die russische Diplomatie tat also ihr möglichstes, um nach allen Seiten beruhigend und abkühlend zu wirken, wobei es ihr, wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, nicht darauf ankam, einander ganz widersprechende Erklärungen abzugeben. Damit man sich aber auch in Wien durch die schärfere Sprache, die man russischerseits nun dem Sultan gegenüber anschlug, nicht beunruhigt fühle, gab Lambsdorff im Namen des Kaisers Aehrenthal die Versicherung, daß, was immer auch geschehen möge, kein russischer Soldat die türkische Grenze überschreiten werde, ohne daß man sich hierüber vorher mit Österreich-Ungarn verständigt hätte.

Die große Frage war nun, ob sich der Sultan mehr durch die Haltung der Reformmächte oder durch jene seiner geliebten Albanier imponieren lassen werde. Nach den bisher gemachten Erfahrungen stand zu befürchten, daß seine Angst vor den Albaniern, die im „Palais" über einen großen Einfluß verfügten, den sie jederzeit auf das skrupelloseste auszuüben bereit waren, überwiegen werde, um so mehr, als er bei den verschiedenen, in noch so drohender Weise angekündigten und vorbereiteten Maßregelungen durch die Mächte bisher immer mit einem blauen Auge davongekommen war. Es lag also zweifellos die Gefahr nahe, daß er eines schönen Tages erklären werde, nicht imstande zu sein, irgendwelche weitere Reformen durchzuführen.

In Petersburg, wo man natürlich auch mit einer solchen Möglichkeit rechnete, verhehlte man sich nicht, daß der Wunsch, den Frieden zu erhalten, schließlich doch auch nicht so weit getrieben werden dürfe, dem Sultan zu gestatten, sich über alle an ihn gestellten Forderungen hinwegzusetzen und dadurch Rußlands Prestige am Balkan in unwiederbringlicher Weise zu schädigen. Es mußten daher, so ungern man auch daran ging, gewisse Vorkehrungen für den Fall getroffen werden, daß sich infolge der Ereignisse in Mazedonien die Notwendigkeit eines bewaffneten Einschreitens daselbst tatsächlich ergeben sollte.

Es dauerte auch wirklich nicht lange, so erhielt ich von einem der Militärattachés die Mitteilung, er habe zuverlässige Informationen erhalten, daß im Militärbezirk Odessa zwei Infanteriedivisionen, eine Schützenbrigade und drei Maschinengewehrkompagnien bereitgestellt würden, die auf einen telegraphischen Befehl sofort zu mobilisieren hätten, um, wie es hieß, „zu einer Pazifizierungsaktion am Balkan" verwendet zu werden.

Ich teilte dies sofort dem Botschafter mit, der hierüber, ebenso wie ich, nach Wien berichtete; Aehrenthal war jedoch der Ansicht, daß diese allgemeinen Vorbereitungen nicht im Widerspruch mit den Versicherungen ständen, die Lambsdorff ihm gegeben hatte, wonach Rußland keine größere Aktion am Balkan unternehmen werde, ohne sich vorher mit Österreich-Ungarn verständigt zu haben, eine Auffassung, der ich vollkommen beistimmte.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einige Worte über mein Verhältnis zu Aehrenthal einschalten, das, wie ich gleich vorausschicken will, von Haus aus ein sehr freundschaftliches war und dies auch während der ganzen Zeit unserer gemeinsamen Tätigkeit in Petersburg blieb. Im allgemeinen pflegte das

Digitized by Google

Verhältnis zwischen dem Missionschef und dem Militärattaché leider nicht immer ein ungetrübtes zu sein, ein Übelstand, der bei uns durch das mangelhaft organisierte Zusammenwirken dieser beiden Stellen hervorgerufen wurde. Während jeder deutsche Militärattaché verpflichtet war, seine Berichte dem Botschafter zur Einsicht vorzulegen, bestanden hierüber bei uns keinerlei Vorschriften, so daß diese beiden Stellen ganz unabhängig voneinander und — wie es leider nur zu oft vorkam — auch in völlig entgegengesetztem Sinne berichten konnten, was unter Umständen sehr unangenehme Folgen nach sich zog.

Ich hatte gleich bei Beginn meiner Petersburger Tätigkeit hierüber eine lange Aussprache mit Aehrenthal. Wir kamen überein, daß ich ihm meine Berichte, soweit sie politischen Inhaltes waren, stets zur Einsicht vorlegen würde, wogegen er mir versprach, mich auch seinerseits von allem, was er in wichtigen Fragen nach Wien berichten werde, in Kenntnis zu setzen. Wenn wir über etwas verschiedener Ansicht waren, so einigten wir uns, nachdem wir die betreffende Frage gründlich durchgesprochen hatten, jedesmal über die Art und Weise, wie wir hierüber nach Wien berichten würden, ohne hierdurch die verschiedenen Stellen, denen wir unterstanden, in entgegengesetztem Sinne zu informieren. Dies war namentlich in den bewegten Zeiten des japanischen Krieges und der darauffolgenden revolutionären Wirren, wo die militärische und politische Berichterstattung sich beinahe deckten, sicherlich nur von Vorteil. Ich kann Aehrenthal für das Vertrauen, das er mir stets bewiesen hat, und für die Mühe, die er sich gab, mich auch in alle politischen Fragen einzuweihen, nicht genug dankbar sein. Da er Rußland und seine nicht immer zuverlässige Diplomatie seit Jahren sehr wohl kannte, war er in der Lage, mich über vieles aufzuklären und vor manchem zu warnen, wodurch mir — dem Neuling in diesem ganzen Treiben — der mit eigenen Erfahrungen meist verbundene Schaden erspart blieb. Ich habe mit Aehrenthal später, als er am Ballplatze eingezogen war, noch viel verkehrt, wiewohl ich damals für eine Weile aus dem diplomatischen Dienste ausgetreten war; meine Ansicht über ihn habe ich auch zur Zeit der Annexion nicht geändert. Alles, was ihm damals in oft allzu leichtfertiger Weise zum Vorwurfe gemacht wurde, ist schon deshalb unzutreffend, weil niemand in der Lage ist, ein halbvollendetes Werk richtig zu beurteilen. Aehrenthal hatte die Annexion durchgeführt, und so viel sich auch dagegen sagen läßt, sie bildete doch nur den ersten Zug einer großangelegten politischen Partie, in der Österreich-Ungarn zur Überraschung der übrigen Welt sich anschickte, eine führende Rolle zu spielen. Wie Aehrenthal weiter zu handeln gedachte, kann, nachdem der Tod seinem Wirken ein vorzeitiges Ende setzte, niemand sagen, und zwar um so weniger, als es zu seinen Eigentümlichkeiten gehörte, über das Endziel, das ihm in großen politischen Fragen vorschwebte, selbst seine vertrautesten Mitarbeiter im unklaren zu lassen. Es ist daher ganz müßig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was Aehrenthal in der Folge getan oder unterlassen hätte; sicher ist für mich nur das eine, daß bei längerer Leitung unserer äußeren Politik durch Aehrenthal niemals ein Nikita von Montenegro die

Digitized by Google

Welt hätte in Atem halten können, wie dies bereits ein Jahr später der Fall war. Aehrenthal hätte die Gefahr erkannt, die in der Zulassung einer derartigen Überhebung lag, und hätte diesem Unfug ein Ende gemacht, statt ihn in ratloser Ohnmacht zu dulden und immer größer werden zu lassen.

In Rußland selbst genoß Aehrenthal zu jener Zeit das größte Ansehen; man hielt ihn, und auch mit Recht, für einen Freund Rußlands, empfand es daher später um so schwerer, daß gerade er es war, der die Annexion durchführte, die dank den unermüdlichen Treibereien Iswolskis in Rußland allgemein als ein direkt gegen das Zarenreich gerichteter Schlag aufgefaßt wurde.

Ich will nun aber wieder zur Schilderung des weiteren Verlaufs der Ereignisse zurückkehren.

Die Türkei, die jedenfalls darüber unterrichtet war, daß Rußland, wie früher erwähnt, für alle Fälle Truppen in Odessa bereitstellte, beeilte sich, der russischen Regierung die verlangten weitgehenden Entschuldigungen zu machen und den Mörder des russischen Konsuls zum Tode zu verurteilen. Da der Sultan es jedoch um jeden Preis vermeiden wollte, das Todesurteil an einem Albanier tatsächlich vollziehen zu lassen, verfiel er in gewohnt schlauer Weise auf den Ausweg, eine etwaige Begnadigung dem Kaiser von Rußland anheimzustellen, dem unter diesen Umständen nichts anderes übrigblieb, als dieselbe zu gewähren.

Nunmehr trat, abgesehen von kleinen diplomatischen Unstimmigkeiten (so wünschte man in Wien, daß die russische Warnung an die Balkanstaaten, wonach diese von einem Angriffe auf die Türkei keinerlei territoriale Vorteile erwarten dürften, veröffentlicht werde, wogegen Lambsdorff dermalen jedoch Bedenken erhob), im allgemeinen doch wieder eine gewisse Beruhigung ein, und es war zu hoffen, daß das bevorstehende, in Rußland ganz besonders feierlich begangene Osterfest durch weitere politische Komplikationen nicht gestört werden würde.

Das Kaiserpaar verbrachte die Ostertage in Moskau, wo es im Kreml den religiösen Zeremonien beiwohnte. Der Jubel, der den Zaren, so oft er sich während derselben dem Volke zeigte, umbrauste, war, mit Rücksicht auf den Ort, gerade jetzt insofern nicht ganz unbedenklich, als Moskau seit jeher das Zentrum der groß-slawischen Bewegung war und es nicht ausgeschlossen schien, daß der für solche Kundgebungen sehr empfängliche Kaiser dort allerhand unerwünschten Einflüssen ausgesetzt sein würde, denen er eventuell Gehör schenken konnte.

Ostern, das ich zum erstenmal auf dem Boden des „heiligen Rußland" erlebte, wurde hier als das größte kirchliche Fest gefeiert. Endlosen Zeremonien in der Karwoche (die Botschaft wohnte dem katholischen Kirchendienste in der Malteserkapelle bei) folgte in der Osternacht die Auferstehungsfeier in allen Kirchen, die in der Isaaks- und Kasanerkathedrale mit ganz besonderem Gepränge begangen wurde. Man muß das Menschengewühl, das um Mitternacht am Newski und vor der Isaakskathedrale auf- und niederwogte, gesehen

Digitized by Google

haben, um sich einen Begriff von dem Gedränge zu machen, das in dieser Nacht in und vor diesen Kirchen herrschte. Um 12 Uhr begann die Ostermesse, während welcher der Gesang der Popen „Christus ist auferstanden" ertönte, der sich sofort bis auf die Straße fortpflanzte, worauf die Menschen, auch wenn sie einander ganz fremd waren, sich in die Arme sanken und mit den bekräftigenden Worten „Er ist wirklich auferstanden" drei Küsse austauschten. Ich habe mir in jeder Osternacht, die ich in Petersburg verbrachte, das Vergnügen gemacht, in der Stadt herumzufahren oder herumzugehen, denn diese Umarmungsszenen auf der Straße hatten etwas unwiderstehlich Komisches.

Gegen 1 Uhr nachts begab ich mich zu den Georges Bobrinskis, wo ein kopiöses Souper bereitstand, dem alle, ob sie die Fastenzeit nun streng gehalten hatten oder nicht, im weitesten Maße zusprachen. Die Stimmung war sehr animiert, und auch mit den österlichen Umarmungen wurde viel Spaß getrieben, wobei man hauptsächlich mich als Fremden in Verlegenheit bringen wollte. Eine nicht gerade angenehme Aufgabe hatte der Kaiser in der Osternacht zu bewältigen, indem er mit der ganzen der Ostermesse beiwohnenden Eskadron seiner Leibkosaken, zirka 100 Mann, die Osterküsse austauschen mußte!

Das Bobrinskische Souper währte bis in die Morgenstunden, und das Marsfeld erstrahlte bereits im Glanze des ersten Ostertages, als ich mich auf den Heimweg begab. Die zwei nächsten Tage ruhte natürlich jedwede Arbeit, aber auch nach denselben bedurfte es einer gewissen Zeit, bis sich das Volk vom Osterfeste erholt hatte oder, deutlicher ausgedrückt, es bedurfte dieser Frist, bis die Leute ihre Riesenräusche ausgeschlafen hatten. Ganz unglaublich war es, wie viele dieser Betrunkenen auf der Straße, speziell in der Nähe der Branntweinverkaufsstellen, herumlagen, ohne daß irgend jemand daran den geringsten Anstoß genommen hätte, im Gegenteil, man ließ den Betreffenden die liebevollste, mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu gepaarte Behandlung angedeihen, indem man sie von den Plätzen, wo sie jeden Augenblick überfahren werden konnten, in irgendeine stille Ecke schaffte, in der sie ungestört liegen blieben, bis sie wieder einmal erwachten.

Nun zog auch hier das Frühjahr langsam ein, was sich vorerst aber nur dadurch bemerkbar machte, daß der Tag immer länger wurde und der gute Schlittenweg einer grundlos kotigen Fahrbahn Platz machte.

Im Laufe der nächsten Wochen fuhr ich, da die Auerhahnbalz begonnen hatte, zu wiederholten Malen auf die Jagd. Zirka anderthalb Stunden Eisenbahnfahrt von Petersburg an der Moskauer Strecke — man fuhr bis zur Station Tosna — hatten mehrere Petersburger Herren eine Jagdgesellschaft gegründet, der auch ich beigetreten war. Es gab dort viele Auerhahnen und Schnepfen, und im Herbste konnte man Haselhühner und ein paar Hasen schießen; auch Luchse waren im Winter schon dort erlegt worden, ja ab und zu verirrten sich sogar Wölfe in diese Gegend.

Die Nähe von Petersburg ermöglichte es gerade jetzt in der Hahnenzeit, spät nachmittags für einen Abend und einen Morgen hinauszufahren und noch

Digitized by Google

am Vormittage wieder in der Stadt zu sein, was ich speziell wegen des Schnepfenanstandes öfters getan habe. Es war wirklich angenehm, in verhältnismäßig kurzer Zeit aus Petersburg heraus in den Wald zu kommen, und ich habe manchen schönen Abend auf einer Waldblöße in Erwartung der Schnepfen zugebracht, die man, bis kein anderer Laut mehr vernehmbar war, in der zunehmenden Dämmerung endlich heranstreichen hörte. Stellenweise waren ziemlich viele da, und ich habe mehrmals drei oder vier an einem Abend erlegt.

Da es Anfang Mai, speziell in den nördlichen Ländern, schon recht lange dauert, bis es wirklich dunkel wird, kam man meist erst sehr spät ins Jagdhaus zurück, wo man in Gesellschaft etwa noch anwesender anderer Jagdteilnehmer den mitgenommenen Proviant verzehrte und sich dann zu kurzer Ruhe niederlegte, da man bereits in zwei bis drei Stunden auf den Hahn fahren mußte.

Ich jage wirklich sehr gern, aber wenn mir etwas die Jagdlust hätte nehmen können, so wären dies die stundenlangen Fahrten gewesen, die man bei dieser Gelegenheit auf Leiterwagen querfeldein durch Sümpfe und auf unmöglichen Feldwegen zu überstehen hatte, um so weit in die Nähe der Balzplätze zu kommen, daß man die Hahnen anspringen konnte. Hielt man sich nicht von allen Seiten krampfhaft am Wagen fest, so war man sicher, herauszufliegen, was übrigens auch sonst oft genug geschah, wenn bei dieser entsetzlichen Fahrt ein Rad oder sonst ein wesentlicher Bestandteil des Wagens in die Brüche ging. Sehr häufig blieb das Gefährt auch völlig im Sumpfe stecken und konnte nur durch die vereinigten Anstrengungen des Kutschers, des Hegers und des Jagdgastes wieder flottgemacht werden, wobei letzterer, je nachdem sich dieser erbauliche Zwischenfall auf der Hinausfahrt oder aber auf der Rückfahrt zur Bahn zugetragen hatte, entweder zu spät auf den Hahn kam oder den Zug nach Petersburg versäumte. War ich einmal glücklich in die Nähe des Balzplatzes gekommen, sprang ich den Hahn allein an, was fast immer mit den größten Schwierigkeiten verbunden, daher um so unterhaltender war. Gewöhnlich hatte man knietief im Wasser oder Sumpf zu waten; balzte der Hahn, wie er dies mit Vorliebe tat, auf einer einzelnen im Moore stehenden Birke, mußte man sich mangels jeder Deckung auch noch in dem nichts weniger als warmen Wasser zusammenkauern, solange er verschwieg. Um so größer war aber, wenn man einen solchen Hahn erlegte, die freudige Genugtuung darüber, der man sich allerdings leider nicht so recht hingeben konnte, da einem die entsetzliche Heimfahrt noch immer drohend bevorstand! Ich erinnere mich, daß der amerikanische Botschafter Lengerke-Meyer, der auch der Tosnaer Jagdgesellschaft angehörte, nach einer derartigen Fahrt längere Zeit mit einer heftigen Blinddarmreizung zu Bette lag und sich in allen Sprachen und allen Tonarten verschwor, niemals wieder eine mit solchen Fahrten verbundene Jagdexpedition zu unternehmen.

Die Osterwoche war von politischen Zwischenfällen zwar nicht gestört worden, aber die Erwartung, daß die Ruhe am Balkan nunmehr anhalten werde, ging leider auch diesmal nicht in Erfüllung.

Digitized by Google

Die Türkei konnte oder wollte sich absolut nicht aufraffen, energisch gegen die unruhigen Albanier vorzugehen, und auch gegen die bulgarischen Banden, deren Tätigkeit viel eher zu- als abnahm, konnte kein Erfolg erzielt werden. Schließlich gingen die Komitadschi im Vertrauen auf ihre Zahl und Stärke so weit, die Filiale der Banque Ottomane in Saloniki zu überfallen und sie mit noch anderen Gebäuden in die Luft zu sprengen; gleichzeitig brach an verschiedenen Stellen der Stadt Feuer aus, das natürlich von diesen Banden gelegt war, die auch noch einige fremde Dampfer im Hafen durch Bombenwürfe beschädigten.

Am Ballplatze schienen alle diese Hiobsposten große Aufregung hervorgerufen zu haben, denn die Botschaft erhielt ein Telegramm, das die Mitteilung enthielt, Seine Majestät habe auf Grund der Konsularberichte aus Saloniki angeordnet, daß die in der Levante kreuzende k. u. k. Eskader sofort nach Saloniki abzugehen habe.

Aehrenthal war hierüber sehr ungehalten, da er mit Recht der Ansicht war, man hätte sich vorher mit der russischen Regierung verständigen sollen, die uns ja auch ihrerseits zugesagt hatte, keine Aktion am Balkan zu unternehmen, ohne sich darüber rechtzeitig mit uns ins Einvernehmen zu setzen.

Lambsdorff war über unser Vorgehen, das er als den getroffenen Abmachungen zuwiderlaufend bezeichnete, auch wirklich sehr verstimmt und klagte dem Botschafter gegenüber, daß man nunmehr auch hier die Regierung werde drängen wollen, Schiffe nach Saloniki zu entsenden; die Italiener hätten bereits eine Eskader hinbeordert, die Franzosen hätten ebenfalls die Absicht, dies zu tun, mit einem Wort, binnen kurzem werde vor Saloniki eine internationale Flotte versammelt sein, wodurch allen unausbleiblich damit verbundenen Reibereien Tür und Tor geöffnet erschiene.

Aehrenthal suchte den russischen Minister nach Tunlichkeit zu beruhigen, machte aber andererseits in seiner Berichterstattung nach Wien kein Hehl daraus, daß er die Entsendung der Flotte nach Saloniki für eine wenig opportune Maßnahme halte, die nur geeignet sei, ein einvernehmliches Vorgehen mit Rußland zu erschweren. Von Wien wurde geantwortet, Aehrenthals Einwürfe seien völlig unberechtigt, wir müßten vielmehr zeigen, daß die Initiative gegenüber der Türkei nicht ausschließlich bei Rußland liege, worauf Aehrenthal wieder entgegnete, man möge doch durch Äußerlichkeiten nicht den Kern der ganzen Sache gefährden.

Um dieser etwas gereizten Korrespondenz ein Ende zu machen und auch eventuellen weiteren Mißverständnissen vorzubeugen, beschloß Aehrenthal nach Wien zu fahren und sich mit Goluchowski mündlich auseinanderzusetzen. Gleichzeitig wollte er in Wien eine Zusammenkunft der beiden Kaiser anregen, die er sowohl mit Rücksicht auf den allgemeinen Eindruck, den eine solche Begegnung hervorrufen würde, für erwünscht hielt, als auch wegen einer neuerlichen eingehenden, alle Balkanfragen betreffenden Aussprache für geboten erachtete.

Digitized by Google

Ich wollte nur noch die in Aussicht stehende große Parade über alle Gardetruppen auf dem Marsfelde abwarten, um dann ebenfalls auf kurzen Urlaub nach Hause zu fahren.

Diese Parade fand am 15. Mai in Anwesenheit der Kaisers und der beiden Kaiserinnen statt und nahm ohne Zwischenfall den gewohnten Verlauf.

Wenige Tage später begab ich mich über Berlin nach Wien. Ich hatte mit Aehrenthal besprochen, daß auch ich meinerseits sowohl den Kaiser wie den Erzherzog Franz Ferdinand darauf aufmerksam machen solle, wie gern man in Rußland zu einer Zusammenkunft der beiden Monarchen bereit wäre, und kam, in Wien angelangt, diesem Wunsche Aehrenthals auch sofort nach. In der Audienz, die mir Seine Majestät gleich nach meiner Ankunft gewährte, erwähnte ich, daß Kaiser Nikolaus mir schon wiederholt davon gesprochen habe, wie gern er einmal ins steierische Gebirge kommen und eine Gemsjagd mitmachen würde. Der Kaiser erwiderte mir, er könne den Kaiser von Rußland doch unmöglich in das bescheidene Mürzsteger Jagdhaus einladen, worauf ich mir zu bemerken erlaubte, soweit ich denselben bisher kennen gelernt hätte, werde er sich um so wohler und zufriedener fühlen, je kleiner der Kreis und je einfacher das Milieu sei, in dem er empfangen würde. Der Kaiser meinte darauf, daß, wenn dies wirklich der Fall wäre, er gern hierzu bereit sei und mit Aehrenthal noch alles Erforderliche besprechen werde.

Bereits an einem der nächsten Tage sagte mir Aehrenthal — der sich inzwischen mit Goluchowski ausgesprochen und, da jede weitere Flottendemonstration schließlich unterblieben war, auch wieder verständigt hatte —, der Kaiser habe ihn beauftragt, Kaiser Nikolaus in seinem Namen einzuladen, nach Wien und anschließend daran mit ihm für einige Gemsjagden nach Mürzsteg zu kommen.

Ich verbrachte noch zirka 14 Tage in Wien und auf dem Lande, worauf ich nach Petersburg zurückkehrte.

Noch auf der Rückreise begriffen, erhielt ich die Nachricht von der Ermordung des serbischen Königspaares und der Berufung Peter Karageorgewitschs auf den serbischen Thron. Wie die Zeitungen mitteilten, war der neue König bereits von einer Deputation serbischer „Würdenträger", die wohl noch kaum Zeit gehabt haben mochten, sich vom Blute, das sie vergossen hatten, zu säubern, aus Genf abgeholt und nach Belgrad gebracht worden.

Ganz Europa erging sich in den heftigsten, leider aber völlig platonischen Abscheubezeugungen, was jedoch nicht hinderte, daß alle Regierungen, mit Ausnahme der englischen, den neuen König anerkannten.

Kaiser Franz Joseph und Kaiser Nikolaus sprachen zwar, ersterer in einem persönlichen Telegramm, letzterer in einem Regierungskommuniqué, die Erwartung aus, daß der König die Mörder bestrafen werde, stellten hiermit aber eine Zumutung an ihn, der er schon deshalb gar nicht zu entsprechen in der Lage war, da es ja gerade diese Mörder waren, denen er seinen Thron verdankte. Daß er dieselben in der Folge tatsächlich nicht nur nicht bestrafte, sondern auch

Digitized by Google

noch belohnte, glaubten die verschiedenen Regierungen, und selbst jene, deren Souveräne die entgegengesetzten Erwartungen ausgesprochen hatten, aus „politischen Rücksichten" nicht weiter hervorheben zu sollen.

Ich habe mir bereits damals nicht verhehlt, daß es kaum gute Früchte tragen dürfte, Serbien, das stets ein Herd von Unruhen war, zu gestatten, allen dynastischen Prinzipien einen derartigen Faustschlag zu versetzen, und das neue Régime dann auch noch so eilig anzuerkennen.

In Rußland fühlte man dies natürlich auch, war jedoch ebenso wie bei uns viel zu schwach, irgendeinen ernstlichen Schritt gegen die Belgrader Mörderbande zu unternehmen. Gerade in Rußland wäre es aber ganz besonders nötig gewesen, auf das Nachdrücklichste zu erklären, daß derartige Vorgänge heutzutage nicht ungestraft hingenommen werden könnten und daß erfolgreiche Palastrevolutionen, die ja in Rußland zu Hause waren, ein für allemal der Geschichte angehören. Sprach und handelte man nicht in diesem Sinne, so war anzunehmen, daß sich die zahllosen, durchaus nicht immer zufriedenen Offiziere, namentlich jene der Linienregimenter, allerhand Gedanken darüber machen würden, wie leicht es ein paar eidbrüchigen Offizieren an der Spitze einiger meuternder Regimenter geworden sei, ihren König samt seiner Gemahlin in bestialischer Weise umzubringen, einen anderen auf den Thron zu setzen und schließlich für all das nicht nur straflos auszugehen, sondern auch noch belohnt zu werden!

Großes Ärgernis erregten damals die in den russischen Regimentern kommandierten serbischen Offiziere, die die Nachricht aus Belgrad mit Jubel begrüßten, die Kokarde mit dem Namenszug ihres ermordeten Königs nicht schnell genug von den Kappen reißen konnten und sich auch noch darüber aufhielten, daß die russischen Offiziere gemäß der für das Königspaar angesagten Hoftrauer einen Flor anlegten.

Nach allen Äußerungen, die ich zu jener Zeit von den verschiedensten russischen Seiten zu hören bekam, bin ich fest überzeugt, daß, wäre Rußland damals frei von anderen Sorgen und in der Lage gewesen, so einzugreifen, wie es wünschte, die „Bratuschki", die Brüderchen, in Serbien den großen Bruder in Rußland von einer ganz anderen Seite kennen gelernt hätten, als ungefähr ein Dezennium später; erst um diese Zeit fand man es in Petersburg mit Rücksicht auf das übrige politische Konzept für angezeigt, sich wieder all der sogenannten historischen Verpflichtungen zu erinnern, die man gegen die Brüderchen in Belgrad zu erfüllen hatte, gleichgültig, ob diese der einmal mit so viel Erfolg verwendeten Mordmethode auch weiterhin treu geblieben waren!

Der Hof befand sich bei meiner Rückkehr aus Wien bereits in Peterhof, von wo aus der Kaiser wie immer den größeren Übungen in der Umgebung des Lagers von Krasnojeselo beiwohnte oder auch den Offizierkorps der einzelnen Regimenter Besuche abstattete. Eines der Regimenter, das dem Herzen des Kaisers am nächsten stand, war das Gardehusarenregiment in Zarske, bei dem er selbst eine Zeitlang gedient hatte. Wie alljährlich, war auch heuer der Kaiser einmal Gast der Offiziere des Regiments, das der frühere Militärattaché in

Digitized by Google

Berlin, Fürst Engalitschew, kommandierte. Auch die Kaiserin und ihre Schwester, die Großfürstin Serge, nahmen an diesem Feste teil, das, nachdem das Regiment noch nicht ins Lager abgegangen war, in der Husarenkaserne in Zarske stattfand und, wie mir erzählt wurde, einen glänzenden Verlauf nahm. Die Reitschule, in der gespeist wurde, war in einen Palmenhain verwandelt worden, die berühmtesten Zigeunerchöre aus Moskau gaben abwechselnd ihre heiteren und schwermütigen Lieder zum besten, kurz, man unterhielt sich bei Gesang und Becherklang so gut, daß der Kaiser — die Kaiserin war schon viel früher mit der Großfürstin nach Peterhof zurückgekehrt — erst beim Morgengrauen aufbrach. Wie wenig sich der Kaiser Rechenschaft über die Auslagen gab, die dem Offizierkorps durch ein solches Fest erwuchsen, geht daraus hervor, daß er sich einige Tage später einem Herrn gegenüber in der anerkennendsten Weise über den gelungenen Abend, den er bei den Zarskoer Husaren zugebracht hatte, äußerte und ausdrücklich betonte, wie ganz besonders es ihn gefreut habe, daß es hierbei „so einfach" und „ohne Aufhauerei" zugegangen sei! Tatsächlich hatte dieses sogenannte „einfache" Fest mehr als 40000 Rubel gekostet, was sich übrigens das außerordentlich reiche Offizierkorps, ohne deshalb empfindliche Opfer bringen zu müssen, leisten konnte.

Im Laufe des Juli und August wohnte ich wieder verschiedenen Übungen der im Krassnoer Lager befindlichen Truppen bei, und ebenso fand der Einzug des Kaisers in das Lager zur gewohnten Zeit nach dem üblichen Programm statt.

Aehrenthal hatte gleich nach seiner Rückkehr bei Lambsdorff angefragt, ob Kaiser Nikolaus eine Einladung unseres Kaisers nach Wien und Mürzsteg annehmen würde, und da Lambsdorff hierauf erwiderte, sein Souverän werde derselben mit ganz besonderer Freude folgen, hatte Kaiser Franz Joseph den Kaiser telegraphisch eingeladen. Ende Juli erhielt Aehrenthal die Verständigung, daß Kaiser Nikolaus Ende September oder Anfang Oktober nach Wien und Mürzsteg kommen werde, und daß auch die beiden Minister und die Botschafter sich ihren Souveränen anzuschließen hätten. Ebenso erhielt auch ich kurz darauf die Weisung, den Kaiser von Rußland seinerzeit in Wien zu erwarten und dann ebenfalls nach Mürzsteg zu begleiten.

Am Balkan wollte sich inzwischen der von Österreich-Ungarn und Rußland so heiß ersehnte Erfolg der Reformen nicht nur noch immer nicht einstellen, sondern die Lage wurde tagtäglich bedrohlicher. Die Türkei war genötigt, mehr und mehr Truppen zur sogenannten Pazifizierung der mazedonischen Wilajets einzuberufen, ohne daß es ihr gelang, die bulgarischen Banden, die den Kampf mit stets wachsender Erbitterung führten, unschädlich zu machen, was wohl zum großen Teil darauf zurückzuführen war, daß die russische Regierung in Konstantinopel immer wieder vor allzu umfangreichen Aktionen gegen Bulgarien warnte.

Wie unangenehm diese fortgesetzt aus Petersburg ergehenden Mahnungen und Verhaltungsmaßregeln seitens der Türkei empfunden wurden, entnahm ich einem gelegentlichen Gespräche mit dem türkischen Militärattaché, der sich nicht

Digitized by Google

bitter genug darüber beklagen konnte, daß Rußland es selbst sei, das durch sein Doppelspiel die Durchführung der Reformen verhindere. Schließlich sei aber, meinte der genannte Offizier, auch die Geduld der Türkei einmal zu Ende, und so könne es trotz aller Warnungen aus Petersburg geschehen, daß die türkischen Truppen, die jetzt in großer Zahl in Mazedonien konzentriert wären, eines schönen Tages die bulgarischen Grenzen überschritten und den Bulgaren jene ausgiebigen Schläge versetzten, die sie schon so lange verdient hätten. Erst dann wäre es möglich, Reformen durchzuführen und gegen die Albanier vorzugehen, was dermalen so gut wie ausgeschlossen sei. Heute verlange man von der Türkei, sie solle gegen ihre eigenen Untertanen mit eiserner Faust, gegen fremde Räuberbanden aber, die von auswärts unterstützt würden, mit Samthandschuhen vorgehen. So müßten z. B. die gefangenen Führer aller dieser Banden, die meist bulgarische Offiziere wären, über Einspruch der russischen Konsuln, die sich auf die in dem Reformprogramm verlautbarte Amnestie beriefen, immer wieder freigelassen werden, was zur Folge habe, daß dieselben Offiziere bereits zwei- oder dreimal in türkische Gefangenschaft geraten seien. Solange solche Zustände anhielten, sei an eine Herstellung geordneter Verhältnisse eben nicht zu denken. Ich entgegnete, es läge Rußland doch vor allem daran, dermalen die Ruhe am Balkan zu erhalten, so daß ich nicht annehmen könne, daß es selbst die Durchführung der Reformen erschwere. Man dürfe eben nicht vergessen, daß Rußland auch auf die kleinen Balkanstaaten eine gewisse Rücksicht nehmen müsse und sich dadurch in einer tatsächlich sehr heillen Lage befinde. Trotzdem habe die hiesige Regierung, wie er zugeben müsse, einen energischen Ton gegen die Balkanstaaten angeschlagen, und weiters sei es doch nur dem von hier ausgeübten Drucke zu danken, daß Bulgarien seine Grenzen militärisch besetzt habe, um den Übertritt von Banden auf türkisches Gebiet zu hindern.

Meine Argumente schienen dem türkischen Militärattaché nicht gerade einen übermäßig tiefen Eindruck zu machen, speziell die bulgarische Grenzabsperrung tat er mit einem verächtlichen Achselzucken und der Bemerkung ab, die Bulgaren besetzten an der Grenze nur jene Punkte, die gegenüber türkischen Posten lägen, um so den Banden Anhaltspunkte zu geben, wo sie die Grenze nicht überschreiten sollten. Türkischerseits habe man dies aber bald entdeckt und stelle jetzt rechts und links von diesen „offiziellen" Posten auch noch immer je ein weiteres starkes Detachement auf, eine Maßnahme, dank der es gelungen sei, schon manche bulgarische Bande, die dem türkischen Hauptposten ausgewichen war, gefangen zu nehmen.

Im weiteren Verlaufe unseres Gespräches bemerkte ich, es wäre trotz alledem außerordentlich zu beklagen, wenn sich die Türkei durch einen coup de tête zu einem Kriege mit Bulgarien hinreißen lassen würde, aus dem sie sicherlich ebensowenig positiven Nutzen ziehen dürfte als seinerzeit aus jenem mit Griechenland. Dies gab mein türkischer Kollege zwar zu, blieb jedoch dabei, daß, wenn die Türkei die gewünschten geordneten Zustände wirklich herstellen solle, eine völlige Niederwerfung Bulgariens die unerläßliche Vorbedingung hierfür wäre.

Digitized by Google

Wenn man sich auch noch so sehr bemühte, die im Vorstehenden angeführten und bei jeder Gelegenheit wiederholten türkischen Argumente zu entkräften, so war doch nicht zu leugnen, daß manche derselben vollkommen einleuchtend und berechtigt waren.

Meiner Ansicht nach lag der Grund für all die Schwierigkeiten, denen das Reformwerk begegnete, zum größten Teil in der verschiedenen Auffassung über die Art und Weise, wie es durchgeführt werden sollte. Während es der Türkei bei Lösung der ihr gestellten Aufgabe begreiflicherweise darum zu tun war, gleichzeitig auch ihre eigene Macht und ihr eigenes Prestige zu erhöhen, wozu sie einen vollständigen Erfolg über Bulgarien anstrebte, zog Rußland dermalen eine provisorische Lösung vor; hierbei sollte gerade das türkische Selbstbewußtsein nicht allzusehr gehoben werden, vielmehr die Möglichkeit offen bleiben, die Balkanfrage erst dann ernstlich aufzurollen, wenn dies Rußland genehm sei, d. h. die Lage im fernen Osten es zulassen würde.

Diese Divergenz der Auffassungen und weiters auch der russische Wunsch, es sich mit den Balkanstaaten doch auf keinen Fall ganz zu verderben, hatte die gegenwärtige Situation gezeitigt, bei der es am bedauerlichsten war, daß den verschiedenen kleinen Balkanstaaten der Kamm mehr und mehr schwoll; sie führten die krampfhaften Bemühungen der russischen Diplomatie, den Frieden um jeden Preis zu erhalten und es dabei allen recht zu machen, nicht so sehr auf die Friedensliebe, als auf die Schwäche des Zarenreiches zurück.

In der ersten Hälfte August wurde die Lage am Balkan von Tag zu Tag kritischer. Mit großer Bestimmtheit verlautete, das Mazedonische Komitee habe den jetzigen Zeitpunkt gewählt, um einen allgemeinen Aufstand in Szene zu setzen, was seitens der Türkei eine neuerliche Verstärkung ihrer Truppen in Mazedonien zur Folge hatte, die nunmehr daselbst schon die Stärke von zirka 370 000 Mann erreichten.

Dank dieser imposanten Truppenmasse kam es zwar nicht zu dem erwarteten, zweifellos ursprünglich in Aussicht genommenen allgemeinen Aufstande, die Bombenattentate, Morde und Plünderungen mehrten sich jedoch in geradezu erschreckender Weise. Abermals wurde ein russischer Konsul, und zwar diesmal jener in Saloniki, ermordet. Auch dieser unglückliche russische Beamte, namens Rostowski, bewies wenig Takt, indem er einem türkischen Gendarmen, der ihn nicht grüßte, diese angeblich sträfliche Unterlassung in gröblicher Form vorhielt und ihn so lange beschimpfte, bis der Gendarm, der ein Albanier war, die Sache übelnahm und den Konsul kurzerhand niederschoß.

Diese Mordtat erregte natürlich das größte Aufsehen, und alles war gespannt, wie Rußland sich zu dieser abermaligen schweren Provokation verhalten werde. In Bulgarien glaubte man mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß das Zarenreich sich dies nicht noch einmal bieten lassen, vielmehr diesmal sofort zu energischen Maßnahmen gegen die Türkei greifen werde. Man hielt daher in Sofia den Moment für gekommen, um unter Hinweis auf die türkischen Truppenkonzentrierungen nunmehr ebenfalls zu rüsten, in der

Digitized by Google

Erwartung, binnen kurzem an der Seite Rußlands gegen die Türkei vorzurücken.

In Petersburg nahm man jedoch die Ermordung Rostowskis, obwohl man sofort entsprechende weitgehende Entschuldigungen und strenge Bestrafung des Mörders forderte, im allgemeinen sehr ruhig auf, ja, es wurden sogar Stimmen laut, der Konsul habe sich durch sein Benehmen ins Unrecht gesetzt, was gewiß richtig war, aber unter anderen Verhältnissen sicherlich nie zugegeben worden wäre. Um so unangenehmer war die Regierung von den bulgarischen Rüstungen berührt, durch die die Möglichkeit eines bewaffneten Zusammenstoßes mit der Türkei in nächste Nähe gerückt schien. Der ganze diplomatische Apparat wurde daher in fieberhafter Eile in Bewegung gesetzt, um durch entsprechende Demarchen diese drohende Eventualität hintanzuhalten, was den vereinigten Bemühungen der Reformmächte, denen sich diesmal auch Deutschland anschloß, endlich auch gelang.

Zur selben Zeit wurde in der Presse verlautbart, daß Kaiser Nikolaus eine Einladung Kaiser Franz Josephs angenommen habe und sich Ende September, begleitet von Graf Lambsdorff, nach Wien begeben werde, um von dort aus einige Tage in Mürzsteg zu jagen. Anläßlich dieser Zusammenkunft werde sich sowohl für die beiden Monarchen wie auch für die leitenden Staatsmänner die Gelegenheit ergeben, die Verhältnisse am Balkan einer gründlichen Besprechung zu unterziehen.

Tatsächlich flaute die am Balkan herrschende Erregung auch etwas ab, ja selbst in Bulgarien beruhigten sich die erhitzten Köpfe, so daß Ende August die Krise im nahen Osten, die stellenweise zu den allerschlimmsten Befürchtungen Anlaß gegeben hatte, vorerst überwunden schien. Um so schwerere Wolken begannen sich im fernen Osten zusammenzuballen.

Aus Karl v. Hases Leipziger Studentenzeit 1818—1821

Nach seinen Tagebüchern

Von

Dr. Wilhelm Bruchmüller

(Schluß)

Kennzeichnend für Hases ganz dem Zeitfühlen entsprechendes starkes Freundschaftsbedürfnis ist auch die Sehnsucht, die er nach einem dritten Jugendfreunde von Altenburg her, dem späteren Kunsthistoriker Ernst Förster, der damals in Berlin studierte, empfindet. Über Förster, von dem ebenfalls viel in den Tagebüchern die Rede ist, heißt es z. B. einmal: „Förster schrieb unlängst. Auch er hat keinen Freund ans Herz zu drücken. Ich meine es

Digitized by Google

zu werden, und wenn unsre Meinungen und Ansichten noch so sehr verschieden, eint uns doch ein Wollen und Streben. Und dazu kommt die andere Bedingung der Freundschaft: Unbewußt im Spiel des Lebens und der Jugend entstand Zuneigung, die uns schon früher mit einer ahnungsvollen Sehnsucht immer wieder zusammenführte, wenn jene uns getrennt hatten."

Für Hases Bedürfnis nach Freundschaft wie für seine Auffassung vom Wesen derselben kennzeichnend sind weiter verschiedene Äußerungen des Tagebuches über den schon genannten Leopold Haupt. Da heißt es z. B.:

„Eine kräftige Burschenversammlung in der „Blauen Mütze". Haupt, den ich sehr lieb habe, las noch den Anfang eines Werkes über academische Verbindungen.[1]) Unsere Neigung zur Kunst vereinigt uns zuweilen in trautem Gespräch. Aber so sehr ichs wünschte, ahnte, ehe ich ihn kannte, Freunde werden wir doch wohl nicht. Er arbeitet jetzt an einer Trilogie: Carolus Magnus. Es kann ein recht vaterländisch kräftig Stück werden. Haupt bildet ganz nach Ideen, vielleicht zu sehr nach blos psychologischen."

An einer etwas späteren Stelle lesen wir:

„Ich bin Haupten sehr gut, aber ich weiß nicht, welch scheue Ehrfurcht in seiner Gegenwart mich hält, alles Vorstrahlen des lebendigen Gemüths da kalt und unnatürlich macht. Ich kann nicht ganz vertraut mit ihm seyn. Doch steht er mir gar nicht zu hoch, daß ich nicht seine Mängel erkennen sollte. Ich bin so gut wie er. Herrlicher Mann, könnten wir Freunde werden! Wie wollte ich Dich lieb haben!"

Daß sich diesem starken Freundschaftsgefühl, wie stets bei frischer, unverdorbener Jugend, auch ein lebhaftes Empfinden für das andere Geschlecht gesellte, ist nur natürlich. Wir erwähnten das schon in der Einleitung für den Altenburger Gymnasiasten Hase. Auch durch die Tagebuchblätter der Leipziger Studentenzeit zieht eine bunte Reihe von Mädchennamen und -gestalten, meist aus dem heimatlichen Freundes- und Verwandtenkreise, denen der junge Student seine Herzensneigung und Verehrung schenkte. Nicht selten endeten diese Neigungen, wie das junger Studentenliebe wohl zu allen Zeiten geht, mit Enttäuschung und Trauer, wenn die Angebetete und Verehrte Herz und Hand einem anderen schenkte. Statt alles anderen hier nur ein Beispiel aus dem Tagebuch. Nach dem Ferienbesuche im Vaterhause Robert Müllers schreibt Hase:

„Mit dem fröhlichen Gefühl eines recht heiter gelebten Tages schied ich von dieser liebenswürdigen Familie. Die holdselige Therese hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. All ihr freundlich Wesen, ihre Ähnlichkeit mit Marien, ihre blauen lächelnden Augen, fast wie Sophies, über denen jedoch wie ein leichter Nebel am Frühlingsmorgen eine zarte Wehmuth, ein stilles Sehnen hängt, alles so schön! Und sie muß so gut seyn! Recht ernsthaft

[1]) Offenbar Haupts schon erwähntes Buch „Landsmannschaften und Burschenschaft".

Digitized by Google

bedacht ich einmal, ob denn die mich nicht ganz glücklich machen könnte. Ich glaube es. Und dann ein Sohn dieses würdigen Vaters, ein Bruder meines Robert! Nun lach du nur. Ruhten ihre süßen Augen doch auch recht oft auf mir, aber sey nur nicht böse, merken hab ich ihr's doch gewiß nicht laßen, wie gut ich ihr bin."

*

Nach der oben erwähnten Aussprache mit Müller wollte Hase auf dessen Anraten zunächst der Wahl zum Sprecher der Burschenschaft entsagen, mußte sie aber auf entschiedenes Drängen des Ausschusses annehmen.

Um sich nun auch in der Fechtkunst noch weiter auszubilden, focht von jetzt ab Hase, gewöhnlich mittags, täglich einige Stunden mit seinem Freunde Hänsel in einem Gartensaal der „Blauen Mütze".

Wie sehr er in dem verflossenen Sommer und Winter auch innerlich gereift und gewachsen, darüber gibt sich das Tagebuch zum 1. April 1820 Rechenschaft:

„Noch lange sind meine Ansichten über die letzten Gründe unsres Wissens und Daseyns nicht klar und fest. Aber ich habe gesehen, wie vielfach der menschliche Geist nach der einen Wahrheit gestrebt, habe eine feste Richtung meines Lebens gewonnen, die mein Handeln bestimmen wird auf Zeit und Ewigkeit, in der ich würdig leben und ruhig sterben werde können. Und so macht denn dieses Jahr, in dem ich im positiven Wissen wenig fortgeschritten, einen wichtigen, nothwendigen Abschnitt meines Lebens, der mich aus jenem weiblichen Träumen und Hinschmachten allein erretten und erstarken konnte zum tüchtigen, vielseitig gebildeten Manne."

*

In dem kommenden Sommersemester, dem vierten seiner Studentenzeit, beschloß Hase, sich nun dem eigentlichen Studium der Theologie zuzuwenden.

Vorher aber erfüllte sich noch seine Sehnsucht, Süddeutschland und den Rhein kennen zu lernen, indem Hase von dem Vorstande der Burschenschaft den Auftrag übernahm, zur Vorbereitung eines für den Herbst geplanten Burschentages die süd- und westdeutschen Universitäten zu besuchen und persönlich mit den führenden Kreisen der dortigen Burschenschaften Fühlung zu nehmen.

Welcher Wanderjubel und Wanderseligkeit den jungen Studenten erfüllte, spricht aus der Eintragung am 11. April:

„Ich habe eine Nachtigall schlagen hören, ja wahrhaftig eine Nachtigall, — alle Liebe, alle Sehnsucht meiner Kindheit über die blauen Berge schwellt herein mit den keimenden Knospen des Frühlings, und ich Glücklicher, meine Sehnsucht hat ja ihren Himmel gefunden. Morgen mit dem grauenden Tage zieh' ich fort in den schönen Süden, zum Vater Rhein. Da werden alle Traumgestalten meiner vergangenen Frühlingsnächte ihre Deutung finden.

Digitized by Google

Viele Hindernisse galts zu überwinden, nur 10 Thaler besaß ich, aber kühner Muth hat gesiegt über Alles, und die Welt steht mir offen. Alle irdischen Sorgen habe ich abgeworfen, nun in Gottes Namen, dahin, dahin — —"

Es folgte eine selige Wanderzeit bis in den Juni hinein. Über Bayreuth, Erlangen, Stuttgart, Tübingen, Heidelberg, Bonn und Köln, dann wieder rheinaufwärts bis Mainz, nach Würzburg, über den Thüringer Wald nach Jena und zurück nach Leipzig führte die Fahrt, auf dem Rheine zum Teil im Schiff, sonst zu Fuß mit dem leichten Ränzel auf dem Rücken. Es fehlte nicht an Zwischenfällen und Abenteuern. Auch der Unfall eines beim Tanz verstauchten Fußes mußte in Kauf genommen, und seine schonungslose Überanstrengung beim Marsche mit vierzehntägigem Stilliegen in Würzburg gebüßt werden. Als die vier Goldfüchse der Reisekasse, die in dem ledernen Hosenträger einzeln vernäht waren, schon am lustigen Rheine sich verflüchtigt hatten, mußte sich der Wanderer mit der Gastfreundschaft der Landpfarrer, katholischer wie evangelischer, durchhelfen und hat auch dabei keine Not gelitten.

Später in der wochenlangen Karzerhaft, die den Abschluß von Hases Leipziger Studentenzeit bildete, hat der Gefangene die goldenen Erinnerungen an die Fahrt in einer besonderen Aufzeichnung voll entzückender Frische, Gegenständlichkeit und köstlichen Humors festgebannt: „Rhein- und Lenzfahrt des Studiosi Rattenfänger vom Herrn Magister Autors," einer Schrift, die wohl der Veröffentlichung wert wäre und ein kostbares Zeugnis von dem hochsinnigen Idealismus der deutschen Jugend vor hundert Jahren abgeben würde.

„Und ich bin glücklich gewesen," schreibt Hase am 28. Juni 1820 wieder in sein Tagebuch. „Gestärkt an Leib und Seele kehrte ich vor 8 Tagen wieder heim ins stille Leben. Und wohl fielen nun die Sorgen und die Enge des Alltagslebens wieder auf mich zurück, sogar das Convikt hatte man mir genommen, ich sitze nun nach Aufgebung mehrerer Tische[1]) zwischen zwei Stühlen, aber wer wollte denn nicht gern etwas dulden um solch Herrliches, wie ichs erlebt. Und dafür bin ich auch fröhlich und hochherzig heimgekehrt, daß ich mich nicht viel mehr kümmere um irdisch Mühn. Manches Gute fand ich dafür auch in unserm Burschenleben aufgegangen. Meine Brüder empfingen mich mit offenen Armen. Mein Stübchen wird von dem guten Hofmann freundlich eingerichtet.[2]) Aber was ich vor allem mit heimgebracht habe, daß ich der Liebe [nie] vergeße, in der ich mich gestärkt zu dem Vaterlande und seinen Söhnen, der Freude dieses Frühlings. Den vollen hohen Menschen hab ich heimgebracht. In den Studien des vorigen Jahres hatte

[1]) Gemeint sind Freitische bei Bürgerfamilien. Das obengenannte Konvikt ist der von der Universität für ärmere Studenten gewährte gemeinsame Freitisch. Es war allgemein üblich, daß Konviktoristen, die noch andere private Freitische erhalten hatten, ihren Konviktplatz für die Tage der privaten Freitische an andere weiter vermieteten.

[2]) Hase hatte fast alle seine Bücher und seinen gesamten Hausrat zwecks Erlangung der Reisemittel vor seiner Abreise verkauft.

Digitized by Google

ich Gefühl und Phantasie fast gewaltsam unterdrückt und den Verstand allein fast walten laßen, was mir Noth that. Aber nun habe ich mir auch jene verlohrne Engel wiedergefunden in der hohen seeligen Natur, will nun alle Kräfte des Geistes, das ganze Gemüth fortbilden, in rechter Eintracht."

Mit frischer Freude und Schaffenslust ging Hase nun, obwohl das Semester schon sehr weit vorgeschritten war, an das Studium der Theologie.

„Ich fange nun an, Gottesgelehrtheit zu studieren, vor allem die Heilige Schrift, dazu Gott mich segnen wolle, denn ich arbeite ja in seinem Weinberge. Rechte Kraft habe ich mir mitgebracht. Da wollen wir denn fleißig sitzen und lesen in den alten Büchern und dann wieder uns erhohlen im traulichen Freundeskreis und aus ihm heraus wirken auf das öffentliche Leben in der Burschenwelt."

Und in dieser Burschenwelt fehlte es nicht an Anlaß und Gelegenheit zum Wirken und Arbeiten. Denn nicht alles war ideal und schön in der großen, mehrere Hundert Mitglieder zählenden Verbindung, in der mannigfaltig geartete, sehr verschiedene Elemente sich zusammenfanden und auch wieder abstießen und bekämpften.

„Aber so sind meine Brüder," schreibt Hase einmal ins Tagebuch, „meist gute Menschen, doch ohne Kraft, ohne rechte Liebe sich zu opfern und einige Freuden und Vortheile, dabei gedrückt, der Geldnoth unterworfen und dadurch dem Philister ... kurz ohne einen freien Aufschwung, darum sie nach dem kurzen Traum vom Leben sicher wieder Philister werden."

Die Pflege des Turnplatzes, die Einrichtung einer kleinen Bibliothek vaterländischer Bücher, die Herausgabe der schon genannten Burschenzeitung, das waren die Mittel, mit denen Hase seine Pläne zur Fort- und Höherentwicklung der Burschenschaft durchzusetzen versuchte. Seine Reden an Jünglinge teutscher Hochschulen wurden zu Anfang September bis auf eine fertiggestellt, die er noch am 18. Oktober zu halten gedachte: „Mögen sie nun frisch in die Welt hinausgehen, Herzen zu werben der guten Sache."

*

Im Herbst hatte mit gutem Gelingen der von Hase auf seiner Frühlingsfahrt und später noch auf einem ebenfalls zu Fuß ausgeführten Spaziergange nach Berlin, der in den Tagebüchern freilich nur ganz kurz erwähnt wird, vorbereitete Burschentag in Dresden stattgefunden. Zwei Söhne des Fürsten Schwarzenberg, die mit dem Einverständnis des Vaters, des Siegers in der Leipziger Völkerschlacht, in die Burschenschaft eingetreten waren, begleiteten Herbst und Hase auf der Rückwanderung von Dresden, als sie in Freiberg durch einen Kurier an das Sterbebett ihres in Leipzig zu einer Kur weilenden Vaters gerufen wurden.

Tief ergriffen stand auch Hase an der Bahre des Fürsten:

„Das ist heute wohl ein trauriger Feiertag," schreibt er am 18. Oktober, „Alle Oktoberkerzen sind erloschen. Auf seinem Totenbette liegt der Helden-

Digitized by Google

fürst, und die andern Helden des Siegs sind nun auch meist gestorben. Was sollen wir nun feiern? Was haben denn unsre gefallenen Söhne erkämpft? fragt das arme bethörte Volk. O daß es Recht hat nach seiner Art. Aber wehe denen, die das Volk zu solchen Fragen gebracht haben . . ." — „Wir haben uns," heißt es dann etwas weiterhin, „noch nicht verlaßen, aber unser Volk uns. Einsam bin ich heute, — aber ich will stehn und wider sie zeugen und handeln für Gottes gerechte Sache oder fallen."

„So ging denn der 18. trübe dahin, ich sah ihn auf seiner Bahre liegen, der hat vor 7 Jahren gestanden in des Lebens hoher Herrlichkeit, den alten Feldmarschall. Gestern wurde sein sterblich Theil mit großem Gepränge abgeführt zur selben Stunde, als er vor 7 Jahren siegreich eingezogen war. Auf jenem Felde, wo er der heiligen Völkerschlacht geboten, ward er eingesegnet. Im Namen meiner Brüder gab ich seinen nun auch scheidenden Söhnen den letzten Bruderkuß, die Thränen stürzten mir, sie waren mir so lieb geworden. Auch Karl lag weinend in meinen Armen. »Grüße meine Brüder alle, ich bleibe immer bei Euch, nie vergessend unsres schönen gemeinsamen Strebens. Wir bleiben immer beisammen im großen deutschen Vaterland.«

Er konnte nicht weiter reden vor Thränen.

Gott mit Euch, Ihr Guten. Wir werden Freunde bleiben!"

*

Die Zeiten waren für die Burschenschaft ernster und trüber geworden. Anfangs zwar nicht offiziell anerkannt, aber doch stillschweigend geduldet und sich in aller Freiheit und Öffentlichkeit entwickelnd und darstellend, mußte man sich jetzt nach der Tat Sands und den bekannten Karlsbader Beschlüssen immer vorsichtiger zurückhalten und auf strengere Überwachung, ja Unterdrückung und Verfolgung bereit machen.

„Jetzt sprech ich's noch einmal aus: ich bin ein Mann!" schreibt Hase, „als ein theures Gelübde: ich will ein Mann bleiben, so mein Gott mir helfe und sein heiliges Wort, ein teutscher Mann, fromm und gut und freundlich und liebevoll, aber auch ungebeugt vom Schicksal und seinen Schlägen, anstemmend gegen den Strom der Bosheit, fortschreitend gerade aus, mir treu im Leben und Tod."

Bereits am Anfang des Wintersemesters hatten sich einige Vorboten des nahenden Sturmes mit einer Untersuchung wegen eines verhängten und öffentlich angeschlagenen Verrufes gezeigt, waren aber von der Burschenschaft und auch von Hase, der gerade wieder das Sprecheramt bekleidete, in jugendlichem Leichtsinn wohl nicht ernst genug genommen worden. Man hatte zunächst den Fechtboden und das Burschenhaus aufgeben müssen, war dann aber bald zu dem alten Leben zurückgekehrt. Hase schreibt darüber im Dezember:

„In wunderlicher Vermischung von Schuld und Unschuld stand ich in den Untersuchungsnöten des Concils wegen eines angeschlagenen Verrufes.

Digitized by Google

Allein sey es, daß der Rektoratswechsel die begonnene Untersuchung unvollendet ließ, sey es, daß man in Bezug auf meine Persönlichkeit und mein frühres Einwirken mich schonen wollte, kurz man gab mir einen Wink, mich von allem zurückzuziehen, da man alles wisse. Und ich ging nun 8 Tage in großer Niedergeschlagenheit, darauf zogen wir wieder den alten Menschen an, und Gottes Engel haben mich über den Abgrund getragen. Herzlichen Dank Dir dafür, Du lieber Gott. — Der Verlust des Fechtbodens, des Burschenhauses und vieles andren wirkte sehr nachtheilig auf uns ein, daß es einen harten Kampf kostete, ehe wir das Schiff wieder auf hohe See brachten, und wurde mir's als Steuermann damals wohl zuweilen schwül ums Herz. Doch eben darum war die Zeit schön. Denn bei Gott es ist herrlich, von freien Männern erwählt, an ihrer Spitze zu stehn, mit der Kraft der Gesetze so mächtig zu seyn, und doch so ohnmächtig im Augenblick des Überschreitens, und diese gesetzliche Macht, die so leicht die Lust des Herrschens erwecken kann, auch nur auf kurze Zeit von der auf ihre Freiheit eifersüchtigen Gesamtheit empfangen zu haben. Als ich so dastand und die Berathungen meines freien Volkes leitete, da in der höchsten Freiheit unter dem Gesetz fühlte ich das tiefste herrlichste Gefühl des Republikanismus, da, als die empörte Menge gegen mich anstürmte, ich ihr allein noch felsenfest gegenüberstand, und doch hielt und doch siegte, da fühlt ich zugleich die Herrlichkeit eines eigenen mannhaften Willens."

Die Kämpfe, die Hase hiermit andeutet, hatte er zu bestehen, als er sich weigerte, dem Drängen der Burschenschaft auf eine allzu buchstäbliche Auslegung des mit den Landsmannschaften geschlossenen Abkommens nachzugeben und dadurch das Weiterbestehen dieses Vertrages zu gefährden. Den für Hase erfolgreichen Kampf hat er in den „Idealen und Irrtümern" ausführlich geschildert.

„Sonst," so meldet das Tagebuch weiter, „war die Führung dieses so schönen Amtes heiter und angenehm. Ich bildete meine Rede, die Herrscherin freier Männer, in mir immer mehr aus und that so einen erfreulichen Schritt zu dem Ziele öffentlicher Beredsamkeit, das vor mir steht. Und als ich mein Regiment in des erwählten Freundes (Herbst) Hand legte, stand die Burschenschaft innerlich und äußerlich wohlbehalten da. Ein sehr freundliches Burschenleben hat sich auf der Gans,[1]) unserm Burschenhause, gebildet. Dort im Lesezimmer, wo die Bibliothek, die ich im September nur erst geträumt, recht munter aufblüht, hat die ideale Seite der Burschenschaft ihre Freistatt gefunden. Wenn man des Tages Last und Mühe getragen, erheitert man sich dort unter Brüdern und Freunden."

Zu diesen Erfolgen in der Burschenschaft kam für Hase ein zweiter hinzu, der erste schriftstellerische mit seinen Reden an deutsche Jünglinge, die schon mehrfach erwähnt wurden. Das Tagebuch vermeldet darüber:

---

[1]) Das Gasthaus „Zur goldenen Gans" auf der Hainstraße.

Digitized by Google

„Eine rechte Freude ist mir geworden mit meinen Reden, die ich vorigen Winter schrieb, um dafür zu wirken, aber nicht fertig ward. Hier fand ich keinen Verleger. Da machte ich in Altenburg, wo doch einmal all mein Freud und Leid wohnt, die Bekanntschaft des wackeren Hahn, eines teutschen Mannes, wenn er ist, was er scheint. Der übernahms. Aber auch in Altenburg passierten sie die Zensur nicht, da werden sie denn nun in Frankreich gedruckt im alten deutschen Straßburg. Wohl ists schrecklich, daß ein teutsches Wort, das man Teutschen sagen will, erst von Frankreichs Boden herüberschallen kann. Gestern erhielt ich den ersten Druckbogen. Nun ich freute mich doch herzlich. Es kommt außer der kleinen Autoreneitelkeit, die wir ja nun einmal nicht ableugnen können, ja als Größeres hinzu, zum ersten Male meine Überzeugung aussprechen zu können vor meinem Volke, die Wahrheit für die ein Opfer zu fallen, so schön ist, dann auch das Kleinere, an 50 Thaler verdient zu haben, die ersten mit eigener Kraft."

Das Opfer, von dem Hase hier spricht, sollte er bald zu bringen gezwungen sein, denn das Verhängnis, dessen erstes Drohen man so leicht genommen hatte, brach jetzt um die Mitte Dezember mit aller Wucht über die Burschenschaft und Hase herein, auch das Erscheinen seines Erstlingswerkes unterbindend. Das Unwetter entlud sich mit einer Durchsuchung des Burschenhauses, Beschlagnahme von allerlei handschriftlichem Material und Inhaftsetzung Herbstens und Hases, als der Führer der Bewegung, auf dem Karzer.

Volle zwei Monate, von Mitte Dezember bis Mitte Februar, mußten Herbst und Hase, voneinander getrennt, im Karzer schmachten. Kein Wunder, daß manche trübe Gedanken den Gefangenen heimsuchten, der die unfreiwillige Muße mit der Abfassung seiner schon erwähnten „Rhein- und Lenzfahrt" ausfüllte, in dem Gegensatz zwischen dem trüben Jetzt und dem frohen, freien Einst die Wonnen dieses Einst noch einmal recht tief empfindend und durchkostend.

„Sanssouci" nannte in schmerzlicher Selbstironie der Gefangene sein Gefängnis. Aus ihm schreibt er am Silvesterabend 1820 unter anderem:

„Seit 14 Tagen also im Kerker. Der Jüngling mit dem freiesten Herzen. Nun, wenn denn Opfer fallen müßen, wähle mich zum Opfer für Deine Sache! hab ich oft gebetet. Der Wunsch ist erfüllt. Darum bin ich ruhig, bin ein freier Mann hinter den Gitterstäben. Aber das weiß ich, von des Lebens Gütern ist die Freiheit das Höchste, und das Leben ein Traum ohne ihre Hoffnung, ein ekelhaftes Grab, ein Zuchthaus für Verzweifelte; meine Tage gehören fortan ihr.

Sechs Tage habe ich gesessen ohne Verhör und noch jetzt kenne ich den rechten Grund nicht offiziell — o bürgerliche Freiheit! In einem anderen Flügel sitzt mein Ferdinand. Es ist schön, daß gleiche Gemüther auch gleiches Schicksal tragen. Ich bin heiter, obschon keines vernünftigen Menschen Antlitz zu mir darf, obschon nicht einmal dieser Trost zu schreiben, mir vergönnt

Digitized by Google

ist,[1]) obschon sie mich halten wie einen Verbrecher. — Was soll ich klagen. Es ist das erste Opfer, ein ziemlich freiwilliges, das ich der guten Sache bringe, ich denke, es wird nicht das letzte seyn, darum bring ichs freudig. Aus meiner schönen Bahn bin ich wahrscheinlich herausgerissen, doch mein Vaterland ist groß; nur um die Mutter ist mir's leid, tröste sie Gott. Die ersten Tage war ich zornig und wild, ich that einen theuren Schwur, ein freier Mann zu bleiben ewiglich. Nimmer werde ich diese Tage vergeßen. O ich hätte oft sterben mögen vor Heimweh nach der Freiheit. Dennoch, wie ich einmal auf die Wohnungsfreuden verzichtet hatte, ward mein Leben still und träumerisch, zuweilen wieder silberlicht wie in den Tagen meines Jugendglücks, doch ohne rechte Schöpferkraft, oft recht heiter und lustig mit meinem mürrischen Kerkermeister, mit dem ich bald gut Freund ward; ist es doch mein einziger Mensch."

Endlich im Februar schlug die Stunde der Befreiung. „Eine freie fröhliche Zeit hab ich wieder gelebt und der Freiheit volles Glück genossen ... nein, das selige Gefühl war nicht zu theuer erkauft mit den schmerzlichen Wochen."

Erst im April wurde das Urteil verkündet. Es lautete gegen Hase und Herbst auf Wegweisung von der Universität, gegen eine Reihe anderer Mitglieder der Burschenschaft auf längere oder kürzere Karzerstrafen. Dank den mittels der erwähnten Fadenpost sehr einheitlich und geschickt gestalteten Aussagen in dem gesamten Prozesse war es der Untersuchungsbehörde nicht möglich gewesen, das Vorhandensein der Burschenschaft unwiderlegbar nachzuweisen. Ihr Vorhandensein wurde freilich angenommen. Die Burschenschaft als solche blieb daher, eine hohe Freude für Hase, unangetastet. Freilich mußte sie sich nunmehr ganz in das Dunkel einer geheimen, verbotenen Verbindung zurückziehen. Ihre erste, schöne aber kurze Blütezeit war damit vorüber.

*

Hase wandte sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Erlangen. Auch dort ereilte ihn später das Schicksal der Wegweisung wegen Teilnahme an der Burschenschaft. Und von Tübingen aus, wo er sich inzwischen habilitiert hatte, mußte er schließlich zu monatelanger schmerzlicher Haft auf den Hohenasperg wandern. So hat sich seine Ahnung, daß das Leipziger Opfer nicht das letzte und schwerste sein werde, getreulich erfüllt. Und aus dem Kerker des Hohenasperg hat ihn doch der Lebensweg schließlich hinaufgeführt über Leipzig nach dem ihm bestimmten Wirkungsort, nach Jena, wo er zu den Höhen des Lebens emporsteigen konnte, tief wirkend auf weiteste Kreise und schaffend an dem Aufbau des deutschen Geistes- und damit des Staatslebens,

[1]) Die mittels einer Fadenpost durch das Fenster eingeschmuggelten Schreibhilfsmittel mußten beim Nahen des Wächters stets schleunigst verborgen werden. Die Fadenpost vermittelte auch eine Verständigung nach und mit der Außenwelt über den Gang der Vernehmungen.

Digitized by Google

dessen Krönung er 1870/71 in der Schöpfung des neuen Deutschen Reichs erleben durfte, auf dessen Trümmern wir jetzt trauernd stehen.

„Viel schöne, theure Hoffnungen," so schreibt Hase beim Abschied von Leipzig in sein Tagebuch, „mit denen ich einst Leipzigs Thürme erblickte, sind vergangen als schöne Träume. Weder in Kunst noch Wissenschaft bin ich, der ich zu werden hoffte. Doch bin ich ruhig und zufrieden in der Überzeugung, daß mein Leben eine Richtung genommen hat, in welcher ich würdig leben und ruhig sterben kann, daß ich ein teutscher Mann ward ... Ich bezog die Akademie in einer Blüthe des Gemüths, die eben so leicht in vollste Phantasterei umschlagen konnte als zum Dichterruhm führen. Keins von beiden ist erfolgt, vorzüglich eben in und durch die Burschenschaft, welche meine Blicke auf die Wirklichkeit richtete, mir Beschäftigung, Männlichkeit und Selbstvertrauen gab. Hatte ich wirklich Genie, so wird es sich noch zeigen, wo nicht, so war die Herabstimmung höchst nöthig. Aber das eine weis ich, meine Träumerei ist zu einer ernsten, heiligen Begeisterung für Freiheit und Vaterland und jegliches Gute geworden, mit der ich gefaßt bin auf Freud und Schmerz, auf Leben und Tod. Das ist es, was ich mit mir nehme außer der Erinnerung vieler edler Menschen und fröhlicher Stunden und der Liebe, die ich zurücklasse unter meinen Freunden und Brüdern. Mein Herz aber gehört allein dem Vaterlande. Dir, freundlich über mir waltende Macht, die Du mich behütet und bewahrt, kindlichen Dank. Dein Segen walte über mir nun und immerdar."

*

Damit seien die Mitteilungen aus den Haseschen Tagebüchern über die Leipziger Zeit hier geschlossen. Was ich in dem geistigen Wesen des jungen Hase, als eines der liebenswertesten und bedeutendsten geistigen Vertreter seiner Zeit hier zu zeigen versuchen wollte, ist mir gelungen, wenn der Leser aus meinen Ausführungen eine Vorstellung gewonnen hat von dem Innenleben der damaligen studentischen Jugend, ihrem Wollen und Fühlen. In ihrer schwärmerischen Innerlichkeit, ihrer einfachen, schlichten Äußerlichkeit war sie uns Heutigen schon etwas fern gerückt, aber die Erfahrungen und Prüfungen der letzten Jahre haben uns ihrem Empfinden und Denken wieder merkbar näher geführt. Ihr Kämpfen und Ringen, ihr Sehnen nach Einheit und Freiheit berührt sich wieder vielfach mit dem, was wir fühlen und empfinden. Mögen wir auch von ihr lernen, daß der Weg, der zum Heile und zur Höhe aus dem Elend der Zeit führen kann, nicht in erster Linie zu suchen ist in äußeren Reformen, sondern zuerst und vor allem in strengster Arbeit an uns selbst, in der Erziehung eines jeden wie der ganzen Gemeinschaft zu selbständigen in sich gefestigten Charakteren.

Digitized by Google

Die geschichtliche Leistung Preußens für Gesamtdeutschland

Von

General der Infanterie a. D. Dr. h. c. Freiherrn v. Freytag-Loringhoven

In weiten Kreisen des deutschen Volkes, selbst in solchen, denen Mißgunst gegenüber Preußen sonst durchaus fernliegt, herrschen falsche Vorstellungen über die Leistungen des Hohenzollernstaates für das gesamte deutsche Vaterland. Man verbindet mit Preußen meist den Begriff der gewaltsamen Einigung Deutschlands und einer auf reine Machtpolitik begründeten Vorherrschaft. Bismarcks Wort, daß die deutsche Einheit nur durch Blut und Eisen geschaffen werden könne, wirkt da noch nach, so sehr es auch durch die Ereignisse zur Wahrheit geworden ist. Solcher Verständnislosigkeit für die Verdienste Preußens begegnen wir vor allem in Süddeutschland. Die von alters her dort herrschende Abneigung gegen die norddeutsche Großmacht lebt wieder auf. Zentrifugale Tendenzen regen sich, und bei der dem Deutschen eigenen Neigung, partikularistischen Strömungen zu folgen, kann die Zunahme der Abneigung gegen Berlin in einer gärenden Zeit, wie der jetzigen, in der alles ins Wanken gekommen ist, kaum allzusehr wundernehmen.

Früher mußte das sogenannte Junkerregiment herhalten, um diese Abneigung zu begründen, mit den neuen Männern in Berlin aber ist man ebensowenig zufrieden. Vielfach mag die Befürchtung, daß der industrielle deutsche Norden in stark radikale Bahnen einlenken könnte, hierbei mitsprechen. So verwebt sich die Vorstellung von dem Zwangsstaat, für den das alte Preußen galt, mit unklaren Bestrebungen des Augenblicks. Darüber werden die ungeheuren Verdienste, die sich seit bald drei Jahrhunderten die brandenburgisch-preußische Monarchie um Deutschland erworben hat, vergessen. Im Grunde müßte es unnötig sein, auf solche hinzuweisen, und doch ist es erforderlich, denn jeder Tag lehrt, daß geschichtliche Kenntnisse selbst bei den Gebildeten, die sich ein ungetrübtes Urteil zutrauen, erstaunlich gering sind, von jenen, denen auch die Geschichte nur dazu dient, um sie in die Parteischablone einzupressen, ganz zu schweigen. Hierzu kommt das allgemein sehr schwache Gedächtnis der heutigen Menschheit, auf das die Fülle der Ereignisse, die seit sechs Jahren über uns einbrechen, die täglichen seelischen Qualen, denen wir ausgesetzt sind, nicht ohne Einfluß geblieben sind. Wie es sich in Wahrheit mit der geschichtlichen Leistung Preußens verhält, mag daher ein kurzer geschichtlicher Rückblick zu erläutern versuchen.

Die traurige Lage unseres Vaterlandes nach dem Dreißigjährigen Kriege ist zutreffend häufig mit seiner jetzigen verglichen worden. Bei allem Jammer, der damals herrschte, wird man gleichwohl Treitschke beipflichten müssen, wenn

Digitized by Google

er sagt:[1]) „Gerade diese traurige Epoche gibt uns das Recht, an die Ewigkeit unseres Volkes zu glauben. Händel und Pufendorf, die Pietisten von Halle und die Kalixtiner — überall die Spuren einer unverwüstlichen Volkskraft, die aus namenlosem Elend zu frischem Leben sich emporringt. Und wer darf sich denn unterstehen, kurzerhand den Stab zu brechen über eine Zeit, die uns den Großen Kurfürsten geschenkt und zum zweiten Male den Grund gelegt hat für den Staat der Deutschen." Die kraftvolle Politik dieses Fürsten ließ die Deutschen zuerst wieder die Hoffnung fassen, daß ihre Ströme doch nicht auf immer „fremder Nationen Gefangene" bleiben würden. Nach dem Tage von Fehrbellin grüßte ihn das Volkslied zuerst mit dem Ehrennamen des „Großen Kurfürsten". Gewiß geschah, was Friedrich Wilhelm von Brandenburg zur Hebung seines Landes aus tiefster Not tat, in seinem eigensten Interesse, aber sein Beispiel wirkte anspornend auch auf die übrigen deutschen Lande. Seine Politik konnte nur Territorialpolitik sein und deutsche nur mittelbar, soweit jene dadurch nicht beeinflußt wurde, seit das Ergebnis des Westfälischen Friedens die volle Souveränität der deutschen Territorien war. Gerechte Verbitterung gegen die Politik des Wiener Hofes hat Friedrich Wilhelm für kurze Zeit an die Seite Frankreichs geführt, sonst aber sind seine Angelegenheiten stets auch diejenigen Deutschlands gewesen. Das läßt sich nicht in gleichem Maße von Max Emanuel von Bayern sagen, der sich im Spanischen Erbfolgekrieg ohne besonderen Anlaß auf die französische Seite schlug. Er trug kein Bedenken, sein Land an den Meistbietenden zu verhandeln. „Das Haus Bayern ergriff, den Wahngebilden eigener Größe nachjagend, einer Größe, der es gleichgültig war, ob sie auf dem Boden von Deutschland oder Belgien, von Neapel oder Mailand sich erheben sollte, Partei gegen den Kaiser, gegen die Mehrzahl der deutschen Reichsgenossen, und stellte sich an die Seite Frankreichs, wider dessen, dem deutschen Reiche so verderbliche Pläne Max Emanuel selbst einst der ernsthafte Vorkämpfer gewesen war."[2]) An solchem Tun verhinderte die Hohenzollern stets der Dienst an ihrem eigenen Lande, der damit zugleich ein solcher am Deutschtum war und blieb.

In höchstem Maße tritt das bei Friedrich dem Großen hervor. Auch er hat ausschließlich seinem Preußen gelebt, aber durch die Art, wie er es tat, ist er vorbildlich für ganz Deutschland geworden. Die Taten dieses königlichen Helden wurden den Deutschen zu einem Schatz stolzer Erinnerung. So bekennt Goethe:[3]) „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. ... Jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, muß eine Epopöe besitzen." Goethe betont, daß der Einfluß Friedrichs des Großen in dieser Richtung nur um so größer wurde, je weniger er selbst von der damaligen

[1]) Die Republik der vereinigten Niederlande.

[2]) Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen, II, S. 185.

[3]) Dichtung und Wahrheit, II. Teil, 7. Buch.

Digitized by Google

deutschen Literatur etwas wissen wollte, und bestätigt damit den späteren Ausspruch Treitschkes:[1]) „Das wahrhaft große historische Genie steht immer auf nationalem Boden; das gilt auch vom Schriftsteller ... Was haben Goethe und Schiller von Weimar-Eisenachschem Geist? ... Es ist eine Konfusion des Denkens, wenn man behaupten will, daß diese großen Männer von Sachsen-Weimar gehoben und getragen worden sind. Sie haben dort Schutz und materielle Sicherheit gefunden, aber für ihr eigentliches Wesen ganz gewiß gar nichts. Nicht die Höfe haben unsere Literatur erhoben und erzogen, sondern gerade umgekehrt unsere Dichter die bis dahin französisch gebildeten Höfe. Wir haben in der Tat in Wissenschaften und Künsten nicht wegen, sondern trotz unserer Kleinstaaterei so viel geleistet, und die Verdienste des preußischen Staates in dieser Hinsicht sind darum nicht geringer, weil er zugleich ein gutes Schwert führte. So hat die Leistung der preußischen Reformzeit nach dem Tilsiter Frieden, die den Befreiungskampf vorbereitete, recht eigentlich in der Verschmelzung der deutschen Kulturgedanken mit dem preußischen Staatsgedanken bestanden.

Nicht nur die geistige Einwirkung, die von den Taten Friedrichs des Großen ausging, ist es indessen gewesen, die ihn zu mehr als einem rein preußischen Helden gemacht hat, auch seine Politik hat unmittelbar dem deutschen Interesse gedient, selbst wenn sie gegen das Reichsoberhaupt gerichtet war. Es verschlägt dabei nichts, daß es dem Könige vor allem um die Einschränkung der habsburgischen Macht zu tun war. 1744 trat er in den Zweiten Schlesischen Krieg ein, um dem Wittelsbachischen Träger der Kaiserkrone beizustehen. Noch zweimal später hat er sich für die Erhaltung Bayerns und der Dynastie Wittelsbach eingesetzt: im Bayerischen Erbfolgekrieg von 1778 und durch den deutschen Fürstenbund von 1785. Der Austausch Bayerns gegen die österreichischen Niederlande, das heutige Belgien, wurde so verhindert. Land und Dynastie Bayerns danken König Friedrich ihren Fortbestand. Den geschichtlichen Undank, der im Verschweigen und Vergessen dieser Tatsache liegt, betonte denn auch eine Denkschrift des Begründers des Zollvereins Motz vom Jahre 1829.

Preußens Haltung ist nicht immer zum Segen Deutschlands gewesen. Man kann ihm mit Recht seine schwankende Politik nach dem Tode Friedrichs des Großen vorwerfen, aber wenn es den Frieden von Basel einging, so haben die übrigen am Kriege gegen die französische Revolution beteiligten deutschen Staaten sich wahrlich nicht besser verhalten. Österreich aber führte den Krieg hauptsächlich um seiner außerdeutschen Besitzungen halber fort. Alle Sünden der Zeit vor Jena hat dann Preußen im Befreiungskriege gut gemacht. Es war nicht freie Wahl, sondern Zwang der Verhältnisse, daß die Staaten des Rheinbundes, bis die Entscheidung bei Leipzig gefallen war, an der Seite Napoleons verharrten, um so gewisser aber war Deutschland damals allein bei den schwarz-weißen Fahnen. Die Größe der Leistung Preußens hat nirgendwo

[1]) Politik, I, S. 351.

Digitized by Google

beredteren Ausdruck gefunden als in den Worten, die der Außenminister Napoleons, der Herzog von Bassano, nach der Schlacht bei Dennewitz an den Kriegsminister richtete: „Die russische Armee ist nicht unser gefährlichster Feind, sie hat große Verluste erlitten und ist nicht voll ergänzt. Abgesehen von ihrer zahlreichen Kavallerie spielt sie nur eine untergeordnete Rolle in dem großen Kampfe. Preußen aber hat große Anstrengungen gemacht, eine hochgradige nationale Erregung unterstützt den von seinem Monarchen gefaßten Entschluß. Seine Armeen sind zahlreich, seine Generale, Offiziere und Mannschaften sind von hoher Begeisterung erfüllt."

Diese gewaltige Leistung Preußens, der hier der Feind gerecht wurde, ist in vollstem Maße für die deutsche Nation erfolgt, gleichwohl aber in Süddeutschland verkannt worden. Die Rheinbundsgewohnheiten wirkten noch lange nach und wirkten dahin, daß auf dem Wiener Kongreß Preußen von allen übrigen deutschen Staaten mit offener Mißgunst begegnet wurde, und diese Stimmung herrschte nicht nur bei den Dynastien, sondern ebenso bei den gebildeten Schichten der Bevölkerung. Man gefiel sich hier bald nach dem Kriege darin, mit konstitutionellem Hochmut auf das reaktionäre und absolutistisch regierte Preußen herabzusehen. Vor allem der viel gelesene Rotteck leistete solchen Anschauungen Vorschub. „Zeigte ihm doch," wie Treitschke schreibt,[1]) „der ganze Verlauf der Weltgeschichte in entsetzlicher Eintönigkeit stets das nämliche traurige Schauspiel: wie die allezeit unschuldigen Völker die Jahrtausende hindurch immer wieder durch blutige Tyrannen mißhandelt und zu gemeinschädlichen Kriegen verleitet wurden." Daß der Staat, der auch nach dem Kriege die allgemeine Wehrpflicht beibehielt, bei solchen Stimmungen im außerpreußischen Deutschland nicht verstanden wurde, ist nicht zu verwundern. Wie sehr sie ihre eigenen Kontingente verkommen ließen, sollte erst 1866 den Süddeutschen so recht offenbar werden.

Unbestreitbar ist allerdings, daß jenes Preußen der Reaktionszeit nichts Anziehendes hatte. Seine Politik folgte in allen wesentlichen Fragen der russischen und den Eingebungen Metternichs. Die Gehässigkeit der Demagogenverfolgungen und das nicht erfüllte Versprechen einer Verfassung trugen das ihrige dazu bei, die Abneigung aller Liberalen gegen den preußischen Staat zu vermehren. Darüber darf aber nicht verkannt werden, welche ungeheure Arbeit die Wiederaufrichtung Preußens in jener Zeit beanspruchte, und was hierin sowie in der Verbreitung deutscher Kultur im Osten geleistet worden ist. Unbedingt hat die alte Beamtenregierung hier in straffer Zusammenfassung Besseres geschaffen und schneller gearbeitet, als es unter Mitwirkung eines Parlaments möglich gewesen wäre. Dasselbe gilt von der Errichtung des Zollvereins. Diese bildet ein weiteres großes Verdienst des preußischen Staates um Gesamtdeutschland. Mit zäher Beharrlichkeit unter weitestem Entgegenkommen gegenüber den sich zum größten Teil nach und nach anschließenden

[1]) Deutsche Geschichte, II [3].

Digitized by Google

übrigen deutschen Staaten, unter Überwindung tausendfacher Schwierigkeiten und andauernder Hemmungsversuche von seiten Österreichs bei feindseliger Haltung Englands und Frankreichs ist in den Jahren von 1828 bis 1836 ein großes gemeinsames deutsches Wirtschaftsgebiet geschaffen worden. „Preußen räumte der Hofburg die Führerstelle ein in dem Schattenspiele des Bundestages und verlangte für sich die Leitung der wirklichen Geschäfte der deutschen Staatskunst ... Das Bewußtsein, daß man zueinander gehöre, daß man sich nicht mehr trennen könne von dem großen Vaterlande, war durch die kleinen Erfahrungen jedes Tages in alle Lebensgewohnheiten der Nation eingedrungen, und in dieser mittelbaren politischen Wirkung liegt der historische Sinn des Zollvereins.“[1]) Dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wird auch jetzt allen Abtrennungsbestrebungen einen wirksamen Damm entgegensetzen.

Preußen hat unter dem schwachen König Friedrich Wilhelm IV. in entscheidender Stunde auf die Führerrolle der deutschen Nation verzichtet und sie erst später unter Wilhelm I. in der Gestalt Bismarcks verkörpert wieder aufgenommen. Nur Schwärmer können heute noch verkennen, daß die Ideen der Paulskirche bei aller Reinheit der ihnen zugrunde liegenden Absichten nicht zum Ziele zu führen vermochten. Wenn preußisches Wesen auch nach 1866 nicht überall in Deutschland Anklang fand, so traf doch mehr und mehr zu, was Bismarck damals in die Worte kleidete: „Preußen ist gleich einer wollenen Jacke, in der man sich anfangs höchst unbehaglich befindet; sobald man sich aber an sie gewöhnt hat, ist sie sehr angenehm und wird bald als große Wohltat empfunden.“ Die Unbehaglichkeit, die anfänglich die „wollene Jacke“ hervorrief, hatte ihren Grund im kurz angebundenen preußischen Wesen. Man hätte aber längst im außerpreußischen Deutschland erkennen sollen, daß dieses, soweit es sich noch in der neuesten Zeit findet, doch einen ausgeprägten Charakter darstellt, daß es im übrigen mehr und mehr von seiner früheren Schroffheit verloren hat. Gerade die engere Berührung mit den Süddeutschen, die durch die Reichsgründung herbeigeführt wurde, hat hierzu sehr viel beigetragen. Es konnte gar nicht anders sein, denn im Reichsdienst und unter den führenden Parlamentariern waren die Süddeutschen bereits lange vor der Revolution stark vertreten. Unter ihrem Einfluß ist eher zu viel von der alten, festen preußischen Art aufgegeben worden.

Daß bei aller ihrer Tüchtigkeit dieser die Liebenswürdigkeit fehlte, ist nicht zu bezweifeln. Die Schroffheit war aber nicht eigentlich unter dem Adel und im Offizierkorps zu finden, sondern vorwiegend nur in der Bureaukratie, vor allem der niederen. Daß sie ein sehr achtbarer und wichtiger Teil des Preußentums war, ist nicht zu leugnen, daß sie diesem allein sein Gepräge gegeben habe, trifft jedoch nicht zu. Preußen hätte sonst schwerlich eine so große Anziehungskraft auf außerpreußische Deutsche geübt. Eine lange Reihe seiner hervorragendsten Staatsmänner und Heerführer besteht aus solchen

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte, III[5] und IV[6].

Digitized by Google

Stein, Hardenberg, Blücher, Gneisenau, Moltke waren keine geborenen Preußen. Bismarck freilich war gewiß ein Preuße. Er ist erst allmählich mit seiner Politik vom reinen Preußen wahrhaft zum Deutschen geworden, wer aber wollte an diesen Genius den engen Maßstab gewöhnlichen überkommenen Preußentums legen? Wie sehr hat er selbst gelegentlich über die Geheimräte gespottet, und wie erhaben war dieser Künstler auf dem Gebiet der hohen Politik über bloße diplomatische Routine und bureaukratische Auffassung.

Er hat einst gesagt: „Hätten die Deutschen nicht den Absonderungsgeist gegeneinander, so würde neben ihnen keine andere Nation bestehen können." Das Zutreffende des Nachsatzes haben wir im ersten Teil des Weltkrieges erfahren, leider im zweiten Teil auch die Richtigkeit des Vordersatzes. In Ländern wie in Parteien, stets müssen wir uns sondern. Es fehlt die neidlose, rückhaltlose Anerkennung der guten Seiten des anderen Stammes, der Berechtigung der anderen Partei. Darum sind auch die ungeheuren Verdienste Preußens um Deutschland vergessen worden. Zeitweise konnte man die Hoffnung hegen, daß der Krieg uns darin ändern würde. Das aber ist durch seinen ungünstigen Ausgang vereitelt worden. Dieser hat das politische Leben der Deutschen aufs neue vergiftet. Es besteht nur die Hoffnung, daß mit der Zeit eine richtig verstandene und entsprechend gepflegte Erinnerung an die gewaltige Leistung Deutschlands im Weltkriege doch unser Volk wieder mehr zusammenführen wird. Völlig überwunden werden aber kann der Absonderungsgeist mit allen seinen schlimmen Folgen nur im Einheitsstaat. Dieser will mit schonender Hand, nicht schablonenhaft und willkürlich, unter Achtung des historisch Gewordenen angestrebt sein. Das hatte auch der Begründer des Reichs im Sinne, wenn er am 22. November 1875 im Reichstage sagte: „Je mehr gemeinsame Reichseinrichtungen wir schaffen, je mehr gemeinsames Reichsvermögen, desto mehr befestigen wir das Reich."

Das Rote Kreuz und der Fünferbund

Von

Freiherrn v. Griesinger, Gesandter z. D. (Berlin)

§ 1

Das Genfer Internationale Komitee und die Friedensaufgaben des Roten Kreuzes

Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz in Genf hat in einem unmittelbar nach dem Waffenstillstand am 27. November 1918 ergangenen Rundschreiben an die sämtlichen Rote-Kreuz-Vereinigungen sowie an beinahe alle Staaten die Frage angeregt, inwieweit im Zusammenhang mit den Folgen des Krieges und dem Eintritt des Friedens das Arbeits-

Digitized by Google

gebiet des Roten Kreuzes sich ändere und welche Aufgaben das Rote Kreuz künftig zu erfüllen habe. Ausgehend davon, daß die Gefangenenfürsorge im weitesten Umfang als neue Aufgabe des Roten Kreuzes zu den bisherigen hinzugekommen sei, und unter Berufung auf das große Gesetz der Menschlichkeit als den Leitstern des Roten Kreuzes, stellte das Komitee die Linderung der Kriegsübel als neue Idee in den Vordergrund. Zunächst sollen für die Verstümmelten, die Arbeitsunfähigen, die Invaliden die nötigen Lebensbedingungen, insbesondere Beschäftigung, soweit sie Arbeit zu leisten imstande sind, geschaffen werden. Daran hätte sich der Kampf gegen die Tuberkulose anzuschließen, die namentlich unter den nicht genügend ernährten Gefangenen wüte und tägliche Opfer fordere. Endlich gelte es für Witwen und Waisen, alte Eltern, die ihrer Stütze beraubt seien, zu sorgen.

Abgesehen davon, ob sich der Staat im Wege der Gesetzgebung oder Privatgesellschaften mit diesen Fragen beschäftigen, verspricht sich das Internationale Komitee den größten Nutzen von einer Zusammenarbeit aller maßgebenden und sonst in Betracht kommenden Faktoren und von einer Sammlung der in den einzelnen Ländern bereits gewonnenen und gesammelten Erfahrungen. Zu diesem Zweck schlägt das Komitee die Einberufung einer Konferenz vor, in der die Staaten und Roten Kreuze über die Lösung dieser Fragen beraten sollen.

In einem weiteren Rundschreiben vom 13. Februar 1919 hat das Internationale Komitee diesem Gedanken weiteren Ausdruck verliehen. Es bezeichnet darin als Ziel, die Nationen zu gemeinsamer Arbeit unter der Fahne der „Karitas" in gegenseitigem Vertrauen zu vereinigen zur Bekämpfung gewisser Übel, welche die ganze menschliche Gesellschaft bedrücken, und zur Unterstützung solcher Volksgenossen, die von einem plötzlichen Unglücksfall heimgesucht worden seien. Gleichzeitig wird als Versammlungsort für die im früheren Rundschreiben angeregte Konferenz Genf und als Zeitpunkt dreißig Tage nach Abschluß des Friedens vorgeschlagen. Die auf ihr zu behandelnden Fragen sollen sich ausschließlich auf humanitäre Fragen unter Ausschluß jeder Politik beziehen.

§ 2

Der neue Fünferbund und die Stellung des Genfer Internationalen Komitees

Mitten in diese Anregungen des Internationalen Komitees in Genf hinein fiel eine sich mit demselben Gedanken beschäftigende, selbständige Aktion der Roten Kreuze der Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreichs, Englands, Italiens und Japans, deren Vertreter sich in Paris befanden. Letztere traten zuerst dort und dann in Cannes im Anfang Februar d. J. zu vorbereitenden Beratungen zusammen. Auf diesen haben die Vertreter in großen Linien ein Programm für die im Frieden von dem Roten Kreuz zu entwickelnde erweiterte Tätigkeit aufgestellt, das einer künftigen Konferenz unterbreitet

Digitized by Google

werden ſoll. Das Programm deckt ſich im allgemeinen mit den vom Internationalen Komitee ins Auge gefaßten Aufgaben, verrät aber die unverkennbare Abſicht, dem politiſchen Völkerbund des Verſailler Friedensvertrags einen humanitären Völkerbund an die Seite zu ſtellen, wobei zunächſt die Roten Kreuze der Zentralmächte völlig ausgeſchaltet werden ſollen.

Nachdem die erſten einleitenden Schritte geſchehen waren, hielt man es für geraten, ſich mit dem Internationalen Komitee in Genf ins Einvernehmen zu ſetzen. So kam in den Tagen des 12. bis 14. Februar 1919 eine Zuſammenkunft in Genf zwiſchen Vertretern der genannten fünf Roten-Kreuz-Geſellſchaften und dem Internationalen Komitee unter dem Vorſitz des Schweizer Bundespräſidenten Ador zuſtande. Dabei wurde über die Stellungnahme des Internationalen Komitees zu dem neuen Bund in einer von dem ſtellvertretenden Präſidenten Eduard Naville verleſenen Anſprache folgendes ausgeführt:

Das Internationale Komitee ſei im Augenblick der Gründung des Roten Kreuzes ins Leben getreten; ſeine gegenwärtige Geſtalt habe es auf verſchiedenen internationalen Konferenzen, zuletzt 1912 in Waſhington erhalten. Das Rote Kreuz ſei eine Kriegseinrichtung. Ein Komitee, das der Mittelpunkt der Geſellſchaften vom Roten Kreuz ſei, müſſe daher abſolut neutral ſein, müſſe einem Lande angehören, für das die Neutralität Lebensbedingung ſei und das nur im Falle eines Angriffs aus dieſer heraustreten würde. In dieſer Lage befände ſich die Schweiz. Dazu komme die Unabhängigkeit des Internationalen Komitees von der Regierung, ſeine damit zuſammenhängende Unintereſſiertheit, auch auf politiſchem Gebiet. Die völlige Unabhängigkeit habe dem Komitee die große Macht im Krieg, namentlich in der Gefangenenfürſorge, verliehen, die ihm durch die Konferenz von Waſhington übertragen worden ſei. Das Komitee ſei tatſächlich international, nicht bloß durch ſeine Zuſammenſetzung und ſeinen Mitgliedererſatz aus Schweizern, ſondern durch den Charakter ſeiner Tätigkeit, die ſich ſtets nur auf das Ausland bezogen habe. Es habe die einzige Brücke unter den Völkern gebildet, zwiſchen denen die Verbindungen abgebrochen waren. Die erreichten Erfolge danke das Komitee ſeiner neutralen Haltung und unabhängigen Stellung.

Wenn der Krieg jetzt glücklicherweiſe beendet ſei, ſo dürfe die Rolle einer Einrichtung wie des Roten Kreuzes, dem es geglückt ſei, alle Völker des Weltalls in einem Gedanken der Menſchlichkeit zu einigen, nicht beendet ſein. Dieſes müſſe ſich vielmehr jetzt Friedensaufgaben zuwenden. Als ſolche ſeien zu bezeichnen: Der Kampf gegen die Tuberkuloſe, mit dem ſich ſchon einige Rote-Kreuz-Geſellſchaften befaßt hätten. Dazu kommen die anderen Leiden der Menſchheit in Friedenszeiten — und endlich die ſchrecklichen Unglücksfälle, von denen bald eine Stadt, bald ein Land heimgeſucht werde. Zur Prüfung und Unterſtützung dieſer wichtigen Fragen ſei die von den Staaten und Roten Kreuzen zu beſchickende Konferenz nach Friedensſchluß geplant.

Digitized by Google

Ein schlagender Beweis für die Zustimmung zu diesen Ideen des Internationalen Komitees, dem von allen Seiten Sympathie entgegengebracht werde, sei der jüngste Besuch der Vertreter der Roten-Kreuz-Gesellschaften Amerikas, Frankreichs, Englands, Italiens und Japans, die aufgefordert werden, ihre Gedanken darzulegen und die allgemeine Konferenz der Roten Kreuze in Genf nach Friedensschluß mit vorzubereiten. Denn es erscheine notwendig, daß man bereits vor Eintritt des Friedens sich gegenseitig nicht mehr als Feinde ansehe, sondern als einen Völkerbund im kleinen, in dem alle in einträchtigem Geiste an der Linderung der menschlichen Leiden arbeiten.

Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz werde dann nicht mehr zwischen sich bekriegenden Völkern, sondern mitten unter einer Vereinigung aller Völker des Weltalls stehen — bemüht, in neuem einträchtigem Geist deren Leiden zu heilen. Diese Aufgabe werde das Komitee wahrscheinlich nicht allein lösen können, sondern geeignete Mitarbeiter in seine Mitte aufnehmen müssen.

Auf Grund des Ergebnisses der Beratungen der Genfer Zusammenkunft wurde beschlossen:

1. Erlaß eines Rundschreibens des Internationalen Komitees an alle Zentralkomitees vom Roten Kreuz, um sich zunächst deren voller Zustimmung zu der Ausdehnung ihrer Tätigkeit auf Friedenswerke zu versichern.

2. Aufstellung großer Fragen, auf die sich die Friedenstätigkeit unmittelbar erstrecken soll, wie:

a) Kinderfürsorge,
b) Öffentliche Gesundheits- und Wohlfahrtspflege,
c) Kampf gegen die Tuberkulose,
d) Hilfe für die Verstümmelten und die Opfer des Kriegs mittels eines ständigen und ausgebildeten Personals von Krankenpflegern beiderlei Geschlechts,
e) Berichterstattung der Gesellschaften an das Internationale Komitee über die Erfahrungen und Erlebnisse im Bereich der einzelnen Gesellschaft,
f) Abhaltung einer offiziellen und internationalen Konferenz der Roten Kreuze aller Länder in Genf innerhalb eines Monats nach Unterzeichnung des Friedensvertrags. Die entsandten Vertreter, welche die Ermächtigung ihrer Regierungen haben müssen, sollen die aufgeworfenen Fragen behandeln und einen Aktionsplan ausarbeiten.

Die Vertreter der fünf vereinigten Roten Kreuze gaben die ausdrückliche Erklärung ab, daß das Internationale Komitee als Zentralorgan zur allgemeinen Leitung der internationalen Wohlfahrtspflege auch im Frieden aufrecht erhalten werden solle; sie wollen nur mit seiner Mitwirkung und seiner vollen Zustimmung tätig sein in der Absicht, in Genf den dauernden Mittelpunkt der mächtigen Einrichtung zu schaffen, die bestimmt ist, auf der

Digitized by Google

ganzen Welt dem menschlichen Unglück die planvolle und wirksame Abhilfe zu bringen, welche nur durch Zusammenfassung aller Kräfte sich verwirklichen läßt.

Das Internationale Komitee geht in seinen Ausführungen offenbar von der Voraussetzung aus, daß die Beratungen des Roten Kreuzes über die erweiterte Friedenstätigkeit in derselben Weise erfolgen sollen, wie dies auf den früheren Konferenzen der Fall war, wo ja gerade diese Frage nach ihrer theoretischen wie praktischen Seite hin wiederholte und eingehende Erörterung erfahren hatte. Nicht mit Rote-Kreuz-Gesellschaften einzelner Staaten — mögen sie noch so mächtig sein — gedenkt das Internationale Rote Kreuz in Beratung über die Friedensaufgaben einzutreten, sondern ohne Unterschied mit allen, die seither der Genfer Konvention angehört haben.

Ein von dieser Auffassung wesentlich abweichendes Bild gewinnt man aber aus den Veröffentlichungen des Vertreters der japanischen Rote-Kreuz-Mission in Europa, Dr. A. Ninagawa, in der Revue internationale Nr. 3 des 1. Jahrgangs vom 15. März 1919 und aus der auf dem Bankett der alliierten Presse am 21. Februar 1919 in Paris gehaltenen Rede des Präsidenten des Kriegsrats vom amerikanischen Roten Kreuz, Henry P. Davison. Ersterer vertritt die Ansicht, daß die künftigen Aufgaben des Roten Kreuzes von zwei Gesichtspunkten auszugehen haben — einerseits Verbesserungen oder Abänderungen der Genfer Konvention, andererseits Erweiterung der Wohlfahrtsprogramme der einzelnen nationalen Roten Kreuze. Die Bestimmungen der Genfer Konvention haben Krieg und Kriegsvorbereitung zur Voraussetzung. Wenn das Rote Kreuz sonach im Fall eines großen öffentlichen Unglücks eine Hilfsaktion einleitet, tritt es aus seiner Zuständigkeit heraus. Der Weltkrieg hat zwar schon zu einer Erweiterung der letzteren durch die Liebestätigkeit für die Zivilpersonen und die Kriegsgefangenen geführt, trotzdem die Satzungen überall die alten geblieben sind. Dies ist eine Folge der größeren Stärke des Menschlichkeitsprinzips, das sich gegenüber dem Machtprinzip durchgerungen hat. Er erklärt es als unbillig, dem Roten Kreuz die Fortsetzung der Werke edler Menschlichkeit, die es während des Krieges, insbesondere auf dem Gebiet der Krankenpflege, vollbracht hat, in Friedenszeiten zu versagen. Dabei erinnert er an allgemeine Unglücksfälle, die durch höhere Gewalt verursacht werden, oder an Epidemien. Hier dürfe das Rote Kreuz sein Recht, unglücklichen Opfern zu helfen, nicht verlieren. Gegenwärtig verlange die Welt einstimmig den Frieden; man gründe den Völkerbund und möchte damit den ewigen Frieden begründen. Würde das erreicht, was hätte die Genfer Konvention dann für eine Bedeutung? Deshalb müsse sie umgestaltet bzw. ausgedehnt oder erneuert werden. So kommt er zu einer Ausdehnung ihrer Zuständigkeit auf die Linderung allen menschlichen Elends im Sinne der Vorschläge des mehrerwähnten Rundschreibens des Internationalen Komitees. Um dieses Ziel zu erreichen, genügt ihm aber die freie Vereinbarung der Roten Kreuze nicht. Er verlangt vielmehr einen internationalen

Digitized by Google

Rechtsvertrag mit gesetzlicher und zwingender Wirkung, worin folgende Punkte berücksichtigt sein müssen:

1. Bei Unglücksfällen, die durch höhere Gewalt hervorgerufen werden, oder bei Epidemien verpflichten sich die Nationen, allen Betroffenen ohne Unterschied der Rasse durch die Vermittlung des Roten Kreuzes eines jeden Landes Hilfe zu leisten. Wegen der zu ergreifenden Hilfsmaßnahmen setzen sich die verbündeten Roten Kreuze vorher oder in geeignetem Zeitpunkt ins Einvernehmen miteinander.
2. Die Tätigkeit des Roten Kreuzes in Friedenszeiten muß von der Regierung jeder Nation berücksichtigt werden.
3. Ärzte, Krankenpfleger und das ganze Personal des Roten Kreuzes müssen ohne Rücksicht auf die Staatsangehörigkeit und den Ort, wo sie ihre Berufsausbildung erlangt haben, von den Regierungen jedes Landes anerkannt werden.
4. Krankenhäuser, Schulen und andere gesundheitliche Einrichtungen des Roten Kreuzes genießen gleiche Behandlung durch die Regierungen jedes Landes unter der Bedingung, daß sie sich den gesundheitlichen Verordnungen im Lande ihres Wohnsitzes unterwerfen.
5. Das zur Ausübung der Krankenpflege des Roten Kreuzes bestimmte Material ist von allen Eingangszöllen jeden Landes befreit.

An der Hand dieser Vorschläge wünscht Dr. Ninagawa eine Umarbeitung der Genfer Konvention, die alle Nationen, welche den Weltfrieden wollen, unterzeichnen müssen.

In einem weiteren Nachtrag kommt Dr. Ninagawa auf die Friedenskonferenz und den Völkerbund zu sprechen, dessen Dauerhaftigkeit ihm nur die rechtliche Festlegung der humanitären Rechte und Pflichten zwischen den Nationen, die Mitglieder des Bundes sind, zu verbürgen scheint. Dafür hält er die Genfer Konvention in ihrer heutigen Gestalt nicht für ausreichend. Er besteht auf engster rechtlicher Bindung, denn ohne solche gibt es für ihn überhaupt keine Gesellschaft im wahren Sinn. Den Roten Kreuzen soll zwar ihre Unabhängigkeit voneinander gelassen werden; sie können in ihrem Lande sich mit dem beschäftigen, was ihnen notwendig und recht erscheint, auch Ansichten über technische Gesichtspunkte untereinander austauschen. Aber dadurch entstehe kein humanitärer Völkerbund, sondern das sei nur ein Austausch technischer Forschungsergebnisse unter Fachgelehrten. Dadurch gelange man wohl zu medizinischen Fortschritten, aber nicht zu der Grundlage eines humanitären Bundes in der neuen Welt. Durch die gemeinsame Arbeit müssen die gegenseitigen Menschlichkeitspflichten fortgesetzt werden. Das Ideal Dr. Ninagawas ist daher der Abschluß einer neuen Konvention für die Friedenszeit nach dem Muster der vor einem halben Jahrhundert getroffenen — und die Gründung eines humanitären Völkerbunds an der Seite des politischen.

Der amerikanische Vertreter knüpfte in seiner Pariser Bankettrede an die allgemeine Notlage der gesamten Welt an, verbreitete sich über die un-

Digitized by Google

genügende Lebensmittelverſorgung und ging dann auf die praktiſchen Mängel der ärztlichen, wiſſenſchaftlichen und hygieniſchen Methoden im allgemeinen über. Nach dem Waffenſtillſtand habe ſich das gebieteriſche Bedürfnis herausgeſtellt, ſich zuſammenzuſchließen zur Liebestätigkeit aller Roten Kreuze der Welt im Intereſſe der Menſchlichkeit. Neben dem Völkerbund mit ſeinem hohen Ideal ſolle eine Bund der Rote-Kreuz-Geſellſchaften aller Nationen erſtehen und in jedem Land eine Geſellſchaft vom Roten Kreuz mit der Aufgabe, mit allen Kräften nicht bloß die Krankenpflege zu fördern, ſondern, ſoweit es die Verhältniſſe zulaſſen, die Welt von allem Übel zu ſäubern und Krankheiten und Leiden vorzubeugen. Die warme Aufnahme, die die fünf vereinigten Roten Kreuze in Genf gefunden, und die herzliche Zuſtimmung zu ihren Vorſchlägen bürgen für die erſprießliche Zuſammenarbeit, die in der Vorbereitung der in Genf dreißig Tage nach der Friedensunterzeichnung geplanten Konferenz beſtehe. Dabei handele es ſich um folgende Fragen: Geſundheitspflege und öffentliches Geſundheitsweſen, Tuberkuloſe, Krankenpflege, Geſchlechtskrankheiten, Malaria und andere anſteckende Krankheiten. Die Behandlungsart der einzelnen Gegenſtände denkt er ſich folgendermaßen:

Es ſollen die bedeutendſten Fachmänner der Welt, etwa fünfzehn oder zwanzig, zu einer Zuſammenkunft nach Cannes eingeladen werden, um ein einheitliches Programm aufzuſtellen, das die erprobteſten Vorbeugungsmaßnahmen und die Heilmittel umfaßt. Als Arbeitsergebnis wäre den verſchiedenen Rote-Kreuz-Geſellſchaften ein Programm vorzulegen, worin von den anerkannten Fachgelehrten der Welt die neueſten Erfahrungen auf jedem einzelnen Forſchungsgebiet feſtgeſtellt würden. An der Hand dieſes Programms ſollen die Organiſationen des Roten Kreuzes in der Welt etwa ſchon vorhandene Einrichtungen bei ſich ausbauen und fördern oder die Gründung von ſolchen durch ihren Einfluß anregen. In Genf wären Einrichtungen zur Entgegennahme der von allen Rote-Kreuz-Geſellſchaften der Welt eingehenden wichtigen Mitteilungen über die ſie intereſſierenden Gebiete zu treffen, um dieſe Mitteilungen alsbald wieder allen anderen Rote-Kreuz-Geſellſchaften in der Welt zugänglich zu machen. So ſolle die ganze Welt auf dem laufenden gehalten werden über die neueſten und beſten Erfahrungen auf jedem Forſchungsgebiet. Man faſſe dabei die Schaffung eines internationalen Inſtituts ins Auge, das die Krankheiten ſelbſt nicht erforſchen, wohl aber die Ergebniſſe ſolcher Forſchungen zuſammenfaſſen ſolle. Dieſes Inſtitut ſoll auf dem laufenden über die Forſchungen der Fachgelehrten der geſamten Welt gehalten werden und ſeinerſeits die verſchiedenen Forſchungsinſtitute auf dem laufenden über die ganze Arbeit auf den einzelnen Gebieten halten. Dieſes Syſtem würde Doppelarbeit erſparen und eine verſtändnisvolle Leitung aller Arbeiten ermöglichen. Jeder Fortſchritt, jede bedeutende wiſſenſchaftliche Entdeckung wären ſofort dem Inſtitut mitzuteilen, das ſeinerſeits allen Roten-Kreuz-Geſellſchaften in der Welt davon Kenntnis zu geben hätte. Der Erfolg der Durchführung dieſes Programms wäre folgender:

Digitized by Google

1. Es würde in allen Ländern der Welt ein Gefühl menschlicher Zusammengehörigkeit erweckt und selbstverständlich in jedem Land ein lebhaftes Bewußtsein seiner Bedürfnisse und der Entschluß hervorgerufen, ihnen nach Möglichkeit gerecht zu werden.
2. Es würde Licht in die dunkelsten Teile der Welt gebracht und die gesamte Welt aller Vorteile wissenschaftlicher Forschung und Erfahrung in der Behandlung und Vorbeugung bei Krankheiten teilhaftig werden.
3. Es würde die unmittelbare Zusammenarbeit der verschiedenen Organisationen ermöglicht, um in großen Unglücksfällen die erforderliche Hilfe zu bringen.

§ 3

Die Vorbereitungen für die Genfer Konferenz

Das Internationale Komitee hatte in seinem eingangs erwähnten Rundschreiben vom 13. Februar 1919 als Beratungsgegenstände für die dreißig Tage nach Friedensschluß in Genf abzuhaltende Konferenz in erster Linie folgende Materien für die Friedensarbeit ins Auge gefaßt: Tuberkulose, Malaria, Kinderschutz, Gesundheitspflege und öffentliches Gesundheitswesen. Dann sollte verhandelt werden über die Verbesserung des Loses der Opfer des Krieges, für die Verstümmelten, Invaliden, Witwen und Waisen sowie über die Bildung von Krankenpflegerkorps beiderlei Geschlechts zur Hilfeleistung in Kriegszeiten oder bei Epidemien und großen Unglücksfällen. Endlich sollten vollständig neue Fragen aufgeworfen werden können.

Als Zweck der Konferenz ist bezeichnet die Zusammenfassung der Ergebnisse zu, wenn möglich, einer gemeinsamen Aktion und die Förderung der Arbeit jeder einzelnen Roten-Kreuz-Gesellschaft.

Die Berichterstattung soll sich auf alles, was in jedem einzelnen Land auf dem betreffenden Arbeitsgebiet geschehen ist, erstrecken, um aus den vorhandenen Erfahrungen wertvolle Aufschlüsse für die Gesamtheit zu gewinnen.

Das Rundschreiben schließt mit der Aufforderung an die Roten Kreuze, dem Internationalen Komitee baldmöglichst, jedenfalls aber vor dem 1. Mai 1919, eine Mitteilung über die humanitären Fragen, die die einzelne Rote-Kreuz-Gesellschaft auf der Konferenz behandelt zu sehen wünscht, zu machen, ebenso wie möglichst vollständige Aufschlüsse über das, was in ihrem Lande geleistet worden ist oder was sie selbst getan hat.

Bei den Besprechungen mit den vereinigten fünf Roten Kreuzen, die sich in fortgesetzter Verbindung mit dem Internationalen Komitee hielten, und denen dieses werktätige und dauernde Mitarbeit zugesichert hatte, war vereinbart worden, daß die obenerwähnten Materien, die in erster Linie zur Beratung gestellt werden sollten (Tuberkulose, Malaria, Kinderschutz, Gesundheitspflege und öffentliches Gesundheitswesen), von diesen fünf Roten Kreuzen unter Zuhilfenahme von Sachverständigen für die Konferenz vorbereitet

Digitized by Google

werden sollten. Zu diesem Zweck hatte Herr Davison in seiner Eigenschaft als Präsident des Komitees der Roten-Kreuz-Gesellschaften Amerikas, Großbritanniens, Frankreichs, Italiens und Japans ein Memorandum ausgearbeitet, dessen Inhalt sich im wesentlichen mit den von ihm in seiner Pariser Bankettrede vorgetragenen Gesichtspunkten deckte.

Schon am 6. März hatte Herr Davison an einundzwanzig Rote Kreuze sowie an die Gesandtschaften in der Schweiz und in Paris und an die Delegierten der Friedenskonferenz ein Telegramm gerichtet, worin er mitteilt, daß die Vertreter der Roten-Kreuz-Gesellschaften von Amerika, Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan sich als „Komitee der Roten-Kreuz-Gesellschaften" konstituiert haben, um ein detailliertes Programm für die Tätigkeit des Roten Kreuzes im Interesse der Menschheit auszuarbeiten und den Rote-Kreuz-Gesellschaften der Welt vorzuschlagen. In Genf solle danach ein Zentralbureau für Auskunftserteilung und Förderung errichtet werden, das allen Rote-Kreuz-Gesellschaften der Welt die neuesten wissenschaftlichen und praktischen Entdeckungen und Erfahrungen aus allen Teilen der Welt zugängig macht — zur Linderung und Vorbeugung bei Krankheiten und menschlichen Leiden. An Fachgelehrte auf den Gebieten der Jugendfürsorge, der Tuberkulose, der Malaria, der Geschlechtskrankheiten, der Gesundheitspflege und des öffentlichen Gesundheitswesens seien Einladungen zu einer Zusammenkunft nach Cannes auf den 24. März und die folgenden Tage ergangen zwecks Ausarbeitung eines Programms über diese Gegenstände, das der Genfer Konferenz und den Rote-Kreuz-Gesellschaften der Welt vorgelegt werden solle. Diese sollten zwar nicht auf die vorgeschlagenen Programmpunkte festgelegt werden, sondern nur die örtliche Wirksamkeit fördern und jede nach ihrer Art die gewonnenen Kenntnisse erweitern. Die Idee bestehe darin, die kostbaren Erfahrungen, die der Krieg gewisse nationale Gesellschaften auf dem Gebiete der Hilfeleistung und der Linderung menschlichen Leidens hat machen lassen, der Gesamtheit zugänglich zu machen.

Das Telegramm schließt mit einer Einladung zur Beteiligung an der Internationalen Konferenz in Genf und zur Mitteilung von Ratschlägen und Anregungen jeder Art für die dortigen Beratungen.

Auf 1. April 1919 war dem Telegramm entsprechend eine Konferenz nach Cannes einberufen worden, zu der hervorragende Fachgelehrte aus einem der für die Friedenstätigkeit der Roten Kreuze in Aussicht genommenen Gebiet Einladungen erhalten hatten.

Obwohl der Wortlaut des Telegramms des Herrn Davison in einer Weise abgefaßt ist, der die Vorstellung erwecken muß, als richte sich seine Aufforderung an alle Roten Kreuze, so wie sie in der Genfer Konvention zusammengeschlossen sind, so erstreckten sich die Einladungen tatsächlich nur auf Fachgelehrte aus den Ländern der fünf vereinigten Roten Kreuze. Dadurch war alles, was mit deutscher Wissenschaft zu tun hatte, von vornherein

Digitized by Google

ausgeschlossen, so leicht es gewesen wäre, hervorragende Fachgelehrte wenigstens aus den deutschen Teilen der Schweiz zu beteiligen.

§ 4

Die Organisation des Fünferbundes

In einem neuen Rundschreiben vom 20. Mai 1919 hatte das Internationale Komitee vom Roten Kreuz in Genf die offizielle Mitteilung gemacht, daß infolge der in der ersten Hälfte April stattgehabten Konferenz in Cannes die vereinigten fünf Roten Kreuze in der Absicht, sofort den Kampf gegen die Leiden aufzunehmen, von denen gegenwärtig die durch den Krieg geschwächte Menschheit heimgesucht werde, sich am 5. Mai als „Bund der Rote-Kreuz-Gesellschaften" konstituiert haben, daß dieser Bund einen leitenden Rat unter dem Vorsitz des amerikanischen Delegierten Davison gebildet und den großbritannischen Generalleutnant Sir David Henderson zum Generaldirektor bestimmt habe. Dieser sei mit einer amerikanischen Abordnung nach Genf gekommen, um dort die Einrichtung des neuen Bundes vorzubereiten. Um seine Stellung zu präzisieren und Mißverständnissen von vornherein vorzubeugen, hält das Internationale Komitee folgendes festzustellen für erforderlich:

1. Die eben zustande gekommene Gruppierung ist als solche nur vorübergehender Natur. Wenn sie sich noch nicht auf alle Roten Kreuze unter Führung des Internationalen Komitees erstreckt, so kommt es daher, daß der Friede noch nicht unterzeichnet ist und die Stunde der allgemeinen Annäherung noch nicht geschlagen hat.

2. Der neugegründete Bund muß eine allgemeine, alle Roten Kreuze in der Friedenstätigkeit umfassende Einrichtung werden. Die Richtung des neuen Bundes ist eine universelle, d. h. bezweckt die Verwirklichung des Grundsatzes sittlicher Solidarität und gegenseitiger internationaler Hilfsbereitschaft, einer der Grundgedanken und charakteristischen Eigenschaften des Roten Kreuzes.

3. Das Internationale Komitee bleibt das Zentralorgan aller Rote-Kreuz-Gesellschaften, wie es dies immer auf Grund der fortlaufenden Beschlüsse der Konferenzen gewesen ist. Die sich bildende Organisation darf das Rote Kreuz nicht verdrängen, sondern muß dessen Tätigkeit ausdehnen und erweitern.

Das Internationale Komitee wünscht aufrichtig den neuen Bund wirksam und möglichst rasch an der Arbeit zur Linderung des menschlichen Elends zu sehen und erwägt gegenwärtig die Unterstützung, die es diesen Bemühungen seinerseits angedeihen lassen kann — unter Wahrung des Grundsatzes der Unparteilichkeit, des Gleichgewichts und absoluter Neutralität.

Das Internationale Komitee hält mehr als je an seiner Absicht fest, nach der Unterzeichnung und Ratifikation der Friedensverträge die 11. internationale Konferenz der nationalen Roten Kreuze einzuberufen. Es ist mit der Vorbereitung der Zusammenkunft und der Ausarbeitung des Programms beschäftigt.

Digitized by Google

Wie notwendig dieſe Feſtſtellungen des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, die man vielleicht beſſer als Verwahrungen bezeichnet, gegenüber dem bisherigen Vorgehen der vereinigten fünf Roten Kreuze ſind, geht aus ihren Satzungen und ihrer Geſchäftsordnung hervor. Beide ſind vollſtändig in dem Geiſt und Sinn des politiſchen Völkerbunds abgefaßt und nehmen keinerlei Rückſicht auf die Organiſation des Roten Kreuzes, wie ſie ſich ſeit 1863 entwickelt hat. Von einer Zugehörigkeit der bisher unter Führung des Internationalen Komitees vereinigten nationalen Roten Kreuze zu dem neuen Bund iſt nirgends die Rede. Vielmehr hat es dieſer vollſtändig in ſeiner Hand, wen er zum Beitritt auffordern will und wen nicht. Die fünf vereinigten Roten Kreuze wollen das Recht des Siegers auch auf die Friedenstätigkeit des Roten Kreuzes übertragen. Im einzelnen ſei hier auf den Inhalt der nachſtehenden Satzungen der Geſchäftsordnung des Bundes verwieſen.

Satzungen und Geſchäftsordnung des Bundes der Rote-Kreuz-Geſellſchaften

Art. 1

Name

Dieſe Vereinigung trägt den Namen: „Bund der Rote-Kreuz-Geſellſchaften".

Dieſer Bund anerkennt und würdigt in vollem Umfang die im Intereſſe der Menſchlichkeit geübte Tätigkeit des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz in Genf, das während ſo vieler Jahre zu Werken der Hilfsbereitſchaft und der Unterſtützung in Kriegszeiten angeeifert und befeuert hat.

Man rechnet damit, daß dieſer Bund in vollem Einklang mit dem Internationalen Komitee arbeiten, daß er mit ihm zuſammenwirken und daß er im Falle der Erweiterung der Kriegsaufgaben des Komitees durch ein verſtändnisvolles Friedensprogramm als natürliche Ergänzung des Komitees erſcheinen wird. Dieſe Zuſammenarbeit würde zu einer organiſchen Vereinigung mit dem Internationalen Komitee führen, deren ununterbrochene Tätigkeit unentbehrlich für die Menſchheit iſt, ſo daß dieſe Verbindung als Ergebnis hätte die Aufrechterhaltung der beſten Überlieferungen des Roten Kreuzes und das ſtete Wachstum ihres Nutzens für die Völker des Weltalls.

Art. 2

Gegenſtand

Der Bund wird unabhängig von Regierung, Politik und Konfeſſion ſein. Er hat zum Zweck:

1. Die Anregung und Förderung der Einrichtung und Entwicklung einer unabhängigen und ordnungsmäßig anerkannten, nationalen Organiſation des Roten Kreuzes in jedem Lande der Welt zur Verbeſſerung der Geſundheits-

Digitized by Google

verhältnisse, zur Vorbeugung bei Krankheiten und zur Linderung der Leiden aller Völker des Weltalls unter deren Zusammenwirken;

2. die Mithilfe zum Wohl der Menschheit dadurch, daß den Völkern die Wohltaten schon bekannter oder neuentdeckter wissenschaftlicher und medizinischer Ergebnisse und ihre Anwendung vermittelt und möglichst nahe gebracht werden;

3. die Einrichtung einer Vermittlungsstelle, welche die Hilfeleistungen bei großen nationalen oder internationalen Unglücksfällen zusammenfaßt.

Art. 3

Mitglieder

Die Roten-Kreuz-Gesellschaften Amerikas, Großbritanniens, Frankreichs, Italiens und Japans sind die Gründer dieses Bundes und im Anfang seine einzigen Mitglieder.

Jede andere Rote-Kreuz-Gesellschaft, welche die in Artikel 2 angegebenen Zwecke verfolgt, die nach den Grundsätzen des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz in Genf organisiert und von ihrer eigenen Regierung ordnungsmäßig anerkannt ist, ist wählbar und kann in den Bund der Rote-Kreuz-Gesellschaften aufgenommen werden.

Art. 4

Handlungsfreiheit

Jede Gesellschaft, die Mitglied des Bundes ist, behält jederzeit ihre volle Handlungsfreiheit, was ihre eigene Organisation und Tätigkeit betrifft.

Jedes Mitglied des Bundes kann nach seinem Belieben mittels schriftlicher Anzeige an den Rat der Leiter seinen Austritt erklären. Jedes austretende Mitglied verzichtet auf jedes Recht am Eigentum des Bundes.

Art. 5

Organisation

Die Führung der Geschäfte des Bundes ist einem Hauptrat und einem Rat der Leiter anvertraut.

Hauptrat: Der Hauptrat des Bundes wird von den Vertretern aller nationalen Organisationen vom Roten Kreuz gebildet, die Mitglieder des Bundes sind.

Der Hauptrat ist Herr seiner eigenen Organisation und des Verfahrens bei seinen Zusammenkünften. Er bestimmt über die großen Fragen allgemeiner Natur, die der Annahme des Bundes unterbreitet werden müssen.

Der Hauptrat tritt regelmäßig mindestens alle zwei Jahre zusammen. Bei allen Zusammenkünften des Hauptrats bedarf es eines Drittels der Mitglieder zur Beschlußfähigkeit, und jede so mit Stimmenmehrheit zustande gekommene Abstimmung ist entscheidend. Eine besondere Zusammenkunft des Hauptrats kann jederzeit von dem Rat der Leiter einberufen werden, was dieser 60 Tage vorher zu veranlassen hat; ebenso muß eine besondere Zu-

Digitized by Google

sammenkunft auf Antrag eines Drittels der Mitglieder des Bundes einberufen werden. Eine solche Versammlung wird abgehalten innerhalb 90 Tagen nach dem Zeitpunkt des Eingangs des Antrags; die Mitglieder werden von dem Zeitpunkt der Zusammenkunft mindestens 60 Tage vorher schriftlich oder telegraphisch benachrichtigt. Bei den Zusammenkünften des Hauptrats kann jede nationale Organisation durch eine oder mehrere Personen, höchstens fünf, vertreten sein; doch steht jeder Organisation nur eine Stimme zu.

Rat der Leiter: Der Rat der Leiter setzt sich aus höchstens 15 Mitgliedern zusammen, von denen jedes von einer nationalen Organisation des Roten Kreuzes abgeordnet ist, und aus zwei amtlichen Mitgliedern, die in der unten bezeichneten Weise bestimmt werden.

Die nationalen Organisationen vom Roten Kreuz Amerikas, Großbritanniens, Frankreichs, Italiens und Japans sind Gründermitglieder und haben das Recht, jede ein Mitglied des Rats der Leiter zu ernennen. Die nationalen Organisationen, die ermächtigt sind, die anderen Mitglieder des Rats der Leiter zu ernennen, werden vom Hauptrat zur Hälfte alle zwei Jahre bezeichnet und jede so bezeichnete nationale Organisation hat das Recht, während eines Zeitraums von vier Jahren ein Mitglied des Rats zu ernennen. Die solcherweise übertragene Befugnis zur Ernennung verbleibt der Organisation in jedem Falle bis zu einer neuen Bezeichnung.

Der Rat der Leiter hat Vollmacht, an Stelle des Hauptrats, wenn dieser nicht tagt, zu handeln, Bestimmungen anzunehmen und alles vorzukehren, was er für notwendig oder angemessen zur Verfolgung der Ziele des Bundes hält, unter der Bedingung, daß dabei die Satzungen in nichts verletzt werden.

Der Rat der Leiter bestimmt einen Generaldirektor und einen Generalsekretär, die von Amts wegen Mitglieder des Rats der Leiter sind und ihre Tätigkeit solange ausüben als es diesen letzteren gefällt. Der Generaldirektor ist Vizepräsident des Rats der Leiter.

Der Rat der Leiter wählt einen Präsidenten, der sein Amt drei Jahre und bis zur Wahl seines Nachfolgers bekleidet. Er selbst kann wieder gewählt werden. Der Präsident hat alle Befugnisse des Rats der Leiter außerhalb der Sitzungen und er kann diese Befugnisse dem Vizepräsidenten übertragen.

Art. 6

Berichte und Abrechnungen

Der Rat der Leiter legt alljährlich jeder der nationalen Organisationen, die Mitglieder des Bundes sind, einen Bericht über die Arbeiten und die eingehaltenen Richtlinien des Bundes und des Rats der Leiter während des vorangegangenen Jahres unter Einschluß eines vollständigen Finanzberichts vor. Die Archive und die Rechnungen des Rats der Leiter und der seiner Direktion unterstellten Dienst- und Geschäftszweige können jederzeit von den bevollmächtigten Vertretern jedes Bundesmitglieds eingesehen werden.

Digitized by Google

Art. 7

Finanzwesen

Keine Organisation des Roten Kreuzes übernimmt durch ihre Unterschrift unter diese Artikel eine finanzielle Verpflichtung. Ein Garantiefonds ist vorgesehen, um die Auslagen der Einrichtung und des Betriebs während eines gewissen Zeitraums zu decken. Sobald der Augenblick gekommen sein wird, wird jedem Mitglied Gelegenheit gegeben werden, für seinen Teil zur Deckung der allgemeinen Auslagen beizutragen. Der Plan des Internationalen Bureaus des Weltpostvereins kann als Grundlage für die Bestimmung des Anteils eines jeden dienen.

Der Bund hat keine Befugnis, ein Mitglied in irgendeiner Weise zu verpflichten — es sei denn, daß der Rat der Leiter die erforderliche Ermächtigung dieses Mitglieds erhalten hat.

Der Rat der Leiter muß Vorbereitung zur Beschaffung und Flüssigmachung der erforderlichen Mittel zur Bestreitung der Auslagen des Bundes und für jedes dringende Bedürfnis treffen. Er muß auch für die Bewahrung und Verwaltung aller Mittel oder sonstigen Eigentums, das von dem Bund für seine Zwecke erworben wird oder diesem zufließt, Sorge tragen; werden solche Mittel oder Eigentum an eine besondere Zweckbestimmung geknüpft, so muß er über die bestimmungsgemäße Verwendung entsprechend den allgemeinen Grundsätzen des Bundes wachen.

Art. 8

Abänderungen

Abänderungen können an diesen Artikeln vorgenommen werden nach Abstimmung der Mitglieder des Rats der Leiter mit einer Mehrheit von zwei Drittel der Stimmen.

Art. 9

Übergangsbestimmungen

Zu Anfang setzt sich der Rat der Leiter aus fünf von den Rote-Kreuz-Vereinigungen Amerikas, Großbritanniens, Frankreichs, Italiens und Japans bezeichneten Mitgliedern zusammen. Bei seinem ersten Zusammentritt kann der Hauptrat nicht mehr als fünf nationale Organisationen bezeichnen, von denen jede befugt ist, ein Mitglied des Rats für die folgenden zwei Jahre zu bezeichnen und nicht mehr als fünf andere nationale Organisationen, von denen jede befugt ist, ein Mitglied des Rats der Leiter für die folgenden vier Jahre zu bezeichnen. Danach werden die Mitglieder dieses Rats gemäß den Bestimmungen des Artikels 5 der gegenwärtigen Satzungen bezeichnet.

Die erste Versammlung des Hauptrats wird von dem Präsidenten des Rats der Leiter einberufen. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Deutsche Bildungsfragen

Von

Karl Bälz

2.

Wer aus dem Ausland zurückkehrt und seine dortigen Wahrnehmungen mit den heimischen vergleicht, wird immer wieder über die große Zahl der bebrillten Augen in Deutschland erstaunt sein, obgleich es in den letzten Jahrzehnten hierin besser geworden zu sein scheint. Kein Wunder, daß auch im Weltkrieg noch ebenso wie im Krieg von 1870/71 die feindlichen Karikaturen die Deutschen, und merkwürdigerweise auch die deutschen Offiziere, fast immer mit Brillen und, als notwendigem Zubehör dazu, in schlechter, buckliger Haltung darstellten. Nach der Ansicht des Auslandes verdankt der Deutsche seine Gelehrsamkeit seinem unermüdlichen Bücherstudium, dem er seine gesunden Augen und seine Körperhaltung opfert. Mannigfach glaubt man dort auch, in Deutschland würden, wie einst im Zeitalter der Perücke in ganz Europa und heute noch in China, Brillen oder Zwicker als Zeichen der Zugehörigkeit zu den Gebildeten getragen, wie sich ja auch viele junge Offiziere zur Erhöhung ihres Ansehens ein Monokel aus Fensterglas ins Auge klemmten.

Nun gibt es allerdings auch Augenärzte, die jedem Menschenkind, angeblich zur Erhaltung der Sehkraft, ein Glas verschreiben, allein man geht doch nur zu ihnen, wenn es mit den Augen nicht stimmt. Woher kommt also das bebrillte Deutschland? Sicherlich kommen in Deutschland im Durchschnitt die Kinder mit ebenso guten Augen auf die Welt als in anderen Ländern; auch ist das Übel fast nur in den Städten zu treffen, während es auf dem Land durch den vielen Aufenthalt im Freien verhindert wird. Die Wurzel des Übels der verdorbenen Augen und der häufig damit verbundenen schlechten Körperhaltung liegt sicherlich ganz überwiegend in der Schule, und zwar in ihrem Anfang, wie die Väter an ihren Kindern beobachten können. Unsere ganz einseitig auf das Verstandesmäßige eingestellte Lernschule kann die Kinder nicht schnell genug lesen und schreiben lehren. In welcher Körperhaltung sie lesen und schreiben, spielt noch lange nicht bei allen Lehrern die gebührende Rolle. Und doch handelt es sich hier um eine Grundfrage der Körperpflege. Es ist ganz gleichgültig, ob die Kinder eine Woche früher oder später die Anfangsgründe lernen; unendlich viel wichtiger ist, daß in den ersten Schulwochen jedem einzelnen Schüler beim Lesen und Schreiben die richtige Haltung beigebracht und diese dann ständig während der ganzen Schulzeit vom Lehrer überwacht wird. Was hier im Anfang versäumt wird, läßt sich nur schwer wieder gutmachen. In unseren Schulen kann nicht oft und gründlich genug durch den Schularzt nach der Körperhaltung der Schüler gesehen werden. Denn es handelt sich hier um ein sehr wichtiges und wertvolles Gut der Volksgesundheit, auf das man künftig

Digitized by Google

in ganz anderem Maße als bisher achtgeben muß, weil wir die so manchen Schaden heilende Militärdienstzeit nicht mehr haben. Daß auf guten Druck der Schulbücher gehalten werden muß, versteht sich von selbst.

Dieses Anhalten der Kinder zu einer guten, richtigen Körperhaltung gibt dem Lehrer und dem Schularzt zugleich eine natürliche Gelegenheit, auf die Kinder auch erzieherisch einzuwirken, ihnen zu sagen, daß sie auch außerhalb der Schule stets etwas auf sich halten müssen, daß Leute, die sie nicht kennen, sie nach ihrem äußeren Verhalten beurteilen, daß einem frischen und sauberen Kinde jedermann freundlich entgegenkommt.

Sind am Anfang der Schule Fehler mit der Haltung gemacht worden, so ist es nur natürlich, daß sich das Übel mit den Jahren verschlimmert und in unseren höheren Schulen steigert. Und so sehen wir denn, wenn sich die Tore unserer höheren Schulen — und dies gilt für alle, für die Oberrealschulen geradesogut wie für die Gymnasien — öffnen, immer eine Anzahl von Schülern mit Brillen und schlechter Haltung herauskommen, die man am liebsten aufrütteln möchte. Wir müssen das Brillen- und Kneifertragen bei unserer deutschen Jugend wegbekommen, so gut, als es bei den anderen Völkern nie oder doch viel weniger bestand.

3.

Wie mancher Schüler unserer Gymnasien scheint sich des Namens seiner Schule „Nackthalle" nicht oder nicht klar bewußt zu sein, der Halle, in der sich im alten Griechenland Jünglinge und Männer nackt (γυμνός) ihren Körper ausbildeten und die allmählich auch zum Sammelplatz des geistigen Lebens wurde! Ihnen ist das Gymnasium nur eine Wissensschule. Nicht besser sieht es an manchen Oberrealschulen aus. Eine führende Persönlichkeit der deutschen Turnerschaft, die zugleich Visitator war, hat wiederholt darüber geklagt, daß sich an einzelnen Oberrealschulen die Schüler der obersten Klasse auf Grund ärztlicher Zeugnisse regelmäßig vom Turnunterricht befreien ließen, um mehr Zeit zum Lernen zu haben. Ihnen kann man nicht oft genug die herrlichen Gestalten der griechischen Plastik als Abbilder schöner Männlichkeit vor Augen führen.

Ganz anders in England und in der Hauptsache ebenso in den Vereinigten Staaten von Amerika, die hierin das getreue Tochterland Albions sind. Dort ist das Gymnasium (College) wie im alten Griechenland noch die Schule der harmonischen Vereinigung von Geistes- und Körperbildung. Dort wird noch dem Ziel, den Schüler körperlich schön und geistig tüchtig (καλοκαγαθός), ihn zu einer an Leib und Seele einheitlichen Persönlichkeit zu machen, zugestrebt. Nun wird gewiß auch bei uns von Staats wegen eifrig an der körperlichen Ertüchtigung unserer Jugend gearbeitet, und es wird, nachdem die unschätzbare Erziehungsschule des Heeres weggefallen ist, noch viel mehr hierin getan werden müssen. Der Unterschied gegenüber England besteht darin, daß dort die Leibesübungen, vor allem Spiel und Sport, innerhalb der Schule eine andere, viel angesehenere Stellung als bei uns einnehmen, wäh-

Digitized by Google

rend in Deutschland die Körperübungen noch lange nicht als dem geistigen Arbeiten gleichwertig und ebenbürtig, als das notwendige Gegengewicht gegen die geistige Anstrengung angesehen werden. Dies kommt vielfach schon in der Stellung des Turnlehrers zum Ausdruck. An diesem Mangel ist bis jetzt auch dadurch nichts geändert worden, daß die Aufsichtsbehörden sowie Rektoren und Lehrer ihrerseits die Leibesübungen nach Kräften, z. B. durch Aussetzung von Turnpreisen usw., zu fördern suchten. An den englischen Gymnasien sind dagegen Spiel und Sport eine dem griechischen und lateinischen Unterricht durchaus ebenbürtige Schuleinrichtung; daher beteiligen sich alle Lehrer daran, soweit ihnen dies körperlich möglich ist. Der Sportbetrieb selbst ist für die jungen Leute eine Meisterschule zur Ausbildung einer charaktervollen Persönlichkeit. Die genaue Verteilung von Rechten und Pflichten, die sorgfältige Beachtung der Spielregeln, deren Verletzung als unanständig gilt, die Achtung vor den Rechten des Gegenspielers, die bewundernde Anerkennung hervorragender Leistungen sind vorzügliche Mittel der Erziehung. In England ist man sich klar darüber, daß die Körperübungen die beste Schule der Männlichkeit sind, daß eine Reihe wichtiger Eigenschaften, wie Mut, Kraft, Gewandtheit, Ausdauer, Geistesgegenwart, schleuniges Sichanpassen an die jeweilige Lage, Genauigkeit, Selbstzucht, Ritterlichkeit im Kampf, vor allem aber der Wille, der sich namentlich auch in Mäßigkeit und Enthaltsamkeit zeigen muß, durch die Körperübungen besser ausgebildet werden als durch den gediegensten theoretischen Unterricht. Körperübungen sind das geeignetste Mittel, um Weichlichkeit, Bequemlichkeit, Faulheit und Schlaffheit zu bekämpfen.

Es ist das Verhältnis von Wort und Tat. Deshalb muß die körperliche Ausbildung der Jugend mit der geistigen immer gleichen Schritt halten; beide müssen eine Einheit bilden, nur dann erreichen wir das griechische Vorbild. Der beste Weg dazu ist, wenn die Klassenlehrer selbst im Turnen, Spiel und Sport bewandert sind und ihre Schüler darin unterrichten, wie dies erfreulicherweise in wachsendem Maße geschieht. Kein Weg ist zugleich geeigneter, Lehrer und Schüler in enge persönliche Fühlung zueinander zu bringen, dem Lehrer die Herzen seiner Schüler zu gewinnen und sie zusammenzuketten, weil der Verkehr auf dem Turn- und Spielplatz menschlicher, natürlicher und ungezwungener ist als im wissenschaftlichen Unterricht. Hier bietet sich Gelegenheit, auch den Schüler voll zu werten, der im wissenschaftlichen Unterricht sich nicht zur Geltung bringt.

Die Richtigkeit des Vorstehenden zeigt u. a. die Tatsache, daß zwei so entgegengesetzte Persönlichkeiten wie F. W. Förster in seinem Buch „Politische Ethik und politische Pädagogik" und Ludwig Thoma, der in seinen eben erschienenen Jugenderinnerungen die Mißachtung der Leibesübungen an dem von ihm besuchten Gymnasium bitter beklagt, in der Hochschätzung ihrer großen Bedeutung für die Heranbildung einer frischen und willensstarken Jugend völlig übereinstimmen.

Digitized by Google

Die innere Einheit des wissenschaftlichen Unterrichts und der Körperübungen und das dadurch geschlossene enge Band zwischen Lehrern und Schülern habe ich einmal besonders deutlich bei der Jahresschlußfeier eines berühmten englischen College beobachtet. Bei dem sehr feierlich, würdig und vornehm gehaltenen Akt im Festsaal erschienen die Lehrer, wie unsere Universitätsprofessoren, im Talar mit den Abzeichen der in England hochgeschätzten akademischen Grade. Der Rektor trug den Jahresbericht vor; dann wurde je ein Akt aus einem Stück eines lateinischen, griechischen, französischen und deutschen Dichters von den Schülern in der Ursprache aufgeführt; deutsch ein Akt aus Wilhelm Tell. Nach dem Schlußwort des Rektors trat eine Pause ein. Nach einer halben Stunde standen dieselben Lehrer, die man eben noch in ihren feierlichen Talaren gesehen hatte, darunter, wie der Rektor selbst, Männer mit grauen Bärten, im Sportanzug mit ihren Schülern auf dem prächtigen Spielplatz und beteiligten sich am Spiel, nicht als die Vorgesetzten, sondern als die Freunde der Jüngeren. Aus diesem Geiste erklärt sich auch die manchen Deutschen überraschende Tatsache, daß im Krieg bei den zur Ruhe zurückgezogenen englischen Truppen Offiziere mit ihren Mannschaften Fußball spielten. Die Disziplin wurde dadurch gewiß nicht gefährdet, wohl aber die Anhänglichkeit der Mannschaft an ihre Offiziere gesteigert. Hier hat man einen Schlüssel für das vielfach gerühmte nahe Verhältnis von Lehrern und Schülern in England.

Dort ist man sich mehr als bei uns in Deutschland bewußt, daß jede geistige Arbeit eines Ausgleichs durch körperliche Tätigkeit bedarf, wenn der Satz „mens sana in corpore sano" zu seinem Recht kommen soll. Der englische Ministerpräsident Gladstone hat bis in sein hohes Alter täglich Holz gespalten; Chamberlain war ein großer Orchideenzüchter; ein anderer führender Minister hat ein Buch über den Fischfang auf Grund seiner Erfahrungen geschrieben. Mit bedauerlicher Kurzsichtigkeit hat man bei uns vielfach diese Nebenbeschäftigungen englischer Staatsmänner belächelt und fälschlicherweise auf einen oberflächlichen Geschäftsbetrieb bei ihnen geschlossen. Tatsächlich blieben sie durch praktische Beschäftigungen neben ihrem Amt von unserem leidigen deutschen Theoretisieren verschont und haben als kühl und sachlich denkende, weitblickende Staatsmänner für die Größe ihres Vaterlandes, das Ziel jedes Engländers, erfolgreich gearbeitet. Dazu hat England noch in seinen zahlreichen Kolonien mit den mannigfaltigsten Verhältnissen, in die viele der jungen Leute hinausziehen, um vor Aufgaben mit eigener Verantwortung gestellt zu werden, eine vorzügliche Schule für die Ausbildung der Persönlichkeit, eine Schule, die uns der unselige Versailler Vertrag auf absehbare Zeit hinaus genommen hat.

4.

Bei aller Würdigung des englischen Betriebs der Leibesübungen kann es sich aber nicht darum handeln, sie unbesehen nach Deutschland zu übernehmen. Zunächst schon wegen des Kostenpunktes. Der englische Sportbetrieb kostet Geld, und zwar teilweise sehr viel Geld. Er fordert große, schöne, tadellos

Digitized by Google

gehaltene Spielplätze, die oft weit entfernt vom Wohnplatz der Spieler liegen, so daß sie eine ziemliche Strecke auf der Bahn fahren müssen. Dies gilt namentlich von den Spielplätzen der Sportklubs. Dazu kommt die Abwechslung in den Spielen, im Winter Fußballspiel (das übrigens zu den weniger feinen Spielen zählt), im Sommer Kricket, Golf, Tennis, Hockey; von dem vom Pferd herab oder auf dem Wasser getriebenen Polo wollen wir von vornherein absehen. Wir Deutsche sind aber ein bettelarmes Volk geworden; wir müssen uns notgedrungen auch im Spiel und Sport im Vergleich mit den Engländern bescheiden, können uns jedoch damit trösten, daß es auf die Größe und Schönheit der Spielplätze weniger ankommt als auf die persönlichen Leistungen.

Sodann wäre es nur zu bedauern, wenn das deutsche Volk am Boxerkampf ein ebensolches Wohlgefallen fände wie das englische und amerikanische. Wir brauchen in Deutschland diese Boxerkämpfe so wenig wie die Stierkämpfe. Es möge uns auch künftig unverständlich bleiben, wie der im November 1919 zwischen den beiden ersten Boxern Englands und Frankreichs zugunsten des letzteren entschiedene Kampf um die Weltmeisterschaft sich in England zu einem „Weltereignis" gestaltete, das die wichtigsten inner- und außerpolitischen Fragen auf einige Tage in den Hintergrund drängte. Die Freude am Sport bringt in England Hunderttausende auf die Beine, um einem großen Wettspiel zuzusehen. Eine sehr schlimme Begleiterscheinung ist dabei der leidenschaftliche Hang zur Wette, der zu einem Volksübel geworden ist; auch vor ihm sollte unser Volk bewahrt bleiben.

Welche Rolle in der englischen Gesellschaft der Sport spielt, lernte ich schon in meiner Gymnasialzeit bei einem Mitschüler, der Engländer war, kennen. Alljährlich trug er am Tage des Wettruderns zwischen den Universitäten Oxford und Cambridge sein blaues Bändchen im Knopfloch, und er versicherte uns, daß an diesem Tag überall, wo gebildete Engländer seien, diese das hellblaue Bändchen von Cambridge oder das dunkelblaue von Oxford trügen, je nachdem sie auf die eine oder die andere der beiden Hochschulen hielten. In unseren Augen eine Übertreibung des Sports, feuert diese Teilnahme der weitesten Volkskreise zu Höchstleistungen an, in denen sich übrigens immer nur ein kleiner, auf das sorgfältigste ausgemusterter und nach den erprobtesten Regeln hart herangeschulter Kreis von Leuten versucht.

Vor dem Weltkrieg wurde denn auch in England selbst über die gar zu große Rolle geklagt, die der Sport auf Kosten der wissenschaftlichen Leistungen spiele. Ich habe diese Klage selbst wiederholt von hervorragenden englischen Schulmännern gehört, die wegen dieser Einseitigkeit eine völlige Überflügelung Englands, d. h. der englischen Schulen durch die deutschen, vor allem durch unsere Fachschulen sowie durch unsere Gewerbe- und Handelsschulen, befürchteten. Ich konnte ihnen nur erwidern, daß, was bei ihnen an Leibesübungen zuviel, bei uns zu wenig geschehe und daß zwischen uns beiden wirklich die goldene Mitte liege. Inzwischen hat der Krieg gezeigt, welche Quelle der Volkskraft, vor allem der zähen Willenskraft, England in seinem Sportleben besitzt. Dieses

Digitized by Google

wird wohl jetzt höher denn je im Ansehen stehen, zumal da der gefürchtete deutsche Nebenbuhler ohnmächtig am Boden liegt.

5.

Bei einem Vergleich zwischen der deutschen und der englischen Körperpflege — neuerdings spricht man bei uns, damit es großartiger und wissenschaftlicher klingt, vielfach von Körperkultur — muß vor allem auch die Verschiedenheit in den äußeren Verhältnissen und ihre Einwirkung beachtet werden. So sind die volkstümlichsten deutschen Übungen im Freien, das Schlitten-, Schlittschuh- und Schneeschuhfahren, in England (im Gegensatz zum bergigen Schottland) aus klimatischen Gründen unmöglich, während dort, dank der durch den Golfstrom verursachten Milde des Winters, die Spielplätze auch zu dieser Zeit regelmäßig benutzt werden können und der Wassersport jeder Art vermöge der Inselnatur des Landes viel verbreiteter ist als bei uns. Ferner spielt beim Sport an den höheren Schulen und an den Hochschulen der schon oben beim Gymnasium erwähnte Unterschied zwischen dem deutschen und dem englischen Unterrichtswesen eine erhebliche Rolle. In England sind die höheren Schulen und Hochschulen auf das Internatsystem, d. h. auf das Zusammenleben der Schüler mit ihren Lehrern in den Colleges, in denen sie auch unterrichtet werden, gegründet, und zwar ist das Internat auch dort ausschlaggebend, wo Stadtschüler den Unterricht mitbesuchen. Die englischen Colleges sind die früheren Klosterschulen. An den Universitäten sind es die einzelnen selbständigen Stiftungen mit ihren großen Gebäuden, die in ihrer Gesamtheit wiederum die rechtlich ganz selbständige, vom Staat unabhängige Universität bilden, so namentlich an den beiden ältesten und größten Universitäten Oxford und Cambridge, „den beiden Geistesaugen Englands". Bei den höheren Schulen entsprechen ihnen in Deutschland etwa die Internate von Schulpforta, die sächsischen Fürstenschulen in Meißen und Grimma, die evangelisch-theologischen niederen Seminare und die katholisch-theologischen niederen Konvikte in Württemberg, den Colleges der Universitäten das Stift und das Konvikt in Tübingen. Sehr wichtig sind sodann in Deutschland die Volksschullehrerseminare als Internate, an denen schon zur Ausbildung der Lehrer für den Turnunterricht kräftig geturnt wird.

Da in England das Internat die Familie ersetzt, so ist es ganz selbstverständlich, daß in ihm die Erziehung neben dem Unterricht eine ganz andere Rolle spielt als in unseren deutschen öffentlichen höheren Schulen und an unseren Universitäten, wo Schüler und Studenten außerhalb des Unterrichts für sich leben und wo an den Hochschulen in weitestem Maße die Erziehung den studentischen Verbindungen überlassen ist. Deshalb sind in England die höheren Schulen mindestens ebensosehr oder noch mehr Erziehungs- als Unterrichtsanstalten. Der Unterschied zwischen Deutschland und England auf diesem Gebiet läßt sich kurz dahin zusammenfassen: in Deutschland wird mehr unterrichtet und gelernt, aber zu wenig erzogen, in England mehr erzogen, aber zu wenig unterrichtet und gelernt.

Digitized by Google

Daß in den englischen Internaten das gemeinsame Zusammenleben die Schüler in ihrer reichlichen Freizeit zum Sport führte und führen mußte, war natürlich. Die englischen Colleges sind der Ausgangspunkt des englischen Sports geworden, wie ja auch Jahn das deutsche Turnen mit den Berliner Studenten und Obergymnasiasten auf der Hasenheide begann. Weil an den englischen höheren Schulen und Hochschulen im Unterricht lange nicht dieselben Anforderungen wie in Deutschland gestellt werden, bleibt ihren Angehörigen viel mehr Zeit zum Sport. Die englischen Universitäten dienen überhaupt nicht, jedenfalls nicht in erster Linie, der Fachausbildung, wie die unsrigen, wie es dort auch keinerlei berufliche Staatsprüfungen gibt, sondern der allgemeinen, namentlich auch gesellschaftlichen Erziehung; sie sollen die jungen Leute zu Gentlemen heranbilden, d. h. zu Männern mit ausgeprägter Persönlichkeit, vornehmer Gesinnung und guten Umgangsformen. Die Fachschulung wird in der Hauptsache der Praxis überlassen. Zu dieser gesellschaftlichen Erziehung gehört nun aber in England ganz wesentlich der Sport, dem deshalb ein großer Teil der Studienzeit gewidmet wird. Das Hochschulstudium ist dadurch viel teurer als in Deutschland, doch ist durch Stiftungsstipendien auch tüchtigen Unbemittelten Gelegenheit zum Studium gegeben. Einzelne treiben auf den Hochschulen auch gründliche wissenschaftliche Studien, wie ja England auf allen Gebieten der Wissenschaft stets hervorragende Männer gestellt hat; dagegen ist die wissenschaftliche Fachschulung in England lange nicht so allgemein wie in Deutschland, das hierin einen unbestrittenen Vorzug besitzt, den es unter allen Umständen wahren sollte. Andererseits gibt es infolge jenes allgemein bildenden, auf den klassischen Grundlagen beruhenden Studiums auf den englischen Universitäten wohl kein Land, in dem so viel frühere Studierende die alten Klassiker in ihrer Ursprache lesen wie in England.

Im übrigen gilt auch bei den Körperübungen der schon früher erwähnte Satz, daß sie dem eigenen Wesen und den besonderen Bedürfnissen jedes einzelnen Volkes angepaßt, am besten aus ihm herausgewachsen sein müssen. Das hindert nicht, von anderen Völkern zu lernen, nur soll man sie nicht blind nachahmen oder gar nachäffen, wie dies bisher so vielfach bei uns mit der einzigen Wirkung geschah, daß wir uns lächerlich machten. Geradezu unwürdig für Deutsche ist es z. B., daß man auch heute noch in den jetzt einen großen Raum in den Zeitungen einnehmenden „Sportberichten" fast täglich Wörter wie Sportdreß, Faireß, Kombination und Überkombination, Collegeplätze usw. zu lesen bekommt. Der alte Wahlspruch: Suum cuique („Jedem das Seine") gilt auch beim Sport, wenn auch außer Frage steht, daß im Sport von keinem Land so viel wie von England zu lernen ist.

Digitized by Google

Die amerikanisch-japanische Frage

Von

Dr. J. Hashagen, ord. Professor der Geschichte an der Universität Köln

Die nordamerikanische illustrierte Monatsschrift „The Century" enthält im 91. Bande (1916) mehrere nur teilweise von den Ereignissen überholte Beiträge zur neuesten Geschichte des Fernen Ostens, die von ausgezeichneten Sachkennern verfaßt sind. Der Engländer J. A. P. Bland schreibt im Januar-Heft über das Far-Eastern-Problem. Er befindet sich in einer Mittelstellung zwischen den Japanfeinden wie Homer Lea und Philander Knox und den Pazifisten und Japanfreunden. An der feindseligen Haltung der angelsächsischen Gebiete gegenüber der japanischen Einwanderung nähmen die Japaner wirtschaftlich keinen Anstoß. Nur wenn man drüben die „gelbe Gefahr" gegen sie aufbiete, würden sie gereizt. They know, that the Asiatic is excluded, not because he would contaminate, but simply because he would devour the white man in open-labour competition. Japan verlange aber als Entschädigung die vom Verfasser als lebensnotwendig anerkannte Ausdehnung in China, über deren bereits im letzten Jahrzehnt vor dem Weltkriege erfolgte tatsächliche Entwicklung eine kurze Übersicht geboten wird. England hat ihr seit der Erklärung des Unterstaatssekretärs Primrose im Unterhause vom 11. März 1915 zugestimmt, im übrigen aber die öffentliche Erörterung fernöstlicher Probleme während des Weltkrieges stark unterbunden. Die für den Japaner so wichtige Frage der Erwerbung neuer Rohstoffgebiete wird von Bland bezeichnenderweise übergangen. Weiterhin erklärt in einem Artikel „America and Japan" der baronisierte Bankier Shibusawa, glücklicher Teilhaber an einem koreanischen Goldbergwerke, die Einwanderungsfrage sogar für gelöst, was schon nach Ausweis des neuen darüber erlassenen Unionsgesetzes von 1917 unrichtig ist. Es handle sich jetzt nur noch, meint dieser vertrauensselige Japaner, um die gute Behandlung der schon in Kalifornien befindlichen Japaner: it is the discrimination to the Japanese, that is objectionable to us. Andererseits tritt der Baron für eine japanisch-amerikanische Arbeitsgemeinschaft bei der Erschließung Chinas ein, wobei die Union das Kapital und Japan die Menschen stellen solle, von denen die Chinesen besser verstanden würden als von den Yankees. Ein getrenntes Vorgehen der beiden Mächte sei unökonomisch. Die Frage: Shall America prepare against Japan? wird im gleichen Jahre im 203. Bande der „North American Review" von dem japanischen Gelehrten K. K. Kawakami, Fellow in Political Science in the University of Jowa, durchaus verneint. Japan verfüge nur über eine schwache Flotte (das wird in einem redaktionellen Nachwort sofort bestritten); es habe auch die Einwanderung von Japanern nach den Vereinigten Staaten, Kanada und Mexiko bewußt eingeschränkt. Wie Shibusawa sagt auch Kawakami: Japan

Digitized by Google

wünsche nicht Auswanderung, sondern nur gerechte Behandlung der schon Ausgewanderten. In der chinesischen Frage könne Japan freilich nicht nachgeben. Hier sei es an den Vereinigten Staaten, Konzessionen zu machen. In der Tat reden auch manche Amerikaner dem Ausgleich mit Japan das Wort. Wenn auch der greise Japankenner W. E. Griffis im folgenden Bande der „North American Review" mit seinen Bedenken gegen die neuere militaristische Entwicklung Japans nicht zurückhält, so schreibt er doch zugleich einen Panegyrikus auf Okuma, „den Tolstoi Japans".

Aber diese versöhnlichen Stimmen sind nicht die einzigen. Im erwähnten Hefte des „Century" findet sich unter dem Titel The Japanese Menace auch eine japanfeindliche Darlegung aus der Feder des bewährten amerikanischen Japanforschers Thomas F. Millard. Er lenkt die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die japanischen Kriegsrüstungen, auf die von der Regierung geduldete damalige amerikafeindliche (und deutschfreundliche) Haltung der japanischen Presse und auf die japanische Werbearbeit in den Vereinigten Staaten. Die Übervölkerung Japans wird als Beweggrund für die japanische Auswanderung von Millard nicht anerkannt. Außerdem seien die Japaner auf dem asiatischen Festlande gegenüber den Chinesen und sogar den Koreanern nicht konkurrenzfähig. Abweichend von Bland glaubt Millard an eine amerikanische, nicht an eine asiatische Richtung der japanischen Ausdehnungspolitik. Dann beschäftigt sich der Verfasser mit der Widerlegung allzu optimistischer Beurteilungen der amerikanisch-japanischen Frage, mit einer gegen Japan gerichteten Würdigung des Streites um die japanische Einwanderung in die Union und mit einer Kritik des Planes Shibusawas hinsichtlich eines Zusammenwirkens beider Mächte in China. Die Verwirklichung dieses Planes würde einen Verrat an China bedeuten. Auch die „North American Review" verschafft japanfeindlichen Stimmen Gehör. Im 203. Bande wendet sich G. B. Rea, der Herausgeber der zur Verteidigung der Offenen Tür in China, d. h. der amerikanischen Handelsinteressen gegründeten „Far Eastern Review", mit großer Schärfe gegen Japans Chinapolitik (Closing the open door), und im 210. Bande (1919) erscheint als erstes Stück einer verschiedenen Autoren von der Redaktion übertragenen Artikelreihe über die Schantungfrage ein Aufsatz des Chinakenners J. W. Jenks: Japan and her neighbors, der sich in seiner Feindschaft gegen Japan mit Millard berührt. Wie dieser betont Jenks, die Japaner seien schon in der Mandschurei, noch mehr aber in Schantung gegenüber den Chinesen nicht konkurrenzfähig. Die neueste japanische Festlandspolitik wird als eine „wortbrüchig-heuchlerisch-preußische" Politik einer höchst abfälligen Kritik unterzogen.

So ist die „öffentliche Meinung" in beiden Ländern geteilt. Ähnlich steht es mit der wirklichen Gestaltung der amerikanisch-japanischen Beziehungen: Streitpunkte und Streitfälle haben sich seit der letzten großen ostasiatischen Krise, als die Union den Japanern die russischen Siegesfrüchte verdarb, zahlreich und scharf genug entwickelt. Aber alle beiderseitigen Zerwürfnisse sind doch immer

Digitized by Google

wieder leidlich beigelegt worden. Jedenfalls ist der oft an die Wand gemalte große Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten bisher nicht ausgebrochen. Auch der neueste Zwiespalt wegen der Schantungfrage scheint den erwarteten Bruch vorerst noch nicht zu zeitigen. Das letzte amerikanisch-japanische Chinaabkommen von 1917, abgeschlossen zwischen Lansing und Ishii, scheint einen leidlichen Frieden im Fernen Osten und in den Gebieten des Stillen Ozeans einstweilen zu verbürgen.

Ein ausgezeichneter deutscher Japankenner wie der Hamburger Nationalökonom Karl Rathgen hat unter dem frischen Eindrucke dieses Abkommens noch Anfang 1918 die beiderseitigen Ausgleichsmöglichkeiten recht günstig und zuversichtlich beurteilt. Rathgen berührt sich mit den japanischen und amerikanischen Versöhnungspolitikern, wenn er von einer Überschätzung der Handelsrivalität der beiden Mächte in China warnt. Auf dem Gebiete des Handels seien nämlich nicht diese beiden Mächte die schärfsten Konkurrenten, sondern vielmehr einerseits Japan und China-Indien, und andererseits die Union und England. Die Union und Japan dagegen könnten sich bei der weiteren Aufschließung Chinas ganz gut einigen. „Einen Krieg mit Amerika wird es um China nicht geben trotz gelegentlicher Reibungen, weil beiden Mächten nicht daran liegen kann." Ähnlich stehe es mit den Philippinen. Rathgen glaubt nicht daran, daß die Union dies Inselreich durch einen großen Krieg gegen Japan verteidigen wird. In der Tat sind schon jetzt weite und einflußreiche Kreise Nordamerikas geneigt, das Selbstbestimmungsrecht der Nationen den angeblich zukunftsreichen Filipinos zugute kommen zu lassen. Die Frage der Wiederablösung dieser Kolonie von der Union, der Preisgabe dieses Außenpostens, an dem die Vereinigten Staaten bisher wenig Freude erlebt haben, wird drüben in aller Ruhe bejaht. Auch der Präsident befürwortete 1916 die philippinische Selbständigkeit schon für das folgende Jahr. Dieselben Kreise sind auch in der Einwanderungsfrage und in der ganzen inneramerikanischen Japanerpolitik zu weitgehendem Entgegenkommen bereit. Es ist kein Zweifel, daß die Versöhnungspolitiker gerade unter dem Eindrucke des Weltkrieges beiderseits ihre Tätigkeit immer weiter ausgedehnt und auch gewisse Erfolge errungen haben.

Und doch bleibt das Mißtrauen gegen die Dauerhaftigkeit eines amerikanisch-japanischen Ausgleichs nicht nur in Ostasien lebendig. In Deutschland glaubte man während der letzten Kriegsjahre hartnäckig, daß die Vereinigten Staaten gegen Japan rüsteten. War das eine von den vielen deutschen Illusionen? Der Krieg ist zu Ende, aber die Rüstungen nehmen ihren Fortgang. Gegen wen sind sie gerichtet? Nur gegen den Bolschewismus? Der Weltkrieg hat die Gegensätze unter den Völkern in seinem Blutmeere nicht zu ertränken vermocht. Das gilt auch für den Fernen Osten. Wird der Völkerbund leisten, was der Krieg nicht vermocht hat?

Neben den Ausgleichsmöglichkeiten darf man die unausgeglichenen und vielleicht unausgleichbaren Gegensätze zwischen den beiden pazifischen Groß-

Digitized by Google

mächten nicht übersehen. Diese Gegensätze erstrecken sich immerhin über die halbe Welt. In den Tropen der Insulinde und der Philippinen beginnen sie. Auf Sachalin, in Wladiwostok und am Baikalsee soll es dem japanischen „Südvolke" zu kalt sein. Ein uralter Drang nach dem Süden soll in ihm zu neuem Leben erwachen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo die japanische Ausdehnungspolitik in diesen Breiten auch aus der malaiischen Selbständigkeitsbewegung Nutzen zieht. Jedenfalls kann man an einem offenbar nicht nur ideellen Vormarsche Japans zum Indischen Ozean ebensowenig zweifeln wie an der bewußten Annäherungspolitik gegenüber den Indern.

Der Gegensatz zwischen den pazifischen Mächten greift hinüber auf einen beträchtlichen Teil des chinesischen Festlandes. Die Schantungprovinz, die etwa halb so viel Einwohner hat wie das heutige Deutsche Reich, ist nicht der einzige Zankapfel. In dem weiter südwärts gelegenen Fukien sind Amerikaner und Japaner ebenso seit alters heftige Rivalen wie in der aufblühenden Mandschurei. Auf den Inseln des Stillen Ozeans stoßen beide Völker ebenfalls vielfältig aufeinander. Die Frage nach dem zukünftigen Schicksal der japanischen Herrschaft auf den ehemals deutschen Südsee-Inseln berührt die nordamerikanischen Interessen in diesen Gewässern außerordentlich nahe. Endlich ist das amerikanische Festland von demselben Antagonismus erfüllt, und zwar weit hinaus über die Grenzen der Union. Sie kann beispielsweise nicht zugeben, daß sich Japan zur Schutzmacht über das verhaßte Mexiko aufwirft und überdies in ihr weites südamerikanisches Interessengebiet immer mehr Fühler ausstreckt.

Es ist aber nicht nur die räumliche Ausdehnung dieses Gegensatzes, die zu Besorgnissen Anlaß geben könnte, sondern auch seine sachliche Schärfe und Tiefe. Er erstreckt sich nicht auf Nebendinge, sondern auf Lebensnotwendigkeiten. Er ist nicht aus zufälligen diplomatischen, wirtschaftlichen oder kulturpolitischen Mißhelligkeiten erwachsen. Noch viel weniger geht er zurück auf den Ehrgeiz oder die Gewinnsucht eines Generals oder einer Kapitalistengruppe. Das organisierte Kapital dürfte vielmehr in beiden Ländern dem Frieden geneigter sein als dem Kriege. Der Gegensatz ist auch nicht das Ergebnis vorübergehender Irrungen oder Mißverständnisse. Gewiß ist es ein Gegensatz in den politischen Anschauungen, in der Taktik des Handelns, ja in den Moralbegriffen. Das ließe sich tragen und vielleicht hinwegdisputieren, wenn es auch zu denken gibt, daß es gerade ein Vertreter der nordamerikanischen Intelligenz war, der Astronom Percival Lowell, der auf den geistigen Abgrund zwischen den die Einzelpersönlichkeit berücksichtigenden Weißen und den fest in einem uralten, unpersönlichen Genossenschaftswesen verankerten Gelben hinwies. Was aber schwerer wiegt als selbst dieses, ist ein Gegensatz zwischen Lebensinteressen. Fragen harren der Lösung, deren Entscheidung den beiden Nationen ans Herz greift. Aller beiderseitigen, fieberhaft tätigen Versöhnungspolitik zum Trotz sind diese Fragen nach dem Weltkriege noch ebenso ohne Antwort wie vorher.

Mit bewunderungswürdiger Kraft und beinahe unmenschlicher Selbstzucht hat das japanische Kriegervolk den Aufstieg zur Großmacht vollendet. Aber

Digitized by Google

immer von neuem mußte es sich gefährlicher Feinde erwehren: vor dem Kriege der Finanznot und der aus ihr geborenen angelsächsischen Schuldknechtschaft, während des Krieges all der Schwierigkeiten, die sich der Entfaltung seiner lebensnotwendigen Industrie entgegenstellten. Japan kann dieser Schwierigkeiten nur Herr werden, wenn es neue Absatzgebiete für seine Fabrikate und neue Lieferungsgebiete für seine Rohstoffe, besonders für Kohle und Eisen, gewinnt und sich für alle Zukunft sichert. Japan hat ein besonders dringendes Interesse daran, seine gefährdete Rohstoffbelieferung zu verbessern. Es kann aber diesem Interesse mit durchschlagendem und dauerndem Erfolge nur dienen, wenn es auf dem ostasiatischen Festlande noch viel weiter vordringt als bisher. Die Union aber kann das auf die Dauer kaum dulden. China und Sibirien bieten zwar die für die Aufrechterhaltung der weltwirtschaftlichen Unabhängigkeit Japans notwendigen Rohstoffe in reicher Fülle. Aber in diesen deshalb für seine Wohlfahrt unentbehrlichen Ausbeutungsgebieten kann Japan eben nicht frei schalten. Auf Schritt und Tritt begegnet es der geheimen und offenen Gegenwirkung der Vereinigten Staaten. Auch wenn man zugibt, daß die Rivalität der beiden Mächte in China nicht eigentlich als eine Rivalität um Handelsinteressen im allgemeinen und um Kapitalausfuhr im besonderen in die Erscheinung tritt, so wird sie dadurch auf die Dauer und in ihrer wesenhaften, durch die Rohstofffrage immer wieder zugespitzten Schärfe nicht merklich abgeschwächt. Seit alters fühlt sich die Union als Schutzmacht des hilflosen Reiches der Mitte. Schon die Ehre verlangt es, daß sie das chinesische Land und Volk dem rohstoffhungrigen Japaner nicht ausliefere. Der nordamerikanische Präsident hält deshalb noch immer seine schützende Hand über China. Daß durch diese nicht neu ins Werk gesetzte, sondern altüberlieferte nordamerikanische Chinapolitik Japans auf eine günstige Lösung der Rohstofffrage gerichtetes Lebensinteresse geschädigt wird und geschädigt werden muß, ist für die nordamerikanischen Vorwärtspolitiker, gerade weil sie im eigenen Lande mit manchem pazifistisch gestimmten Versöhnungspolitiker zu ringen haben, ein Grund mehr, an ihr festzuhalten, sie durchzuführen und vielleicht sogar durchzufechten.

Auf der anderen Seite des Stillen Ozeans aber sind die Nordamerikaner der leidende Teil. Ihr Staat ist auf eine gewisse Einheitlichkeit des ihn tragenden Staatsvolkes angewiesen. In steigendem Maße hat die ganze Fremdenpolitik diesem Bedürfnisse Rechnung zu tragen versucht. Wer einwandert, muß sich an das schon vorhandene, trotz aller auch durch den Weltkrieg nicht ausgeglichenen Verschiedenheiten in den allgemeinsten Zügen doch einheitliche Staatsvolk bis zu einem gewissen, als notwendig empfundenen Grade angleichen lassen. Da der japanische Einwanderer diese Vorbedingung nun aber schon seiner Rasse wegen niemals ganz erfüllen kann, so erfordert es das Lebensinteresse des nordamerikanischen Gemeinwesens, wie der schwarzen, so auch der gelben Einwanderung gewisse Beschränkungen aufzuerlegen oder wenigstens den schon im Lande anwesenden Japanern die Gleichberechtigung zu verweigern. Um richtig verstandener Gleichheit willen wird, wie das oft im politischen Leben

Digitized by Google

der Fall ist, Ungleichheit gefordert. Die Gleichheit des nordamerikanischen Staatsvolkes verlangt Ausnahmegesetze, wenn nicht gegen die japanische Einwanderung, so doch gegen die Gleichberechtigung der auf dem Boden der Union bereits befindlichen Japaner als eine innerpolitische Notwendigkeit. Wieder aber ist nicht nur Japans Bevölkerungs- und allgemeine Wirtschaftspolitik an der Aufhebung dieser Gesetze interessiert, sondern auch seine Ehre, sein Prestige.

Durch gegenseitige Zugeständnisse kann man solche Risse verdecken und den Kampf hinausschieben. Aber die zugrundeliegenden Gegensätze werden dadurch, wie man zwischen Deutschland und England hat sehen können, nicht gemildert, sondern verschärft, bis vielleicht eines Tages der schöne Bau des Völkerbundes, kaum gegründet, an dieser Ecke einstürzt. Unter den vielen vom Weltkrieg übriggelassenen Konfliktstoffen ist der japanisch-amerikanische trotz aller Ausgleichsmöglichkeiten und wirklichen Ausgleiche vielleicht der größte und schicksalsschwerste. Es gibt ein pazifisch-ostasiatisches Minenfeld, dessen völlige Säuberung vielleicht sogar die Kräfte der Dollardiplomatie übersteigt. Vielleicht sind nur die Divisionen des Mikado befähigt, diese Säuberungsarbeit zu leisten.

Dazu kommt endlich die beiderseitige Unklarheit in der Politik gegenüber dem bolschewistischen Rußland. Man gewinnt den Eindruck, daß Japans Teilnahme an dem allgemeinen Kesseltreiben gegen die Sowjetrepublik erlahmt, daß es hier nicht alle Kräfte einsetzt, über die es verfügt. Und die Möglichkeit besteht, daß sich von hier aus eine neue akute Reibungsfläche zwischen den beiden pazifischen Großmächten entwickelt. Doch sind die Dinge hier noch im Werden und also schwer zu durchschauen. So viel ist aber sicher, daß auch die neueste Geschichte Ostasiens und Asiens überhaupt die Arbeit jener Versöhnungspolitiker erschweren muß, deren Stimmen sich aller Gegensätze ungeachtet immer wieder Gehör zu verschaffen suchen.

Glossen zur Epigonenzeit

Von

Ludwig Asch

(Fortsetzung)

Die Fortschrittler

Die Überschrift „die Fortschrittler" ist nicht ganz korrekt, denn der Linksliberalismus hat als parlamentarische Partei verschiedene Namen geführt: Fortschrittspartei, Deutschfreisinnige Partei, Freisinnige Volkspartei, Deutschfortschrittliche Partei, wozu noch die Namen der Gruppen kommen, die sich bald der Hauptpartei anschlossen, bald von ihr trennten (Liberale Vereinigung, Freisinnige Vereinigung, Deutsche Volkspartei). Schon die häufige Veränderung des Namens und die Verschiebung der Gruppierung beweisen, daß dem linken

Digitized by Google

Flügel des Liberalismus wechselnde Schicksale beschieden waren, und die Ziffern führen eine noch beredtere Sprache. Im Jahre 1878 war die Fortschrittspartei auf 24 Mitglieder heruntergegangen, 1881 kam sie auf über 60 Mandate, und im März 1884 zählte die durch Verschmelzung der Liberalen Vereinigung mit der Fortschrittspartei entstandene Deutschfreisinnige Partei 110 Mitglieder. „Die goldene 110", wie die Gegner sie nach einem bekannten Berliner Kleidermagazin spöttisch nannten. Sie war damit die damals stärkste Partei des Reichstages. Allerdings nur kurze Zeit, denn bei der Wahl vom Oktober 1884 büßte, sie ein starkes Drittel ihrer Sitze ein und verlor bei den Septennatswahlen vom Februar 1887 ein weiteres Drittel. Im Jahre 1890 kam sie wieder auf über 60 Mandate, um im Juni 1893 wieder auf den Stand von 1887 zurückgedrängt zu werden.

Die Bezeichnung „goldene 110" war nicht nur ein guter Witz, sondern auch innerlich nicht ungerechtfertigt. Der Besitzer des Kleidermagazins dieses Namens war mehr durch seine originellen Verse als durch gute Waren berühmt, die Linksliberalen zeichneten sich bis zur Jahrhundertwende mehr durch gute Reden als durch politische Leistungen aus. Eugen Richter, jahrzehntelang der Diktator der Partei, war neben Bismarck der größte Redner des Reichstages. Rissen Bismarcks Reden durch wuchtiges Temperament, Glanz der Vergleiche und Fülle der Gedanken, die ihm so schnell zuflossen, daß er zu Schachtelsätzen gezwungen war, jeden Zuhörer, auch den politischen Gegner, hin, so fesselten die meisterhafte Beherrschung und Verarbeitung des Materials, die kristallene Klarheit, die Sicherheit der boshaften Degenstiche bei Richters Reden. Aber ein Hauptreiz fehlte, die Spannung, denn man wußte im voraus, daß Richter zu einem „Nein" gelangen würde. Der dem hochbedeutenden Manne aufgedrückte Stempel steter Opposition schädigte nicht nur seinen Ruhm und den Einfluß seiner Partei, sondern auch das Vaterland. Seine berühmte „Husarenpolitikrede", in der er mit unbarmherziger Schärfe — mehr als ein Jahrzehnt vor dem Novembersturm von 1908 — die Mängel und Gefahren der kaiserlichen Stimmungspolitik geißelte und deren innerer Berechtigung sich auch die politischen Gegner und die Männer auf der Ministerbank nicht verschließen konnten, war eine mannhafte Tat, aber die dauernde, für Deutschland vielleicht segensreiche Wirkung blieb aus, weil die Rede eben von einem sozusagen berufsmäßigen Oppositionsmanne ausging. Unvergessen aber sei ihm, daß er als treuer Anhänger des Parlamentarismus beim Zolltarif am Anfange des neuen Jahrhunderts — obwohl er sachlich ein Gegner des Abbaues der Capriviſchen Handelsverträge war — die parlamentarische Obstruktion gegen das Zustandekommen des Gesetzes als Vereitelung der Durchführung des Mehrheitswillens und deshalb als unverträglich mit den Grundsätzen des Parlamentarismus brandmarkte. Er wollte nicht um eines Augenblickerfolges willen den großen Leitgedanken seiner Lebenstätigkeit preisgeben. Das war einmal eine Prinzipienstarrheit, vor der auch der Gegner achtungsvoll den Degen senken mußte.

Digitized by Google

Nach ſeinem Heimgange ging die Partei von der ſteten Abwehrſtellung ab und wurde in wichtigen, beſonders in den ſogenannten nationalen Fragen (Heer, Flotte, Kolonien) eine Stütze der Regierung. Der Linksliberalismus aber hatte Unglück: erſt hatte er die hervorragenden Männer (neben Richter noch Bamberger, Stauffenberg, Forckenbeck u. a.) und die falſche Taktik, ſpäter die richtige Taktik, aber keine großen Perſönlichkeiten, die der Partei einen maßgebenden Einfluß hätten verſchaffen können. Denn ſelbſt tüchtige und intelligente Männer wie Naumann oder Dove konnten einen Richter nicht vergeſſen machen, geſchweige denn die Wiemer oder Kopſch, die eine unbegreiflich große Rolle in der Partei ſpielen durften. Ein zweiter Mißſtand war, daß mit der Regierungsfähigkeit der Partei ein gewiſſer Hang für äußere Ehrungen erwachte, welcher der denn doch bisweilen notwendigen Schärfe der Oppoſition Eintrag tat. Denn ſo gemeinſchädlich die Oppoſition um jeden Preis iſt, ſo notwendig ſind „zuzeiten goldne Rückſichtsloſigkeiten", die gerade, nachdem von der Partei das Odium der „unentwegten" Querköpfigkeit genommen war, viel Gutes hätten ſtiften können. Es war für die bürgerlichen Intereſſen nicht gut, daß die Aufgabe ſcharfen Einſpruchs gegen Ungehörigkeiten der höchſten Perſon und der Behörden im großen und ganzen der Sozialdemokratie überlaſſen blieb, denn erſtens verlor die Kritik dadurch an dauernder Wirkung — genau wie bei der Huſarenpolitikrede Richters —, und zweitens verſchaffte man auf dieſe Weiſe der Sozialdemokratie Zulauf, denn ſie gewann das Vertrauen ſowohl derer, deren Beſchwerden ſie zur Sprache brachte und mit Schärfe vertrat, wie derjenigen, die das unbeſtimmte Gefühl hatten, daß etwas faul im Staate Dänemark wäre und daß von Zeit zu Zeit ein reinigendes Gewitter nottäte. Die Anpaſſung des Linksliberalismus an früher von ihm verpönte Gepflogenheiten konnte manchmal faſt beängſtigend werden. So haben, als bei einer Berliner Stadtverordnetenwahl in dem Bezirke, wo das Königliche Schloß und verſchiedene Miniſterien liegen, der vom ſtramm konſervativen Antiſemiten bis faſt zur Sozialdemokratie hinübergeſchwenkte Herr v. Gerlach und ein freiſinniger Herr Leis einander gegenüberſtanden, fortſchrittliche Stadtväter es über ſich vermocht, den Miniſter v. Rheinbaben und hohe Schloßbeamte zu bitten, ihre Untergebenen „anzuregen", für Leis zu ſtimmen, was denn auch zugeſtanden wurde. Herr Leis in allen Ehren, obwohl mir ſeine hohen Verdienſte um den Liberalismus augenblicklich nicht geläufig ſind, aber war es gerechtfertigt, um ſeinetwillen den ſo oft gegen die Beeinfluſſung von Beamten durch ihre Vorgeſetzten bei Wahlen erhobenen „flammenden Proteſt" — um einen Lieblingsausdruck der Fortſchrittler zu brauchen — zur Lüge zu machen? Die „fortſchrittlichen" Herren Berliner Stadtverordneten waren jedenfalls keine Winkelriede, berufen, „der Freiheit eine Gaſſe zu bahnen". Auch im Kriege haben es die Fortſchrittler manchmal an wünſchenswerter Beharrlichkeit fehlen laſſen. In der U-Bootsfrage war die Haltung der Partei und ihrer Preſſe recht ſchwankend, ebenſo gelegentlich des Unglücksfriedens von Breſt-Litowſk und nicht minder in der Angelegenheit der ſoge-

Digitized by Google

nannten „Verzichtfriedensresolution“. Ich habe die Entschließung vom Juli 1917 nicht als glücklich angesehen, verhoffte man sich aber eine Wirkung von ihr — und sonst hatte sie doch gewiß keinen Zweck —, so mußte man fest zu ihr halten, weil ja sonst der Eindruck auf das Ausland übel sein mußte und die Ansicht von unserer politischen Unzuverlässigkeit nur neue Nahrung erhalten konnte. Aber es fehlte nicht an Fortschrittlern, die sich durch die lärmhafte Aktion der Vaterlandspartei einschüchtern ließen, und als gar zwischen März und Juni 1918 unsere Offensive günstig zu laufen schien — nur „schien“: die Neuyorker Börse war weitsichtiger als Millionen von Deutschen und setzte nach starkem Kursrückgange am Beginne der Offensive bereits im Mai mit einer energischen Haussebewegung ein — gaben manche Fortschrittler der Resolution Ausdeutungen, die in fataler Weise an das berüchtigte: „Die Resolution, wie ich sie auffasse“, des 100-Tage-Reichskanzlers Michaelis erinnerten. Auch die Zustimmung zum Brest-Litowsker Frieden konnte doch nur in äußerlicher Weise mit der Resolution in Einklang gebracht werden. Alles in allem: an der nationalen Haltung und dem guten Willen, dem Vaterlande zu dienen und zugleich der Sache des Fortschritts treu zu bleiben, mag im großen und ganzen in der nachrichterschen Zeit beim Linksliberalismus nicht gezweifelt werden, es wäre aber gut gewesen, wenn hinsichtlich der Festigkeit in der Fortführung der fortschrittlichen Grundsätze und Forderungen ein Mittelweg zwischen der an Schillers Verrina mahnenden Strenge des verstorbenen Führers und dem Hange seiner Nachfahren zur Opportunitätspolitik sich hätte finden lassen. Daß die Fortschrittler trotz Bereitwilligkeit zu positiver Mitarbeit und demzufolge auch größerer Duldsamkeit der Regierung gegen sie bis zur Revolution niemals wieder eine wirklich starke Partei im Reichstage hatten werden können, beweist, daß ein latentes Mißtrauen gegen sie im Volke vorhanden war. Dieses Mißtrauen hat sich jetzt auch schon wieder die Deutsche demokratische Partei zugezogen, weil sie wie früher der rechtsgerichteten, so jetzt der im wesentlichen sozialistischen Regierung gegenüber opportunistische Politik treibt, statt einen klaren und scharfen Strich zwischen sich und der Sozialdemokratie zu ziehen. Damit schädigt sie uns auch im Auslande, das in Deutschland eine starke selbständige bürgerliche Demokratie in führender Stellung sehen will, für eine überwiegend sozialistische Republik aber wenig Interesse und Hilfsbereitschaft besitzt.

Das Zentrum

Man könnte das Zentrum den „Felsen Petri in Deutschland“ nennen, erstens als Vertreter der katholischen Interessen und zweitens als die Partei, die mit der Festigkeit des Felsens allen Stürmen der wechselnden Volksstimmungen, allen Angriffen der Regierung besser zu trotzen wußte als irgendeine andere Partei. Das war besonders bei Reichstagsauflösungen festzustellen. Vor den den Auflösungen folgenden Neuwahlen von 1887, 1893 und 1907 war das Zentrum stets in der Opposition gegen die Regierung und

Digitized by Google

dadurch mit Veranlassung zu der Auflösung gewesen. Aber während bei diesen Wahlen die Fortschrittler im Februar 1887 und im Juni 1893, die Sozialdemokraten 1887 und im Januar 1907 die Zeche zu bezahlen hatten, blieb der Zentrumsturm völlig unerschüttert, und selbst die Revolution hat der Zentrumspartei vergleichsweise wenig Anhänger entzogen. In den letzten 40 Jahren hat bei dieser Partei der Unterschied zwischen der höchsten und der niedrigsten Mandatsziffer kaum 15% betragen. Dabei hat sich auch bei ihr wie bei den anderen bürgerlichen Parteien die Qualität der Führer ziemlich erheblich verschlechtert. An Windthorst, Mallinckrodt, die beiden Reichensperger und Schorlemer konnte Lieber und kann Erzberger nicht heranreichen. Aber das war bei dieser Partei auch weniger vonnöten als bei anderen. Erstens gibt die katholische Kirche ihren gebildeteren Söhnen ein gutes Durchschnittsmaß diplomatischer Fähigkeiten mit auf den Weg, und zweitens erzieht sie die breiten Massen zum Gehorsam gegen ihre Führer. Diplomatie und Disziplin bewirkten, daß das Zentrum, obwohl seine Mitglieder im Reichstage nach Stammeszugehörigkeit, Beruf, politischer und wirtschaftlicher Anschauung, gesellschaftlicher Stellung und Bildung weit auseinandergingen, nur in seltenen Fällen (z. B. beim russischen Handelsvertrage von 1894) sich spaltete, und daß Ausschließungen wegen Verletzung der Parteidisziplin (Heeresvorlage von 1893) sehr rar waren. Man hatte also im allgemeinen mit dem Zentrum als einem geschlossenen Ganzen zu rechnen, und da die Partei durchschnittlich 100 Mann — mit Polen, Elsässern und Welfen, die sich ihr oft anschlossen, sogar ungefähr 130 — musterte, so begreift es sich, daß sie großen Einfluß besaß und daß selbst ein Bismarck als wahrer Realpolitiker, trotz seinen erbitterten Kämpfen mit dem Zentrum in den siebziger Jahren und manchem Strauß auch noch in späterer Zeit, doch mit ihr zu einem modus vivendi zu gelangen suchen mußte — was Bülow übrigens bei all seiner Geschmeidigkeit nach seinem großen Zusammenprall mit dem Zentrum im Winter 1906/07 bei der Erbschaftssteuerfrage (1909) zu tun verschmähte, wodurch er dann auch zu seinem Sturze selbst mit beitrug.

Dem von den Abgeordneten gegebenen Beispiele der Selbstzucht folgten willig die Wählermassen, zumal das Zentrum in der Geistlichkeit ein wundervoll organisiertes und eifriges Hilfskorps zur Einwirkung auf die große Menge besaß. Vom Standpunkt der Erziehung des Volkes zu politischem Denken sicherlich nicht zu loben, war diese Einwirkung in ästhetischer Hinsicht immerhin der mit dem Stocke betriebenen „Aufklärungsarbeit" ostelbischer Gutsinspektoren und der sozialistischen Terrorisierung in Fabriken oder auf Bauplätzen vorzuziehen. Und wie innerhalb der Partei, nach römischem Rezept, Gegensätze möglichst in der Stille ausgeglichen wurden, so daß die Maschinerie immer glatt und sicher zu funktionieren schien, wie überhaupt das Zentrumshaus ein der großen katholischen Kirche geschmackvoll und geschickt angepaßter Profanbau war, wie auf den Katholikenversammlungen — die kaum etwas anderes waren als Zentrumsparteitage — trotz der dort zusammenströmenden heterogenen Elemente: Hochadel, Handwerker, Bauern, Gelehrte,

Digitized by Google

Inländer, Ausländer — alles wie am Schnürchen ging und nach innen und außen starken Eindruck erzielte, wie bei wichtigen Vorlagen die Redner der Zentrumspartei für ihre endgültige Stellungnahme sich alle Wege offenzuhalten wußten; all das zu beobachten, war für künstlerisch veranlagte Naturen unzweifelhaft ein großer Genuß.

Leider dürfen nun die wichtigen Faktoren der Politik nicht vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet werden, sondern nur von dem der Nützlichkeit für das Vaterland. Und da muß man sagen, daß das Zentrum in mannigfacher Hinsicht großen Schaden getan hat. Ich habe schon kurz erwähnt, daß es der Wählerschaft durch die absolut maßgebende Einwirkung der Geistlichkeit das selbständige Denken systematisch aberzog. Das Wählen wurde zur religiösen, nicht zur staatsbürgerlichen Pflicht gemacht, und wie zu wählen war, das bestimmte die Geistlichkeit. Ein Beispiel: in Schlesien unterstützte das Zentrum in den achtziger Jahren bei den Wahlen zum Reichstage die Freisinnigen, teils gleich im ersten Wahlgange, teils bei der Stichwahl, und eine ganze Reihe mittelschlesischer und niederschlesischer Wahlkreise fiel dadurch dem Linksliberalismus zu. Das änderte sich, als Dr. Kopp Fürstbischof von Breslau wurde, denn da er, ob aus persönlicher Neigung oder aus politisch-diplomatischen Gründen, sei ununtersucht, die Konservativen begünstigte, so hatten nunmehr die katholischen Wähler den Ausschlag für die konservative Partei zu geben. Der Zentrumswähler, etwa in Brieg-Namslau oder in Grünberg, hatte doch selbstverständlich inzwischen seine persönlichen Ansichten über Konservatismus oder Liberalismus nicht geändert, er hatte aber zu parieren, und er parierte auch, wie ein Vergleich der Wahlergebnisse in Schlesien etwa von 1903 oder von 1912 mit denen von 1881 oder 1884 oder 1887 zeigt.

Vom nationalen Gesichtspunkte aus war die Korrumpierung der Wählerschaft in Fragen der auswärtigen Politik fast noch bedenklicher als die Abtötung ihrer eigenen Meinung in innerpolitischen Fragen. In den neunziger Jahren, in den Zeiten König Humberts und Crispis, hielt Italien noch fest am Dreibunde, aber wenn das italienische Königspaar Deutschland besuchte, ergingen sich die Zentrumsblätter in wenig gastfreundlichen und darum taktlosen Angriffen auf die „Räuber" — der 20. September 1870 wurde dem Sohne Victor Emanuels II. nicht verziehen —, und die Stimmung des Vatikans war für das Zentrum ausschlaggebender als das reindeutsche Interesse. Man erinnert sich auch, wie etwa zur selben Zeit der damalige Zentrumsführer Dr. Lieber gegen dissentierende Zentrumsblätter seine Stellungnahme zum russischen Handelsvertrage verteidigte: man habe die Wünsche von Fulda und Rom berücksichtigen müssen. Man mochte für oder gegen jenen Vertrag sein, aber ausschlaggebend durften für einen deutschen Abgeordneten doch nur zwei Gesichtspunkte sein: die wirtschaftliche Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Vertrages und die Besserung oder Verschlimmerung unserer politischen Beziehungen zu Rußland: die Meinungen und Wünsche eines deutschen

Digitized by Google

Bischofs oder gar des Päpstlichen Stuhls hatten einen Reichsboten gar nichts anzugehen, und wenn er ihnen bei seinen Entschließungen Raum gab, so verging er sich gegen die erste Pflicht seines hohen Amtes, nämlich als Vertreter des deutschen Volks zu handeln. Das ist eben die Gefahr und das Ungesunde, wenn eine parlamentarische Partei sich nicht auf der Gemeinsamkeit der politischen und wirtschaftlichen Auffassungen, sondern auf der konfessionellen Grundlage aufbaut, daß dann das nationale Interesse in das Hintertreffen gerät. Das hat einmal das Berliner Zentrumsblatt offen eingestanden, als es sich bei einer Stichwahl im Wahlkreise Meseritz-Bomst darum handelte, ob die deutschen Katholiken für den polnischen oder den deutschen Bewerber eintreten sollten. Ein deutscher Parteiführer im Wahlkreise hatte damals der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die deutschen Katholiken die nationale Gemeinsamkeit der religiösen voranstellen würden. Die „Germania" höhnte, das wäre eine naive Auffassung, selbstverständlich hätten die Katholiken in erster Linie die religiöse Gemeinsamkeit mit den Polen zu berücksichtigen. Die Gerechtigkeit zwingt übrigens, anzuerkennen, daß die deutschen Katholiken in der Ostmark im allgemeinen sich das Rezept der „Germania" nicht zu eigen machten, wohl, weil sie die Polen besser kannten und wußten, daß diese die nationalen Gegensätze in die erste Reihe stellten. Das Zentrum als Partei nahm aber eher die Haltung der „Germania" ein, als die der Katholiken der Ostmark, und begünstigte die Polen, bis die scharfe Verennung der oberschlesischen Zentrumssitze durch die Polen die Sympathien des Zentrums für die Konfederatka etwas abkühlte. Eine Schutztruppe für die ausgesprochen reichsgegnerischen Polen, war das Zentrum auch ein Hort der gegen den weiteren Ausbau der Reichseinheit kämpfenden Kräfte mit Rücksicht sowohl auf seine welfischen Mitläufer wie vor allem auf die bayerischen Mitglieder, die etwa ein Drittel der Gesamtpartei ausmachten und die so energisch und erfolgreich gegen die „Verpreußung" kämpften, daß ihr Staat in der Revolution den Eisner, Mühsam und Leviné in die Hände fiel und erst mit preußischer Hilfe aus der Verstrickung gelöst werden konnte. Aus föderalistischen Motiven war das Zentrum auch noch kurz vor der Revolution wohl im übrigen einer umfassenden Demokratisierung geneigt, aber ein entschiedener Gegner der Parlamentarisierung. Übrigens war schon die bloße Existenz des Zentrums eine Waffe in der Hand der Gegner parlamentarischer Regierungsform. Denn da diese Partei etwa ein Viertel der Wählerschaft mit Beschlag belegte und vom Anschlusse an eine der drei wirklich politischen Gruppen (Konservative, Liberale, Sozialisten) zurückhielt, so war die Bildung einer nicht nur aus taktischen Gründen zusammengehenden und deshalb auch leicht wieder auseinanderfallenden, sondern einer innerlich zusammengehörigen Parlamentsmehrheit von vornherein so gut wie ausgeschlossen, Kompromisse mußten an der Tagesordnung sein; durch Kompromisse zustande gekommene Ministerien sind aber wie Kinder, die in der Couveuse aufgezogen werden müssen: kränkliche Kunstprodukte.

Digitized by Google

Deshalb muß bei aller Anerkennung der diplomatischen Befähigung und der Disziplin des Zentrums und seiner Mitwirkung an manchen bedeutenden Leistungen (soziale Gesetzgebung) doch gesagt werden, daß das Bestehen dieser Partei — nicht aus böser Absicht der Mitglieder, sondern aus innerer Notwendigkeit — ein Unglück war und — ist. Denn auch in der Revolution hat das Zentrum seine einflußreiche Stellung zu wahren gewußt. Ist die Partei aber auch stets einflußreich gewesen, so konnte sie doch nie im Reiche etwa in dem Maße die herrschende Partei sein, wie es die Konservativen so lange in Preußen waren. Denn die den Interessen der Allgemeinheit abträgliche Wirkung der Voranstellung des konfessionellen Prinzips lag so klar zutage, daß der gelegentlich von ehrgeizigen Parteimitgliedern erhobene Ruf: „Heraus aus dem Turm," die Angehörigen anderer Bekenntnisse nicht locken konnte. Außer bei Stichwahlen als „kleineres Übel" hat das Zentrum wohl nie eine größere Zahl nichtkatholischer Stimmen erhalten, und da das relative Verhältnis zwischen katholischer und evangelischer Bevölkerung sich in Deutschland wenig änderte, so blieb das Zentrum, wie es die nüchternen Köpfe in der Partei resigniert nannten, die „geborene Minorität". (Schluß folgt)

Bismarck über das Verhältnis Österreich-Ungarns zu Deutschland

Von

Prof. Dr. R. F. Kaindl (Graz)

Bei der jüngsten Feier der Reichsgründung hat der Rektor der Berliner Universität es für Deutschlands Verhängnis erklärt, daß Deutschland Österreich nicht beizeiten zertrümmert und den deutschen Teil seines Gebietes an sich gezogen habe. So sei es gekommen, daß sich Deutschland für Österreich geopfert habe.

Einem Österreicher fällt es schwer, gegen diese Ausführungen Stellung zu nehmen, und doch ist dies notwendig, denn sie sind geeignet, die Verstimmung auch gegen Deutsch-Österreich zu nähren, unsere Verbindung zu stören.

Glücklicherweise kann man die angeführten Behauptungen durch gewichtige Stimmen reichsdeutscher Staatsmänner widerlegen.

Ich lasse zunächst keinen Geringeren als den Reichsgründer selbst zu Worte kommen.

Bekanntlich hat sich Bismarck sogleich nach der Schlacht bei Königgrätz mit der ganzen Kraft seiner gewaltigen Persönlichkeit für die Erhaltung Österreichs eingesetzt. Man lese darüber in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (20. Kap.) den Vortrag nach, den er seinem König, der gern einige österreichische Gebietsteile erwerben wollte, hielt. Er warnte ihn vor dem Beginne der Zertrümmerung dieses Reiches: „Was sollte an die Stelle Europas gesetzt werden, welche der österreichische Staat von Tirol bis zur Bukowina bisher ausfüllt? Neue Bildungen auf dieser Fläche könnten nur dauernd revolutionärer Natur sein ..." Als sich zehn Jahre später (1876) Rußland Preußens gegen Österreich versichern wollte („Gedanken und Erinnerungen", 21. Kap.), erklärte Bismarck: „Unser erstes Bedürfnis sei, die Freundschaft zwischen den großen Monarchien

Digitized by Google

zu erhalten, welche der Revolution gegenüber mehr zu verlieren, als im Kampfe untereinander zu gewinnen hätten. Wenn dies zu unserem Schmerze zwischen Rußland und Österreich nicht möglich sei, so könnten wir zwar ertragen, daß unsere Freunde gegeneinander Schlachten verlören oder gewönnen, aber nicht, daß einer von beiden so schwer verwundet und geschädigt werde, daß seine Stellung als unabhängige und in Europa mitredende Großmacht gefährdet würde." Aus dem Zusammenhang ergibt sich also, daß Bismarck eine Zertrümmerung Österreichs als gegen Deutschlands Interesse gerichtet ansah.

Vor allem ist aber folgende Stelle im 29. Kapitel zu beachten: „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen starken Großmacht ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden kann."

Kurz, Bismarck wollte also ein starkes Österreich-Ungarn, um einen Bundesgenossen zu gewinnen. Er wollte nicht, daß sich nach dem Zerfall Österreichs dessen Teile feindlichen Mächten anschließen. Deshalb hat er auch das Bündnis von 1879 herbeigeführt. Aus diesem Grunde hat er auch an die staatsrechtliche Verbindung beider Staaten gedacht.

Und so hat er auch in seiner gewaltigen Rede vom 6. Februar 1888 anläßlich der Veröffentlichung des Dreibundvertrages gesagt: „Denken Sie sich Österreich von der Bildfläche Europas weg, so sind wir zwischen Rußland und Frankreich auf dem Kontinent mit Italien isoliert, zwischen den beiden stärksten Militärmächten neben Deutschland, wir ununterbrochen zu jeder Zeit einer gegen zwei, mit großer Wahrscheinlichkeit aber abhängig abwechselnd vom einen oder vom anderen." Auch hier also die Betonung der Notwendigkeit der Erhaltung Österreichs und der Verbindung mit Österreich. Man hat nun freilich Bismarcks Rückversicherungsvertrag mit Rußland dahin zu deuten gesucht, daß er doch anderer Gesinnung geworden sei, und zwar wurden diese Vermutungen zuerst in Deutschland laut, gleich nach seiner Entlassung, in vertrauten Kreisen, in die uns die Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst Einblick gestatten: „Bismarck wollte Österreich im Stiche lassen. Der Kaiser will mit Österreich gehen, selbst auf die Gefahr hin, mit Rußland und Frankreich in einen Krieg verwickelt zu werden" heißt es da zum 31. März 1890. Daß man aber dem Rückversicherungsvertrag diese Deutung nicht geben darf, ist unzweifelhaft. Bismarck hat es stets für möglich gehalten, Rußlands Interesse im Osten zu fördern, ohne Österreichs Interesse zu schädigen. Man muß zwar zugeben, daß dies ein Irrtum war, aber Bismarck hat die Sache stets so aufgefaßt und hat daher niemals gelten lassen, daß der Rückversicherungsvertrag gegen Österreich gerichtet sei! Er hat auch nach 1890 wiederholt seine alten Anschauungen über Österreich und seine Bedeutung für Deutschland zum Ausdruck gebracht, also auch in einer Zeit, in der er nicht mehr in leitender Stellung war.

Am 10. Juli 1890 sagte er: „... Ich rechne unser heut bestehendes Bündnis mit Österreich-Ungarn zu denjenigen Reichsinstitutionen, an denen uns allen liegt und die wir alle zu pflegen entschlossen sind. Es ist eine alte geschichtliche Tradition: wir haben seit Jahrhunderten mit Österreich-Ungarn zu demselben Reich gehört. Es ist das ein historisches Vermächtnis der Vergangenheit, aber auch ein Bedürfnis der modernen Politik. Ich rechne darauf, daß wir den österreichisch-ungarischen Freunden, diesem verbündeten Reiche, alle Treue halten werden in jeder Not und Gefahr, die es bedrohen könnte. Ich habe an diesem Bündnis nicht ohne große Schwierigkeit gearbeitet, und es ist eine ungeschickte Verleumdung, wenn man behauptet, es sei mir leid und ich wolle dieses natürliche, im europäischen Gleichgewicht nötige Bündnis schädigen, das ich für fest begründet halte in unseren nationalen Antezedenzien und unseren heutigen Bedürfnissen, und zu dem wir immer wieder zurückkommen müßten. Wir haben uns mit Österreich, wie sie dort sagen, „gerauft", fast in jedem Jahrhundert einmal, aber wir sind immer wieder als Brüder zusammengekommen und werden es, so Gott will, jetzt bleiben."

Digitized by Google

Ganz ähnlich äußerte er sich am 24. Juli 1892 und am 1. Juli 1894. Und einige Monate später (15. April 1895) hat er den ihn beglückwünschenden Deutsch-Österreichern in demselben Sinne eindringlich ans Herz gelegt, ihren Staat auch im Interesse Deutschlands zu erhalten. Ähnliches sagte er auch am Schlusse des 21. Kapitels seiner „Gedanken und Erinnerungen".

Daraus geht hervor, daß, nachdem einmal der großdeutsche Gedanke gescheitert war, der die beiden Mittelmächte in einem gewaltigen Staate vereinigen wollte, zumindest die Erhaltung der Donaumonarchie für Deutschland notwendig war. Aus Bismarcks angeführten Äußerungen ergibt sich aber auch, daß er für die Erhaltung Österreichs als Großmacht, wenn diese gefährdet war, unbedingt zum Schwert greifen wollte. 1914 war aber Österreichs Großmachtstellung tatsächlich gefährdet; *also trat der von Bismarck vorhergesehene Fall ein.*

Nur ergänzend sei noch daran erinnert, was Fürst Bülow über die Unterstützung Österreichs durch Deutschland im Jahre 1908 sagte („Deutsche Politik" 1916): „Das deutsche Schwert war in die Wagschale geworfen, unmittelbar für unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, mittelbar für die Erhaltung des europäischen Friedens und vor allem und in erster Linie für deutsches Ansehen und deutsche Weltstellung." Und Ernst Graf zu Reventlow erklärt in „Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913" (1913): „Welches zu Beginn der bosnischen Krisis die Grundabsichten der anderen Großmächte, vornehmlich Englands, gewesen sind, ist in der Hauptsache angedeutet worden: Gegen das Deutsche Reich über Österreich-Ungarn."

Und ähnlich stand es im Jahre 1914: Deutschland hat nicht allein zum Schutze Österreichs die Waffen ergriffen, sondern weil seine Interessen ebenso bedroht waren. Österreich war von Rußland und seinen Helfern, ferner von Italien, Deutschland von Frankreich und England bedroht. Am Balkan war der Brand angefacht worden, weil es hier am bequemsten ging. Getroffen sollte aber Berlin ebenso wie Wien werden. Von einem einseitigen Opfer des einen oder des anderen Staates kann nicht die Rede sein! Und ebenso ist es mehr als zweifelhaft, ob ein Nachgeben Österreichs 1914 Deutschland vor dem Kriege bewahrt hätte. Er wäre vielleicht aufgeschoben worden! — Nein, wir waren auf Tod und Leben verbunden und es galt, was Bismarck von unseren Verhältnissen einmal sagte: „Tua res agitur, paries cum proximus ardet!" (24. Juli 1892) — „Wird der Friede gebrochen, so müssen auch wir schlagen!"

Nach all dem war also der Fortbestand Österreichs sicher nicht Deutschlands Verhängnis. Verhängnisvoll war vielmehr, daß es nicht gelungen war, den großdeutschen Gedanken zu verwirklichen, der den deutschen Einfluß bis an die Donaumündungen erhalten wollte. Verhängnisvoll war es ferner, daß Österreich infolge seiner Ausscheidung aus Deutschland im Jahre 1866 sich nicht jene innere Festigkeit und Stärke wahren konnte, die es zu einem vollwertigen Bundesgenossen gemacht hätten.[1]) Aber auch die Kräfte des zerfallenden Staates, vor allem seine Ausdehnung, haben das ärgste von deutschen Gebieten ferngehalten. Wo hätten wohl die blutigen Kämpfe stattgefunden, wenn Galizien und die Bukowina als Vorfeld und die Karpathenkämme als fester Wall nicht in unserem Besitz gewesen wären! Nein, ein Zerschlagen Österreichs hat Bismarck mit Recht abgelehnt, auch um den Preis der Vergrößerung Deutschlands durch österreichische Gebiete. Jetzt ist freilich die Sachlage geändert. Die Verbindung Deutsch-Österreichs mit Deutschland muß unser Ziel sein, um vom großdeutschen Erbe zu retten, was noch zu retten ist.

---

[1]) Vgl. meine Ausführungen in dieser Revue Februar-Heft d. J.

Digitized by Google

Das Buch von Keynes

Von

Ernst Kahn

Man soll sich vor Superlativen hüten. Und trotzdem ist es vielleicht nicht zu gewagt, das Buch von John Maynard Keynes, Professor in Cambridge, über „The economic consequences of the peace" („Die wirtschaftlichen Folgen des Friedens") als das politisch wirksamste Buch zu bezeichnen, das seit Jahrzehnten erschienen ist. Herr Keynes war der Vertreter des englischen Schatzamtes auf der Pariser Friedenskonferenz bis zum 7. Juni 1919. Dann legte er sein Amt nieder, als er klar erkannte, daß eine fühlbare Milderung des Friedensvertrages nicht zu erzielen war. Den gleichen Schritt haben ja auch andere getan. Aber Keynes begnügte sich nicht damit, sich in den Schmollwinkel zurückzuziehen, sondern er setzte sich an seinen Studiertisch und schrieb sein Buch. Es ist Ende vorigen Jahres in England erschienen und hat in der kurzen Zeit schon wiederholte Auflagen erlebt. In zunehmendem Maße kristallisieren sich alle politischen Erörterungen in England im Parlament und in der Presse um jenes Werk; die kommenden Wahlen in Großbritannien, so kann man wohl sagen, werden in weitgehendem Maße unter dem Schlagwort pro oder kontra Keynes erfolgen. Und das, so sollte man meinen, genügt heute schon, um die Bedeutung des Buches zu kennzeichnen.

Wer aber das Buch liest, wird noch ganz andere Vorzüge dort antreffen. Hier finden wir in seltener Paarung vereint einwandfreie wissenschaftliche Erkenntnis, glänzenden, auch für den Ausländer leicht verständlichen Stil, und vor allem Zeugnisse eines wahrhaft liberalen Charakters, wie man ihn leider außerhalb Englands im politischen Leben nicht allzuoft trifft. Zeugnis von der wahrhaften Freiheit des Verfassers gibt so recht eine Wendung in der Einleitung, wo er sagt: „London, England liegt fast außerhalb Europas. Man konnte und kann den Wahnsinn des Friedens dort nicht verstehen." Erst unter dem Einfluß von Paris und nicht von London ist dieses Buch geschrieben worden von einem Mann, der zwar Engländer ist, sich aber auch als Europäer fühlt. Erst die Ausführungen Keynes' geben den richtigen Schlüssel für das Verständnis des Versailler Schreckensvertrages. Erst jetzt, nachdem Keynes uns die leitenden Personen vor Augen geführt und ihre Motive analysiert hat, können wir das Resultat verstehen. Es zeigt sich ganz klar, daß die einzig wirklich Fähigen, d. h. Arbeitsamen in Paris die Franzosen gewesen sind. „In den Teilen des Friedensvertrages, mit denen ich mich hier befasse, ist die Initiative von den Franzosen aufgenommen worden in dem Sinne, daß in der Regel sie die ersten Vorschläge in der bestimmtesten und extremsten Form machten." Das war teilweise eine Frage der Taktik. Wenn man zum Schluß ein Kompromiß erwartet, so ist es oft klug, mit einem recht extremen Vorschlag anzufangen. So haben es die Franzosen gemacht. Und dann gaben sie nach. Auf diese Weise erlangte Clemenceau den Ruf der Mäßigung bei seinen Kollegen, indem er oft mit dem Schein einer außerordentlichen Unparteilichkeit die radikalsten Vorschläge seiner Minister über Bord warf. Und vieles ist in den Vertrag auf die Weise hineingekommen, daß die amerikanischen und britischen Kritiker etwas unwissend waren in bezug auf den wirklichen Sinn der Bestimmung, oder wo eine allzu scharfe Kritik sie gar zu sehr als antifranzösisch hätte erscheinen lassen. Überall also, wo britische und amerikanische Interessen nicht gar zu ernsthaft in Frage kamen, war die Kritik von dieser Seite recht schwach, und gar manche Bestimmungen sind aufgenommen worden, die selbst von den Franzosen nicht allzu ernsthaft gemeint waren, und welchen nur die in elfter Stunde gefaßte Entscheidung,

Digitized by Google

keinerlei persönliche Diskussion mit den Deutschen zu erlauben, die Möglichkeit einer Heilung nahm.

Von den leitenden Persönlichkeiten in Paris enttäuschte weitaus am meisten Woodrow Wilson. Da Keynes schon im vorigen Jahre sein Buch vollendet hat, so weiß er noch nichts von der Krankheit Wilsons, die offenbar schon in Paris in ihm schlummerte und wirkte. Um so interessanter ist das, was er über die Persönlichkeit Wilsons sagt. Als dieser Washington verließ, um nach Paris zu fahren, da erfreute er sich eines moralischen Einflusses in der Welt, wie man ihn noch nicht in der Geschichte gesehen hat. Seine kühne und doch wohlabgewogene Sprache wirkte in Europa gewaltig. Die feindlichen Völker vertrauten ihm und die Alliierten sahen in ihm nicht einen Sieger, sondern fast einen Propheten. Zu diesem moralischen Einfluß kamen noch die Realitäten seiner Macht. Die amerikanischen Armeen waren auf ihrem Höhepunkt in bezug auf Zahl, Disziplin und Ausrüstung angelangt. Europa war mit Bezug auf Nahrungsmittel vollständig von den Vereinigten Staaten abhängig, und finanziell fielen alle Entscheidungen in Washington. Europa schuldete den Vereinigten Staaten nicht nur mehr als es zahlen konnte, sondern nur eine weitere starke Hilfe konnte den alten Kontinent vor Hunger und Bankrott bewahren. Niemals hielt ein Philosoph solche Mittel in der Hand, um die Fürsten der Welt nach seinem Willen zu lenken. Wie drängten sich die Massen in den europäischen Hauptstädten um den Wagen des Präsidenten! Hier lag die Zukunft und die Hoffnung der Welt. Um so größer war dann die Enttäuschung. Der Präsident war kein Held oder Prophet, er war noch nicht einmal ein Philosoph, sondern ein Mann mit guten Absichten, mit vielen Schwächen anderer Menschen und ohne jene beherrschende Ausrüstung des Verstandes, der unbedingt notwendig gewesen wäre, um in jene furchtbare Intrigen- und Menschlichkeitswirtschaft in Frankreichs Hauptstadt hineinzuleuchten. Schon die erste Beratung mit dem Mann enttäuschte. Seine Ausdrucksweise stand in krassem Gegensatz zu der Beredsamkeit, von der man gelesen hatte, und vor allem hatte er in keiner Weise die Möglichkeit des Sicheinfühlens, wie sie Lloyd George in hervorragendem Maße besaß. Er hat in seiner Ungeschicklichkeit und Halsstarrigkeit gewissermaßen Blindekuh während der Verhandlungen gespielt. Er war von vornherein als das Opfer der anderen ausersehen. Er trat gewissermaßen in eine Höhle ein, wo die Blendlaterne in den Händen seiner Gegner war. Natürlich war er auch über europäische Verhältnisse durch und durch falsch oder gar nicht orientiert und langsam in seinem Urteil. Es war ihm nicht gegeben, die Lage schnell zu erfassen. Die Unwissenheit über die tatsächlichen Verhältnisse freilich teilte er mit Lloyd George. Dieser kam nach Paris, vor allem belastet mit seinen Versprechungen im vorangegangenen Wahlkampfe. Denn in jener Wahlbewegung, Ende 1918, war es dem englischen Premier nicht darum zu tun gewesen, wie die Welt am besten aus all dem Elend herauskommen könnte, sondern vor allem darum, wie er seine Ministerpräsidentschaft sichern könne. Und da flüsterten ihm seine Wahlmacher und vor allem der verhängnisvolle Lord Northcliffe zusammen mit dem australischen Ministerpräsidenten Hughes in die Ohren, daß nur ein ganz radikales Versprechen an die Massen die Wiederwahl Lloyd Georges und der Seinigen sichern würde. Anfänglich schreckte Lloyd George zurück, bis er schließlich mit einigen Verklausulierungen die völlige Entschädigung Englands durch Deutschland versprach. Unter dieser Parole wurde er gewählt. Mit dieser Bindung war Lloyd George nach Paris gegangen. Das wußte Clemenceau, der alle anderen überragte, auch insofern, als er die Situation beherrschte dadurch, daß er allein von den Vieren über die notwendigen Sprachkenntnisse verfügte. Die anderen konnten sich zum Teil gar nicht miteinander verständigen. Orlando und Wilson beispielsweise haben kein Wort unmittelbar miteinander wechseln können, weil der Amerikaner nicht Französisch, der Italiener nicht Englisch verstand, eine Unkenntnis von historischer Bedeutung, namentlich für Italien. Clemenceau nun beherrschte, wie gesagt, das Bild. Wie Perikles nur

Digitized by Google

etwas auf der Welt kannte, Athen, so gab und gibt es für Clemenceau nur Frankreich. Das ist für ihn das Höchste, alles andere verachtet und bezweifelt er. Unter den Objekten seiner Verachtung und seiner Zweifelsucht stehen nicht an letzter Stelle die Franzosen im speziellen und die Menschheit im allgemeinen und damit auch seine verschiedenen Kollegen, ob es nun die im Rate der Vier oder seine Minister waren. Und nie hat er aus seiner Verachtung ein Hehl gemacht. Sein Grundsatz für den Frieden kann einfach ausgedrückt werden. Vor allem war es seine unbedingte Überzeugung, daß ein Deutscher nicht in der Lage sei, anständig zu verhandeln, sondern aus jeglicher Lage skrupellos seinen Vorteil herausziehen und den Gegner immer täuschen werde, ohne Rücksicht auf Ehre und Stolz. Darum dürfe man niemals mit einem Deutschen verhandeln, sondern müsse ihm diktieren. Für ihn gab es nur einen Gedanken: ein karthagischer Friede, durch den Deutschland vernichtet werden sollte.

Keynes nennt das die Politik eines alten Mannes, dessen Gedanken nicht in der Zukunft, sondern nur mehr in der Vergangenheit liegen. In Clemenceaus Augen handelte es sich nur um einen Friedensvertrag zwischen Deutschland und Frankreich, und nicht um die Menschheit und die europäische Zivilisation. Keinerlei Hoffnungen auf ein neues Zeitalter spielten irgendwelche Rolle bei Clemenceau.

Das Schlimmste aber bei ihm wie auch bei seinen drei Kollegen war, daß für sie alles Politik und wiederum Politik war, die wirtschaftlichen Probleme waren für sie nicht von Bedeutung. Sie wußten nicht, daß das Europa vom Jahre 1919 ein künstlich aufgerichteter, unendlich empfindlicher Apparat war, der nur durch Schonung aller seiner Teile vor dem schlimmsten Zusammenbruch gerettet werden konnte. Und darin liegt die Unmöglichkeit, das Katastrophale des Friedens vom europäischen Standpunkt, von dem deutschen ganz zu schweigen und auch zu schweigen von der Tatsache, daß Deutschland sich keineswegs bedingungslos unterworfen, sondern die Wilsonschen vierzehn Punkte zur Voraussetzung seines Waffenstillstandsangebots gemacht hatte.

Die Voraussetzung des europäischen Wirtschaftssystems, wie es vor dem Kriege bestand, beruht auf drei Hauptpunkten: erstens dem Überseehandel, repräsentiert durch die Handelsflotte und die Kolonien, die Anleihen an fremde Länder, die Ausfuhr und die Überseebeziehungen der Kaufleute, zweitens auf der Ausnutzung von Kohle und Eisen und den darauf aufgebauten Industrien, und drittens auf dem Verkehrswesen.

Von diesen drei Dingen war das erste, wenn auch nicht das wichtigste, so doch sicher das empfindlichste. Der Vertrag bemüht sich, eine systematische Zerstörung aller drei, vor allem aber der beiden ersteren herbeizuführen. Was hier geplant und beabsichtigt ist, ist dem deutschen Leser zu bekannt, als daß man hier die Dinge ausführlich behandeln müßte. Und alles, was an Zerstörung des deutschen Wirtschaftskörpers durch den Friedensvertrag verlangt wird, was vor allem an phantastischen Entschädigungssummen von uns gefordert wird, ist längst von jedem vernünftigen Deutschen als absolut unmöglich und unsinnig bezeichnet worden. Das Wichtigste ist, daß hier von einem hervorragenden Engländer diese Dinge klipp und klar als unsinnig bezeichnet werden. Besonders ausführlich geschieht das in einem Kapitel über die von Deutschland zu bezahlenden Kriegsentschädigungen. Falls Europa, so sagt Keynes, die gegenwärtige Krisis überhaupt überstehen will, so wird es solche großen Mittel von Amerika verlangen müssen, daß es selbst Großmut in Anspruch nehmen muß. Wenn die Alliierten, erhitzt von der Schikanierung Deutschlands und von der gegenseitigen Quälerei, sich an Amerika um Hilfe wenden werden, um die Staaten Europas einschließlich Deutschlands wieder auf die Beine zu bringen, so wird das drüben keinen Erfolg bringen. Und diese Hilfe Amerikas hält Keynes in doppelter Beziehung für unbedingt notwendig. Fürs erste glaubt er, daß die Vereinigten Staaten sich wohl dazu entschließen müßten, ihre Forderungen an Deutschland ebenso niederzuschlagen, wie die einzelnen europäischen Staaten ihre gegenseitigen Forderungen als nicht bestehend gegenseitig streichen müßten.

Digitized by Google

Bekanntlich betragen die Forderungen Amerikas an die Entente etwa 10 Milliarden Dollar, die von England an seine Verbündeten nicht viel weniger, während Frankreich an eine Reihe von politischen Freunden etwa 8 bis 9 Milliarden Franken ausgeliehen hat. Aber selbst das genügt nicht zur Wiederherstellung des schwer notleidenden Europa, das nicht mehr sich selbst ernähren, seine verwickelte Organisation nicht mehr in Ordnung halten und zu allem Unglück eine Auswanderung nicht wird in die Wege leiten können. Hier müßte zunächst einmal die Hilfe Amerikas in Form einer internationalen Anleihe kommen. In diesem Punkte ist der Schreiber dieser Zeilen recht skeptisch, es sieht kaum danach aus, als wenn man in Amerika diese Forderungen erfüllen könne und wolle. Seitdem Keynes sein Buch geschrieben hat, zeigt es sich für den genauen Beobachter Amerikas, daß drüben die Verhältnisse doch weniger glänzend sind, als wir uns einbilden. Im übrigen sagt Keynes mit einer bewundernswerten Offenheit und Ehrlichkeit, daß er, wenn er amerikanischer Finanzminister wäre, auch nicht einer einzigen der gegenwärtigen europäischen Regierungen auch nur einen Penny leihen würde, denn Regierungen, die durch den Vertrag von Versailles ihre Unfähigkeit so glänzend bewiesen hätten, dürften keine weiteren Mittel anvertraut werden. Die Hauptvoraussetzung aber, Europa überhaupt wieder Glück und Ordnung zu geben, sei die Änderung des Vertrages mit Deutschland. Man dürfe auf keinen Fall die geplanten Erdrosselungen durchführen und müsse vor allem die den Deutschen auferlegten Entschädigungssummen auf ein Mindestmaß zurückschrauben, das Keynes in ausführlichen fachlichen Darlegungen berechnet.

Die Versuchung, mehr aus dem glänzenden Buche zu geben, liegt nahe. Indessen hoffen wir, daß die gegebenen Darlegungen genügen werden, um die Leser zu veranlassen, das Buch selbst in die Hand zu nehmen, sobald es in deutscher Übersetzung vorliegt. Niemand wird die aufgewandte Zeit gereuen. Wir aber wollen hoffen, daß Keynes' Buch so schnell wie irgend möglich zu einer Revision des Unglücksvertrages führen und Deutschland und Europa vor dem sonst unvermeidlichen Untergang bewahren wird.

Literarische Berichte

„Im Weltkriege". Von Ottokar Czernin. Berlin-Wien, Ullstein & Co. Preis M. 25.—.

Fesselnder geschrieben und darum auch für weitere Kreise geeigneter als dieses Buch dürfte kaum eines der zahlreichen Werke sein, die der Weltkrieg und dessen Folgen hervorgerufen haben. Auch wenn man die Gefahr nicht verkennt, daß die glänzende Darstellung manchen Leser mehr bestechen mag, als für die Erkenntnis der objektiven Wahrheit wünschenswert ist, freut man sich unwillkürlich an dem lebenswarmen, farbenfrohen österreichischen Temperament. Man lese z. B. nur die Schilderung des nächtlichen Zeppelinangriffs auf Bukarest. Das ist kein papierenes Aktendeutsch, nicht Federdilettantismus eines Unberufenen, sondern die packende Wortplastik eines Meisters der Feder.

Die Stärke der Czerninschen Darstellungsweise liegt fraglos im psychologischen Moment. Darum sind die von Kaiser Wilhelm und Erzherzog Franz Ferdinand entworfenen Porträts so glänzend gelungen. Daß das Charakterbild des Thronfolgers so wohlgetroffen ist, darf insofern freilich nicht wundernehmen, als der Verfasser ja zu dem intimen Kreise Franz Ferdinands gehört und mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hat. Allein eben dieser Umstand hätte ihn leicht dazu verleiten können, das Porträt allzu sympathisch zu halten und mit Glanzlichtern zu schmücken, die der Palette persönlicher Ergebenheit entnommen waren; aber dieser Versuchung hat Czernin mit vollem Erfolge widerstanden, denn er hat es dort, wo es ihm notwendig schien, auch nicht an Schatten fehlen lassen und durchaus kein Idealbild gegeben, sondern ein ganz wahrheitsgetreues Konterfei dieses bedeutenden und eigenartigen Mannes mit all seinen Schwächen und Mängeln. Die Welt, wenigstens die des alten Habsburgerreichs, hat leider nur diese gekannt und ihn nur nach ihnen beurteilt,

Digitized by Google

also sehr ungünstig. Daß Oesterreich aber in diesem Manne die einzige Persönlichkeit verloren hat, die das Unheil, von dem es ereilt worden ist, vielleicht hätte abwenden können, davon hatten nur ganz wenige Leute eine Ahnung. Czernin selber glaubt freilich nicht, daß es ihm gelungen wäre, aber er ist der Ansicht, daß die Möglichkeit zur Rettung der Monarchie nur auf dem Wege zu suchen gewesen sei, auf dem Franz Ferdinand sie gesucht hat. Das schwerste Hindernis auf diesem Wege sind die Magyaren gewesen mit ihrem engherzigen, kurzsichtigen „magyarozentrischen" — das treffende Wort rührt von Czernin her — Gesichtskreise, der sie die ganze Welt nur vom magyarischen Standpunkte betrachten ließ. Das wußte der Thronfolger und darum wollte er der unseligen Zwitterverfassung des habsburgischen Reichs ein Ende machen. Czernin bemerkt hierzu: „Wenn der Erzherzog keinen anderen Plan gehabt hätte als den, mit dem Dualismus aufzuräumen, so hätte er schon deshalb verdient, geliebt und bewundert zu werden. Die ungarische Politik hat zur Zeit Aehrenthals und Berchtolds die serbischen Differenzen gezüchtet, sie hat jedes Bündnis mit Rumänien unmöglich gemacht, sie hat im Kriege die Hungerblockade Oesterreichs durchgeführt, sie hat jede interne Reform verhindert, und sie hat schließlich noch im letzten Moment... die Front zerschlagen."

Ebenso treffend und überzeugend wirkt das Porträt, das der Verfasser von Kaiser Wilhelm entwirft. Auch hier diese gerechte Verteilung von Licht und Schatten, auch hier das ritterlich freimütige Eintreten für den vielverkannten, einst verhimmelten und jetzt schändlich besudelten unglücklichen Herrscher. Weit entfernt, die großen Schwächen zu verkennen oder zu verschweigen, durch die sich Kaiser Wilhelm so viele Feinde und Spötter gemacht hat, tut Czernin in überzeugender Weise dar, daß die Schuld an der Selbstverherrlichung, in der sich jener gefallen hat, weit weniger ihn selber trifft als die Schmeichler, die ihn umkrochen und umwedelt und ihm diese tragikomische Gottähnlichkeit durch ihre byzantinischen Lobhudeleien suggeriert haben. Der Kaiser sei auch ganz schuldlos am Kriege, den er durchaus nicht gewollt habe. Seine Stimme habe in Deutschland auch während des Krieges weniger gegolten, als man im allgemeinen dachte, und wenn sich Deutschland durchaus auf den „Siegfrieden" versteift habe, so sei dies nicht der Initiative Kaiser Wilhelms zuzuschreiben, sondern vielmehr dem dominierenden Einflusse der Generale, der für das Reich so verhängnisvoll geworden sei; habe doch dieser Einfluß es um jede andere Friedensmöglichkeit gebracht als die des Kanoffafriedens, zu dem es sich in Versailles schließlich habe bequemen müssen. Im Gegensatze zu den Generalen, die einer furchtbaren Selbsttäuschung über die wahre Situation Deutschlands gelebt hatten, läßt Czernin aber dem vielgeschmähten Reichskanzler Bethmann Hollweg sowie Dr. Kühlmann volle Anerkennung widerfahren, als klugen, verläßlichen und tüchtigen Männern, denen die Generäle, Ludendorff an der Spitze, das Leben aber sehr sauer gemacht und die sich von dieser fatalen Nebenregierung auf Schritt und Tritt in ihren guten und vernünftigen Absichten gehemmt gesehen hätten. Wir müssen es uns leider versagen, hier auch auf die anderen Kapitel des interessanten Buches einzugehen, unter denen besonders das über Rumänien voll fesselnder Reize ist, während das über Brest-Litowsk wieder durch seine historischen Daten wertvoll erscheint.

Czernin gesteht, daß er in seinem Buche nicht alles gesagt habe, was er hätte sagen können, weil er es nicht für angezeigt erachte, dies schon jetzt zu tun. Im Hinblick auf die Sixtusbriefe, die jüngst wieder soviel von sich reden machten, wäre es aber doch klüger gewesen, die volle Wahrheit über diese heikle Sache zu sagen, denn es läßt sich nicht leugnen, daß diese Veröffentlichungen mit den Aeußerungen Czernins in einem fatalen Widerspruche stehen, der seine Aufrichtigkeit in peinlicher Weise bloßstellt... Als eine kleine Schwäche des Buchs, die aber der Durchschnittsleser nicht bemerken dürfte und die den fesselnden Genuß der Lektüre auch gar nicht zu beeinträchtigen vermag, sei schließlich die Neigung des Verfassers erwähnt, vom Grundthema abzuschweifen und, durch eine Ideenassoziation verleitet, plötzlich einen Seitenweg einzuschlagen, der ihn weitab vom ursprünglich eingeschlagenen Wege führt. Besonders auffällig ist das S. 74 zu bemerken, wo der Verfasser mitten in einem Kapitel, das Kaiser Wilhelm zum Gegenstande hat, auf Kaiser Karl überspringt und sich drei Seiten hindurch mit diesem befaßt. Dieser Mangel an strengerer Gruppierung des Stoffes mag seine Erklärung und Entschuldigung in der memoirenartigen Anlage des Buches finden, die es mit sich brachte, daß der Verfasser von einem Thema unversehens ins andere geriet. Doch kommt diese kleine Schwäche neben den bestehenden Vorzügen des Werkes nicht ernstlich in Betracht und ist nur deshalb erwähnt worden, damit man die Betonung der großen Vorzüge des Werkes nicht auf einseitige Voreingenommenheit zurückführe. Daß das Buch bei den zahlreichen Gegnern Czernins, besonders im alldeutschen Lager, ein ebenso lautes als gehässiges Echo hervorrufen wird, steht wohl außer Frage, und es mag ja sein, daß man dem Verfasser auch sach-

Digitized by Google

liche Irrtümer und gewisse Widersprüche nachweist. Sei dem aber nun wie immer, in jedem Falle können diese feindlichen Stimmen dem Buche nur von Nutzen sein, in dem sie ihm ein wirksames Relief und damit auch eine wirksame Reklame verschaffen. Theodor v. Sosnosky

Wege zu Phidias. Briefe über antike Kunst. Von André Jolles. Berlin, Weidmann. 153 S.

Durch geistreichen und lebhaften Vortrag ausgezeichnet, vermag diese Schrift vielseitig anregend zu wirken. Sie gibt nicht nur manche treffliche Belehrung über die Kunst und Kultur des Altertums, sondern versteht es vor allem, Liebe und Begeisterung zu erwecken und ihren Gegenstand so lebendig darzustellen, als ob er eine zeitgenössische Erscheinung wäre, zu der man unmittelbar Stellung nehmen müßte. Von den einzelnen Ausführungen mag manches anfechtbar, anderes unbeweisbar sein, im ganzen wird das Buch für weitere Leserkreise jedenfalls ein beträchtlicher geistiger Gewinn sein. Einige Gesichtspunkte werden mit ihrer Begründung auch wissenschaftlich wertvoll sein, so die Darlegung, wie die Kunst des Phidias eine Brücke bildet zwischen den an sich sehr verschiedenen Richtungen des 6. und des 5. Jahrhunderts, zwischen der alten und der neuen Akropolis, so auch der Satz, daß vom Bildhauer der archaischen Kunst Handlung und Bewegung nur dargestellt werden durften, „wo diese sich in engem Zusammenhang mit der Architektur" befanden, während „von der freien Statue stets Haltung und Ruhe" verlangt wurde. Br.

Die politische Entwicklung in Kongreßpolen während der deutschen Okkupation. Unter Mitarbeit von W. Stein, von Dr. P. Roth. Leipzig, K. F. Koehler. 207 S. Geh. M. 10.—, geb. M. 14.50.

Eins der traurigsten Kapitel der deutschen Politik ist die Polenfrage und besonders ihre Behandlung während des Weltkrieges. Wie hier vom ersten Tage an Fehler auf Fehler gemacht worden sind, wie jede Möglichkeit, zu einem leidlich günstigen Ergebnis teils an dem Nichtwollen, teils auch an dem mangelnden Verständnis der leitenden Stellen gescheitert ist, wie sich hier insbesonders der Hauptfehler der deutschen Politik, das Fehlen leitender Gedanken, gerächt hat, zeigt in klarer, sachlicher Darstellung vorliegendes Buch. Gleichzeitig gibt das Werk aber auch einen Ueberblick über die Entwicklung der polnischen Parteien bis Ende des Winters 1918/19 und der politischen Entwicklung des polnischen Judentums während der Zeit der deutschen Besetzung. Da beide Verfasser fast die ganze Zeit in Polen tätig waren, geben sie als sachkundige Augenzeugen auch über den behandelten Stoff hinaus wichtige Unterlagen zu Erkenntnis und Beurteilung polnischer Fragen. Schn.

Wiener Luft. Roman. Von Theodor v. Sosnosky. Geb. M. 7.50. Berlin, Max Hesses Verlag.

Ein Roman aus dem Wien von einst, nicht aus dem hungernden und frierenden Wien von jetzt. Aber deshalb kein Biedermeierroman, sondern ein solcher aus halbvergessener Zeit, aus der Zeit vor dem Kriege. Die Hauptfigur ist ein junger Mann aus der guten Gesellschaft, der, vom Gelde verlockt, eine Modedame wählt, bis er, zu spät, seinen Irrtum erkennt. Um diese beiden pulsiert in kräftigen Schlägen das Leben und Treiben der einst so genußfreudigen Donaustadt. Der Roman ist flott geschrieben und bildet für alle Leser, die auf spannende Handlung Gewicht legen, eine fesselnde Lektüre.

Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Karl Woermann. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Dritter Band. Die Kunst der christlichen Frühzeit und des Mittelalters. Mit 343 Abbildungen im Text, 8 Tafeln in Farbendruck und 58 Tafeln in Tonätzung und Holzschnitt. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 574 S.

Auch die neue Bearbeitung des vortrefflichen Werkes will, wie der Verfasser sagt, den guten Mittelweg zwischen streng wissenschaftlicher und allgemeinverständlicher Darstellung innehalten. Dies ist ihm in hohem Maße gelungen; vor allem zeigt es mehr wissenschaftliche Gründlichkeit und Vollständigkeit als die durchschnittlichen Kunstgeschichten volkstümlicher Art. In vier große Abschnitte gliedert sich das Werk: die Kunst des christlichen Altertums (um 100—750), die christliche Kunst des frühen Mittelalters vom 8. bis 11. Jahrhundert, die christliche Kunst des hohen Mittelalters (um 1050—1250), die Kunst des späteren Mittelalters bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Gegenüber neueren Bestrebungen, die Kunstgeschichte nach „sozusagen selbsttätigen Entwicklungsrichtungen" zu gliedern und darzustellen, sie in erster Linie als Stilkunde aufzufassen, betont Woermann nachdrücklich das Völkische und Persönliche in der Kunst. Mit weitem Blick wird ganz Europa, sofern es an künstlerischer Betätigung teilgenommen hat, in den Kreis der Betrachtung gezogen. Die zahlreichen, gut ausgewählten und wiedergegebenen Bilder sind zugleich schöner Schmuck und anschauliche Belehrung. Zum besseren Ver-

Digitized by Google

ständnis muß man den zweiten Band des Gesamtwerkes zu Hilfe nehmen, der die Kunst der Naturvölker und der nichtchristlichen Kulturvölker einschließlich der des Islams behandelt. Manche Beziehungen der mittelalterlich christlichen Kunst zur mohammedanischen treten in dem vorliegenden Bande vielleicht nicht mit der wünschenswerten Klarheit hervor. Der dem Buch hinzugefügte alphabetische Schriftennachweis erfüllt in seiner gründlichen und übersichtlichen Art weitgehende wissenschaftliche Anforderungen. Die edle Vortragsform des ganzen Werkes entspricht dem gediegenen und reichen Inhalt. K. Br.

Mutter und Kind in der Kultur der Kirche. Studien zur Quellenkunde und Geschichte der Karitas, Sozialhygiene und Bevölkerungspolitik. Von Dr. theol. et phil. Georg Schreiber. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. XX und 160 Seiten. M. 6.—.

Dieses bisher völlig unbeachtete und von der Forschung vernachlässigte Gebiet bearbeitet der Verfasser in dem vorliegenden Buche, das eine wesentlich erweiterte und vertiefte Fortsetzung eines Aufsatzes desselben Verfassers über „Kirchliche Maßnahmen bevölkerungspolitischer Natur in Vergangenheit und Gegenwart" aus dem Mausbachschen Sammelwerk „Des deutschen Volkes Wille zum Leben" ist. Mit Recht wird betont, daß neben dem Staat und der Familie der Kirche eine bedeutende Anteilnahme an der Bevölkerungsfrage zuzugestehen ist. In äußerst gediegener und gründlicher Weise ist das Material durchforscht, zusammengetragen und gesichtet, das für das Thema „Mutter und Kind" in den Synodalberichten, Bußbüchern, Diözesanagenden, Pfarrbüchern, epigraphischen Denkmälern, Predigten und vielen anderen Quellen von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart wichtig ist. Wenn mitunter vielleicht auch zu fragen wäre, ob nicht eine leise, vielleicht unbewußte apologetische Tendenz hier und da mitgesprochen hat bei Auswahl und Darstellung, ist man überrascht, welche Fülle objektiven Materials herbeigebracht wird über die erzieherische Arbeit der alten und neuen Kirche auf dem sozialhygienischen Gebiet. Dabei ist es dem Verfasser gelungen, die Menge des oft spröden Stoffes in anschaulicher Weise und flüssiger Form darzustellen, so daß das Durcharbeiten eine wahre Freude ist. Dr. W.

Denkschrift zur Begründung einer deutschen Volkshochschule. Von Bruno Tanzmann. 2. Auflage. Hellerau-Dresden, Hakenkreuz-Verlag. M. 4.—.

Eine Fülle von Anregung geht von diesem temperamentvoll geschriebenen Buche aus. Wofür es im letzten Grunde kämpft, Wiederaufrichtung und Gesundung des Volksorganismus, ist dankenswert genug. Daß die Wege, die der Verfasser vorschlägt, allein zum Ziele führen, kann man bezweifeln, man mag sogar glauben, daß Tanzmann da und dort in seinem schwunghaften Eifer das Ziel verfehlt, weil er darüber hinausschießt. Aber viel gesunde und praktische Vernunft steckt doch in dem vom reinen Feuer edler Begeisterung erfüllten Werkchen. H. Z.

Der Deutschenhaß. Eine Studie von Dr. Erwin Stransky, Universitätsprofessor, Wien. Wien und Leipzig, Franz Deuticke. 159 S. M. 6.30.

Ehrlicher Wille zur Erforschung der Wahrheit und glühende Liebe zum Deutschtum verbinden sich hier zu einem gründlichen und zugleich anfeuernden Werk. Es untersucht, woher der Haß der Welt gegen uns stammt. Die Frage wird zu einem Fragenknäuel, das der Verfasser von verschiedenen Seiten her zu entwirren sucht. Er erforscht nacheinander die in der Lage, im Volkstum, in der Kultur gegebenen Gründe, die geschichtlichen, wirtschaftlichen und politischen Ursachen, mit besonderer Ausführlichkeit sodann die seelischen Bedingungen und die „psychopathologischen Momente im Deutschenhaß". Er beklagt vor allem den deutsch-angelsächsischen Gegensatz und hält es für ein zwingendes Gebot nicht nur fürs Deutschtum, sondern für die Erhaltung und Höherentwicklung der menschlichen Kultur, daß die Angelsachsen und die anderen Völker des nordisch-germanischen Stammes, also in erster Linie die Deutschen, einander die Hand reichen. Im einzelnen anfechtbar, im ganzen überall eigenartig und anregend, würde das Buch gewiß auf einen noch größeren Wirkungskreis rechnen können, wenn die vorgetragenen Gedanken im Ausdruck leichteren Fluß und größere Sprachreinheit aufwiesen. Br.

Die tanzende Familie Holderbusch! Ein Volksroman. Von Johannes Thummerer. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—.

Mit dem vor einigen Jahren erschienenen Roman „Hannerle" hat sich Thummerer einen sehr geachteten Namen gemacht. In diesem Roman fiel vor allem auf, daß der Verfasser nicht in ausgetretenen Geleisen geht, sondern unter Vermeidung von Sensation und Süßlichkeit packend zu schildern versteht. In dem vorliegenden neuen Roman tritt dies noch mehr zutage, „Die tanzende Familie Holderbusch" ist ein Sittengemälde von großer Kraft und zu-

Digitized by Google

gleich ein Buch, das für die Kenntnis der innerpolitischen Verhältnisse Oesterreichs sehr wichtig ist. In dem „Wirtshaus zum blühenden Holderbusch", dem Hauptschauplatz der Handlung, läßt der Dichter Typen aller Stände auftreten, die einer österreichischen Industriestadt an der deutschtschechischen Sprachgrenze Farbe und Leben verleihen. Arbeiter, Bürger und Beamte, zum Teil in Bierdimpfelei und Bierbankpolitik versumpft, zum Teil nach dem Höheren gegen die Alltagsmisere des Kleinstadtlebens ankämpfend, und endlich Bauern, die die Nähe der Stadt verdarb. Wie sie alle den Weibern der verkommenen Familie Holderbusch nachrennen, wie die alte Holderbusch in Wahn und Aberglauben versinkt, ihre Tochter Marianne immer mehr herunterkommt, während die andere Tochter, Hermine, sich zur inneren Reinheit durchringt und der Gatte Mariannens sich befreit und mit Hermine in die Welt zieht, das bildet den Hauptkern des Sittenbildes. Das Buch wird ohne Zweifel Aufsehen machen. H.

Auf deutschem Vorposten. Aus den Kampfjahren eines Auslandpfarrers. Von Emil Engelhardt. Hamburg, Vogel. 128 S. M. 4.—.

In ihrer äußeren Form ist die anregende Schrift das Tagebuch eines jungen Pfarrers, der zwei Jahre vor dem Krieg an eine Auslandsgemeinde ging. Ein scharfer Beobachter schildert uns die Verhältnisse seiner fernen Insel, umbrandet von englisch-amerikanischem Wesen. Gespannt liest man von einem Tagesbericht zum anderen, ob es sich nun um Gemeinde- oder Schulfragen, Privatbesuche oder Vereinsangelegenheiten handelt. Nicht nur das „Interesse" wird dadurch erregt, sondern das deutsche Herz wird im tiefsten bewegt. Denn das dramatische Geschehen ist zugleich tief tragisch. Jeder müßte dies Buch lesen, das mit Herzblut, aber auch mit tiefster Herzenshoffnung geschrieben ist. Wie vernachlässigt war bei uns in der Heimat die Frage des Auslanddeutschtums, wie gering die praktische Fürsorge dafür. Zu Anfang des Krieges mußte der Verfasser heimkehren. Jetzt erhebt er literarisch seine Stimme für die Arbeit, an der sein Herz hängt. Möchte sein Ruf nicht ungehört verhallen. Denn brennender als je wird diese Frage, da sicher viele Deutsche unter ungünstigen Bedingungen aus der Heimat in die Ferne ziehen werden. Sollte denn nicht ernstlicher dafür gesorgt werden, daß sie nicht Kulturdünger, sondern deutsche Kulturträger werden? Liz. Dr. Werdermann.

Der Weltkrieg. Von Karl Helfferich. Dritter Band. Vom Eingreifen Amerikas bis zum Zusammenbruch. Berlin, Ullstein.

Der frühere Staatssekretär der Finanzen und dann des Innern gibt in seinem Buch die Auffassung wieder, die er, inmitten der Ereignisse an führender Stelle stehend, vom Verlauf des ungeheuren Krieges gewonnen hat. Man empfindet, daß er eine Riesenarbeit geleistet hat, in wichtigsten Staatsämtern, von welchen das Standhalten abhing, und im Verkehr mit dem Parlament, das mit den Jahren immer längere Tagungen abhielt. Helfferich hat aus sachlichen und persönlichen Gründen viel Anfeindung erfahren; wir haben aber den bestimmten Eindruck, daß er viel mehr Anerkennung verdient als Tadel — er kann darauf hinweisen, daß unter seiner Verwaltung die monatlichen Kriegskosten zwei Milliarden nicht überschritten, unter seinen Nachfolgern aber sich rasch verdoppelten, von der Friedenswirtschaft ganz abgesehen. E.

Theodor Körners Braut. Ein Lebens- und Charakterbild Antonie Adamsbergers. Von Dr. Hans Zimmer. Mit 11 Bildnissen und einer Handschriftprobe. Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer. Geb. M. 7.50.

Die Braut Theodor Körners, Toni Adamsberger, an die der Dichter viele feurige Gedichte gerichtet hat, ist uns schon längst eine vertraute Gestalt, und sie wird mit dem Lieblinge der Deutschen weiterleben im Gedächtnis der Nachwelt. Wenn in den Büchern über Theodor Körner auch mehr oder minder eingehend über Toni geschrieben worden ist, so besaßen wir bisher noch kein zusammenhängendes Werk über sie. Dieser Aufgabe hat sich nun der als Körnerforscher bekannte Dr. Hans Zimmer unterzogen und die Jugend Tonis, ihre glänzende Künstlerlaufbahn, den zarten Liebesbund mit Theodor Körner, ihre Ehe mit Joseph v. Arneth, ihr gesegnetes Alter, kurz den ganzen Verlauf dieses reichen Daseins mit interessanten Ausblicken auf das alte Wien und seine Theaterzustände anschaulich geschildert. Er hat ein nach Form und Inhalt gleich ansprechendes Gemälde geschaffen, für das ihm die Leser aufrichtig dankbar sein werden. Wir machen namentlich Frauen und junge Mädchen auf das feine Buch aufmerksam. H.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 129: K. Th. Heigel, Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. 4. Aufl. Bd. 174: W. Langenbeck, Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. 3. Aufl. Bd. 180: Prof. Dr. P. Hensel, Rousseau. 3. Aufl. Bd. 350: E. Devrient, Familienforschung. 2. Aufl. Bd. 613: Prof. Dr. A. Heisenberg, Neugriechenland. Bd. 687/88: F. C. Endres, Große Feldherrn. I. Vom Altertum bis zum Tode Gustav Adolfs. II. Von Turenne bis Hindenburg. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. je M. 1.90.

Bab, Julius, Die deutsche Revolutionslyrik. Eine geschichtliche Auswahl mit Einführung und Anmerkungen. Wien und Leipzig, Verlag Ed. Strache. Geb. M. 6.—.

Bücher, Karl, Lebenserinnerungen, I. Bd.: 1847—1890. Tübingen, Verlag H. Laupp'sche Buchhandlung. Geh. M. 15.—, Lwd. geb. M. 20.—.

Cassirer, Dr. Erich, Natur- und Völkerrecht im Lichte der Geschichte und der systematischen Philosophie. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 9.—.

Der schwäbische Bund. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland. Herausgeber: Hans Heinr. Ehrler, Hermann Missenharter, Dr. Georg Schmückle. Stuttgart, Verlag „Der schwäbische Bund" (Strecker & Schröder) G. m. b. H. November 1919. Einzelheft M. 2.50, vierteljährl. M. 6.—.

Eberhard, Dr. Paul, An den geistigen Adel deutscher Nation. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. M. 1.50.

Flugschriften der „Stimmen der Zeit". Heft 8: Väth, Alfons, S. J., Um die Zukunft der deutschen Missionen. Heft 10: Duhr, Bernhard, S. J., Der Dekalog die Grundlage der Kultur. Heft 11: Muckermann, Hermann, S. J., Die Erblichkeitsforschung und die Wiedergeburt von Familie und Volk. Heft 12: Noppel, Constantin, S. J., Die soziale Revolution. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Preis je 75 Pf.

Gerlich, Dr. Fritz, Der Kommunismus als Lehre vom tausendjährigen Reich. München, Verlag Hugo Bruckmann. Geh. M. 7.—, geb. M. 10.—.

Graf, Georg Engelbert, Die Landkarte Europas Gestern und Morgen. Berlin W, Verlag Paul Cassirer. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.50.

Hillebrandt, Dr. phil. Alfred, o. ö. Prof., Beiträge zur Unterrichtspolitik. Gesammelte Aufsätze. Breslau, Verlag von Wilh. Gottl. Korn. M. 4.50 und 10% Teuerungszuschlag.

Kaindl, Prof. Dr. Raimund Friedrich (Czernowitz-Graz), Die Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten. Ein Sendschreiben an Deutsche und Nichtdeutsche. Hamm (Westfalen), Druck und Verlag von Breer & Thiemann. Geh. 50 Pf.

Kunz, Dr. jur. Josef L., Wilson und Clemenceau. Wien und Leipzig, Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung. M. 3.50.

Lepsius, Dr. Johannes, Vorsitzender der Deutsch-Armenischen Gesellschaft. Deutschland und Armenien 1914—1918. Sammlung diplomatischer Aktenstücke. Potsdam, Tempelverlag. Geb. M. 15.—.

Lettenbaur, Josef Aquilin, Jenseits der Alten Welt. Eine neue Amerikabetrachtung. Leipzig, S. Hirzel. M. 7.—.

Mendelssohn-Bartholdy, Albrecht, Der Volkswille. Grundzüge einer Verfassung. München, Verlag der „Neue Merkur". Geh. M. 1.20.

Moderne Medizin. Monatsschrift für medizinische Wissenschaft und Soziologie. Heft 5. Festschrift zu Ehren von Friedrich Franz Friedmann zur Erinnerung an seinen vor zehn Jahren begonnenen Kampf zur Ausrottung der menschlichen Tuberkulose. Berlin W 50, Adler-Verlag G. m. b. H. Geh. M. 1.50.

Muckle, Friedrich, Die großen Sozialisten. I: Owen, Fourier, Proudhon. II: Saint-Simon, Pecqueur, Buchez, Blanc, Rodbertus, Weitling, Marx, Lassalle. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. Kart. M. 1.75, geb. M. 2.15.

Noch weiter aus dem Turm heraus! Kirchenpolitische Gegenwartsprobleme von einem katholischen Geistlichen. Essen, Verlag G. D. Baedecker. M. 2.—.

Philosophische Vorträge. Veröffentlicht von der Kantgesellschaft. Nr. 22: Ernst Cassirer, Heinr. v. Kleist und die Kantische Philosophie. M. 2.—. Nr. 23: Ernst Troeltsch, Die Dynamik der Geschichte nach der Geschichtsphilosophie des Positivismus. Berlin, Reuther & Reichard. M. 3.60.

Plenge, Johann, Zur Vertiefung des Sozialismus. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. Geh. M. 8.—.

Priebatsch, Felix, Geschichte des preußischen Offizierkorps. Breslau, Priebatsche Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 2.40.

Digitized by Google

Poetzsch, Dr. Fritz, Geh. Legationsrat, Handausgabe der Reichsverfassung vom 11. August 1919. Berlin, Verlag Otto Liebmann. Geh. M. 5.50, geb. M. 6.50.

Raisnitz, Geh. Justizrat Julius, Das neue Recht der Hausangestellten (früher Gesinderecht). Berlin W 8, Carl Heymanns Verlag. Geh. M. 3.—.

Reclams Universal-Bibliothek. Ranke, Leopold, Ueber die Restauration in Frankreich und Deutschland. Der bayerische Landtag 1831. Geh. M. 1.30, in Pappbd. M. 1.90. — Lassalle, Ferdinand, Arbeiterprogramm über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes. Mit einer Einleitung von Dr. Hermann Heller. Geh. 65 Pf., in Pappbd. M. 1.25. — Pannier, Karl, Die Verfassung des Deutschen Reichs vom 11. August 1919. Textausgabe mit ausführlichem Sachregister. Geh. 65 Pf., in Pappbd. M. 1.25. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun.

Reichenwallner, Balduin, Ein Experiment des Doktors Sargillac. Roman in zwei Teilen. Wiesbaden, Ed. Voigts Nachf. Prüß & Werner. Brosch. M. 8.50, geb. in Halbl. M. 10.75.

Rosthorn, Arthur v., a. o. Gesandter und bev. Minister a. D., Das soziale Leben der Chinesen. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. M. 1.50.

Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kleine Ausgabe, 9 Bände. Leipzig, Wien, Bibliographisches Institut A.-G. Geb. M. 63.—.

Schmidkunz, Dr. Hans, Die Bildung des Politikers. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 2.—.

Staat, Recht und Volk. Wissenschaftliche Reden und Aufsätze. Herausgegeben von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff. 1. Heft: Gustav Roethe, Deutsche Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts und ihre Politik. 2. Heft: Karl Holl, Luther und Calvin. 3. Heft: Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Der griechische und der platonische Staatsgedanke. 4. Heft: D. D. Wilhelm Kahl, Die deutsche Kirche im deutschen Staat. 5. Heft: D. Dr. Otto v. Gierke, Der germanische Staatsgedanke. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Je M. 1.—.

Steinitzer, Dr. Erwin, Bürgertum und Revolution. (Bausteine zur deutschen Zukunft, Heft 1.) Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. Geh. M. 1.—.

Storm, Theodor, Immensee. Mit Schattenbildern von Johanna Beckmann. München, Rösl & Co. M. 5.—.

Storm, Theodor, Sämtliche Werke. I. Bd. Leipzig, Insel-Verlag. Brosch. M. 6.—, Halbleinen M. 9.—, Halbpgt. M. 13.50.

Schönebaum, Dr. Herbert, Kommunismus im Reformationszeitalter. Humanisten — Reformatoren — Wiedertäufer. Bonn und Leipzig, Verlag Kurt Schröder.

Thedering, F., Kurt von Affen, Ein Sang aus der Schwedenzeit. Oldenburg i. O., Gerhard Stalling. In Geschenkband M. 6.50 und 10% Teuerungszuschlag.

Ullmann, Dr. Hermann, Was jeder Deutsche über Deutschböhmen wissen muß! München, Georg D. W. Callwey. 50 Heller (75 Pf.).

Vogt, Prof. Dr. Friedrich und Prof. Dr. Max Koch, Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 4. Aufl. Erster Band: Die ältere Zeit. Von der Urzeit bis zum 17. Jahrhundert. Zweiter Band: Vom 17. Jahrhundert bis zum Ende der Sturm- und Drangzeit. Leipzig, Bibliographisches Institut. Geb. je M. 22.—.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. Band X, Heft 1: Hermann Schumacher, Die Nordseehäfen. Ihre Bedeutung in der Weltwirtschaft und Stellung im Deutschen Reiche. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.20.

Warda, Artur, Die Druckschriften Immanuel Kants (bis zum Jahre 1838). Wiesbaden, Heinrich Staadt. M. 3.30.

Weber, Dr. Simon, Domkapitular und Wirkl. Geistl. Rat zu Freiburg i. Br., Das Alte Testament der göttlichen Offenbarung in Auswahl erbauender Texte. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 3.40, geb. M. 4.60.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Papst Benedikts XV. Verhalten gegenüber Deutschland seit dem Erlöschen des Weltkrieges

Von

Dr. J. Lulvès, Archivrat in Berlin

Aufhebung der Blockade, Ringen gegen den barbarischen Gewaltfrieden, seine erzwungene Unterzeichnung, Erlösung unserer Brüder aus der Kriegsgefangenschaft, die Extraabgabe von Kreuzern, Docks, Baggern, Kränen usw. für die Tat bei Scapa Flow, endlich das Auslieferungsverlangen und die Amputierung Deutschlands gleichzeitig mit den Abstimmungskämpfen, das sind die Fragen, welche seit dem Erlöschen des Weltkrieges das deutsche Volk in seinem Innersten bewegen. Das übrige Europa, soweit es neutral und uns nicht ausgesprochen feindlich ist, registrierte diese Empfindungen, die Gefühlsausbrüche und inneren Kämpfe bei uns mit mehr oder minder Gleichgültigkeit. Wirkliche, zu Herzen gehende Teilnahme ist uns nur von einer Seite entgegengebracht worden, von dem gegenwärtigen Papste Benedikt XV.

Schon während des Weltkrieges hatte er die christlich humanitäre Mission des Papsttums in hoher ethischer Auffassung durch Wort und Tat, soweit sie ihm möglich war, betont und bewiesen, unbeirrt durch zeitweilige Mißerfolge.

Inmitten des Völkerhasses hat das Oberhaupt der katholischen Kirche seine Stellung wiederholt mit den Worten bezeichnet: Strenge Neutralität bewahren, Frieden vermitteln, wo immer sich Gelegenheit dazu bietet!

Und in der Tat sind von niemand während der viereinhalbjährigen Dauer des Krieges so viele Friedensvorschläge gemacht, von niemand ist mit solcher Energie, mit solcher Geduld auf einen möglichen und gangbaren Weg zur Völkerversöhnung hingewiesen worden, wie von Benedikt XV.! Diese von einem unerschütterlichen Glauben an die providentielle Aufgabe des Papsttums durchwehten Kundgebungen in einer Sprache, welche an die der Apostel zu erinnern versteht, begannen fast unmittelbar nach seiner Thronbesteigung; sie wurden fortgesetzt in Ansprachen im Konsistorium, anläßlich des Weihnachtsfestes, — als des ureigentlichsten Friedensfestes, das der Papst ursprünglich zu einem Tage der Waffenruhe auszugestalten gedachte, — anläßlich der Wiederkehr des Kriegsbeginntages und bei sonstigen Gelegenheiten; sie erreichten ihren Höhepunkt zu einer Zeit, als gerade Deutschlands Position sehr günstig war, im Friedensmanifest vom 1. August 1917, dessen allgemeinere Vorschläge,

Copyright 1920 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

ihrer ganzen Anlage nach und ihrem Zwecke gemäß, als Grundlagen für einen wirklichen Völkerbund dienen können. Sie decken sich in der Mehrzahl sowohl mit den 14 Punkten Wilsons als auch mit den Bestimmungen des offiziellen deutschen Völkerbundvorschlages. Sie proklamieren den Grundsatz der Oberhoheit des Rechts!

Die von hohem Idealismus getragene Note Benedikts XV. ist seitens der Ententemächte nur vom nordamerikanischen Präsidenten Wilson und vom belgischen Könige Albert beantwortet worden, von ersterem in frostigem, fast verletzendem Tone. Die Unterlassung einer Antwort von seiten der drei ausschlaggebenden Ententemächte bewies ihren unabänderlichen Willen, die Gegner durch einen Gewaltfrieden zu knechten.

Zwei ganz verschiedene Welten stehen sich gegenüber! Dort, bei der Entente, unerbittlicher Vernichtungswille, hier, beim Papst, die unentwegte Tendenz, Frieden und Versöhnung zu stiften, eine hehre Mission der Menschlichkeit zu erfüllen.

Als dann endlich das sinnlose Völkermorden aufgehört hatte und Waffenruhe eingetreten war, da ergriff Benedikt sofort die Gelegenheit, seine hochherzigen Intentionen in verschiedenartiger Form in die Tat umzusetzen.

Über die Zustände und Verhältnisse in Deutschland war er während des Krieges, wenn auch seit Mai 1915 ein persönlicher Verkehr durch die Entente stark unterbunden wurde, nach Möglichkeit und objektiv durch die Berichte der Münchener Nuntiatur, durch ununterbrochenen Briefwechsel mit dem inzwischen verstorbenen Kardinal Felix v. Hartmann in Köln und mit dem Protektor der Kirchlichen Kriegshilfe deutscher Bischöfe, Bischof Karl Joseph Schulte von Paderborn, unterrichtet worden.

Der auch nach dem Abschluß des Waffenstillstandes unentwegt fortgesetzten Aushungerung des deutschen Volkes wirkte der Papst nun ungesäumt entgegen: Wegen Aufhebung der Blockierung Deutschlands und wegen Erwirkung von Lebensmittelsendungen für die dem Hungertode nahen Zentralnationen richtete er im Geheimen Konsistorium vom 3. Juli 1919 eindringliche Worte an das die katholische Welt, Deutschland allerdings nur mit einer Stimme (!), vertretende Kardinalskollegium,[1]) wandte er sich an den französischen und amerikanischen Episkopat, sowie an die amerikanische und englische Regierung.

Letzteres meldete, gemäß einem Bescheide, den der Münchener Erzbischof Faulhaber vom Kardinalstaatssekretär Gasparri erhalten hatte, das französische Blatt „Le Journal". Durch den Dank, welchen am 10. April 1919

[1]) Eine derartig unzureichende Vertretung Deutschlands mit seinen 24 Millionen Katholiken im Kardinalskolleg steht, objektiv betrachtet, in keinem Verhältnis zu der entsprechenden Vertretung anderer Nationen. Die bereits im Geheimen Konsistorium vom 4. Dezember 1916 angekündigte Ernennung des Fürstbischofs Bertram von Breslau wurde wegen der „schmerzlichen Umstände der Zeit" — um schließlich drei Jahre — hinausgeschoben.

Digitized by Google

der damalige deutsche Reichsminister des Äußern, Graf Brockdorff-Rantzau, in der Nationalversammlung an die Adresse des Papstes ausgesprochen hat, ist diese Meldung unwiderleglich bestätigt worden.

Den deutschen Bischöfen übermittelte der Papst, der kurz zuvor anläßlich der Bonifaziusfeier dem deutschen Volke eine eigene Enzyklika gewidmet hatte, im Juli 1919 die Aufforderung, das Landvolk zu ermahnen, daß es die überschüssigen Lebensmittel dem verhungernden Stadtvolke abgebe, indem er dazu bei dieser Gelegenheit die Hoffnung aussprach, daß die Angehörigen anderer zivilisierter und katholischer Nationen dem deutschen, in die äußerste Not geratenen Volke helfen würden.

Daß Benedikt XV. bei den Alliierten für eine Erleichterung der Waffenstillstandsbedingungen eingetreten sei und die Bischöfe, in erster Linie die französischen, gebeten habe, ihren Einfluß in diesem Sinne geltend zu machen — eine vorgeblich durch Bischof Chapon von Nizza in Abrede gestellte Nachricht —, dürfte trotzdem der Wahrheit entsprechen. In der italienischen und in der französischen Presse ist die Tatsache erörtert worden, daß der Papst, hauptsächlich auf Anregung des Kardinalerzbischofs Hartmann von Köln, Wege gesucht habe, um für die Mittelmächte gewisse Milderungen der Friedensbedingungen zu erlangen. Ausdrücklich habe er dabei geltend gemacht, daß, wenn England aus nur durch die eigenen Interessen bestimmten Rücksichten auf die Schonung des Islam bei der Aufteilung der Türkei bestehe, auch das Schicksal der größtenteils katholischen Rheinbevölkerung dem Papste nicht gleichgültig sein dürfe. Als sich dann der Breslauer Fürstbischof, der jetzige Kardinal Dr. Bertram, an den Papst ebenfalls mit der Bitte um geeignete Einwirkung wegen Milderung der Friedensbedingungen wandte, konnte ihm nur der offizielle Bescheid werden, daß Benedikt XV. bereits in jener Richtung tätig sei, — übrigens, wie es scheint, ohne direkt diplomatische Schritte deshalb zu tun.

Schon prinzipiell mußte der Papst Gegner eines Gewaltfriedens sein, Gegner des bedingungslosen Diktatfriedens, wie er zu Versailles ausgebrütet worden ist. Allein für einen wirklichen Vergleichsfrieden war seine Vermittlertätigkeit zu haben, darüber hatte Benedikt vom Beginn des Krieges an, bei allem sonstigen, ihm in manchen Kreisen Deutschlands verdachten Entgegenkommen gegenüber der Entente, keinen Zweifel gelassen.

Die Hoffnung, welche er in seiner Beantwortung der Neujahrsansprache des Kardinalkollegiums am Schlusse des Jahres 1918 zum Ausdruck gebracht hatte, daß über der Friedenskonferenz jener Geist schweben werde, dessen Hüter der Papst ist, daß die Beschlüsse der Konferenz nicht allein die Wiederherstellung der Ordnung, sondern auch das Wiederaufblühen jenes Menschenempfindens in sich schließen mögen, welches das Beisammensein der Brüder und die Aufopferung für sie angenehm macht — diese Hoffnung des Papstes war bitter getäuscht worden! Über den Gewaltfrieden konnte er demnach nur tiefes Bedauern empfinden. Wohl enthielt er sich eines formellen

Digitized by Google

Proteſtes. Im Geheimen Konſiſtorium vom Dezember 1919 beklagte er jedoch den unſäglichen Völkerhaß. Mit Recht machte er hierfür den übertriebenen Nationalismus verantwortlich, dem die Katholiken vieler Länder, bis in den hohen Klerus hinein, unzeitmäßig gehuldigt hätten. Er unterſagte dabei ſtrengſtens allen Miſſionaren, jedwede nationaliſtiſche Propaganda unter den Eingeborenen zu begünſtigen oder gar zu betreiben.

In jener Konſiſtorialrede, in der er auch der unbefreiten deutſchen Kriegsgefangenen gedachte, ermahnte Benedikt eindringlich die Kardinäle, auf die Verwirklichung eines chriſtlichen Dauerfriedens, eines Friedens der Völkerverſöhnung, unter dem Prinzipe der Gleichheit für Sieger und Beſiegte, hinzuwirken.

Daß von der Erfüllung des Evangeliumgebotes der Nächſtenliebe — die um ſo edler und verdienſtlicher ſein wird, je weiter ſie über die Nächſten hinaus ſtrahlt und auch die ehemaligen Feinde umfaßt, — die Ruhe der menſchlichen Geſellſchaft und der Friede der Erde abhänge, iſt das Thema eines päpſtlichen Schreibens, das zu Händen des Erzbiſchofs von Paris, Kardinal Amette, an das franzöſiſche Volk gerichtet, bei der Einweihung der Sacré-Coeur-Baſilika auf dem Montmartre zu Paris am 16. Oktober 1919 vom päpſtlichen Legaten, Kardinal Vigo, bekannt gegeben worden iſt. Unbedenklich und furchtlos hält der Papſt dem ſiegesſtolzen Volke Frankreichs, das ja jenen Kirchenbau im Grunde dem Revanchegedanken geweiht hatte, vor, daß es Gott dafür zu danken habe, ſiegreich aus dem größten Kriege, den die Geſchichte kenne, herausgekommen zu ſein.

Und als zweites Gebot erinnert er daran, daß die Liebe zum Nächſten ſich auf alle ausdehnen ſoll, auch auf unſere Feinde. Nicht einmal die Furcht, in den Augen der Menſchen mißfällig zu werden, dürfe uns abhalten, die Nächſten- und Feindesliebe zu üben. Schwerlich könne eine Heilung ſo großer Übel, wie ſie der Krieg gebracht habe, und ein dauernder Friede erhofft werden, wenn ſich die Völker nicht in ihrem Herzen unter ſich ausſöhnen, damit, was menſchliche Klugheit in der Konferenz von Verſailles begonnen habe, auf dem Berge der Märtyrer von der göttlichen Liebe vervollkommnet und beendet werde.

Man vergeſſe nicht, Benedikt XV., der einſtige Mitarbeiter des weltgewandten Kardinals Rampolla, iſt nicht nur ein Mann der Kirche, er iſt von Hauſe aus erfahrener Politiker. Als ſolcher zeigt er ſich in dieſer letzten Bemerkung über die Konferenz von Verſailles; in ihr macht er dem Nationalſtolz des franzöſiſchen Volkes, das er ſtets vorſichtig, wenn möglich rückſichtsvoll zu behandeln geſucht hat, eine Konzeſſion, ein Scheinkompliment.

Wir wiſſen, Benedikt iſt prinzipieller Gegner des Gewaltfriedens, den jene Konferenz zur Welt gebracht hat. Nirgends iſt dieſer Gewaltfriede ſo entſchieden verurteilt worden, als in dem der Kurie ſehr naheſtehenden Hauptorgan der italieniſchen Katholiken, als in der römiſchen „Civiltà Cattolica“ (vom 2. und 16. Auguſt 1919), mit folgenden Wendungen:

Digitized by Google

„Was entscheidenden Einfluß in der Geschichte der Völker haben wird, das ist das Fehlen des Geistes, des hohen und hehren Sinnes der Gerechtigkeit, der Gesittung und des christlichen Edelmuts, ... das ist deshalb die unheilvolle Sinnesrichtung, weit ab von jeder Wiederversöhnung, — der tieferliegende Inhalt jener 440 Friedensartikel, die wir viel eher Kriegsartikel nennen müßten, von mehr als dreißig siegreichen Mächten gegen eine einzige besiegte gezeichnet, das ist mit einem Worte der ganze so berühmte Vertrag von Versailles. Und dieser wird bei einer Nachwelt, die der Leidenschaft ferner steht und die frei in der Beurteilung ist, noch eine ganz andere Berühmtheit erlangen, während zur Stunde wenige es wagen, seine Willkür aufzudecken und seine Folgen vorherzusagen; sie sind verhängnisvoll nicht nur für die Besiegten, sondern auch für die Sieger selbst. Wir haben es sofort gesagt und wir wiederholen es mit erhobener Stimme: Sie haben einen neuen Krieg beschlossen, der den Völkern unter der höhnenden Marke „Friedensvertrag" auferlegt ist!

Dies haben die Völker nach solchen Leiden nicht erwartet. Vielleicht waren darauf nicht einmal die Urheber selbst gefaßt, und namentlich nicht jener zuerst gepriesene und darauf verlästerte Wilson; aber sie wurden so weit fortgerissen von dem rasenden Strom der Herrschaft einer gottlosen und materialistischen Politik. Diese kann und konnte nach ihren Grundsätzen nichts besseres leisten. Ihr Friede kann nur ein falscher und erlogener Friede sein."

Die „Civiltà" zitiert hierauf eine Auslassung der sozialistischen „Humanité", die mit den Worten schließt: „Nein, dieser Friede ist ein Zeugnis des Hasses und der Unfähigkeit zugleich. Er ist nicht der unserige, er ist nicht der des französischen Volkes und seiner heldenhaften Soldaten! Die sozialistische Partei wird es laut verkünden und die eigene Verantwortung vor der Geschichte hierdurch ablehnen."

Der Aufsatz schließt mit der Bemerkung: „Das also ist die „Selbstzüchtigung der Gesellschaft", die sich kundtut in den logischen Folgen ihrer Irrungen, in den unheilbaren, ihren Fehlern anhaftenden Wirkungen!

Als solche haben wir sie im Kriege entlarvt, der nicht durch diesen oder jenen Menschen, der die Lunte legte, allein verschuldet war, sondern durch die gesamte traurige Politik des herrschenden Atheismus oder der Gottentfremdung. Und als solche erkennen wir sie auch jetzt wieder im Frieden, in diesem Frieden, den wir in den 440 Artikeln des Vertrags von Versailles aufgezeichnet finden, der uns seit langem versprochen und der Welt als das höchste Meisterwerk ihrer politischen Weisheit dargeboten wird. Er ist ein Weiheakt des Hasses, eine Eingebung der Rache, eine Verewigung des Krieges, er läßt an Stelle des Waffenkrieges eine neue Form des Krieges treten, den sozialen Krieg, nicht nur zum Schaden der Besiegten, sondern auch der Verbündeten selbst, die teilhatten am gleichen Kampf und gleichen Sieg, der sich als „die Befreiung der Welt" und die „Wiederherstellung der Gesellschaft" ausgab."

Digitized by Google

In eine bittere, von Wehmut durchtränkte Ironie klingt diese fast durchweg zutreffende Betrachtung über den Gewaltfrieden aus. Und nicht viel anders ist die oben zitierte Äußerung Benedikts XV. über die „menschliche Klugheit in der Konferenz von Versailles" aufzufassen!

Der Papst erkennt klar die politische und wirtschaftliche Situation Europas. In der schon angeführten Ansprache im Geheimen Konsistorium vom Dezember 1919 bezeichnet er als wichtigste Aufgabe der katholischen Kirche den Kampf gegen den Bolschewismus, weil dieser die gesellschaftliche Ordnung aller gesitteten Länder zu zerstören und durch gottesfeindliche, chaotische Anarchie zu ersetzen trachte.

Mit dieser, den Franzosen in ihrer heutigen Stimmung fremden, staatsmännischen Überzeugung, daß es schon eine politisch-wirtschaftliche Notwendigkeit für die Gesamtheit sei, Deutschland widerstandsfähig zu erhalten, verbindet Benedikt XV. echtes Menschlichkeitsgefühl. Es zeigte sich von neuem wirksam, als die Frage nach der endlichen Erlösung unserer Gefangenen akut wurde. Jene Märtyrer haben in der schier endlos erscheinenden französischen Kriegsgefangenschaft mit ihrem Schicksal eine große Kulturmission in unserem Interesse, allerdings ebenso gegen ihren eigenen Willen, wie gegen den unsrigen, erfüllt: Durch ihr Schicksal sind manche internationale Illusionen zerstört worden. Mehr und mehr haben Männer und Parteien, vor allem in Italien und Skandinavien, Resolutionen zugunsten einer beschleunigten Rücksendung der deutschen Gefangenen durchgesetzt.

Stärker und eindrucksvoller noch als alle diese tönte die mahnende und warnende Stimme des Oberhauptes der katholischen Kirche. Gerade er hatte sich bereits während des Krieges unvergängliche Verdienste um die Milderung des Loses von Tausenden und aber Tausenden von Kriegs- und Zivilgefangenen erworben! Von ihm stammte ja die so viel Glück spendende Anregung zum Austausch der kampfuntauglich gewordenen Kriegsgefangenen; in den Internierungslagern der gastlichen Schweiz hatten, um wenigstens eine Zahl zu nennen, bis zum 21. November 1917 gegen 8600 Deutsche Erholung gesucht, neben 12376 Franzosen, 964 Engländern, 1822 Belgiern usw. Zeitweilig, vornehmlich zu hohen christlichen Festtagen, Gefangene mit Geschenkpaketen zu erfreuen, ihre Sehnsucht nach der Heimat, nach der Freiheit zu lindern, bewirkte Benedikt XV. entweder selbst oder suchte er mittelbar anzuregen. Diese Kriegsgefangenenfürsorge des Papstes hatte als erster Strahl von Menschlichkeit in den furchtbaren Weltbrand des Völkermordens hineingeleuchtet.

Was die deutsche Regierung im Interesse der französischen Gefangenen getan, hat der Heilige Stuhl mit freudigem Dank ausdrücklich anerkannt, insbesondere die prompte Erledigung der vielen französischen Anfragen ihretwegen, die wohlwollende Behandlung der französischen Theologiestudierenden und Priester, für die in Münster sogar eine Art kirchliches Seminar geschaffen wurde. Diese vom nationalen Standpunkt vielleicht allzu weitgehende Rück-

Digitized by Google

sichtnahme wurde als nachahmungswertes Vorbild in einem Briefe dem Kardinal-Erzbischof von Paris kundgetan und empfohlen — freilich ohne Erfolg!

Über Benedikts XV. Bemühungen für die deutschen Gefangenen, denen, auch nach der Unterzeichnung des Waffenstillstands und des Gewaltfriedens durch die deutsche Regierung, die Rückkehr in die Heimat versagt blieb, haben wir eine authentische Aufzeichnung in dem Schreiben des Kardinal-Staatssekretärs Gasparri an den Vorsitzenden des Zentralausschusses der Vinzenzvereine Deutschlands vom 1. Dezember 1919 — das durch ein anderes desselben Kardinals an den Bischof Schulte von Paderborn, den Schöpfer jener vom Papste rege geförderten kirchlichen Kriegshilfe in Deutschland, aus denselben Tagen ergänzt wird. Da erfahren wir, daß der Papst „aufs tiefste betrübt" ist, feststellen zu müssen, daß die Wohltat der so lange erwarteten Heimsendung der in Frankreich internierten Gefangenen, für die er bereits im Geheimen Konsistorium vom 3. Juli 1919 eingetreten war, noch nicht bewilligt worden sei, trotzdem er niemals aufgehört habe, durch die einflußreiche Vermittelung mehrerer französischer Persönlichkeiten dringend darum zu bitten. Eine dieser Persönlichkeiten war der Erzbischof von Paris, Kardinal Amette.

Wir vernehmen weiter aus jenem Schreiben Gasparris, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche im letzten Jahre zu verschiedenen Malen bei einigen Regierungen der Entente vermittelt hat, um wenigstens eine Besserung der Lage der Gefangenen herbeizuführen und ihnen einen wirksamen geistlichen Beistand zu sichern. Daß Benedikt sich innerhalb vier Monate sechsmal für die deutschen Gefangenen verwandt habe, berichtete er selbst bereits am 10. März 1919 in einem eigenhändigen Briefe an Kardinal v. Hartmann. Bei einer feierlichen Gelegenheit habe er einer sehr hohen Persönlichkeit gegenüber in lebhafter Weise zum Ausdruck gebracht, daß er sehnlichst wünsche, diese Unglücklichen sobald als möglich zu ihrem heimatlichen Herd zurückgeführt zu sehen. Eine warme und dringende Aufforderung ward darauf an einen der Ententestaaten gerichtet, um ihn für diese, das Wohl der Menschheit so sehr betreffende Sache zu gewinnen. Daß es sich dabei um eine Intervention direkt bei Clémenceau, als Präsidenten der Friedenskonferenz, handelte, im Namen der unglücklichen Familien, von denen viele ihre in Kriegsgefangenschaft schmachtenden Söhne bereits seit fünf Jahren schmerzlichst vermißten, also vom rein menschlichen Standpunkte, geht aus Äußerungen Monsignore Cerrettis, des Sekretärs für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten beim Vatikan, hervor.

Eine nähere, zugleich bestätigende Ausführung über die hier nur kurz aufgezählten Versuche des Papstes dürfte das im Druck befindliche Weißbuch über die Tätigkeit Benedikts während des Weltkrieges enthalten, dessen Erscheinen man nur mit Spannung entgegensehen kann. —

Zum Schluß heißt es dann in dem oben behandelten Schreiben: „Jetzt beim Herannahen des Weihnachtsfestes hat der erhabene Pontifex, dessen

Digitized by Google

mitfühlendes Herz alle Ängsten und alle Leiden der Unglücklichen, die schon so lange diese ihnen gebührenden Freuden entbehren, auch zu den seinen macht, einen neuen direkten Schritt bei der französischen Regierung unternommen, um die gewünschte Freilassung zu erreichen." Außerdem und in Verbindung mit jenen Schritten hat sich der Papst einem vom schweizerischen Bundesrat im gleichen Sinne erlassenen Aufrufe angeschlossen.

Also handelte der Papst, während so viele Führer der Menschheit jenem Schauspiel gegenüber tatenlos blieben. Seine menschenfreundliche Absicht, unseren armen Landsleuten die Feier des Weihnachtsfestes schon in der Heimat bei der Familie zu verschaffen, ist allerdings nicht verwirklicht worden!

Daneben hat sich Benedikt recht oft für einzelne Gefangene oder Gefangenenkategorien zu verwenden gesucht, so im Herbst 1919 inständig für die gefangenen Besatzungen der Luftschiffe, die in England nach Rücklieferung der anderen Gefangenen noch festgehalten wurden, so im März 1920 bei Präsident Wilson für die Heimschaffung der in Sibirien internierten deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen.

Sind die beharrlichen Appelle des Papstes für die Gesamtheit der deutschen Gefangenen in französischer Gewalt wirklich fruchtlos gewesen? Sollten sie nicht ein gewisses peinliches Gefühl bei unseren Gegnern ausgelöst haben, das nicht ganz ohne Einfluß auf ihr weiteres Verhalten blieb?

Ebensowenig spurlos dürfte bei ihnen der moralische Einfluß der Geistesmacht im Vatikan bezüglich ihres Stimmungswechsels in der Auslieferungsfrage geblieben sein.

Gleich nachdem das Versailler Friedensinstrument bekannt geworden und damit die zuerst vielfach noch für unglaublich gehaltene Auslieferungsforderung faßbare Gestalt gewonnen hatte, nahm ein Jurist der Kurie in zwei sehr bemerkenswerten Artikeln der päpstlichen Blätter „Osservatore Romano" und „Unità Cattolica", am 2. Juni und 16. August 1919, zu der Prozeß- und Auslieferungsfrage hinsichtlich Kaiser und Heerführer das Wort. In scharfsinniger und unparteiischer Weise bestrahlt er die rechtlichen Abnormitäten dieses Falles außerordentlich eingehend mit dem Sonnenlicht schonungsloser Kritik, zweifellos im Einklang mit den Ansichten Benedikts XV.: Daß die Ankläger den Gerichtshof bilden sollen, sei im Kriminalrecht ein geradezu unerhörter Fall, um — nichts anderes zu sagen! Wollte die Entente in der Kaiserfrage gegen Holland etwa Gewalt anwenden, so wäre das die unleugbarste Verletzung des gerade von ihr seit Beginn des Weltkrieges und speziell von Wilson proklamierten Prinzips, daß die Rechte der schwachen Völker ebenso heilig und ebenso zu respektieren sind, wie die der starken.

Betreffs der Frage nach dem Vergehen des Kaisers, nach der Schuldfrage des Weltkrieges, nach den näheren und den weiter zurückliegenden Ursachen des Krieges verlangt der kuriale Jurist kategorisch die vorbehaltlose Vorlegung der diplomatischen Aktenstücke aus den Geheimarchiven aller beteiligten Regierungen, als einziges Mittel, die volle Wahrheit zu erkunden.

Digitized by Google

Er steht dabei auf demselben Standpunkt, wie der Verfasser des oben herangezogenen Artikels der „Civiltà Cattolica", daß nämlich die Schuld am Kriege nicht nur dem einen oder anderen Menschen, der die Lunte legte, zuzuschieben sei, sondern, wie jener es weiter ausführte, der ganzen traurigen Politik des herrschenden Atheismus! —

Bei der Erörterung der etwaigen Auslieferung der Heerführer geht der mutige Gelehrte des „Osservatore Romano" vom juristischen Gebiete auf das moralische über, wenn er ganz im Sinne der psychologischen Momenten Rechnung tragenden Fürsorge Benedikts XV. sagt: „Also das Vaterland selbst müßte seine eigenen Kinder in die Hände des Feindes ausliefern — zur Verurteilung. Eine gehässige, grausame Verpflichtung, die in der Seele des deutschen Volkes einen Keim tiefen Hasses zurücklassen würde, der über die jetzige Generation hinaus dauern müßte.

Wer könnte je eine Gesetzgebung einer zivilisierten Nation sich vorstellen, die eine Mutter zwingen würde, ihre eigenen Kinder den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben, mögen sie als noch so schwer schuldig angesehen werden!

Und wenn Deutschland sich weigert, einer solchen Verpflichtung nachzukommen (und niemand, der ein Herz hat, würde ihm darob einen Vorwurf machen), würde die Entente deshalb den Krieg von neuem beginnen?"

Schließlich betont der Verfasser noch, daß die Auslieferung gefordert werde wegen eines Deliktes (Verletzung der Gesetze und Gewohnheiten der Kriegführung), das sicherlich in den Auslieferungsverträgen zwischen den einzelnen Staaten nicht enthalten ist! Übrigens nur wenn alle Delikte dieser Art, gleichgültig von welchen Heeren sie im Weltkrieg begangen wären, verfolgt würden, hätte eine solche Klage Berechtigung; sonst handelte es sich lediglich um eine willkürliche Maßregelung eines wehrlosen Besiegten. —

Die päpstliche Kurie steht noch heute, nach mehr als sieben Monaten auf demselben Standpunkt, wie ein Aufsatz im „Osservatore Romano" vom 25. Januar aus der Feder seines Direktors Angelini lehrt. Dort wird des weiteren ausgeführt, daß ein Schiedsgericht des Völkerbundes eine Anfrage Hollands, ob es zur Auslieferung verpflichtet sei, sicherlich mit „nein" beantworten würde. Am besten würde die Angelegenheit überhaupt nicht mehr erörtert, da der juristisch widersinnige, von der Presse aller neutralen Staaten gemißbilligte Prozeß gegen den Kaiser und andere deutsche Persönlichkeiten nur den internationalen Haß, sowie die Gefahr einer militaristisch-bolschewistischen Revolution in Deutschland verstärken könnte.

Mehreren der Gedanken, mit welchen jener scharfsinnige päpstliche Rechtsgelehrte offen und entschieden die Ungeheuerlichkeiten des Ententeverlangens dargelegt und dadurch gebrandmarkt hat, begegnen wir dann in den Ansichtsäußerungen aus den neutralen Ländern. —

Digitized by Google

Die unanfechtbare Neutralität des Papstes, sein mitfühlendes Interesse für das deutsche Volk zeigten sich außerdem noch bei mannigfachen anderen Gelegenheiten. Wohl wissend, daß die Zukunft eines Volkes in erster Linie auf dem Gedeihen seiner Kinder beruhe, hat Benedikt gerade dieser Frage seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Durch eine Enzyklika vom 20. November 1919 schrieb er zum Wohle der hungernden und notleidenden Kinder, „besonders in Zentraleuropa" für den dem „Feste der unschuldigen Kinder" geweihten 28. Dezember den Gläubigen Gebete und Sammlungen vor. Vielfach ist der Ertrag an Geld, Nahrungs- und Arzneimitteln, Kleidern und Wäsche trotz der unsagbar traurigen Zeitverhältnisse ein über Erwarten reicher gewesen, im ganzen bis jetzt bereits 8 Millionen Lire an Wert. Der Papst selbst hat aus seinen durch den Weltkrieg und seine Folgen arg verminderten Einkünften hier und da nach Möglichkeit beigesteuert, gleich zu Anfang 100000 Lire, sodann Kindern deutschen Stammes, den darbenden in Wien, eine halbe Million besonders.

Die dem deutschen Volk gegenüber wohlwollende, gerecht und billig denkende Gesinnung des Papstes ist offiziell in seiner Begrüßung des ersten Reichspräsidenten zutage getreten.

Hat Deutschland in der Periode seiner schlimmsten Erniedrigung und Verlassenheit wenigstens auf einen moralischen Helfer und Freund im gegenwärtigen Papste hinzuweisen, so ist die Frage nach der Bedeutung seiner außerkirchlichen Stellung zur Zeit nicht so ganz belanglos.

In Wahrheit ist diese Bedeutung des Papsttums, das schon durch seine jahrtausendalte geschichtliche Überlieferung eine der größten Kulturmächte verkörpert, gerade während des Weltkrieges in politischer und ethischer Hinsicht wesentlich gewachsen. Seit den ersten Kriegsmonaten unterhalten das neutrale Holland und vor allem England aus eigenem Antriebe Gesandte bei der Kurie. Letzteres nicht bloß in Rücksicht auf seine katholische Irenbevölkerung, auf die starke katholische Bevölkerung Kanadas und Australiens, sowie auf die ihm unterstehenden katholischen Missionen, sondern in klarer Erkenntnis der über den ganzen Erdkreis reichenden wichtigen Beziehungen des Vatikans; diesen, besonders während des Krieges, wirksam beeinflussen zu können, schien der Hauptmacht der Entente sehr wichtig zu sein!

Die Errichtung der holländischen Gesandtschaft begründete der Ministerpräsident Cort van der Linden mit den Worten: „Es gibt kein bedeutsameres politisches Zentrum, das im Interesse des Friedens Einfluß ausüben kann, als gerade der Vatikan. Der Papst gehört zu den Großmächten. Um der kranken Menschheit sobald als möglich den Frieden zu schenken, kann der Einfluß des Papstes von großer Bedeutung sein."

Kaum hatte Finnland seine Selbständigkeit erlangt, so suchte es durch Entsendung einer besonderen Abordnung, mit dem Heiligen Stuhl in dauernde amtliche Verbindung zu treten; dabei kommt dort auf 10000 Einwohner nur ein Katholik. Auch das ferne China, das nur einen halben Prozent Katholiken in

Digitized by Google

seiner Bevölkerung zählt, bemühte sich in gleicher Weise im August 1918, durch Errichtung einer Gesandtschaft mit dem Papst nähere Beziehungen zu gewinnen. Das lag nun nicht im Interesse der Orientpläne Frankreichs: es verhinderte die Ausführung der vatikanfreundlichen chinesischen Absichten in letzter Stunde. Dagegen gelang es den neu geschaffenen Randstaaten, diplomatischen Anschluß beim Vatikan zu finden, den Polen, Tschechen, Südslawen und auch den Letten. Das Bedürfnis nach einer diplomatischen Vertretung wurde zeitweilig auch Rumänien und Japan nachgesagt, es darf ferner bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika angenommen werden, schon auf Grund der Rücksichten, die Wilson in seiner Beantwortung der Friedensnote und durch seinen Besuch auf den Papst genommen hat.

Vor allem fühlte Frankreich das Bedürfnis nach einer bleibenden Wiederannäherung an die Kurie in zunehmend steigendem Maße, wegen seiner im Verlaufe des Krieges aktuell gewordenen Orientpolitik. Ein Gesetzentwurf über die Neuerrichtung einer Gesandtschaft beim Heiligen Stuhle ist von der französischen Regierung der Kammer vorgelegt worden, in der Erkenntnis der großen außenpolitischen Bedeutung korrekter diplomatischer Beziehungen zum Vatikan, die seit mehr als anderthalb Jahrzenten (seit Oktober 1904) abgebrochen waren.

Daß Benedikt seinerseits der Propaganda im Orient besondere Aufmerksamkeit zuwendet, — wie er auch die deutsch-katholischen Missionen unter seinen besonderen Schutz genommen hat — bewies er neuerdings durch die Einrichtung einer eigenen Kongregation für die orientalischen Kirchen und eines eigenen Propagandainstituts, wie er auch den Vorsitz für die Propaganda in Rußland übernommen hat.

Kein Wunder, daß sich bei einer derartigen Hebung des päpstlichen Ansehens an verschiedenen Stellen eine Bewegung gegen die Ausschließung des Papstes vom Völkerbund entwickelt, so in der Schweiz: Im März 1919 wurde der Antrag der Internationalen Katholischen Union auf Proklamierung des Wunsches, daß der Papst zur Mitwirkung im Völkerbund eingeladen werde, auf dem Internationalen Völkerbundskongreß zu Bern mit 13 gegen 8 Stimmen zum Beschluß erhoben. Und bei den vorbereitenden Beratungen über den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund im Herbste 1919 betonte der Präsident des Zivilgerichtshofes in Basel, daß der Widerstand der katholischen Schweizer gegen den Völkerbund hauptsächlich auf die ursprüngliche Übergehung des Vatikans zurückzuführen sei; als geistige Macht habe dieser einen Platz im Völkerbund zu beanspruchen!

Auch in England bilden sich unter diesem Gesichtspunkt Parteien für den Papst. Ende Januar 1920 hat die Vereinigung der Katholiken von Salford (Manchester) an Lloyd George und Robert Cecil einen Protest gegen den Ausschluß des Papstes von der Völkerliga gesandt, mit der Hervorhebung ihrer „Überzeugung, daß die Staaten wie die Individuen von moralischen Prinzipien beherrscht sein müssen und der Papst der universelle Ver-

Digitized by Google

treter der Prinzipien der Moral ist, und der Weltfriede die allgemeine Anerkennung dieser Wahrheiten verlangt".

Im Gegensatz zur Entente hatte die deutsche Regierung in ihrem Völkerbundsentwurf die Idee zum Ausdruck gebracht: „Dem Päpstlichen Stuhl bleibt der Eintritt in den Völkerbund vorbehalten." Noch deutlicher hatte sich nach dieser Richtung hin der dem Entwurf zugrunde liegende Vorschlag der Deutschen Gesellschaft für Völkerrecht ausgesprochen: „Der Päpstliche Stuhl wird eine seiner Bedeutung entsprechende Stellung im Völkerbund einnehmen."

Daß die deutsche Regierung ihrerseits das Papsttum als außerordentlich bedeutsamen Faktor für das Völkerleben schätze, ist im vergangenen Dezember in Berlin ausdrücklich wieder betont worden, anläßlich des Besuches des päpstlichen Nuntius Pacelli, der seinerseits die erneute Versicherung brachte, daß Benedikt XV. „dem deutschen Volke durchaus wohlgesinnt sei, wenn man auch bei seinem Eintreten für letzteres nicht vergessen dürfe, welch große Schwierigkeiten dabei zu überwinden seien".

Sie sind bedingt durch die vielfachen Rücksichten, die das Oberhaupt der katholischen Kirche, besonders unter den gegenwärtigen abnormen Verhältnissen, zu nehmen hat, und durch welche seine volle Handelnsfreiheit beeinträchtigt wird!

Dabei unantastbare Objektivität zu beobachten, sich von jeder rein politischen Frage freizuhalten, ist ein Grundsatz, den der Papst stets unverrückbar festzuhalten sucht; energisch ist an diesen Grundsatz erinnert worden in dem kürzlich verkündeten Dementi gegen die Unterschiebung, „daß der Heilige Stuhl eine Vorliebe für die Trennung Bayerns vom Deutschen Reiche habe". —

Man erinnere sich hier des Klagerufes, den in der ersten Berliner Sitzung der Nationalversammlung am 12. Mai 1919, als diese zu dem eben bekannt gewordenen Versailler Gewaltfrieden Stellung genommen hatte, der Präsident Fehrenbach eindrucksvoll in sein Schlußwort einflocht: „Wo bleiben die Vertreter der Religion? Gibt es in den feindlichen Ländern keinen Bischof mehr, keine fromme Frau, die hinausruft in die feindliche Welt, daß dies kein Friede einer christlichen Ära ist... Wo sind in den feindlichen Ländern die Vertreter des Rechts, das mit uns geboren ist?" ...

Jenes Sehnen hat, mindestens bis zu einem gewissen Grade, seine Erfüllung gefunden!

In dieser Welt des Hasses und der Feindschaft tritt uns die Persönlichkeit des Pontifex als wirklicher Menschlichkeitsapostel in wohltuender Unparteilichkeit entgegen!

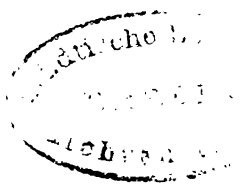
Digitized by Google

Finnland

Eine wirtschaftsgeographische Studie

Von

Prof. Dr. Münch (Darmstadt)



Der junge finnische Staat umfaßt rund 377000 Quadratkilometer und hatte gegen Ende des Weltkrieges etwa $3^1/_2$ Millionen Einwohner. Seine Größe übertrifft also die des ehemaligen Königreichs Preußen nicht unerheblich, während die Einwohnerzahl noch nicht diejenige von Baden und Hessen zusammengenommen erreicht. Diese geringe Volksdichte erklärt sich einmal aus der polaren Lage des Landes, zwischen 60 und 70 Grad nördlicher Breite, andererseits aus der Bodenbeschaffenheit. Sind doch etwa ein Drittel des Landes mit Seen und Sümpfen bedeckt. Die Finnen selbst nennen ihr Land Suomi, d. h. Sumpfland. Die vielen Seen haben Finnland auch den Namen „Land der tausend Seen" eingetragen, ein etwas bescheidener Ausdruck, denn in Wirklichkeit sind es nicht Tausend, sondern Hunderttausende von Seen, die zwischen die, mit sehr ausgedehnten Nadel- und Birkenwäldern bedeckten Moränenhügel gebettet sind und dem Lande seinen reizvollen Charakter verleihen.

Diese zahllosen Seen, wie überhaupt die ganze Oberflächengestalt Finnlands, stehen in innigstem Zusammenhang mit der ehemaligen Vereisung zur Diluvialzeit. Die abgerundeten Hügel und flachen Landrücken, fast durchweg aus archäischem Granit aufgebaut, sind weiter nichts als die Moränen des Inlandeises, das Finnland als einen Teil des sogenannten Baltischen Schildes bedeckte. Nur im Süden bilden diese Moränen geschlossene Wälle und umschnüren die Seenplatte in doppeltem Kreisbogen gegen den Finnischen Meerbusen hin. Geschlossene Gebirgszüge von größerer Höhe sind nirgends vorhanden, außer in dem fingerförmigen Ansatz zwischen Schweden und Norwegen im äußersten Nordwesten, wo der Halditschokko als Grenzwächter, nur 30 Kilometer vom Lyngenfjord, auf 1254 Meter ansteigt. Sonst erreicht das Land im Norden nur in vereinzelten kahlen Bergen Höhen von mehreren hundert Metern. Das eigentliche Finnland, die finnische Seenplatte, deren Mittelpunkt etwa Kuopio darstellt, ist eine niedrige, hügelreiche Granitplatte mit einer durchschnittlichen Höhe von 150 Meter. Trotz der geringen Höhenunterschiede bilden die Flüsse zahlreiche Schnellen und Fälle, denn sie hatten seit der letzten Vereisung und bei dem harten Boden nicht genügend Zeit, die Unebenheiten ihres Bettes wirksam auszugleichen. Am bekanntesten sind die Imatrafälle des Wuoksen, der den großen Saimasee nach dem Ladogasee entwässert. Hier wurde durch den Saimakanal ein künstlicher Wasserweg zur Ostsee bei Wiborg geschaffen. Viele wasserreiche Flüsse eilen zwischen ausgedehnten Morästen zum Bottnischen Meerbusen, so der Kumo, der Kyro

Digitized by Google

und der Uleå. Der größte von allen, der Torneå, bildet die Grenze gegen das benachbarte Schweden. An ihren Mündungen haben sich eine Reihe von bedeutenden Häfen entwickelt, wie Björneborg, Kristianstad, Wasa, Uleaborg und das besonders im Weltkriege aufgeblühte Torneå am Nordende des Bottnischen Meerbusens.

Die zahllosen Seen und die tosenden Flüsse bilden zwar oft ein ernstliches Verkehrshindernis für Bahnen und Straßen, stellen aber auch, verbunden mit den riesigen Wäldern, den Hauptreichtum Finnlands dar. Wird doch die Zahl der Pferdekräfte, die aus den Gewässern nutzbar gemacht werden könnten, auf drei Millionen geschätzt, und erst 150000 wurden bis vor kurzem ausgenutzt. Gestützt auf diese reichen Wasserkräfte hat sich die finnische Industrie mit Hilfe britischer Kohle erstaunlich rasch entwickelt, in erster Linie die Holzindustrie. Daneben machten auch die Papierfabrikation, Spinnerei und Tuchfabrikation bedeutende Fortschritte, und die Stadt Tammerfors im Innern wurde zum finnischen Manchester. Brauereien, Zuckerraffinerien und Tabakfabriken treten dagegen in den Hintergrund. Großbetrieb herrscht jedenfalls nur bei den Sägewerken, Holzschleifereien, Zellstoff- und ähnlichen Fabriken. Die Möglichkeiten der Entwicklung sind hier sehr groß, denn der größte Teil der riesigen, meist staatlichen Wälder, besonders im Norden, ist noch kaum auszunutzen begonnen worden. Der Grund hierfür liegt in der Schwierigkeit des Transports und dem Mangel an Verkehrsmitteln; nur in der Nähe des Bottnischen Meerbusens ist es in der Hinsicht besser.

Neben der Industrie treten Bergbau und Landwirtschaft ganz zurück, und nur die Viehzucht und der überseeische Handel haben Bedeutung. An Bodenschätzen besitzt das Land außer dem harten Granit, der sich vorzüglich zu Bauzwecken eignet, Eisen, Kupfer, Zinn und auch Gold, aber die Vorkommen erscheinen bisher, zum Teil auch aus Transportschwierigkeiten, nicht abbauwürdig. Die besten Kupfer- und Zinngruben finden sich am Nordufer des gewaltigen Ladoga, bei Pitkäranta, und am großen Enaresee, ganz im Norden, wo Goldwäscherei betrieben wird, scheinen größere Erzlager vorhanden. Die geringe Bedeutung der Landwirtschaft ist bei der nordischen Lage des Landes nicht weiter verwunderlich. Sind doch die Alandsinseln am Eingang zum Bottnischen Meerbusen etwa vier Monate im Jahr durch eine feste Eisbrücke mit den beiden benachbarten Festländern verbunden, und das Eis der Seen und Flüsse beginnt oft erst Ende Mai aufzugehen. Zudem liegt der Boden mindestens ein halbes Jahr unter einer mächtigen Schneedecke vergraben, und fast ein Viertel des Landes im Norden zeigt das Schauspiel der Mitternachtssonne. Abgesehen von den zahllosen Seen und Flüssen sind ja auch 60 Prozent der gesamten Landfläche von Wäldern bedeckt, wo soll da Raum für eine ausgedehnte Landwirtschaft herkommen? Trotzdem werden Roggen und Kartoffel noch bis zum Polarkreis angebaut, und die Gerste geht sogar darüber hinaus. Finnland ist nämlich trotz seiner hohen arktischen Lage klimatisch ähnlich begünstigt wie Norwegen. Das kommt nicht etwa

Digitized by Google

durch den Golfstrom, der hier nicht mehr wirken kann, sondern durch das Vorherrschen südwestlicher Winde. Infolgedessen ist die Sonnenbestrahlung während der lichten Sommermonate stark genug, um das Getreide bis 66 Grad nördlicher Breite zur Reife zu bringen, und selbst in Kajana beim Ulleasee zeigt das Thermometer im Juli durchschnittlich 15 Grad. Natürlich reichen trotz dieser vergleichsweise günstigen Verhältnisse die Erträge der Landwirtschaft nicht entfernt aus, um die ansässige Bevölkerung zu ernähren, und es mußte früher jährlich für ungefähr 80 Millionen Mark Getreide eingeführt werden, und zwar aus Rußland. Nur Hafer wurde in kleinen Mengen nach England ausgeführt. Viel größere Bedeutung als der Ackerbau erlangte die Viehzucht, besonders Rinder-, Pferde- und Schafzucht. Im Jahre 1915 wurden allein für über 34 Millionen Mark Butter, wieder meist nach England, ausgeführt. Durch den Weltkrieg hat der Viehstand, bei der Kürze des Feldzugs, fast gar nicht gelitten, und die geringen Verluste sind schon 1919 mehr als ausgeglichen worden.

Sehr ins Gewicht fällt bei dem Überseehandel die verhältnismäßig große finnische Handelsflotte, die mit ihren annähernd 500000 Tonnen Rauminhalt die gesamte russische Ostseeflotte um mehr als das Doppelte übertraf und an ihrer Felsenküste ausgezeichnete geschützte Häfen mit einer sehr seetüchtigen Bevölkerung besitzt. Alles gewerbliche Leben drängt sich an der Süd- und Südwestküste zusammen, wo das Land in eine Menge von Halbinseln und unzählige Inseln, die sogenannten Schären, aufgelöst ist und das Fahrwasser äußerst schwierig macht. Gerade dieser Umstand erzog die Bewohner zu tüchtigen Schiffern und Fischern, und das finnische Lotsenwesen war von jeher berühmt. Die stärkste Auflösung des Festlandes findet sich an der Südwestspitze bei der schmalen Halbinsel von Hangö. Hier hatten die Russen einen großen Kriegs- und Handelshafen im Bau, dessen kostspielige Anlagen bekanntlich gleich zu Anfang des Weltkriegs durch einen kopflosen russischen Offizier in die Luft gesprengt wurden. Das nahe Abo war früher die Landeshauptstadt. Hier erbaute der König Erich der Heilige 1157 ein Schloß im Meere, um das von ihm eroberte Gebiet zu schützen. Dieses alte Schloß liegt jetzt ganz im Trockenen, ein Beweis dafür, daß sich die Küste gehoben hat, wofür auch sonst mehrfache Anzeichen vorhanden sind. Von dem nahen, als Ort des Friedensschlusses im Nordischen Krieg bekannten Nystad gehen die Kabel nach den Alandsinseln und Schweden hinüber. Die Alandsgruppe umfaßt mehrere hundert Inseln, von denen etwa 80 bewohnt sind; die meisten sind ganz klein. Bei der Hauptinsel Aland kämpfte während des Krimkrieges eine englische Flotte mit französischen Landungstruppen die dort von den Russen errichtete Festung Bomarsund nieder. Die Inseln waren also damals schon befestigt, und Rußland gab auch nach dem Krimkrieg den Plan einer Befestigung nie auf, denn die Alandsinseln können den Bottnischen Meerbusen vollkommen absperren und das nahe Stockholm beherrschen. England legte aber diesen Plänen jedesmal Hindernisse in den Weg, und noch 1908

Digitized by Google

scheiterte ein russischer Versuch an seinem Widerspruche. Im Weltkrieg endlich schwanden jede Rücksichten, und es wurden umfangreiche Befestigungen durch Rußland aufgeführt, die jetzt allerdings wohl der Zerstörung anheimfallen. Die Bevölkerung der Inseln besteht übrigens ganz aus schwedischen Fischern, die gerne den Wiederanschluß an das Mutterland vollzögen.

Stark befestigt ist auch die schöne Hauptstadt Helsingfors durch die Festung Sweaborg, die 1855 ebenfalls durch eine franko-britische Flotte zerstört worden war. Auch Wiborg an der Mündung des Saimakanals ist befestigt. Das prächtige Helsingfors hat sich zur modernen Großstadt mit annähernd 200000 Einwohnern entwickelt und besitzt eine von mehr als 3000 finnischen und schwedischen Studenten besuchte Universität. Alle anderen Städte sind klein. Sehr im Aufblühen begriffen waren die Holzhäfen am Bottnischen Meerbusen: Björneborg, Wasa, Uleåborg und Torneå, die mit der Hauptstadt und Wiborg über Tammerfors durch eine Bahn verbunden sind. In das Innere führt von Süden aus, sich zwischen den Seen durchwindend, nur eine Bahn, nach Kuopio und Kajana. Die meisten Schienenwege trifft man im Süden, in der Nähe der Küste. Am Ende des Weltkrieges waren im ganzen etwas über 4000 Kilometer Eisenbahnen vorhanden. Teilweise ersetzt werden sie durch die ausgedehnten Binnenseen, die in vier größeren Systemen zusammenhängen und von mehr als 30000 Fahrzeugen belebt sind. Doch fehlt ihnen, wie schon erwähnt, eine gute Verbindung mit der Küste.

Der Sprache und Abstammung nach sind die meisten Bewohner des Landes Finnen, die in den ersten Jahrhunderten n. Chr. von Südosten her einwanderten. Am südlichen Ufer des Finnischen Meerbusens saßen schon damals die finnischen Stämme der Esten, Liven und Kuren. Schon sehr früh begannen die schwedischen Könige ihre Hand auf Finnland zu legen, ihre Eroberungszüge setzten um das Jahr 1000 ein und endeten mit der völligen Unterwerfung des Nachbarlandes am Ausgang des 13. Jahrhunderts. Die schwedische Herrschaft war für Finnland von großem Segen, sie brachte ihm eine gute Verwaltung, tüchtige Beamte, eine geordnete Rechtspflege und vor allen Dingen ein ausgezeichnetes Bildungswesen. Freilich wurde Finnland auch in die vielen Kriege Schwedens, besonders mit Rußland, verwickelt, bis es 1809 tatsächlich an Rußland fiel unter Wahrung einer gewissen Selbständigkeit. Wie das finnische Volk zuletzt mit Gewalt russifiziert werden sollte, und wie es sich mit deutscher Hilfe von der bolschewistischen Welle befreite, ist noch frisch im Gedächtnis. Das Land war jedenfalls nur ganz kurz Kriegsschauplatz und ist nach dem Kriege sehr rasch wieder zur Ruhe und Ordnung gekommen. Etwa 90 Prozent der Bevölkerung sprechen finnisch, gut 10 Prozent sind Schweden, deren geistiger Einfluß naturgemäß sehr groß ist. Daneben erfreuen sich deutsche Sprache, Literatur und Wissenschaft besonderer Wertschätzung, wie vielleicht in keinem anderen Lande, und jeder gebildete Finnländer kennt das Deutsche oder sucht es zu lernen. So angenehm diese Kunde klingt, muß man doch warnen vor Überschätzung dieser ideellen Werte; dazu

Digitized by Google

ist die Zahl der Menschen viel zu unbedeutend. Wohl aber könnte uns Finnland von seinen bedeutenden Überschüssen an Holz, Papier und Butter etwas ablassen, wenn auch hier die zu erwartenden Mengen unseren riesigen Bedarf nicht entfernt zu decken vermögen. Immerhin wertete die finnische Holzausfuhr im Jahre 1913 175 Millionen Mark. Finnland braucht vor allen Dingen Kohlen und Maschinen für seine aufblühende Industrie, und beides könnte Deutschland liefern.

Jedenfalls ist die jüngste Entwicklung des finnischen Wirtschaftslebens geradezu erstaunlich. Mit dem Aufhören der militärischen Operationen setzte eine sprunghafte Aufwärtsbewegung im Außenhandel ein (siehe „Technik und Wirtschaft", 12. Jahrgang, 1919, S. 871—874). Die Zollbeträge werteten vom Januar bis August 1914 in Finnmark (= 0,81 n. Goldwert) 35,6 Millionen und hielten sich in den folgenden beiden Jahren fast auf gleicher Höhe. 1917 erfolgte ein Rückgang auf 21,1 Millionen, und 1918 war der Tiefstand mit 8,9 Millionen erreicht. Diese Summe schnellte aber in der gleichen Zeit von 1919 auf 131,7 Millionen empor! Die Gründe für diese ungeheure Steigerung liegen auf der Hand. Vor allem ist Rußland aus der Handelsbilanz ausgeschieden und Finnland bei der Deckung seines starken Bedarfs ganz auf die Einfuhr vom Meere her angewiesen. Diese Einfuhr soll nach Stockholmer Meldungen im August 1919 die Ausfuhr sogar um eine Milliarde Finnmark übertroffen haben. Vor allem spielt hier die starke Nahrungsmitteleinfuhr eine große Rolle. Ähnlich neu liegen die Dinge bei der finnischen Ausfuhr. Finnland konnte früher bei den niedrigen Zöllen und seiner besseren Organisation seine Fabrikwaren auf dem nahen russischen Markte gut absetzen und Holz, Holzstoff, Pappe, Papier und Butter in gewichtigen Mengen dem Welthandel zuführen; es war also mehr oder minder abhängig von Rußland, England, Deutschland, Schweden und Dänemark. Heute ist das anders geworden. Finnland ist völlig selbständig, wie politisch, so auch wirtschaftlich, hat aber den Verkehr mit Rußland vorläufig verloren. Gegen die industriell so überlegene Entente sucht sich der junge finnische Staat durch Schutzzölle, Ein- und Ausfuhrverbote usw. zu behaupten. Die freie Ausfuhr von Nahrungsmitteln, außer Fischen und Beeren, ist z. B. verboten. Die Preise für Holz, Zellstoff und Holzwaren sind natürlich stark gestiegen und waren gegen Ende des vergangenen Jahres viermal so hoch wie vor dem Kriege. Bedenklich ist für Finnland vor allem die Kohlennot, da die Ausnutzung der reichen Wasserkräfte noch nicht genügend weit vorgeschritten ist und viele Fabriken noch mit Kohlen arbeiten. Vor dem Kriege wurden jährlich 300000 Tonnen eingeführt, im Anfang 1919 fast gar nichts. Dagegen sind die Arbeitsverhältnisse trotz immer wieder aufflackernder bolschewistischer Propaganda recht günstig und Streike selten; es wird täglich acht Stunden gearbeitet. Bemerkenswert ist allenthalben die starke Unternehmungslust und das Zusammenschließen in große mächtige Verbände, z. B. in der Metallindustrie. Mit Deutschland, dessen militärische Hilfe unvergessen bleibt, möchte

Digitized by Google

man wohl wieder anknüpfen und der „Deutsch-finnische Verein zur Pflege und Förderung der Handelsbeziehungen" verfolgt dieses Ziel unentwegt, aber vorerst fehlen noch die geeigneten Vorbedingungen. Abgesehen von unserer zerrütteten Lage sind auch die finnischen Finanzen stark heruntergekommen. Der junge Staat hilft sich mit Papiergeld und Anleihen, und die Ausgaben sind nach dem Voranschlag für 1919 auf mehr als das Siebenfache gegen 1913 gestiegen (1578 Millionen gegen 212 Millionen Finnmark). Der Staat hat durch seine neue Selbständigkeit auch mehr Ausgaben. Die militärischen Ausgaben waren z. B. unter russischer Oberhoheit gleich Null, jetzt betragen sie 250 Millionen. Finnland nahm deshalb Verhandlungen mit England wegen einer Anleihe auf. Es scheint aber, daß Großbritannien zu viel Entgegenkommen in wirtschaftlicher Hinsicht verlangt hat, denn die Verhandlungen wurden von der finnischen Regierung wieder abgebrochen. Man verhandelt jetzt mit Frankreich und Amerika, mit welchem Ergebnis, bleibt abzuwarten (März 1920). Es wäre sehr zu wünschen, daß Deutschland bald wieder produzierte und die alten Handelsbeziehungen zu Finnland wieder aufnähme. Wir werden mit offenen Armen aufgenommen, dessen kann man sicher sein, aber Eile tut not!

Getreidezwangswirtschaft?

Von

Dr. Erich Melsbach (Berlin)

Ja! Getreidezwangswirtschaft! Indem ich dies schreibe, höre ich fast das „Kreuzige!" der ungezählten Vielen, denen seit Jahr und Tag eingehämmert ist, daß sie es fast als Glaubensbekenntnis empfinden: Fort mit der Zwangswirtschaft, nur ihr Weiterbestehen hindert uns daran, aus Hunger und Mangel am Notwendigsten befreit zu werden!

Gewiß: die Wirtschaft an sich muß frei sein. Denn freie Wirtschaft allein ist in unzähligen Fällen die Grundlage eines Fortschritts und jeder Fortschritt wird unter ihrer Herrschaft rascher erfaßt und verwirklicht. Freie Wirtschaft wird sich auch stets, wenn sie gerechtfertigt ist, selbst durchsetzen. Der nach Erfolg und Gewinn zielende Egoismus ist ein so unwiderstehlich und elementar sich äußernder Naturtrieb des Menschen, daß er jeglicher Zwangsmaßregeln spottet und nur in dem klaren Bewußtsein des Menschen seine Begrenzung findet, die weitere Betätigung dieses Naturtriebes werde — egoistisch oder altruistisch gedacht — zu ihm selbst unerwünschten Ergebnissen führen. Freie Wirtschaft endlich macht das Wirtschaftsleben erst lebenswert. Das ist auch der tiefere Sinn des Navigare necesse est, vivere non est.

Aber man schadet den Interessen der freien Wirtschaft, wenn man ihre Grenzen nicht klar erkennt und nicht offen dafür eintritt, daß ihre Beschränkung zielbewußt durchgeführt wird, wo für sie kein Platz ist, d. h. wenn die von

Digitized by Google

ihr zu erwartenden Schädigungen des Volkswohls die schweren Nachteile einer jeden Beschränkung überwiegen. Darum handelt es sich bei der Getreidewirtschaft. Ich will die Erörterung ihres Problems nicht mit dem Für und Wider des Kampfes um die öffentliche Wirtschaft auf anderen Gebieten belasten. Allerdings kann, wie die Bewirtschaftung des Brotgetreides und der Gerste aus der Ernte 1919 durch die von den Fachleuten widerratene teilweise Freigabe des Hafers auf das ungünstigste beeinflußt worden ist, auch die Bewirtschaftung des Getreides (wieder einschließlich des Hafers) aus der Ernte 1920 nach Art und Erfolg nicht unabhängig von der Bewirtschaftung oder Nichtbewirtschaftung anderer landwirtschaftlicher Erzeugnisse, insbesondere der Kartoffeln, erfolgen. Aber es kommen hier besondere Gesichtspunkte in Betracht und es mag deshalb genügen, darauf hingewiesen zu haben, daß dieser Zusammenhang berücksichtigt werden muß. Das Problem der Getreidebewirtschaftung liegt völlig klar: *Nie ist die gebundene Getreidewirtschaft notwendiger gewesen als jetzt* und nie deshalb auch dringlicher die Forderung, daß das *Bewußtsein von dieser Notwendigkeit* die Bevölkerung durchdringe.

I. Ich stelle das letztere in den Vordergrund. Denn es scheint mir nicht in seiner ganzen Bedeutung bisher erkannt zu sein: Ist die Zwangswirtschaft notwendig, so gilt für sie, daß jede Notwendigkeit staatlichen Lebens sich ohne Gewalt und Zwang — und selbst dann nicht immer — nur in die Wirklichkeit umsetzen läßt, wenn die Überzeugung davon den beteiligten Volkskreisen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Daß dies seit langem und in außerordentlicher Verschärfung seit dem Zusammenbruch im November 1918 hinsichtlich der Getreidezwangswirtschaft nicht mehr der Fall war, darin sehe ich den entscheidenden Grund für ihr schrittweises Versagen. Denn auch alle die Sondererscheinungen, die als unmittelbare Ursachen gelten müssen, Schleichhandel, ungenügende Maßnahmen der Kommunalverbände usw., lassen sich zuletzt auf die Formel bringen, daß irgendwo, bei Erzeugern, Verbrauchern, Müllern, Kommissionären, Behörden diese Überzeugung von der Notwendigkeit der gebundenen Getreidewirtschaft gefehlt hat. Selbst für die Preispolitik gilt das, insofern man von den teilweise guten Einnahmen der Landwirtschaft während des Krieges und der Höhe der Schleichhandelpreise auf das Ausreichen der Preise für die von der Zwangswirtschaft tatsächlich erfaßten, nicht im Schleichhandel verschwundenen Mengen schloß.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß in der Reichsgetreidestelle selbst seit länger als Jahresfrist bis in die letzte Zeit diese Unsicherheit, ob Zwangswirtschaft oder ob keine Zwangswirtschaft, manchen der tätigsten Angestellten, gerade der leitenden Posten, veranlaßt hat, seine Tätigkeit dort aufzugeben, um rechtzeitig den Anschluß an den freien Handel zu gewinnen. Es gehörte für die verantwortlichen Stellen ein erhebliches Maß von Überzeugungstreue in den aus dem Einblick in die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge gewonnenen Ansichten dazu, unbeirrt durch die Stimmen des immer mehr anschwellenden Chores der Gegner, in die sich feindliche Äußerungen gegen den ominösen

Digitized by Google

Begriff der Kriegsgesellschaften mischten, den Satz von der Notwendigkeit der gebundenen Wirtschaft zu vertreten und in die Praxis umzusetzen.

Die Gründe dieses Verblassens der Idee der Zwangswirtschaft als einer volkswirtschaftlichen Notwendigkeit? Es ist psychologisch nicht uninteressant, dem nachzuspüren. Daß die Gegnerschaft aller derer von vornherein bestand, deren freie Entschließung durch die Rationierung beeinträchtigt wurde, ist menschlich verständlich. Um so mehr muß anerkannt werden, daß die Überzeugung von der Notwendigkeit der Getreidebewirtschaftung die Durchführung der Rationierung im Kriege ermöglicht hat und der Schleichhandel lange ohne einschneidende Bedeutung geblieben ist. Das Verdienst gebührt in erster Linie den Erzeugern. Noch heute lebt der größere Teil der Bevölkerung im Rahmen der Rationierung. Wehe, wenn das nicht mehr durchzuführen wäre! Jene Gegnerschaft, vor allem dem Erzeuger, blieb latent. Sie wurde dadurch naturgemäß nicht geringer, daß Mißgriffe vorkamen, wie sie bei jeder Improvisation — das war die gebundene Wirtschaft im Kriege — unvermeidlich sind. Wenn sie während des Krieges zunächst weniger in die Erscheinung trat, so war der Grund der, daß man die Zwangswirtschaft als begrenzt durch die Kriegsdauer ansah. (Dies ging so weit, daß noch heute eine Reihe von Kommunalverbänden die zu ihrer Durchführung erforderliche Organisation nur sehr unvollkommen oder gar nur auf dem Papier besitzen.) Es führte andererseits naturgemäß dazu, daß mit der tatsächlichen Beendigung des Krieges man auch das Ende der gebundenen Wirtschaft als gekommen ansah. Der Teil der landwirtschaftlichen Bevölkerung vor allem, der aus dem Felde zurückkehrte, stand der Getreidebewirtschaftung grundsätzlich widerstrebend gegenüber. Hier war die Ursache das mangelnde Verständnis für den ungewohnten Zwang und das Bedürfnis, nicht mehr von Fesseln irgendwelcher Art behindert zu sein. In der gleichen Richtung wirkte die Ablehnung der politischen Umwälzung seitens der landwirtschaftlichen Bevölkerung, deren Tradition und gefühls- und verstandesmäßige Überlegung sich in tiefgreifendem Gegensatz zu den Tendenzen befand, die über Nacht die herrschenden geworden waren und deren Träger in der Regierung die Zwangswirtschaft — betont — fortführten. Entscheidend aber war: Man wollte den freien Handel. Man sah einerseits, daß unter der Herrschaft der Zwangswirtschaft (mangels Düngemittel, Maschinen, Arbeitskräfte usw.) in gewisser Hinsicht Raubbau getrieben, immer extensiver gewirtschaftet und die Anbaufläche verringert worden war, und machte die Zwangswirtschaft dafür verantwortlich. Man wollte andererseits an der Preisbewegung, die alle Gegenstände des freien Handels ergriffen hatte, teilnehmen und sah sich darin durch die Zwangswirtschaft behindert.

Zunächst das letztere: Es ist nur natürlich, daß das „Gründerfieber", das wie nach jedem Kriege jetzt das Wirtschaftsleben erfaßt hat, seine Wirkungen auch auf die Psyche einer Bevölkerungsschicht äußert, die sonst wie kaum eine andere der Natur der Dinge nach am Hergebrachten hängt und dem

Digitized by Google

Materialismus als Weltanschauung fernsteht. Aber die Stimmen in der Landwirtschaft selbst, die das erkannten und ihm entgegentraten, sind nie verstummt und mehren sich gerade in der letzten Zeit. Sache einer klugen Preispolitik würde es sein, auch hier ein Sicherheitsventil zu schaffen: Auch das Allzumenschliche ist menschlich und man tut gut, mit ihm zu rechnen!

Viel schwerwiegender ist der zweite Gesichtspunkt. Die Verringerung der Anbaufläche und des relativen Ertrages unter der bisherigen Zwangsbewirtschaftung sind Tatsachen, die sich nicht hinwegleugnen lassen. Welches sind die Ursachen? Einmal, daß die absolut vorhandenen Düngemittel, Maschinen und Arbeitskräfte dem Bedarf nicht entsprachen. Dann aber, daß die Preisgestaltung der landwirtschaftlichen Produkte nicht Schritt hielt mit der Verteuerung der Produktion, so daß die gezahlten Preise vielfach zuletzt nicht einmal die Produktionskosten deckten, geschweige die möglichen Anschaffungen von Düngemitteln, Einstellungen von Arbeitskräften usw. gestatteten und dem Erzeuger den Gewinn ließen, der ihm billigerweise bleiben mußte und einen Anreiz zu produzieren bedeutete. Beides nennen, heißt zugleich die Möglichkeiten der Abhilfe klarlegen. Die Idee der Zwangswirtschaft ist daran nicht beteiligt. Aber damit sind die Gründe nicht erschöpft: Die Anbaufläche wurde geringer, die Bebauung extensiv, auch, weil der Erzeuger des Zwanges müde war, weil er die Überzeugung von der Notwendigkeit der Zwangswirtschaft für die Erhaltung und das Gedeihen der Volksgemeinschaft verloren hatte, mit deren Geschick auch das seine untrennbar verbunden ist. Es deckte sich also dieser Grund des Rückganges des absoluten und relativen Ertrags mit der Wirkung des Rückganges, insofern der Rückgang den Wunsch nach freier Wirtschaft weckte und dieser wieder den noch vorhandenen Kontakt mit der Idee der Zwangswirtschaft ungünstig beeinflußte.

Es leuchtet deshalb ein, welches entscheidende Gewicht auf das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Getreidebewirtschaftung in der Bevölkerung, vor allem der Erzeugenden, die die Verbrauchenden am wirksamsten zur Selbstzucht und Sparsamkeit zu erziehen vermag, zu legen ist. Gelingt es, diese Überzeugung wieder in die Bevölkerung zu tragen, so ist mir um die Durchführung der gebundenen Wirtschaft nicht bange: Wird die Erzeugung von Düngemitteln und Maschinen gefördert, wird das Arbeitsverhältnis zwischen Erzeuger und landwirtschaftlichem Arbeiter auf eine gesunde Grundlage gestellt und reibungslos gestaltet, werden die Preise für die Erzeugnisse so bemessen, daß der Landwirt Düngemittel, Maschinen, Werkzeuge und Arbeitskräfte bezahlen, seinen Lebensunterhalt bestreiten und Rücklagen machen kann, so werden unter jener Voraussetzung der Durchführung der Zwangswirtschaft mit Sicherheit keine Schwierigkeiten im Wege stehen. Denn ihre ursprünglich improvisierte Organisation in der Reichsgetreidestelle und den ihr nachgeordneten Organen ist im Lauf der Jahre bis in die letzte Zeit hinein immer durchdachter ausgebaut worden. Sie wird nicht versagen. Noch vorhandene Mißstände lassen sich beseitigen, vereinzelte Mißgriffe vermeiden.

Digitized by Google

Ich werde darauf noch zurückkommen. Daß ihre Arbeit in den letzten Jahren nicht den erwünschten Erfolg gehabt, liegt nur insoweit an ihr selbst, als ihre Arbeit durch die lähmende Ungewißheit über das Geschick der Getreidezwangswirtschaft beeinflußt worden ist, was sich auch in der Fluktuation des Personals geäußert hat, mit dem überdies Arbeitsstreitigkeiten sich nicht ganz haben vermeiden lassen.

II. Aber ist die Getreidezwangswirtschaft eine Notwendigkeit? Ihre Gegner — nicht nur in der Landwirtschaft, sondern auch sonst — sind so zahlreich und sie vertreten mit solcher Leidenschaft und Überzeugungstreue ihre Ansicht, die Gebundenheit der Wirtschaft sei nicht nur nicht nötig, sondern schlechterdings an dem Jammer unserer Ernährungsschwierigkeiten schuld, daß manchen Verfechter ihrer Idee die Versuchung überkam, sich von ihr abzukehren, und mancher ihr auch wirklich untreu geworden ist.

Aber demgegenüber ist das Gewicht der autoritativen Stimmen, vor allem der Körperschaften, die sich von Amts wegen mit der Frage befaßt und die Notwendigkeit bejaht haben, so schwerwiegend, daß man schon ihretwegen doch immer wieder zu dem Ergebnis kommt, ohne die öffentliche Bewirtschaftung jedenfalls kann das Problem der Getreidewirtschaft nicht gelöst werden. So hat sich der Hauptausschuß des Deutschen Städtetages, der zur Beratung der Ernährungsfrage am 28. Januar 1920 zusammengetreten war, zu einer Entschließung bekennen müssen, es sei zur Sicherstellung der Ernährung der städtischen Bevölkerung geboten, daß den Städten auch weiterhin die Hauptnahrungsmittel durch geordnete öffentliche Bewirtschaftung zugeführt würden. Die „Kommission zur Erzeugungsförderung beim Preußischen Landwirtschaftsministerium" hat in ihren im Januar erstatteten Vorschlägen ausdrücklich die Freigabe von Getreide und Milch schlechthin widerraten, wenn sie auch ein Drittel des derzeitigen Ertrages mit 2,7 Millionen Tonnen Getreide den Erzeugern zur freien Verfügung überlassen wollte. Die Beratungen des Wirtschaftsrats beim Reichswirtschaftsministerium endlich, die durch die Sorge einer Ernährungskatastrophe und unmittelbar durch das Vorgehen des Reichsausschusses der deutschen Landwirtschaft veranlaßt wurden, der Lieferungsverträge zwischen Erzeugern und Verbrauchern vorschlug, haben im Februar zu dem Beschlusse geführt, daß die gebundene Wirtschaft sowohl für Getreide wie auch für Kartoffeln auch für die Ernte 1920 beizubehalten und der für die Ernte 1919 im wesentlichen freigegebene Hafer wieder in sie einzubeziehen sei. Und es ist wohl kein Zufall, daß nach verschiedenen Zeitungsnachrichten die italienische Regierung sich wieder zur Rationierung der notwendigsten Gegenstände entschlossen und die landwirtschaftliche Gruppe des französischen Senats den Antrag eingebracht hat, die Brotkarte in Frankreich wieder einzuführen.

Fast noch charakteristischer ist, daß man in den Meinungsäußerungen der Gegner der Zwangswirtschaft durchweg das Eingehen darauf vermißt, weshalb man im Kriege — und nicht nur in Deutschland, sondern in den meisten von dem Kriege in Mitleidenschaft gezogenen Staaten — zur Zwangswirtschaft

Digitized by Google

gekommen ist, und ferner den schlüssigen Nachweis, daß die öffentliche Bewirtschaftung entbehrt werden kann.

Das Problem ist sehr einfach. So einfach, daß man seine ganz unkomplizierten Elemente offensichtlich übersieht.

Die Grundlage jeden freien Handels ist, daß das Angebot die Nachfrage decken kann.

Kann es das nicht, so wird der Kreis derjenigen, deren Nachfrage befriedigt werden kann, automatisch eingeschnürt und auf die beschränkt, die die gehandelten Gegenstände bezahlen können. Solange es sich hierbei nicht um lebensnotwendige Dinge handelt und die durch das Zahlungsvermögen bedingte Exklusivität des Kreises der Käufer keine irgend schädlichen Wirkungen auf das Volksganze hervorruft, ist auch dann kein Anlaß gegeben, den freien Handel einzuschränken.

Die Lebensnotdurft läßt aber eine solche durch ungenügendes Angebot hervorgerufene Beschränkung nicht zu.

Für unsere einheimische Getreideproduktion trifft dieses Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage zu. Sie gestattet uns nur, uns mit überlegter Sparsamkeit knapp zu ernähren. Sie verbietet jedes behagliche Vergeuden aus Bequemlichkeit, jedes Schaffen von Rücklagen, jedes Hamstern, geschweige jede Ausfuhr. Das alles würde der freie Handel denen erlauben, die das nötige Geld dazu aufbrächten. Doch müßten die anderen dann notwendig ganz oder teilweise leer ausgehen.

Eine Ergänzung der einheimischen Produktion durch Einfuhr war während des Krieges durch die Blockade unmöglich. Heute ist sie es durch die Preisbildung auf dem Auslandsmarkt: Das im Januar aus Argentinien bezogene Getreide kostete 5000—5400 Mark die Tonne, und es würde bei einem Preise von 275 holländischen Gulden, setzt man die Devise Holland 100 Gulden = rund 2325 Mark, die Tonne aus Holland bezogenen Weizens auf 6393,75 Mark zu stehen kommen. Demgegenüber zahlen wir zur Zeit für die Tonne Getreide der Ernte 1919 im Inlande mit den Lieferungsprämien höchstens 1000 Mark, und sind die Preise für die Ernte 1920 nach dem gegenwärtigen Stande der Produktionskosten neuerdings auf 1000—1100 Mark festgesetzt worden, während die entsprechenden Preise im Frieden 160 bis 200 Mark betragen haben.

Ein freier Handel, bei dem sich die Preise den Welthandelspreisen angleichen, ist also zur Zeit und solange unmöglich, als die Mark entwertet bleibt. Würde man ihn zulassen, so bedeutete das eine Verteuerung des täglichen Brotes, das ohnehin schon für manchen schwer erschwinglich ist, die ungezählte Tausende dem Hungertod preisgeben hieße.

Die maßgebenden landwirtschaftlichen Organisationen haben das auch natürlich erkannt. Gleichwohl vertreten auch sie die Parole „Fort mit der Zwangswirtschaft". Aber es leuchtet das jedenfalls ein, daß die gebundene Wirtschaft, wenn überhaupt verfehlt, dann auch während des Krieges von vornherein verfehlt gewesen wäre und die als Ersatz vorgeschlagenen Maßnahmen auch damals den Vorzug verdient hätten. Weshalb hat man sie nicht getroffen?

Digitized by Google

Die Vorschläge dieser Organisationen propagieren auf der einen Seite ein Umlageverfahren, vermöge dessen zwei Drittel des Ertrages mit insgesamt 5,4 Millionen Tonnen auf die Erzeuger zur Pflichtablieferung umgelegt und ein Drittel mit 2,7 Millionen Tonnen ihnen zur freien Verfügung überlassen werden sollen (Denkschrift der Kommission zur Erzeugungsförderung beim Preußischen Landwirtschaftsministerium, vgl. „Tägliche Rundschau" Nr. 58 vom 1. Februar 1920). Der andere Vorschlag (von dem Leiter des Reichsausschusses der Deutschen Landwirtschaft v. Braun ausgehend) will im Wege der Lieferungsverträge Erzeuger und Verbraucher in möglichst unmittelbaren Verkehr setzen.

Abzulehnen ist jedenfalls der Gedanke des Umlageverfahrens. Der — übrigens gegen den Wunsch der Reichsgetreidestelle freigegebene — Hafer der Ernte 1919 wurde auf der Börse mit 3420 Mark die Tonne notiert. Die geringe Menge von 499 636 Tonnen zur Pflichtlieferung umgelegten Hafers dagegen war bis 15. April erst in Höhe von 202 770 Tonnen zur Ablieferung gebracht (obwohl bis 1. April bereits die gesamte Menge hätte abgeliefert sein sollen), und die Reichsgetreidestelle mußte, um die Ernährung der Heerespferdebestände zu sichern, die dafür verantwortlichen Stellen zum Teil auf den freien Handel verweisen. Von allen Teilen des Reichs laufen Klagen ein, daß der Hafer schlechthin in den freien Handel gebracht und dafür Brotgetreide verfüttert wird. Ähnliche Ergebnisse würde zweifellos auch eine teilweise Freigabe des Brotgetreides zeitigen. Virtus post nummos. Charakteristisch ist denn auch, daß von den Anhängern dieses Umlageverfahrens für Brotgetreide die Beschränkung des Kreises der Nahrungsberechtigten etwa auf die Festbesoldeten und die Arbeiter in den staatlichen Betrieben zur Erwägung gestellt wird. Sie wäre allerdings die notwendige Folge, aber sie ist aus naheliegenden Gründen nicht diskutabel.

Aber auch der Vorschlag der Lieferungsverträge ist undurchführbar. Jedenfalls in der Form, daß keine Kontingentierung und Zuweisung der Ankaufsbezirke stattfände: Baden z. B. liefert an die Reichsgetreidestelle durchweg nur etwa ein Drittel der Mengen ab, die ihm von dieser an Mehl zur Ernährung seiner Bevölkerung überwiesen werden. Mit welchen Teilen des Reiches sollte es Lieferungsverträge abschließen, bei denen es sich doch nicht nur um Quantitäten, sondern auch um Arten und Sorten handelt? Würden nicht andere Gliedstaaten oder Provinzen dort ebenfalls einkaufen wollen? Wer sollte den Vorzug erhalten? Das bedeutete den Kampf aller gegen alle, der gerade vermieden werden soll. Jede Verteilung der Mengen und Verkäufer aber würde eine Form der gebundenen Wirtschaft darstellen und, da man auch um eine Regelung der Preise nicht herumkommen könnte, so würde das Ganze doch wieder auf eine Zwangswirtschaft, also das, was man bekämpft, hinauslaufen. Mit der einzigen Maßgabe vielleicht, daß ein Teil der Produktion für den freien Handel verfügbar würde, der dann nur einer begünstigten Oberschicht zur Verfügung stünde und sicher auch zum Teil ins

Digitized by Google

Ausland abwanderte. Dabei würden überdies die hohen Preise des freien Handels die Geneigtheit zur Erfüllung der Lieferungsverträge ohne Zweifel verhängnisvoll beeinflussen.

III. Kein Zweifel also: Die Getreidezwangswirtschaft ist notwendig und sie ist unentbehrlicher als je bisher, da absoluter und relativer Ertrag gegen früher zurückgegangen sind und eine Einfuhr, die im Kriege in beschränktem Umfange, insbesondere später aus Rumänien und der Ukraine, stattfinden konnte, heute durch die Entwertung der deutschen Valuta eine wirtschaftliche Unmöglichkeit geworden ist.

Kein Zweifel andererseits aber, daß die Lage, die der teilweise Abbau der öffentlichen Getreidebewirtschaftung durch Nichtablieferung seitens der Erzeuger geschaffen hat, besondere Schritte erfordert, die zugleich die Gründe berücksichtigen, die zu diesem Abbau geführt haben.

1. Entscheidend scheint hierbei die — bisher nicht genügend berücksichtigte — Erwägung sein zu müssen, daß die gebundene Wirtschaft stets dahin orientiert sein sollte, dem Drange nach freier Wirtschaft nach Möglichkeit entgegenzukommen und ihre Maßnahmen und Mittel dem Vorbild der freien Wirtschaft anzupassen.

Nach beiden Richtungen ist der schwerwiegendste Vorwurf, der gegen die Getreidezwangswirtschaft erhoben wird, begründet, der nämlich, daß ihrer Handhabung ein vorwiegend behördlicher Charakter gegeben worden sei: Eine Zwangswirtschaft kann zu guten Ergebnissen nur führen, wenn sie die beteiligten Personenkreise, hier insbesondere die in erster Linie von ihr betroffenen Erzeuger, zur Mitarbeit heranzieht und nach kaufmännischen Gesichtspunkten arbeitet, behördlichen Zwang und behördliche Autorität dagegen möglichst nur als Relief benutzt und im Hintergrund hält. Dies vor allem dann, wenn es sich um Fragen handelt, in denen die Beteiligten sachverständig sind und es deshalb als unerträglich empfinden, wenn über ihren Kopf hinweg mehr oder weniger einschneidende Maßregeln verfügt werden.

Daß dieser Gesichtspunkt vor allem seitens der Kommunalverbände nicht immer beachtet worden ist, kann nicht bestritten werden. Ihre die Getreidebewirtschaftung bearbeitenden Geschäftsstellen, die nach § 26 der Reichsgetreideordnung „kaufmännisch eingerichtet" sein sollen, sind nach Personal und Arbeitsweise häufig nur Teile der behördlichen Organisation des Landrats- bzw. Bezirksamts und ohne den unumgänglich notwendigen ständigen Konnex vor allem mit den Erzeugern. (Allerdings findet sich oft auch das Gegenteil, daß eine zu innige Fühlung die Geschäftsstelle völlig in den Interessen der Eingesessenen aufgehen und übersehen läßt, daß ihre Aufgaben ihr im Interesse der Allgemeinheit übertragen sind.)

Zu erwägen wäre, als Subjekte der öffentlichen Bewirtschaftung, soweit die Erfassung des Getreides in Frage steht, Zwangsorganisationen der Erzeuger, zweckmäßig der Bezirke der Kommunalverbände, mit Rechtsfähigkeit statt der Kommunalverbände selbst zu bestellen. Damit würde die Idee der

Digitized by Google

Selbstverantwortung und Selbstverwaltung in die Zwangswirtschaft hineingetragen. Diese Organisationen stellten einerseits das Parlament der Erzeuger dar, das die dem Bezirk auferlegte, unter Mitwirkung der Organisation ermittelte Ablieferungsschuld umzulegen, das Getreide zu erfassen, das Gewissen und die gegenseitige Kontrolle der Erzeuger zu verkörpern, vielleicht auch die Beschaffung von Düngemitteln und die Regelung des landwirtschaftlichen Arbeitsvertrages zu übernehmen hätte. Andererseits aber würden die Organisationen für die Erfüllung der Ablieferungspflicht haftbar sein.

Mit diesen Organisationen der Erzeuger, zu denen eventuell die bestehenden Genossenschaften zusammengefaßt und für deren Zwecke die Geschäftsstellen der Kommunalverbände übernommen werden könnten, hätte die Reichsgetreidestelle als Abnehmerin des Getreides unmittelbar in Verkehr zu treten. Es würde dies voraussichtlich eine wesentliche Vereinfachung und Beschleunigung des Geschäftsganges mit sich bringen. Bei der Reichsgetreidestelle selbst könnte eine ständige Vertretung der Organisationen zur unmittelbaren Wahrung der Erzeugerinteressen, die bisher gefehlt hat, geschaffen werden.

Hinsichtlich der bisherigen Regelung des Verbrauchs — Zuweisung des Mehls an die Kommunalverbände, Verteilung durch diese — sind Bedenken nicht zutage getreten. Sie könnte unverändert mit der Maßgabe beibehalten werden, daß auch hier ein behördlicher Charakter der Zwangswirtschaft nicht in den Vordergrund treten darf.

2. In zweiter Linie ist zu berücksichtigen, daß die Abneigung gegen die öffentliche Getreidebewirtschaftung wesentlich auch durch den gleichzeitig eingetretenen Rückgang des absoluten und relativen Bodenertrages bestimmt worden ist, mag auch die Bewirtschaftung des Getreides selbst hieran keine Schuld tragen.

Das heißt aber: Das Problem der Fortführung der Getreidezwangswirtschaft kann nur einheitlich mit dem Problem der Preisbemessung für das Getreide einerseits und der Beschaffung von Düngemitteln, Maschinen, Ausdruschkohlen und der Regelung der Arbeiterfrage andererseits behandelt werden.

In letzterer Beziehung kommt naturgemäß nicht in Frage, daß die Reichsgetreidestelle die Beschaffung der Düngemittel usw. selbst in ihr Programm aufnähme. Das kann nur Aufgabe besonderer Stellen sein — wie dies teilweise bisher schon der Fall gewesen ist —, sollen hier durchgreifende Ergebnisse erzielt werden, und sie müssen erzielt werden. Aber die Reichsgetreidestelle wird an der Lösung dieser Fragen unmittelbar durch Anregung, Mitwirkung und Einspruch beteiligt sein und, soweit dies möglich, auch die Vermittlerrolle zwischen den Erzeugern und jenen besonderen Stellen übernehmen müssen, so daß sie im Ergebnis den Erzeugern für den Erfolg dieser Maßnahmen verantwortlich wird, ohne den eine intensive Bodenbewirtschaftung nicht denkbar ist. Von erheblicher Bedeutung ist dabei auch die Erwägung, daß je länger die Entwertung des Geldes dauert und je größer sie ist, um

Digitized by Google

so mehr der Wert aller Naturalien und die Bedeutung des Tauschverkehrs zunimmt. Der Reichsgetreidestelle würde also durch Vermittlung der Beschaffung von Düngemitteln usw. ein wertvolles Mittel zur Förderung der Ablieferungen in die Hand gegeben.

Hinsichtlich der Preisbemessung muß dieser Einfluß der Reichsgetreidestelle ausschlagend werden. Auch sie kann die hier in Betracht zu ziehenden Gesichtspunkte der inneren und der Wirtschaftspolitik berücksichtigen, sie allein aber hat das Ohr am Herzen der Getreidewirtschaft und kann deshalb auch allein rechtzeitig und richtig die hier nötigen Maßnahmen treffen.

Die Preise müssen die Selbstkosten — einschließlich der Rücklagen für Erneuerung des Fundus' — decken und einen angemessenen Gewinn lassen. Von dem System der Höchstpreise wird nicht abgegangen werden können. (Auch die neuerdings beschlossenen Mindestpreise für die Ernte 1920 sollen nur die Grundlage für die nach den endgültigen Produktionskosten festzusetzenden Höchstpreise sein!) Allerdings muß Vorsorge getroffen werden, daß die Höchstpreise nicht unabänderlich bestimmt, sondern bei nachträglicher Erhöhung der Selbstkosten und zunehmender Geldentwertung einer Neuregelung unterzogen werden. Die Bemessung der Preise derart, daß zu einem Grundpreise Prämien je nach der Höhe der Ablieferungen gezahlt werden, empfiehlt sich nicht. Der Erzeuger sieht sich lieber klaren Zahlen gegenüber. Sind sie richtig angesetzt, so wirken sie als Anreiz viel sicherer als ein ausgeklügeltes Prämiensystem. Vor allem aber muß, nachdem die neuerlich mitgeteilten Mindestpreise für die Ernte 1920 ausdrücklich nach dem gegenwärtigen Stande der Produktionskosten berechnet sind, diese allein mögliche Methode der Berechnung noch mit rückwirkender Kraft auf die Preisbemessung für die Ernte 1919 angewendet werden. Nicht nur entspricht das der Billigkeit, sondern es wird unzweifelhaft auch in den Kreisen der Erzeuger den günstigsten Eindruck hervorrufen und die Ablieferungsfreudigkeit auf das wirksamste beeinflussen.

3. Als die wichtigste Aufgabe der nächsten Zukunft betrachte ich, daß mit allen Mitteln in dem Bewußtsein der Bevölkerung festgelegt wird:

a) Die Getreidebewirtschaftung ist notwendig, da die einheimische Produktion nur bei äußerster Sparsamkeit zur Ernährung ausreicht und eine Einfuhr von Getreide (durch die Entwertung des deutschen Geldes und das Bedürfnis nach Einfuhr von Rohstoffen der Industrie — auch bei Inanspruchnahme ausländischen Kredits) in irgend erheblichen Mengen unmöglich ist.

b) Ein Ende ist vorläufig nicht abzusehen.

c) Die Getreidebewirtschaftung wird unbeugsam durchgeführt, gegen Mißbräuche, vor allem den Schleichhandel, rücksichtslos eingeschritten werden.

d) Ihr Abbau wird zuverlässig zum frühesten Termin erfolgen, sobald Produktion und Einfuhr wie vor dem Kriege den Bedarf decken.

Digitized by Google

Nur so wird der geradezu verhängnisvoll wirkenden Unsicherheit ein Ende gemacht werden, die die Erzeuger zum Einbehalten des Getreides und zum Schleichhandel, die in der Erfassung tätigen Elemente zur abwartenden Zurückhaltungen, die Behörden zum lokalen Egoismus und Nichtdurchgreifen veranlaßt. Dazu ist nötig, daß unmittelbar die Mentalität der Bevölkerung zielbewußt, eindringlich, suggestiv beeinflußt wird, eine Aufgabe, der die Reichsgetreidestelle bisher nicht nähergetreten war.

Nur im Kampf um die Geister kann diese Schlacht unserer Wirtschaftsgeschichte gewonnen werden. Ist die öffentliche Wirtschaft eine „Zwangswirtschaft", so werden ihre Chancen stets gering sein. Sie kann nicht erzwungen werden. Ihre Idee muß überzeugend wirken. Darum Aufklärung, die der Bevölkerung die Überzeugung von der Notwendigkeit der gebundenen Getreidewirtschaft gibt! Eile ist geboten!

Die handelspolitischen Verhältnisse des besetzten Westens

Von

Prof. Dr. Trumpler, Syndikus der Handelskammer Frankfurt a. M.

Der deutsche Zusammenbruch hat die handelspolitischen Verhältnisse im besetzten Westen zu einem Chaos gestaltet, und es ist bis heute noch nicht gelungen, die volle Ordnung wiederherzustellen. Mit der Besetzung wurden die deutschen Ein- und Ausfuhrverbote aufgehoben, und die Einfuhr ergoß sich in wildem Strom über unsere ungeschützten Grenzen. Erst im März 1920 ist es nach langen Verhandlungen mit den Ententestaaten gelungen, durchzusetzen, daß die deutschen Ausfuhrverbote auf Grund der Verordnung über die Außenhandelskontrolle vom 20. Dezember 1919 auch im besetzten Gebiete gehandhabt werden. Wegen der Handhabung der Einfuhrverbote schweben aber immer noch die Verhandlungen. Nach zuverlässigen Schätzungen sind infolgedessen seit Waffenstillstand für etwa 17 Milliarden Mark Waren in das besetzte Gebiet eingeführt worden, worunter nur etwa 3 bis 4 Milliarden notwendige Lebensmittel, aber einige Milliarden ausländische Zigaretten und der Rest Luxuswaren, insbesondere Textilien. Die Wirkung auf die deutsche Valuta konnte nicht ausbleiben und hatte übrigens zur Folge, daß beispielsweise von den Franzosen ein großer Teil der eingeführten Waren nachträglich wieder zurückgekauft wurde, da dieser Rückkauf infolge des Rückgangs der deutschen Mark rentabel wurde: das verarmte Deutschland mußte die Valutadifferenz bezahlen. Ebenso katastrophal war, daß aus dem hungernden Deutschland große Mengen Lebensmittel und andere lebenswichtige Waren nach dem Ausland ausgeführt wurden. Der Ausverkauf Deutschlands nahm

Digitized by Google

in bedrohlichem Maße zu und wurde durch die noch heute geltende Verordnung der Besatzungsbehörden wesentlich gefördert, wonach es im besetzten Gebiet verboten ist, an Ausländer zu höheren Preisen zu verkaufen wie an Inländer.

Diese Verhältnisse schrien nach Gegenmaßregeln. Die deutsche Regierung hat sich nur schwer und zögernd dazu entschlossen, weil durch die Errichtung einer Kontrollgrenze oder durch ähnliche Maßnahmen das deutsche Wirtschaftsgebiet zerrissen und die separatistischen Bestrebungen gefördert werden mußten. Da die Verhandlungen mit der Entente aber durchaus nicht vom Fleck kamen, errichtete die deutsche Regierung sogenannte Wucherkontrollämter, jetzt Landespolizeiämter an der Grenze zwischen besetztem und unbesetztem Gebiet, um die verbotswidrig eingeführten Waren zu beschlagnahmen. Dabei vergaß man aber, die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen zu ändern, was zur Folge hatte, daß nur die der Kontrolle der Kriegsgesellschaften unterstehenden sogenannten bewirtschafteten Artikel, also in der Hauptsache notwendige Lebensmittel, wie Öle, Fette, Kakao usw. beschlagnahmt werden konnten, während Luxusartikel wie Seide und Seidewaren, Parfümerien freigelassen werden mußten, wenn sie nur im besetzten Gebiet ordnungsmäßig verzollt waren. Erst jetzt soll durch eine neue Verordnung die Rechtsgrundlage dafür geschaffen werden, daß alle Waren, für welche der Nachweis der Einfuhrbewilligung nicht erbracht werden kann, mit Beschlag belegt werden können. Außerdem wird Gefängnisstrafe für die verbotswidrige Einfuhr vorgesehen. Mittlerweile dürfte aber selbst Frankreich sich davon überzeugt haben, daß der wirtschaftliche Ruin Deutschlands nicht in seinem Interesse liegt. Es steht daher zu hoffen, daß auch die deutschen Einfuhrverbote von der Entente anerkannt werden und daher der deutsche Abfanggürtel bald abgebaut werden kann.

Ein unerfreuliches und gänzlich überflüssiges Zwischenspiel wurde durch das Gesetz über Erhebung von Goldzöllen eingeleitet, das am 1. August 1919 in Kraft trat. Die Entente erkannte dieses Gesetz nicht an, so daß man im unbesetzten Gebiet das Vier- bis Sechsfache an Zöllen zahlen mußte, wie im Bereich der Besatzungsbehörden. Die Folge davon war nicht nur eine schwere Schädigung der deutschen Hafenplätze, sondern auch eine einseitige Belastung des Verkehrssystems, wodurch Verstopfungen entstanden, die namentlich auch auf Kohlentransporte hemmend einwirkten. Schließlich sah sich die deutsche Regierung gezwungen, das Gesetz über Goldzölle wieder aufzuheben. Erst nachdem die Entente für das besetzte Gebiet ihre Zustimmung gegeben hatte, konnte der Goldzoll mit Wirkung vom 1. Januar 1920 wieder in Kraft gesetzt werden.

Auch auf anderen Gebieten der Wirtschaftspolitik scheinen die Besatzungsbehörden, wenigstens soweit das von den Franzosen besetzte Gebiet in Frage kommt, auf eine Trennung des besetzten und unbesetzten Gebietes hinzuarbeiten. Dies gilt besonders von der Vergebung von Arbeiten für die Wiedergutmachung. Im besetzten Gebiet, besonders in Wiesbaden und Köln, bestehen teils offizielle, teils private Organisationen, die in Verbindung mit

Digitized by Google

französischen Interessenten arbeiten. Die Absicht ist dabei, in erster Linie die Firmen des Rheinlandes mit Aufträgen zu bedenken. Man hat ihnen zu diesem Zwecke die Belieferung mit Rohstoffen, insbesondere mit Kohle, versprochen. Da aber diese Versprechungen bis jetzt nicht eingehalten wurden, so dürfte der Erfolg jener Bestrebungen kein übermäßiger sein.

Außerordentlich ernst ist die Gefahr der wirtschaftlichen Überfremdung der Rheinlande. Bei der Verarmung Deutschlands und dem schlechten Stand unserer Valuta fallen manche deutschen Unternehmungen dem Ausland von selbst als reife Früchte in den Schoß. So sind z. B. in Wiesbaden fast sämtliche größeren Hotelunternehmungen in die Hände des Auslandes übergegangen. Auch bei Industrieunternehmungen sucht das Ausland durch Aufkauf von Aktien Einfluß zu gewinnen. Die dagegen angewandte Schaffung von Vorzugsaktien mit mehrfachem Stimmrecht bietet nur so lange einen Schutz, als die im Besitz der Vorzugsaktien befindlichen Kreise den Verlockungen des ausländischen Kapitals gegenüber standhalten. Hinzu kommt, daß namentlich auf dem Gebiet des Handels sich neue ausländische Firmen in großer Anzahl im besetzten Gebiet niederlassen. Die ansässigen Kaufleute beschweren sich darüber, daß die ausländischen Firmen von den Besatzungsbehörden in bezug auf Handhabung der Ein- und Ausfuhrbestimmungen begünstigt werden. Besonders gefährlich sind die ausländischen Bankniederlassungen, weil diese sich allem Anschein nach um die deutschen Bestimmungen in bezug auf Auskunftspflicht, Steuerflucht usw. nicht kümmern. Wie demoralisierend ein solches Verhalten wirkt, ist ohne weiteres klar. Da nach dem Friedensvertrag die Angehörigen der Ententestaaten die gleichen Rechte wie die Inländer genießen, hat jetzt die deutsche Regierung allgemein die Verordnung erlassen, daß Bankgeschäfte, welche sich der Annahme von Wertpapieren und Geldeinlagen widmen, nur von solchen Personen betrieben werden dürfen, die bisher in verantwortlicher oder mindestens fünfjähriger Stellung im deutschen Bankwesen tätig waren.

Eine vom besetzten Westen verschiedene Stellung nimmt in handelspolitischer Beziehung das Saargebiet ein. Es gilt als Ausland. Die deutschen Ein- und Ausfuhrverbote finden also im Verkehr mit diesem Gebiet Anwendung. Um dieses Gebiet aber nicht handelspolitisch völlig der Entente in die Arme zu treiben, werden die in Frage kommenden Bestimmungen mit möglichster Liberalität gehandhabt. Insbesondere soll nach dem Saargebiet nach wie vor zu Inlandspreisen verkauft werden. Damit aber die Ware nicht aus dem Saargebiet nach Frankreich verschoben werden kann, wird kontrolliert, daß die Menge der gelieferten Waren nicht den Friedensbedarf übersteigt. Der Käufer hat außerdem eine Bescheinigung der Handelskammer Saarbrücken beizubringen, daß die Ware für den lokalen Bedarf bestimmt ist.

Es ist eine der größten und der schwierigsten Aufgaben der neuen Regierung, den wirtschaftlichen Zusammenhang des unbesetzten mit dem besetzten Gebiet zu bewahren, eine Aufgabe, die viel diplomatisches Geschick

Digitized by Google

und ebensoviel Geduld und zähe Arbeit erfordert. Es ist dabei namentlich auch auf die Stimmung im besetzten Gebiet Rücksicht zu nehmen, das sich, ob mit Recht oder Unrecht, vielfach zurückgesetzt glaubt, besonders soweit die Belieferung mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen aus dem unbesetzten Gebiet in Frage kommt. Auch die Bevölkerung aus dem unbesetzten Deutschland sollte aber die Regierung in ihren Bestrebungen mit aller Kraft unterstützen. Geradezu verheerend wirkt es z. B. im besetzten Gebiet, wenn einzelne Firmen im unbesetzten Gebiet besondere Preislisten herausgeben, in welchen für das besetzte Gebiet Auslandspreise verlangt werden. Es ist ein großer Irrtum, wenn vielfach angenommen wird, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse im besetzten Gebiet günstiger seien als im unbesetzten. Die Teuerung ist vielmehr dort durchweg noch erheblich größer wie bei uns. Dazu kommen die Leiden, die mit der feindlichen Besatzung verknüpft sind, besonders die durch die Besatzung außerordentlich verschärfte Wohnungsnot. Französische Sympathien bestehen, abgesehen von vereinzelten Kreisen, im besetzten Gebiet nicht. Die Rheinländer sind ebenso gute Deutsche wie wir. Wenn wir uns eins mit ihnen fühlen, wird es niemand gelingen, uns wirtschaftlich oder politisch zu trennen.

*

Nachdem diese Zeilen geschrieben waren, ist die Besetzung des Maingaues durch französische Truppen erfolgt. Dadurch wurde ein weiteres wichtiges Wirtschaftsgebiet den Leiden der Besatzung ausgesetzt. Nach wie vor besteht die Hoffnung, daß die Besetzung von kurzer Dauer sein wird. Die oben angekündigte Einfuhrverordnung ist mittlerweile unter dem 22. März 1920 erschienen und nach Anerkennung durch die Besatzungsbehörden auch für das besetzte Gebiet in Kraft getreten. Das Loch im Westen ist damit geschlossen, soweit nicht etwa unter dem Titel des Militärgutes der Entente und durch die Einfuhrfreiheit des Saargebietes und Elsaß-Lothringens Lücken bestehen. Auf alle Fälle ist eine erhebliche Besserung des bisherigen Zustandes festzustellen, was zu der Erholung des Markkurses erheblich beigetragen hat.

Max Havelaar

Ein Gedenkblatt für Multatuli (Eduard Douwes Dekker, geboren 1820)

Von Hans Würz

„Sieh, o König, das geschieht in deinem
Reich, in deinem schönen Reich Insulinde."

Der „Havelaar" ist nach Form und Inhalt vielleicht das eigenartigste Buch, das je geschrieben worden ist. Dieses Erstlingswerk Multatulis, bei dessen Erscheinen „ein Schauern durch das Land ging", weil es die schauderhaften Verhältnisse auf Java in nacktester Gestalt zeigte, und das ihn mit einem Schlage auch als Schriftsteller bekannt machte, wäre wohl nie geschrieben worden, hätte er nicht so bittere Not gelitten, nachdem er aus

Digitized by Google

Liebe für Wahrheit und Recht den Dienst quittiert hatte. Freilich, etwas anderes noch hat ihn dazu bewogen, und er gibt am Schluß des Buches als er, des Versteckspiels hinter der Maske des „Havelaar" müde, diese lüftet und hervortritt als Dekker-Multatuli, als Zweck des Buches zweierlei an: „Ich wollte an erster Stelle einer Sache Ansehen geben, daß sie als heiliges Erbstück bewahrt werden könne von dem kleinen Max und seinem Schwesterchen (die beiden Kinder Multatulis, des Verfassers), wenn ihre Eltern in Elend werden umgekommen sein. Ich wollte den Kindern einen Adelsbrief geben von meiner Hand. Und an zweiter Stelle: Ich will gelesen werden! Ja, ich will gelesen werden von Staatsmännern, die verpflichtet sind, zu achten auf die Zeichen der Zeit ... von Literaten, die doch auch einmal Einsicht nehmen müssen in das Buch, von dem man so viel Böses spricht ... von Männern des Handels, die an den Kaffeeauktionen interessiert sind ... von Kammerzofen, die mich für wenige Cents leihen ... von Generalgouverneurs im Ruhestande ... von Ministern im Dienst ... von den Lakaien dieser Exzellenzen ... von frommen Pastoren, die more majorum sagen werden, daß ich den allmächtigen Gott antaste, wo ich mich nur widersetze gegen das Göttlein, das sie machten nach ihrem Bilde ... von Tausenden und Zehntausenden von Exemplaren aus der Droogstoppelrasse, die — indem sie ihre Geschäftchen in der bekannten Art wahrzunehmen fortfahren — am lautesten mitschreien werden über die Schönheit meines Geschreibs ... von den Mitgliedern der Volksvertretung, die wissen müssen, was da umgeht in dem großen Reiche über See, das zum Reiche von Niederland gehört ...

Ja, ich werde gelesen werden!

Wenn dieses Ziel erreicht wird, bin ich zufrieden. Denn es war mir nicht darum zu tun, daß ich gut schriebe ... ich wollte so schreiben, daß es gehört würde. Und gerade so, wie einer, der ruft „Halt' den Dieb!", sich wenig um den Stil seines improvisierten Zurufes an das Publikum kümmert, ebenso gleichgültig ist es auch mir, wie man die Art und Weise beurteilen wird, wie ich mein „Halt' den Dieb!" hinausschrie.

„Das Buch ist bunt ... es ist kein Ebenmaß darin ... Jagd nach Effekt ... der Stil ist schlecht ... der Autor ist ungeschickt ... kein Talent ... keine Methode ..."

Gut, gut, alles gut! Aber: Der Javane wird mißhandelt!

Denn: Widerlegung des Hauptmomentes in meinem Werke ist unmöglich!

Je lauter übrigens die Mißbilligung meines Buches, desto lieber wird sie mir sein, denn desto größer wird die Aussicht, daß ich gehört werde. Und das will ich!

Doch ihr, die ich euch störe in euren „Arbeitsüberhäufungen" oder in eurem „Ruhestande", ihr Minister und Generalgouverneurs, rechnet nicht zu sehr auf die geringe Geschicklichkeit meiner Feder. Sie könnte sich üben und mit einiger Anstrengung vielleicht zu einer Fähigkeit gelangen, daß zuletzt die Wahrheit selbst vom Volke geglaubt würde! Dann würde ich vom Volke

Digitized by Google

einen Platz verlangen im Repräsentantenhause, wäre es auch nur, um zu protestieren gegen die Zertifikate der Rechtschaffenheit, die sich indische Spezialitäten vice versa aushändigen, vielleicht, um auf die sonderbare Idee zu bringen, daß man selbst Wert lege auf diese Beschaffenheit ... um zu protestieren gegen die endlosen Expeditionen und Heldentaten gegen arme, elende Geschöpfe, die man vorher durch Mißhandlung zum Aufstand zwang ... um zu protestieren gegen die schändliche Niedertracht, indem man durch Zirkulare, die die Ehre der Nation beschmutzen, die öffentliche Mildtätigkeit für die Schlachtopfer chronischen Seeraubes anruft.

Es ist wahr, diese Aufständischen waren ausgehungerte Skelette, und diese Seeräuber sind wehrhafte Männer!

Und wenn man mir diesen Platz einzunehmen weigerte ... wenn man mir fort und fort nicht glaubte ...

Dann will ich mein Buch übersetzen in die wenigen Sprachen, die ich kenne, und in die vielen Sprachen, die ich lernen kann, um von Europa zu fordern, was ich fruchtlos in Niederland gesucht.

Und in allen Hauptstädten wird das Volk Lieder singen mit dem Refrain:

Es liegt ein Raubstaat an der See,
Zwischen Ostfriesland und der Schelde!

Und wenn auch das nicht fruchtete?

Dann werde ich mein Buch übersetzen ins Malaiische, Javanische, Sundaische, Alfurische, Buginesische, Battakische ...

Und ich werde klewang-wetzende Kriegsgesänge schleudern in die Gemüter der armen Dulder, denen ich Hilfe gelobt habe, ich, Multatuli!

Rettung und Hilfe — auf gesetzlichem Wege, wenn es sein kann ... auf dem rechtmäßigen Wege der Gewalt, wenn es sein muß.

Und das würde sehr nachteilig wirken auf die Kaffeeauktionen der Niederländischen Handelsgesellschaft!

Denn ich bin kein fliegenrettender Dichter, kein sanftmütiger Träumer wie der getretene Havelaar, der seine Pflicht tat mit dem Mute eines Löwen und Hunger leidet mit der Geduld eines Murmeltieres im Winter.

Dieses Buch ist eine Einleitung ...

Ich werde wachsen an Kraft und Schärfe meiner Waffen, je nachdem es nötig sein wird ...

Gott gebe, daß es nicht nötig sein werde!

Nein, es wird nicht nötig sein! Denn Dir widme ich mein Buch, Wilhelm der Dritte, König, Großherzog, Prinz ... mehr als Prinz, Großherzog und König: Kaiser des prächtigen Reiches Insulinde, das sich da schlingt um den Äquator wie ein Gürtel von Smaragd ...

Dich wage ich mit Vertrauen zu fragen, ob es Dein kaiserlicher Wille ist:

Daß die Havelaars mit Kot bespritzt werden von den Slymerings und Droogstoppels?

Digitized by Google

Und daß da drüben Deine mehr als dreißig Millionen Untertanen mißhandelt und ausgesogen werden in Deinem Namen?"

Wie es so weit kam, daß der hohe niederländische Kolonialbeamte Dekker zum Schriftsteller Multatuli wurde, das ist im „Havelaar" in einer Weise geschildert, die in der Form nicht übertroffen worden ist. Der verdienstvolle Übersetzer Multatulis, Wilhelm Spohr, sagt darüber: „Voll Verwunderung mag dieser oder jener prüfend an manchen Stellen verweilen, indem er sich erinnert, daß das Werk, im Grunde ein Erstlingswerk, 1859 geschrieben wurde, zu einer Zeit also, die dem Autor kein Vorbild in Psychologie und Naturalismus bot. Und hart daneben wieder die Weltweisheit im Extrakt, in die vignettenscharfe Fabel zusammengeballt und -geschweißt, dann Klänge, höher wie die aus dem Hohenliede, Worte voll Glut des Orients und doch mit der Logik des Okzidents gerüstet. Und das Geheimnis? Was ließ den Mann so reden, daß man mit offenem Munde fragen mochte: „Mein Gott, wer bist du?" Multatuli verriet die Hauptsache selbst, indem er einmal in einem Briefe sagte: „Stil ist keine Kunst oder ein Künstchen, er sprudelt allein aus dem Herzen heraus." Daß man auch sonst nebenbei kein gewöhnlicher Mensch sein dürfe, setzte er wohl als selbstverständlich voraus für jemanden, der glaubte, etwas zu sagen zu haben. Und er war ein außergewöhnlicher Mensch, und er hatte Herz, und der Quell sprudelte auch lustig, obwohl er dieses Werk „mit Weh und Schmerz gebar": er schrieb in Brüssel im Winter des Jahres 1859, teils in einer Kammer ohne Feuer, teils an einem wackeligen und schmierigen Herbergstische, umringt von gutmütigen, aber ziemlich unästhetischen Biertrinkern. Was er gerade derzeit gelitten, löste sich auf in den köstlichen Humor des Buches und in die Satire auf das Philistertum, das so schweres Geschütz wohl noch nie auf sich gerichtet sah; doch auch die Tragik seines Lebens, das er schilderte, lebte er voll noch einmal mit: „Es fielen Tränen auf die Handschrift."

Als Max Havelaar (lies Multatuli) seinen Posten als Assistent-Resident in Rangkas-Betung antrat, waren ihm die widrigen Verhältnisse, unter denen ein rechtlich denkender niederländischer Kolonialbeamter zu amtieren hatte, nicht unbekannt. Das hatte er erfahren im Natalschen und in Amboina, wo er wegen seines starken Rechtlichkeitssinnes es mit den eingeborenen Häuptlingen verdorben und sich die Ungnade seiner vorgesetzten Behörde zugezogen hatte. Und der Bezirk Lebak, nach dem er nun versetzt worden war, war ausgesogen wie kein zweiter von den einheimischen Häuptlingen, die viel Geld bedurften für ihre Hofhaltung und unbezahlte Arbeit verrichten ließen von den Bewohnern, so daß diese die Reis- und Kaffeefelder brach liegen lassen mußten, ihre Abgaben nicht mehr entrichten konnten und verarmten. Darum waren so viele Dörfer von den Bewohnern verlassen, die keine Einkünfte mehr hatten und in fremde Dienste gingen.

Verarmt? In dem an Naturschätzen so reichen Java?

Digitized by Google

Im „Havelaar" erfahren wir die Gründe: „Die Einkünfte der javanischen Häupter lassen sich in vier Teile teilen. Zum ersten das bestimmte Monatsgeld. Dann eine feste Summe als Schadloshaltung für abgekaufte Rechte, die auf die niederländische Verwaltung übergegangen sind. Drittens eine Belohnung in Übereinstimmung mit der Quantität der in der Regentschaft erzielten Produkte, als Kaffee, Zucker, Indigo, Zimt usw. Und schließlich: die willkürliche Verfügung über die Arbeit und über das Eigentum ihrer Untertanen.

Die beiden letzten Einkunftsquellen verlangen einige Erklärung. Der Javane ist nach Art der Dinge Landbauer. Der Grund, auf dem er geboren wurde und der bei wenig Arbeit viel verspricht, ist ihm hierzu Veranlassung, und vor allem ist er mit Leib und Seele der Bebauung seiner Reisfelder ergeben, worin er denn auch sehr erfahren ist. Er wächst auf inmitten seiner „Sawahs" und „Gagahs" und „Tipars" und begleitet schon in sehr jugendlichem Alter seinen Vater aufs Feld, wo er ihm in der Arbeit mit Pflug und Spaten behilflich ist an Dämmen und Wasserleitungen zur Bewässerung seiner Äcker. Er zählt seine Jahre nach Ernten, er rechnet die Zeit nach der Farbe seiner zu Felde stehenden Halme, er fühlt sich heimisch unter den Genossen, die mit ihm „padie", d. h. den unenthülsten Reis, schnitten, er sucht seine Frau unter den Mädchen der „Dessah", die am Abend unter fröhlichem Gesange den Reis stampfen, um ihn der Hülsen zu entledigen ... der Besitz von ein paar Büffeln, die seinen Pflug ziehen werden, ist das Ideal, das ihm entgegenlächelt ... kurzum, der Reisbau ist für den Javanen das, was in den Rheingegenden und in Südfrankreich der Weinbau ist.

Doch es kamen Fremdlinge aus dem Westen, die sich zu Herren des Landes machten. Es lüstete sie, Vorteil zu ziehen aus der Fruchtbarkeit des Bodens, und sie beauftragten den Bewohner, einen Teil seiner Arbeit und seiner Zeit der Hervorbringung anderer Dinge zu widmen, die mehr Gewinn abwerfen würden auf den Märkten von Europa. Um den geringen Mann hierzu zu bewegen, war nicht mehr als eine sehr einfache Staatskunst nötig. Er gehorsamt seinen Häuptlingen, man hatte also nur diese Häuptlinge zu gewinnen, indem man ihnen einen Teil des Gewinnes zusagte, und es glückte vollkommen.

Wenn man auf die erschreckliche Masse von Javaprodukten, die in Niederland dem Käufer angeboten werden, seine Aufmerksamkeit lenkt, so kann man sich davon überzeugen, wie zweckentsprechend diese Politik war, findet man sie auch gleich nicht edel. Denn möchte jemand fragen, ob der Landbauer selbst eine diesem Erfolge entsprechende Belohnung genießt, so muß ich hierauf eine verneinende Antwort geben. Die Regierung verpflichtet ihn, auf *seinem* Grunde zu ziehen, was *ihr* behagt, sie bestraft ihn, wenn er das also Hervorgebrachte irgend jemandem anders verkauft als *ihr*, und *sie selbst* setzt den Preis fest, den sie ihm dafür bezahlt. Die Kosten der Überfuhr nach Europa durch Vermittlung eines bevorrechteten Handelskörpers sind

Digitized by Google

hoch. Die den Häuptlingen gewährten Ermutigungsgelder beschweren obendrein den Einkaufspreis, und ... da doch schließlich die ganze Sache Gewinn abwerfen muß, kann dieser Gewinn nicht anders erzielt werden, als daß man dem Javanen just soviel ausbezahlt, daß er nicht Hungers sterbe, was, wenn es geschähe, die produktive Kraft der Nation vermindern würde.

Auch den europäischen Beamten wird eine Belohnung ausgezahlt, die sich nach der Höhe des erzielten Ertrages richtet.

Wohl wird also der arme Javane vorwärts gepeitscht durch zwiefache Gewalt, wohl wird er vielfach abgezogen von seinen Reisfeldern, wohl ist Hungersnot oft die Folge dieser Maßregeln, indessen ... fröhlich flattern zu Batavia, zu Samarang, zu Surabaja, zu Tjilatjap die Flaggen an Bord der Schiffe, die beladen werden mit den Ernten, die die Niederlande reich machen.

Hungersnot? Auf dem reichen, fruchtbaren, gesegneten Java Hungersnot? Ja, Leser. Vor wenigen Jahren sind ganze Distrikte ausgestorben durch den Hunger. Mütter boten ihre Kinder als Speise zu Kauf an. Mütter haben ihre Kinder gegessen ...

Mir bleibt noch übrig, über die letzte und vornehmlichste Art der Einkünfte von inländischen Häuptlingen zu sprechen: die Macht der willkürlichen Verfügung über Personen und über das Eigentum ihrer Untertanen.

Gemäß der allgemeinen Auffassung in beinahe ganz Asien gehört der Untertan mit allem, was er besitzt, dem Fürsten. Dies ist auch auf Java der Fall, und die Nachkommen oder Verwandten der früheren Fürsten nutzen gern die Unkenntnis der Bevölkerung aus, die nicht recht begreift, daß ihr „Tommongong" oder „Adhipatti" oder „Pangerang" jetzt ein besoldeter Beamter ist, der seine eigenen und ihre Rechte für ein bestimmtes Einkommen verkauft hat, und daß so die kärglich belohnte Arbeit in Kaffeegarten oder Zuckerfeld an die Stelle der Abgaben getreten ist, die früher durch die Herren des Landes von den Schollenbewohnern gefordert wurden. Nichts ist also alltäglicher, als daß Hunderte von Familien aus weiter Entfernung aufgerufen werden, ohne Bezahlung Felder zu bearbeiten, die dem Regenten gehören. Nichts ist alltäglicher als die unbezahlte Lieferung von Lebensmitteln zum Unterhalt der Hofhaltung des Regenten. Und so der Regent ein gefälliges Auge werfen mag auf das Pferd, den Büffel, die Tochter, die Frau des geringen Mannes, würde man es unerhört finden, wenn dieser die bedingungslose Verzichtleistung auf den begehrten Gegenstand weigerte.

Es gibt Regenten, die von solcher Macht der willkürlichen Verfügung einen mäßigen Gebrauch machen und nicht mehr von dem geringen Manne fordern, als zur Erhaltung ihres Ranges durchaus nötig ist. Andere gehen etwas weiter, und ganz und gar fehlt diese Ungesetzlichkeit nirgends. Es ist denn auch schwierig, ja unmöglich, diesen Mißbrauch ganz auszurotten, da er seine tiefen Wurzeln in der Anlage der Bevölkerung selbst hat, die dar-

Digitized by Google

unter leidet. Der Javane ist freigebig, vor allem, wo es sich darum handelt, einen Beweis der Anhänglichkeit an seinen Häuptling zu geben, an den Nachkommen dessen, dem seine Väter gehorchten. Ja, er würde meinen, er ermangelte der rechten Hochachtung, die er seinem erblichen Herrn schuldig ist, wenn er dessen „Kratoon" ohne Geschenke beträte. Solche Geschenke sind denn auch manchmal von so geringem Werte, daß die Abweisung eine Verletzung in sich schließen würde, und so oft ist demgemäß diese Gewohnheit eher der Huldigung eines Kindes zu vergleichen, das seine Liebe zum Vater durch die Darbringung eines kleinen Geschenkes zu äußern sucht, als daß man sie als Tribut an tyrannische Willkür auffassen dürfte.

Allein ... also wird durch einen lieben Brauch die Beseitigung von Mißbrauch gehindert.

Wenn der Alun-alun vor der Wohnung des Regenten in verwildertem Zustande läge, würde die umwohnende Bevölkerung sich dessen schämen, und es wäre viel Macht nötig, um sie zu hindern, den Platz von Unkraut zu säubern und ihn in den Zustand zu bringen, der mit dem Range des Regenten übereinstimmt. Hierfür irgendeine Bezahlung zu geben, würde allgemein als eine Beleidigung angesehen werden. Doch in der Nähe dieses Alun-alun oder anderswo liegen Sawahs, die des Pfluges warten oder einer Leitung, die das Wasser dahin führe, manchmal aus meilenweiter Ferne ... diese Sawahs gehören dem Regenten. Er ruft, daß sie seine Felder bearbeite oder wässere, die Bevölkerung ganzer Dörfer auf, deren eigene Sawahs ebensosehr die Bearbeitung verlangen ... der Mißbrauch ist da.

Dies ist regierungsseitig bekannt, und wer die „Staatsblätter" liest, worin die Gesetze, Instruktionen und Anweisungen für die Beamten enthalten sind, jauchzt der Menschenliebe zu, die beim Entwerfen derselben den Vorsitz geführt zu haben scheint. Überall wird dem Europäer, der mit irgendeiner Autorität in den Binnenlanden bekleidet ist, als eine seiner teuersten Verpflichtungen ans Herz gelegt, der Bevölkerung Schutz zu bieten gegen ihre eigene Unterwürfigkeit und die Habsucht der Häuptlinge. Und, als wäre es nicht genug, daß man diese Verpflichtung im allgemeinen vorschreibt, es wird noch vom Assistent-Residenten beim Antritt der Verwaltung einer Abteilung ein „besonderer Eid" gefordert, daß er diese väterliche Fürsorge für die Bevölkerung als eine ernste Pflicht betrachten würde."

Die Erfüllung dieser Pflicht war für Havelaar ein lockendes Ziel. Hier gab es Großes zu leisten; hier konnte er helfen, wieder gutmachen, bessern. Und er gedachte lange Zeit in Rangkas-Betung zu bleiben. Gleich am Tage nach seiner Ankunft ließ er die Häuptlinge der Abteilung Lebak zusammenkommen, um ihre Berichte entgegenzunehmen und zu ihnen zu sprechen. „... man mußte ihn bei solchen Gelegenheiten gehört und gesehen haben, um sich vorstellen zu können, wie er bei Ansprachen wie dieser sich begeisterte und durch seine eigene Art zu reden, den bekanntesten Dingen eine neue Farbe verlieh, wie sich dann seine Haltung aufrichtete, wie sein Blick Feuer sprühte,

Digitized by Google

wie seine Stimme vom Schmeichelndsanften überging zu Lanzettenschärfe, wie die Bilder von seinen Lippen flossen, als streue er Kleinodien um sich her, die ihn doch nichts kosteten, und wie ihn, wenn er anhielt, jeder anstarrte mit offenem Munde, als wollte er fragen: Mein Gott, wer bist du?"

Und Havelaar sagte den Häuptlingen, wie er im Innersten seiner Seele froh sei, zu sehen, daß die Bevölkerung arm sei, und wie schön es sei, „ausgesendet zu werden, daß man die Ermüdeten suche, die zurückblieben nach der Arbeit und niedersanken am Wege, da ihre Knie nicht stark mehr waren, hinaufzugehen nach dem Orte des Lohnes." Und er wies sie auf die Ertragfähigkeit ihrer Arbeit hin und auf das Mißverhältnis, daß trotz der lohnenden Arbeit die Bevölkerungszahl gering sei, daß die Landflucht zunehme, daß viele von denen, die weggingen, im Lager der Aufständischen zu finden seien, und zeigte ihnen die Ursachen von alldem. Doch als er nach dem „Warum" fragte, „da nahm seine Stimme einen Klang an, der an das Kreischen eines Bohrers erinnert, der mit Kraft in hartes Holz geschraubt wird." Er verlangte von ihnen, daß sie recht tun, so wie er es zu tun geschworen habe, und sagte ihnen, daß er kein Unrecht dulden würde. „... Häupter von Lebak, einst sterben wir alle. Was wird da gesagt werden in den Dörfern, wo wir Gewalt hatten? Und was von den Vorübergehenden, die das Begräbnis ansehen? Und was werden wir antworten, wenn nach unserem Tode eine Stimme spricht zu unserer Seele und fragt: „Warum ist da Weinen in den Feldern, und warum verbergen sich die Jünglinge? Wer nahm die Ernte aus den Scheuern und aus den Ställen den Büffel, der das Feld pflügen sollte? Was hast du mit dem Bruder getan, den ich dir zu bewachen gab? Warum ist der Arme traurig und flucht der Fruchtbarkeit seiner Frau?"

Havelaar gab den Häuptlingen zu verstehen, wie er dem Irrenden ein milder Richter sein werde, wie er aber Nachlässigkeit, wo sie zur Gewohnheit werde, entgegengetreten werde. „... Über Vergehen gröberer Art ... über Erpressung und Unterdrückung spreche ich nicht. So etwas wird nicht vorkommen ..."

So suchte er die Häuptlinge für sich zu gewinnen mit Milde und Güte, so suchte er vor allem den alten Regenten zu gewinnen, der infolge seines Anhanges von Verwandten, die alle von ihm zehrten, stark verschuldet war und Erpressung, Ausnützung und Unterdrückung der Bevölkerung aufs schlimmste betrieb. Dafür hatte Havelaar Beweise in Händen, die er aus den Akten seines Vorgängers entnommen hatte. Auch dieser war dem systematischen Unrecht zu Leibe gegangen und hatte es büßen müssen mit seinem Leben; denn er wurde — vergiftet. Havelaar wußte „von dem Mißbrauch, der von dem Regenten und den niedrigeren Häuptlingen getrieben wurde (über das Halten verschiedener Wohnungen auf Kosten der Bevölkerung usw.), er wußte, daß viele Personen von den Familien und Bediensteten der inländischen Häuptlinge auf den Auszahlungslisten figurieren, die in der Tat nicht teilnahmen an den Kulturarbeiten, so daß die Vorteile hiervon ihnen anheimfallen zum

Digitized by Google

Schaden der wirklich beteiligt Gewesenen. Auch werden sie in den unrechtmäßigen Besitz von Sawahfeldern gesetzt, während diese allein denen zukommen, die Anteil haben an der Kultur; er wußte, daß die Verminderung des Volksstandes zu Parang-Kudjang allein zuzuschreiben ist dem weitgehenden Mißbrauch, dem die Bevölkerung ausgesetzt ist."

Er hatte Beweise und konnte sofort Anklage gegen den Regenten erheben bei der vorgesetzten Behörde. Er tat es nicht. Er wollte den Mann schonen, der doch auch nur ein Opfer der Verhältnisse war und sich seines Unrechts kaum bewußt war, er wollte ihm den Weg zur Rückkehr zur Pflicht offen lassen. Er wollte mit ihm sprechen, ihm die Unrechtmäßigkeiten vor Augen führen und ihm, wenn es nötig, in seinen heiklen finanziellen Verhältnissen zur Seite stehen, so gut er konnte.

So glaubte Havelaar alles zum besten einrenken zu können. Er hatte die wohlmeinendsten Absichten und hoffte zuversichtlich, in seinem Bestreben die Unterstützung des Regenten, der Häuptlinge und seines Vorgesetzten, des Residenten, zu finden. Er sollte eine bittere Enttäuschung erleben. Nichts änderte sich, höchstens daß die am ärgsten Bedrückten heimlich und des Nachts, um nicht gesehen zu werden — denn das bedeutete schwere Strafe und unter Umständen den Tod durch Meuchelmord —, in seine Wohnung schlichen, um Klage zu führen gegen den Regenten und seinen Anhang, und ihn um Hilfe anriefen, den sie für rechtschaffen hielten.

Havelaar war in schwieriger Lage. „Er suchte nach Gründen, alle Strenge auszuschließen und noch einmal versuchen zu können, was sich erreichen ließe durch Milde. Er ging noch über Milde hinaus. Er schoß dem Regenten fortwährend auf eigene Verantwortung Geld vor, damit nicht irgendein Zwang allzu stark zum Vergehen drängte, und er vergaß wie gewöhnlich sich selbst soweit, daß er bereit war, sich und die Seinen auf das durchaus Nötige zu beschränken, um dem Regenten mit dem Wenigen unter die Arme zu greifen, das er noch von seinem Einkommen würde ersparen können." Dem Residenten ließ er sagen, er möge, wenn er von Mißbräuchen höre, die in seinem Bezirk vorkämen, nicht glauben, daß er dem gleichgültig gegenüberstehe. „Ich mache nicht sogleich offiziell Mitteilung davon, weil ich den Regenten, mit dem ich Mitleid fühle, vor allzu großer Strenge bewahren möchte und erst versuchen will, ihn durch Milde zur Pflicht zu bringen."

Havelaar litt schwer unter diesen Verhältnissen. Seine öfteren Unterredungen mit dem Regenten brachten ihn zu der Überzeugung, daß dieser sein Verhalten nicht ändern werde und daß an seine Besserung nicht zu denken sei. „War es ein Wunder, daß seine Seele betrübt war und daß Tine mehr denn jemals es nötig fand, in sein Zimmer zu treten, um ihn aufzurichten, wenn sie ihn, das Haupt schwer auf die Hände gestützt, dasitzen sah?"

Nicht Furchtsamkeit, nicht der Gedanke an sich selbst — er wußte, wie ungünstig es für ihn war, wenn er den Regenten anklagte — waren die

Digitized by Google

Ursache des Zwiespalts in seinem Innern. Es fiel ihm so ungemein schwer, ihn anzuklagen. Nicht die Schwierigkeiten fürchtete er. „Schwierigkeiten übten eine Anziehung auf ihn aus und ihn dürstete nach Aufopferung. Doch er war der Ansicht, daß hier das Verlockende eines Selbstopfers nicht bestehe, und fürchtete, daß er — schließlich gezwungen, zum ernsthaften Kampfe gegen das Unrecht überzugehen — des ritterlichen Hochgefühls sich werde entschlagen müssen, diesen Kampf begonnen zu haben als der Schwächere. Ja, das fürchtete er. Er war der Meinung, es stünde an der Spitze der Regierung ein Generalgouverneur, der sein Bundesgenosse sein würde, und es war wieder eine Eigentümlichkeit seines Charakters, daß diese Meinung ihn von strengen Maßregeln zurückhielt, und zwar länger, als irgend etwas anderes ihn abgehalten haben würde, weil sein Wesen es nicht zuließ, das Unrecht in einem Augenblicke anzugreifen, da er das Recht für stärker hielt denn gewöhnlich."

Wie sehr sich diese Meinung als falsch erwies, werden wir später sehen.

Über die Wirkung der Erpressung und des Raubes, ausgedrückt in Zahlen, versichert Havelaar, daß er imstande sei, die Namen von 32 Personen allein im Distrikt Parang-Kudjang anzugeben, denen in der Zeit *eines* Monats 36 Büffel abgenommen worden sind für den Nießbrauch des Regenten. Oder, daß er die Namen nennen könne von 32 Personen aus diesem Distrikt, die in einem Monat sich zu beklagen den Mut gehabt haben, und deren Klage von Havelaar untersucht und begründet befunden worden ist. Solcher Distrikte waren *fünf* in der Abteilung Lebak. „Und nicht nur Büffel waren es, die gestohlen wurden, noch gar Büffelraub das hauptsächlichste, das in Frage kam. Es ist besonders in Indien, wo noch immer „Herrendienst" gesetzlich besteht, ein geringeres Maß von Unverschämtheit nötig, um die Bevölkerung ungesetzlicherweise zu unbezahlter Arbeit aufzurufen, als erforderlich ist, um Eigentum wegzunehmen. Es ist leichter, der Bevölkerung weiszumachen, daß die Regierung ihrer Arbeit bedürfe, ohne sie bezahlen zu wollen, als von dieser Regierung zu sagen, daß sie ihre Büffel verlange für nichts und wieder nichts. Und würde auch der furchtsamste Javane nachzuspüren wagen, ob der sogenannte „Herrendienst", den man von ihm verlangt, mit den bezüglichen Vorschriften in Einklang steht, dann noch würde ihm dies unmöglich sein, da der eine nichts vom anderen weiß und er also nicht berechnen kann, ob die festgestellte Zahl Personen nicht zehn-, ja fünfzigfach überschritten ist. Wo also die gefährlichere, leichter zu entdeckende Tat mit solcher Vermessenheit ausgeführt wird, was ist da von den Mißbräuchen zu denken, deren man sich bequemer schuldig machen kann und die minder der Entdeckungsgefahr ausgesetzt sind?"

Das alles wußte die Regierung, und sie schritt nicht ein. Hat sie geschlafen? Eine verhängnisvolle Neigung zu Schlaf, unberechenbar in ihren Folgen. Leser, höre die „eintönige" und doch so eindringliche Geschichte,

Digitized by Google

die Havelaar erzählt über den Javanen Saidjah, die mehr spricht als ganze Bände von Anklagen gegen eine saumselige Regierung ...

Saidjahs Vater hatte einen Büffel, mit dem er sein Feld bestellte. Als nun dieser durch das Distriktshaupt von Parang-Kudjang ihm abgenommen wurde, war er sehr betrübt und sprach viele Tage lang kein Wort. Denn die Zeit des Pflügens war nahe, und es war zu befürchten, daß, wenn man die Sawahs nicht zeitig bearbeitete, auch die Zeit des Säens vorübergehen werde, und endlich, daß kein Reis geschnitten und im Lombong des Hauses geborgen werden könnte.

Ich muß hierbei für Leser, die wohl Java, jedoch nicht Bantam kennen, die Bemerkung machen, daß in dieser Residentschaft „persönliches Grundeigentum" besteht, was anderswo nicht der Fall ist.

Saidjahs Vater war also sehr bekümmert. Er fürchtete, daß seine Frau Reis nötig haben werde, und auch Saidjah, der noch ein Kind war, und die Brüderchen und Schwesterchen von Saidjah.

Auch werde das Distriktshaupt ihn beim Assistent-Residenten verklagen, wenn er in Bezahlung seiner Landrenten zurückbleiben würde, denn darauf steht Gesetzesstrafe.

Da nahm Saidjahs Vater einen Kris, der ein Pusaka von seinem Vater war. Der Kris war nicht sehr schön, aber es waren silberne Bänder um die Scheide gelegt, und auch die Spitze der Scheide war mit Silber plattiert. Er verkaufte diesen Dolch an einen Chinesen, der am Hauptplatze wohnte, und kam nach Hause mit vierundzwanzig Gulden, für welches Geld er einen anderen Büffel kaufte.

Saidjah, der damals etwa sieben Jahre alt war, hatte mit dem neuen Büffel schnell Freundschaft geschlossen. Nicht ohne Absicht sage ich: Freundschaft, denn es ist in der Tat rührend, zu sehen, wie der javanische Kerbo dem kleinen Jungen, der ihn hütet und versorgt, anhängt. Das starke Tier beugt willig den schweren Kopf rechts, links oder nach unten auf den Fingerdruck des Kindes, mit dem es aufgewachsen ist.

Solche Freundschaft hatte denn auch der kleine Saidjah dem neuen Gast sehr bald einzuflößen gewußt, und Saidjahs ermutigende Kinderstimme schien dem kraftvollen Nacken des gewaltigen Tieres noch mehr Kraft zu geben, wenn es den schweren Kleigrund aufriß und seinen Weg in tiefen, scharfen Furchen zeichnete. Der Büffel wendete willig um, wenn er das Ende des Ackers erreicht hatte, und verlor nicht eines Daumens Breite Grund beim Zurückpflügen der neuen Furche, die jedesmal neben der alten lag, als wäre die Sawah ein von einem Riesen geharkter Gartengrund.

Daneben lagen die Sawahs von Adindas Vater, dem Vater des Kindes, das mit Saidjah einst ehelichen sollte. Und wenn Adindas Brüderchen an die zwischenliegende Grenze kamen und just auch Saidjah da war mit seinem Pflug, dann riefen sie einander fröhlich zu und rühmten um die Wette die Kraft und die Willigkeit ihrer Büffel. Doch ich glaube, daß Saidjahs

Digitized by Google

der beste war, vielleicht wohl weil dieser ihm besser zuzusprechen wußte als die anderen. Denn Büffel haben viel Gefühl für ein gutes Wort.

Saidjah war neun Jahre alt geworden und Adinda sechs Jahre, als dieser Büffel Saidjahs Vater durch das Distriktshaupt von Parang-Kudjang abgenommen wurde.

Saidjahs Vater, der sehr arm war, verkaufte nun zwei silberne Klambuhaken — Pusakas von den Eltern seiner Frau — für achtzehn Gulden. Und für dieses Geld kaufte er einen neuen Büffel.

Aber Saidjah war betrübt. Denn er wußte von den kleinen Brüdern Adindas, daß der vorige Büffel nach dem Hauptplatze getrieben worden war, und er hatte seinen Vater gefragt, ob er das Tier nicht gesehen habe, als er dort war, die Klambuhaken zu verkaufen. Auf diese Frage hatte ihm sein Vater nicht antworten wollen, darum fürchtete er, daß sein Büffel geschlachtet war, wie die anderen Büffel, die das Distriktshaupt der Bevölkerung abnahm.

Und Saidjah weinte viel, wenn er an den armen Büffel dachte, mit dem er zwei Jahre lang so innig umgegangen war. Und er konnte nicht essen, lange Zeit nicht, denn seine Kehle war zu eng, wenn er schluckte.

Man bedenke, daß Saidjah ein Kind war.

Der Büffel lernte Saidjah kennen und nahm in der Geneigtheit des Kindes sehr schnell den Platz seines Vorgängers ein. Allzu schnell eigentlich. Denn ach, die Wachseindrücke unseres Herzens werden so leicht glattgestrichen, um Platz zu machen für spätere Schrift! Wie dem auch sei, der neue Büffel war nicht so stark wie der vorige ... wohl war das alte Joch zu weit für seinen Nacken ... aber das arme Tier war willig wie sein Vorgänger, der geschlachtet war, und konnte gleich Saidjah beim Zusammentreffen an der Grenze mit Adindas Brüderchen die Kraft seines Büffels nicht besonders rühmen, er behauptete doch, daß kein anderer den seinen an gutem Willen überträfe. Und wenn die Furche nicht so gradlinig wie früher war oder wenn Erdklumpen undurchschnitten zur Seite geblieben waren, so besserte er gern mit seinem Patjol, soviel er konnte. Obendrein, kein Büffel hatte ein Ulser-useran wie der seine. Der Penghulu selbst hatte ja gesagt, daß da Ontong sei in dem Laufe der Haarwirbel auf den Hinterblättern.

Einstmals auf dem Felde rief Saidjah seinem Büffel vergebens zu, eilig am Werke zu sein. Das Tier stand wie angewurzelt da. Überrascht über so große und vor allem so ungewohnte Widerspenstigkeit, konnte er sich nicht enthalten, einen Schimpf auszustoßen. Er sagte: a. s. Jeder, der in Indien gewesen ist, wird mich verstehen. Und wer mich nicht versteht, gewinnt nur dabei, wenn ich ihm die Erklärung eines groben Ausdrucks erspare.

Saidjah meinte gleichwohl nichts Böses damit. Er sagte es nur, weil er es so mehrmals von anderen hatte sagen hören, wenn sie über ihre Büffel ungehalten waren. Aber er hätte nichts zu sagen brauchen, denn es half nichts: sein Büffel tat keinen Schritt vorwärts. Er schüttelte den Kopf, als

Digitized by Google

wollte er das Joch abwerfen ... man sah ihn den Atem aus seinen Nüstern blasen ... er schnob, bebte, schauderte ... Angst war in seinem blauen Auge, und die Lefze war aufgezogen, so daß das Zahnfleisch bloß lag ...

„Fliehe, fliehe!" riefen auf einmal Adindas Brüderchen. „Saidjah, fliehe! Da ist ein Tiger!"

Und alle entledigten ihre Büffel der Pflugjoche und schwangen sich auf die breiten Rücken und gallopierten davon durch Sawahs, über Galangans, durch Schlamm, durch Krüppelholz und Buschwerk und hohes Alanggras, längs der Felder und Wege, und als sie schnaubend und schwitzend ins Dorf Badur einritten, war Saidjah nicht unter ihnen.

Denn als dieser wie die anderen seinen vom Joche befreiten Büffel bestiegen hatte, um wie sie die Flucht zu ergreifen, hatte ein unerwarteter Sprung des Tieres ihm das Gleichgewicht genommen und ihn zur Erde geworfen. Der Tiger war sehr nahe ...

Saidjahs Büffel, durch eigene Schwungkraft vorwärts getrieben, schoß um einige Sätze an dem Fleck vorbei, wo seines kleinen Herrn der Tod wartete. Das Tier war nur infolge seiner heftigen Fahrt und ohne Absicht weiter an Saidjah vorbeigesaust. Denn kaum hatte es die Kraft überwunden, die allen Stoff beherrscht, auch nachdem die treibende Ursache wirkungslos geworden ist, da kam es zurück, setzte auf seine ungeschlachten Füße den ungeschlachten Leib gleich einem Dache über das Kind und kehrte seine gehörnte Stirn dem Tiger zu. Dieser sprang ... aber er sprang zum letztenmal. Der Büffel fing ihn mit seinen Hörnern auf, er selbst verlor nur ein Stück Fleisch, das der Tiger ihm am Halse ausschlug. Der Angreifer lag da mit aufgeschlitztem Bauche, Saidjah war gerettet. Wirklich war da Ontong gewesen in dem Uſer-uſeran dieses Büffels!

Als dieser Büffel Saidjahs Vater abgenommen war und geschlachtet ...

Ich habe dir gesagt, Leser, daß meine Geschichte eintönig ist!

... als dieser Büffel geschlachtet war, zählte Saidjah schon zwölf Jahre, und Adinda wob schon Sarongs, und „batikte" sie mit Kapalas. Sie hatte schon Gedanken in den Lauf ihres „Farbschiffchens" zu bringen, und sie zeichnete Betrübtheit auf ihr Gewebe, denn sie hatte Saidjah sehr traurig gesehen.

Und auch Saidjahs Vater war sehr betrübt, doch seine Mutter am meisten. Hatte diese doch die Wunde am Halse des treuen Tieres geheilt, das ihr Kind unversehrt nach Hause gebracht hatte, während sie auf die Erzählung von Adindas Brüderchen geglaubt hatte, daß es von dem Tiger davongeschleppt sei. Sie hatte die Wunde so oft mit dem Gedanken betrachtet, wie tief wohl die Krallen, die so weit in die rauhen Fasern des Büffels eindrangen, in den weichen Leib ihres Kindes eingedrungen sein möchten, und oft, wenn sie frische Heilkräuter auf die Wunde gelegt hatte, streichelte sie den Büffel und sprach ihm einige freundliche Worte zu, damit das gute, treue Tier doch wissen sollte, wie dankbar eine Mutter ist. Sie hoffte später, daß

Digitized by Google

der Büffel sie doch verstanden haben möchte, denn dann hätte er auch ihr Jammern begriffen, als er weggeführt wurde, um geschlachtet zu werden, und er hätte dann gewußt, daß es nicht Saidjahs Mutter war, die ihn schlachten ließ.

Einige Zeit darnach flüchtete Saidjahs Vater aus dem Lande. Denn er hatte große Furcht vor der Strafe, wenn er seine Landrente nicht bezahlen würde, und er hatte kein Pusaka mehr, um einen neuen Büffel zu kaufen, da seine Eltern stets in Parang-Kudjang gewohnt hatten und ihm also wenig nachlassen konnten. Auch die Eltern seiner Frau wohnten dauernd im selben Bezirk. Nach dem Verlust des letzten Büffels hielt er sich gleichwohl noch einige Jahre aufrecht, indem er mit gemieteten Pflugtieren arbeitete. Doch das ist ein sehr undankbares Arbeiten, und vor allem verdrießlich für jemanden, der im Besitze von einigen Büffeln gewesen. Saidjahs Mutter starb vor Kummer, und da war es, daß sein Vater sich in einem Augenblicke von Mutlosigkeit aus Lebak und aus Bantam fortmachte, um im Buitenzorgschen Arbeit zu suchen. Er wurde mit Stockschlägen bestraft, weil er Lebak ohne Paß verlassen hatte, und durch die Polizei nach Badur zurückgebracht. Hier wurde er ins Gefängnis gebracht, weil man ihn für irrsinnig hielt, was nicht so befremdend gewesen wäre, und weil man fürchtete, er werde, in einem Anfall von mâta glap, âmok machen oder andere Verkehrtheiten begehen. Doch er war nicht lange gefangen, indem er kurz darauf starb.

Was aus den Brüdern und Schwestern Saidjahs geworden ist, weiß ich nicht. Das Häuschen, das sie zu Badur bewohnten, stand einige Zeit leer und fiel dann schnell ein, da es nur von Bambus gebaut und mit Atap gedeckt war. Ein bißchen Staub und Schutt bedeckte den Fleck, wo so viel erduldet wurde. Es gibt viele solcher Orte in Lebak.

Saidjah war fünfzehn Jahre alt, als sein Vater nach Buitenzorg verzog. Er hatte ihn nicht dahin begleitet, weil er sich mit größeren Plänen trug. Man hatte ihm gesagt, daß in Batavia sehr viel Herren seien, die in Bendies führen, so daß er also dort leicht eine Stelle als Bendiejunge finden müsse, wozu man gewöhnlich jemanden wählt, der noch jung und unausgewachsen ist, um nicht durch zu große Last hinten auf dem zweirädrigen Fuhrwerk das Gleichgewicht aufzuheben. Es wäre, hatte man ihm versichert, bei guter Führung ein gut Stück Geld bei solchem Dienste zu gewinnen. Vielleicht gar würde er auf diese Weise binnen drei Jahren genug ersparen können, um zwei Büffel zu kaufen. Diese Aussicht lachte ihm entgegen. Mit selbstbewußtem Schritt, wie jemand, der große Dinge im Sinne hat, trat er nach der Abreise seines Vaters bei Adinda ein und teilte ihr seinen Plan mit.

„Denk' doch", sagte er, „wenn ich wiederkomme, werden wir alt genug sein, zu freien, und wir werden dann zwei Büffel haben!"

„Prächtig, Saidjah, ich will gern zu dir gehen, wenn du wiederkommst. Ich werde spinnen und Sarongs und Slendangs weben und batiken und sehr fleißig sein die ganze Zeit."

Digitized by Google

„Oh, ich glaube dir, Adinda! Aber ... wenn ich dich verheiratet finde?"

„Saidjah, du weißt doch sehr gut, daß ich mit niemanden ehelichen werde. Mein Vater hat mich deinem Vater zugesagt."

„Und du selbst?"

„Ich werde dich heiraten, dessen sei sicher!"

„Wenn ich zurückkomme, werde ich von ferne rufen ..."

„Wer soll es hören, wenn wir im Dorfe Reis stampfen?"

„Das ist wahr. Doch Adinda ... das ist besser: erwarte mich bei dem Djatigehölz, unter dem Ketapanbaume, wo du mir die Melattiblume gegeben hast."

„Aber, Saidjah, wie kann ich wissen, wann ich hingehen muß, um dich bei dem Ketapan zu erwarten?"

Saidjah bedachte sich einen Augenblick und sagte:

„Zähl' die Monde. Ich werde dreimal zwölf Monde ausbleiben. Dieser Mond rechnet nicht mit. Sieh, Adinda, schneide eine Kerbe bei jedem neuen Mond in deinen Reisblock. Wenn du dreimal zwölf Kerben eingeschnitten hast, werde ich den Tag, der darauf folgt, bei dem Ketapan ankommen. Gelobst du, daß du da bist?"

„Ja, Saidjah, ich werde unter dem Ketapan beim Djatigehölz sein, wenn du zurückkommst."

Nun riß Saidjah einen Streifen von seinem blauen Kopftuch, das sehr verschlissen war, und er gab das Stückchen Leinwand Adinda, damit sie es als Pfand bewahre. Und darauf verließ er sie und Badur.

Er lief viele Tage hindurch. Er ging an Rankas-Betung vorbei, das derzeit noch nicht der Hauptplatz von Lebak war, und an Warang-Gunung, wo damals der Assistent-Resident wohnte, und am folgenden Tage sah er Pandeglang, das daliegt wie in einem Garten. Wieder einen Tag später kam er in Serang an, und er stand überwältigt von der Pracht eines so großen Platzes mit vielen Häusern, gebaut aus Stein und gedeckt mit roten Ziegeln. Saidjah hatte dergleichen nie gesehen. Er blieb dort einen Tag, weil er ermüdet war, aber in der Kühle der Nacht marschierte er weiter und kam am folgenden Tage nach Tangerang, noch bevor der Schatten bis auf seine Lippen gesunken war, wiewohl er den großen Tudung trug, den sein Vater ihm hinterlassen hatte.

In Tangerang badete er sich nahe bei der Überfahrt im Fluße und er ruhte aus im Hause eines Bekannten seines Vaters, der ihn unterwies, wie man Strohhüte flicht, gerade solche, wie sie von Manila kommen. Er blieb dort einen Tag, um dies zu lernen, und er dachte, hiermit später sich etwas verdienen zu können, falls er in Batavia etwa kein Glück haben würde. Den folgenden Tag gegen Abend, als es kühl wurde, dankte er seinem Gastherrn sehr und ging weiter. Sobald es ganz dunkel war, so daß niemand mehr es sehen mochte, brachte er das Blatt zum Vorschein, worin er die Melatti bewahrte, die Adinda ihm unter dem Ketapanbaume gegeben hatte. Denn

Digitized by Google

er war betrübt geworden, weil er sie so lange Zeit nicht sehen würde. Den ersten Tag und auch den zweiten hatte er minder stark gefühlt, wie allein er war, da seine Seele noch gänzlich von dem großen Gedanken erfüllt war, daß er Geld verdienen und hiermit zwei Büffel kaufen werde, wo doch selbst sein Vater nie mehr als einen besessen hatte; auch richteten sich seine Gedanken zu viel auf das Wiedersehen mit Adinda, als daß sie der Betrübtheit über den Abschied viel Raum bieten konnten. Er hatte in überspannter Hoffnung Abschied genommen und ihn in seinen Gedanken schon mit dem endlichen Wiedersehen unter dem Ketapanbaume verknüpft. Denn eine so große Rolle spielte die Aussicht auf das Wiedersehen in seinem Herzen, daß er, als er bei der Abreise von Badur an diesem Baume vorüberging, eine Fröhlichkeit in sich fühlte, als wären sie schon vorbei, die sechsunddreißig Monde, die ihn von diesem Augenblicke schieden. Es war ihm vorgekommen, als brauche er nur umzukehren, als sei er schon von der Reise zurück und sehe nun dort unter dem Baume Adinda seiner harren.

Doch je weiter er sich von Badur entfernte und je mehr er inne wurde, wie furchtbar lang ein Tag sein kann, um so mehr empfand er die große Dauer der sechsunddreißig Monde. Es war etwas in seiner Seele, das ihn minder schnell fortschreiten ließ. Er fühlte Unlust in seinen Knien, und war es auch nicht Mutlosigkeit, was ihn da überfiel, so doch eine Wehmut, die nicht fern ist von Mutlosigkeit. Er dachte daran, zurückzukehren; doch was sollte dann Adinda von so geringer Beherztheit sagen?

Also schritt er rüstiger zu, wenn auch nicht so schnell wie am ersten Tage. Er hatte die Melatti in der Hand und drückte sie gar manchesmal an die Brust. Er war seit drei Tagen viel älter geworden und begriff nicht mehr, wie er früher so ruhig gelebt hatte, wo doch Adinda ihm so nahe war und er sie sehen konnte, so oft und so lange er begehrte. Denn nun würde er nicht so ruhig sein, wenn er erwarten könnte, daß sie da stracks vor ihm stehen werde. Und auch das begriff er nicht, daß er nach dem Abschied nicht noch einmal umgekehrt war, um ihr noch einmal ins Gesicht zu schauen. Auch kam es ihm in den Sinn, wie er noch kurz zuvor mit ihr wegen der Schnur gezankt hatte, die sie für den Lalayang, den Drachen ihrer Brüderchen, gesponnen hatte, und die gebrochen war, weil, wie er meinte, ein Fehler in ihrem Gespinst war, wodurch eine Wette gegen die Kinder aus Tjipurut verloren ging. Wie war's möglich, dachte er, deswegen bös zu werden auf Adinda! Denn hätte sie auch einen Fehler in die Schnur gesponnen, und wäre auch wirklich hierdurch die Wette von Badur gegen Tjipurut verloren worden, und nicht durch die Glasscherbe — so hinterlistig und geschickt sie immer durch den kleinen Djamien aus seinem Verstecke hervorgeworfen sein mochte — hätte ich selbst dann so hart gegen sie sein und sie mit ungehörigen Namen benennen dürfen? Was ist nun, wenn ich in Batavia sterbe, ohne sie um Vergebung für so große Grobheit gebeten zu haben? Ist es nicht, als wenn ich ein schlechter Mensch sei, der die Mädchen mit Schimpfworten

Digitized by Google

bewirft? Und wird nicht in Badur, wenn man hört, daß ich in fremden Landen gestorben bin, ein jeder sagen: es ist gut, daß Saidjah starb, denn er hat einen großen Mund gehabt gegen Adinda?" (Schluß folgt)

Schule und Politik

Von

Professor Richard Eickhoff (Remscheid)

Ein altes, schier unerschöpfliches Thema! Daß die Politik der Schule fernzuhalten sei, ist eine so selbstverständliche Forderung, daß man kein Wort darüber zu verlieren braucht. Aber:

„Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Diese so selbstverständliche Forderung findet ihre natürliche Schranke an jener anderen, die, wenn in irgendeiner Zeit, in der unserigen, in der nach Artikel 1 der Reichsverfassung die Staatsgewalt vom Volke ausgeht, unerläßlich geworden ist: daß die höhere Schule — von dieser rede ich hier — den Knaben und Jünglingen, die dereinst die geistigen Führer der Nation zu werden bestimmt sind, jene staatsbürgerliche Erziehung, jene Staatsgesinnung, die die Unterordnung des Einzelinteresses unter das Allgemeininteresse lehrt,[1]) zuteil werden lassen muß, deren wahrhaft erschreckender Mangel nicht nur bei den Schülern, sondern auch bei den Lehrern selbst den maßgebenden Behörden erst dann zum Bewußtsein gekommen zu sein scheint, als es — zu spät war.

Gewiß kennen schon die preußischen Lehrpläne von 1901 solche Unterweisungen, die in das Gebiet der staatsbürgerlichen Erziehung fallen, in den mittleren und oberen Klassen (von Untersekunda an!); aber da die Lehrenden selber auf der Hochschule in keiner oder doch in höchst dürftiger Weise für diesen Unterricht vorbereitet wurden, so kann es nicht wundernehmen, wenn sie in ihrem Unterricht oft genug fehlgriffen, wenn sie die Politik in die Schule trugen, die nicht hineingehört. Treffend heißt es in den methodischen Bemerkungen zu den erwähnten Lehrplänen — und mir scheint der Geist eines Adolf Matthias daraus zu sprechen —: „Besonders sicheren Takt und große Umsicht in der Auswahl und Behandlung des einschlägigen Stoffes erheischt die für U II und O I geforderte Belehrung über wirtschaftliche und

---

[1]) Fürst Bülow hat einmal vor langen Jahren (vgl. „Goldenes Buch") geäußert: „Letztes Ziel der Politik ist, den Einzelnen dahin zu bringen, daß er seinen Egoismus mit Bewußtsein unter die für die Allgemeinheit als nützlich erkannten Zwecke beugt."

Digitized by Google

gesellschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart. Der von ethischem und geschichtlichem Geiste getragene Unterricht hat hierbei einerseits auf die Berechtigung mancher sozialen Forderungen der Jetztzeit einzugehen, andererseits aber die Verderblichkeit aller gewaltsamen Versuche der Änderung sozialer Ordnungen darzulegen. Je sachlicher er die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses der Stände untereinander und der Lage des arbeitenden Standes insbesondere behandelt und den stetigen Fortschritt zum Besseren unter Vermeidung jeder Tendenz nachweist, um so eher wird es bei dem gesunden Sinne unserer Jugend gelingen, sie zu klarem und ruhigem Urteil über das Verhängnisvolle unberechtigter sozialer Bestrebungen der Gegenwart zu befähigen." Aber man kann doch nicht leugnen, daß diese Unterweisungen trotz des Strebens der „Vermeidung aller Tendenz" zu einseitig auf die „Verdienste des Herrscherhauses" (S. 48 der Lehrpläne) eingestellt sind, die gewiß nicht verkannt werden sollen: man denke nur an Friedrich „den Einzigen". Und so ist denn das schon im Obrigkeitsstaate erstrebte Ziel trotz der besten Absichten der Unterrichtsverwaltung verfehlt worden, mußte verfehlt werden, weil die dazu notwendigen Voraussetzungen nicht vorhanden waren, weil die Vorbereitung und Vorbildung der Lehrenden für diesen so schwierigen und verantwortungsvollen Unterricht unzulänglich war.[1]) Nur so kann sich der objektive Beobachter die Tatsache erklären, daß ein großer Teil der Jugenderzieher, Söhne des Volkes, Söhne von Lehrern, Handwerkern, auf Irrwege geraten und einem einseitig nationalistischen Geiste verfallen ist, daß dieselben Schulen, die sich mit Stolz „humanistische" Schulen zu nennen lieben, oft einen geradezu antihumanistischen Geist in unserer Jugend großzuziehen beflissen waren. Nur so auch sind die Gefahren zu erklären, die unserem Volksleben gerade von der höheren Schule und ihren Zöglingen drohen, jene Gefahren, auf die der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vor kurzem mit gebührender Schärfe hingewiesen hat. Ich spreche hier aus jahrzehntelanger eigener Erfahrung, wenn ich sage, daß diese Gefahren in keinem Falle unterschätzt werden dürfen. Denn es ist klar, daß ihnen namentlich die jüngeren Lehrer erliegen, daß sie, statt Politik in dem Sinne zu lehren, wie sie Philipp Zorn einmal definiert hat, als „die geistige Fähigkeit, den Staat und dessen öffentliches Leben zu verstehen, und die Kunst, nach Maßgabe dieses Verständnisses auf den Staat und das öffentliche Leben des Volkes einzuwirken", die ödeste Parteipolitik mit allen ihren Schlagwörtern in die Schule zu tragen geneigt sind und so die jungen Seelen in einen Zwiespalt bringen, der für ihre geistige und sittliche Entwicklung nur verderblich sein kann.

---

[1]) In einem dem früheren preußischen Kultusminister auf seinen Wunsch erstatteten Gutachten über die neue Prüfungsordnung für die Kandidaten des höheren Schulamts habe ich mit allem Nachdruck — leider ohne Erfolg — auf die Notwendigkeit der Einführung der Staats- und Volkswirtschaftslehre oder Bürgerkunde als eines besonderen Ersatzfaches hingewiesen. „Bürgerkundliche" Vorlesungen haben inzwischen an unseren Hochschulen Eingang gefunden.

Digitized by Google

Daß dieser Geist nicht in allen unseren Schulen herrscht, daß an zahlreichen Anstalten dank einer besonnenen, einsichtsvollen Leitung die Gefahren verhütet worden sind, die ich geschildert habe, braucht nicht erst gesagt zu werden. Wie groß aber diese Gefahren sind, scheint mir auch noch von einem anderen Gesichtspunkte aus eine Beleuchtung zu verdienen. Wer kennt nicht das Wort des preußischen Kultusministers von den „Novembersozialisten"? Daß dieses Wort den Tatsachen entspricht, daß gerade in der jüngeren Lehrerschaft zahlreiche Elemente bei der so plötzlich eingetretenen Staatsumwälzung der Novembertage des Jahres 1918 ebenso plötzlich ihr sozialistisches Herz entdeckt haben, ist eine Erfahrung, die man an manchen Orten, und nicht nur in der Großstadtluft, hat machen können. Aber kann dies überhaupt wundernehmen, kann es uns überraschen, wo dem jungen Lehrernachwuchs oft genug „die geistige Fähigkeit, den Staat und dessen öffentliches Leben zu verstehen", völlig abgeht? Und ist es andererseits zu verwundern, wenn die heranwachsende Jugend für diese sozialistischen Irrlehren, die einst ein Eugen Richter so glänzend ad absurdum führte, am meisten empfänglich ist? Bekannt ist das Wort Miquels, der ja in seiner Jugendzeit selbst Kommunist war, wie dem Minister einst im Reichstage aus den Reihen der Zentrumspartei vorgehalten wurde, daß, wer mit 20 Jahren nicht radikal und wer mit 40 Jahren noch radikal, ein Esel sei. Die Jugend ist nun einmal allen extremen Strömungen am leichtesten zugänglich: mit dieser unabänderlichen Tatsache muß jeder Volkserzieher rechnen.

Wer es daher mit der Jugend, der Hoffnung unseres Volkes, gut meint, wird sie ebenso vor nationalistischen wie sozialistischen Irrlehren zu hüten haben. Freilich ist dieses Ziel, „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen", nie und nimmer erreichbar, wenn nicht schon auf unseren Hochschulen in den zukünftigen Jugenderziehern das Verständnis für die verantwortungsvollen Aufgaben und Pflichten erweckt wird, die ihrer in ihrem Lehrerberuf harren. Leider aber muß man feststellen, daß, wie zahlreiche höhere Schulen, so auch nicht wenige Universitäten die eigentlichen Herde der geistigen Bewegung sind, die letzten Endes unser gutes, treues, tapferes Volk in das entsetzliche Unglück gestürzt hat, das über uns hereingebrochen ist. Und nur wenn auf unseren Hochschulen der Geist eines Kant, eines Fichte — um nur diese beiden Großen zu nennen — wieder lebendig und wirksam wird, wenn unsere Universitäten wieder den echt freiheitlichen, vorurteilsfreien Geist atmen, der sie vor 100 Jahren auszeichnete, nur dann darf man hoffen, daß von ihnen ein Licht auch auf die höheren Schulen ausstrahlen wird, das unserer Jugend die rechten Wege weist, auf denen sie und mit ihr unser ganzes Volk wieder gesunden und glücklichen Zeiten entgegengeführt werden kann. Wie aber der nationalistisch-reaktionäre, so muß nicht minder der sozialistisch-kommunistische Geist aus den Herzen der Jugend gebannt werden. Denn daß auf unseren Hochschulen, auf denen schon seit Jahrzehnten jene volkswirtschaftliche Richtung viele Anhänger gewann, die man mit dem Namen „Kathedersozialismus" zu kennzeichnen pflegte und die

Digitized by Google

in Schmoller, Wagner u. a. ihre vornehmsten Vertreter hatte, der junge Student auch leicht Gefahr lief, sozialistischen Irrlehren zu verfallen und den wahren Sozialismus, der mit Humanismus identisch ist und auch mit dem Liberalismus vieles gemein hat, jene soziale Ethik, wie sie vornehmlich auch in den Kreisen der Kirche gelehrt wird, mit der Lehre eines Karl Marx und anderer geistiger Führer der Sozialdemokratie, deren Zusammenbruch offenkundig ist, zu verwechseln — auch das wird keinem aufmerksamen Beobachter der Gedankenwelt entgangen sein, in der ein großer Teil der akademischen Jugend von heute sich zu bewegen pflegt.

Was wir unserem Volke wünschen müssen, das ist in diesen Tagen von Deutschlands tiefster Erniedrigung nur dies eine: daß ein gütiges Geschick es vor einer reaktionären Restauration auf der einen, vor einer kommunistischen Revolution auf der anderen Seite in Zukunft bewahren möge. Deshalb ist es die heilige Pflicht aller Jugenderzieher, den Geist der ihnen anvertrauten Jugend, die sich so leicht von diesen beiden Extremen betören läßt, dahin zu lenken, daß sie erkennen lernt, wie nur ein Vaterland, in dem die Freiheit wahr und die Wahrheit frei ist, ein Vaterland, in dem Freiheit und Ordnung sich paaren, unser Volk vor dem Untergange retten kann, der ihm schon so oft gedroht hat. In der Tat: die demokratische Lebensauffassung, wie sie den Großen unseres Volkes in Wissenschaft, Literatur und Kunst zu allen Zeiten fast ausnahmslos eigen war, sie ist es allein, die uns auch jetzt wiederum vor dem Untergange retten kann. Diese Erkenntnis muß auch in die Herzen der heranwachsenden Jugend einziehen, wie sie die Jugend beherrscht hat, die sich am 18. Oktober 1817 auf der Wartburg zu heiligem Gelöbnis zusammenfand.

In einer ausgezeichneten Denkschrift des preußischen Kultusministeriums aus dem Jahre 1917 wird treffend dargelegt, wie bitter not uns ein *staatswissenschaftliches Verstehen der Gegenwart* tut, und es wird die Forderung gestellt, das politische Denken müsse geschult, der junge Deutsche müsse politisiert werden. Wer noch an der Berechtigung dieser Forderung gezweifelt haben sollte, dem werden die letzten Jahre endlich die Augen geöffnet haben. Denn die Gefahr, die unserer Jugenderziehung von den Extremen einer reaktionären Restauration und einer kommunistischen Revolution droht, ist uns in diesen furchtbaren Märztagen so recht vor die Seele getreten, die auch wieder manchen irregeführten Jüngling ins Verderben gerissen haben. Diese Schreckenstage geben den Erziehern der Jugend eine ernste Lehre. Gewiß scheiden sich Politik und Schule wie Feuer und Wasser, und wer die Politik aus der Volksversammlung in die Schule trägt, versündigt sich am Vaterlande. Aber dennoch bleibt die Forderung zu Recht bestehen, daß der junge Deutsche politisiert, d. h. mit dem geistigen Rüstzeug versehen werden muß, das ihm, um noch einmal mit Philipp Zorn zu sprechen, die geistige Fähigkeit verleiht, den Staat und das öffentliche Leben zu verstehen und nach Maßgabe dieses Verständnisses auf sie einzuwirken. Das ist die Aufgabe

Digitized by Google

der Schule, und wird sie erfüllt, dann wird das neue Deutschland — das ist unsere Hoffnung und unsere Zuversicht — sich der großen Vergangenheit unseres Volkes würdig zeigen und wieder stolz darauf sein, das Volk der Dichter und Denker zu heißen.

Geschrieben Ende März 1920.

Die slowakische Frage in der inneren und äußeren Politik Tschechiens

Von

Gerhard Merrem

Im Jahre 906 erlag Großmähren dem Ansturm der Ungarn. Seitdem schwankte die Slowakei zwischen Tschechen, Polen und Ungarn hin und her, bis sie 1018 endgültig unter das ungarische Zepter gelangte.

1918 brach Österreich-Ungarn auseinander. Die Slowakei bildete mit den Tschechen den Staat, den sie lange Zeit unter Habsburgs Druck erträumt hatte. Fast anderthalb Jahre sind seitdem verflossen, die Slowaken sind mit der Neuordnung unzufrieden. Die Strömungen, die die Autonomie fordern, wachsen an und lassen im Verein mit ungarischen und auch polnischen Umtrieben das Land nicht zur Ruhe kommen.

Die Hauptursache der Unzufriedenheit sind die Ungeschicklichkeiten, die tagtäglich von Prag aus begangen werden. Wie jeder junge Staat hat die Tschecho-Slowakei den harten Kampf der zentralistischen und föderalistischen Kräfte zu bestehen. Die Machthaber in Prag nehmen keine Rücksicht auf die Besonderheiten der einzelnen Landesteile. Daß dem gerade der den Tschechen am nächsten verwandte, sprachlich nur durch Dialekt verschiedene Slowake den heftigsten Widerstand entgegensetzt, während Deutsche, Madjaren und Polen weniger gefährlich sind, ist ein neuer Beleg für die alte Erfahrung, daß die erbittertsten Kämpfe zwischen Verwandten und gering Differenzierten ausgetragen werden. Dem Prager Zentralismus setzt man in der Slowakei die Forderung nach Autonomie entgegen. Während Prag mit allen Mitteln auf vollkommene Verschmelzung aller Landesteile hinarbeitet und nur ungern den Ruthenen auf Verlangen der Entente Sonderrechte gewährt, wächst seit dem Entstehen des tschechisch-slowakischen Staates die Überzeugung der Slowaken, daß sie ein Recht darauf haben, eine Sonderstellung in Tschechien einzunehmen. Es zeigt sich, daß die verschiedene Geschichte den Volksteilen verschiedene Charakterzüge aufgeprägt hat. Solange der fromme katholische Slowake in dem Reiche des protestantischen Tisza lebte, gehörte er zur Opposition und vergaß, was ihn vom Tschechen trennte. In einem Staate mit diesem vereint, fühlt er sich durch dessen antikirchliche Stellung verletzt. Denn

Digitized by Google

Tschechien ist der Schauplatz eines heftigen Kulturkampfes, die Los-von-Rom-Bewegung hat ihre Anhänger bis tief in die Reihen der niederen Geistlichkeit gefunden, wenn ihr auch Führer aus der höheren Geistlichkeit fehlen. Die Forderungen nach der Abschaffung des Zölibats und nach der Einführung der slawischen Kirchensprache (die cyrillomethodische Idee) sind allgemein geworden. Die Slowaken machen diese neue hussitische Bewegung nicht mit, die durch das Verhalten der tschechischen Legionäre für sie besonders gekennzeichnet wird. Diese haben sich zahlreiche Übergriffe gegen die katholische Kirche in der Slowakei zuschulden kommen lassen, insbesondere durch Zerstörungen von Heiligenbildern ihre romfeindliche Gesinnung bekundet. Auch das Verhalten der tschechischen Beamten, die ihre Stellungen in der Slowakei als finanziellen Zufluchtsort betrachten, trägt zur Mißstimmung der Slowaken bei. Die Aufhebung der alten ungarischen Komitatseinteilung und die Einrichtung der Kreisverfassung hat den konservativen Sinn vieler Slowaken verletzt.

Die Prager Nationalversammlung bietet einen weiteren Grund zur Unzufriedenheit. Aus willkürlicher Ernennung hervorgegangen, weist sie weniger slowakische Abgeordnete auf, als nach der Volkszahl angemessen wäre. Sie ist nur das Zerrbild einer Volksvertretung. Während die Slowakei zu 75 Prozent streng klerikal gerichtet ist, sind von den 49 slowakischen Abgeordneten nur 12 katholisch. Die übrigen Nichtkatholiken gehören zumeist der slowakischen Nationalpartei an, deren Führer Schrobar, der einzige slowakische Minister, ein Gewaltregiment in Preßburg aufgerichtet hat, in tschechischem zentralisierendem Sinne regiert und die klerikale Volkspartei energisch bekämpft.

Selbst innerhalb der Nationalpartei erheben sich in letzter Zeit Stimmen, die die Autonomie verlangen. Dies ist ein Zeichen dafür, daß der slowakische Konflikt sich verschärft hat. Stodola, einer der Führer der Nationalpartei, hat ein Programm aufgestellt, in dem eine autonome Slowakei im Rahmen der tschechischen Republik mit einem besonderen Landtage gefordert wird, der in Fragen der inneren Verwaltung, der Schulen und des Kultus zuständig sein soll. Dieses klare Programm wird die Grundlage für alle slowakischen Forderungen bilden, ihm stimmt man wohl allgemein in der Slowakei zu. Mögen die Zentralisten in Prag noch so unwillig sein, nach den Grundsätzen dieses Programms wird sich doch im wesentlichen die zukünftige Stellung der Slowakei im tschechischen Staate bestimmen. Denn Prag wird nachgeben müssen. Es wird dieses Übel als das kleinere wählen, da mittlerweile die radikale Strömung des Pfarrers Hlinka an Bedeutung gewonnen hat.

Die Bedeutung Hlinkas darf nicht überschätzt werden. Seine Tätigkeit wäre mit der des bayerischen Sonderbündlers Sigl nach 1871 zu vergleichen, wenn Hlinka nicht außerhalb der Slowakei Förderer gefunden hätte. Er erstrebte zuerst eine völlig unabhängige Slowakei. Doch bald mußte er erkennen, daß dieses Streben fruchtlos sei, und daß er seinem Programm: Los von Tschechien durch den Gedanken des Anschlusses an einen anderen Staat

Digitized by Google

mehr Kraft verleihen müsse. So forderte er den Anschluß der Slowakei an Polen. Er begab sich nach Warschau und fand für seine Pläne geneigte Herzen. Immerhin erscheint es zweifelhaft, ob die polnische Regierung sich wirklich in der Hoffnung gewiegt hat, die Slowakei zu erwerben. Vielmehr dürfte sie Hlinka als Mittel zum Zwecke benutzt haben. Polen hoffte durch Unterstützung der Hlinkaschen Pläne die tschechische Regierung in innere Schwierigkeiten zu stürzen und in ihrem Widerstande im Kampfe um Teschen zu schwächen. Die polnische Regierung hat zweifellos Hlinka die Pässe zur Reise nach Paris verschafft, wenn auch Paderewski nachträglich die Beamten, die die Pässe ausgestellt hatten, desavouierte. Daß es Polen nicht ernstlich um die Slowakei zu tun war, zeigt das sofortige Fallenlassen Hlinkas nach Erledigung der Teschener Frage durch den Obersten Rat und das jetzige Rücktreten Polens, nachdem die Hlinkasche Bewegung ihre Hoffnungen auf Ungarn gesetzt hat.

Die Stellung Ungarns zur slowakischen Frage hat seit Überwindung der Räteherrschaft Bela Khuns große Bedeutung erlangt. Eine starke nationalistische Welle mit royalistischer und christlich antisemitischer Färbung durchflutet seitdem das madjarische Volk. Es empfindet den Verlust der Slowakei als tiefe Schmach. Sobald Hlinka aus Paris zurückgekehrt war, wo er ohne Erfolg den Obersten Rat für seine Ideen zu gewinnen versucht hatte, konnte er mit Recht hoffen, daß Regierung und Volk der Madjaren die Loslösungsbestrebungen der Slowaken unterstützen würden. Er und seine Anhänger wandten sich deshalb dem Gedanken zu: Anschluß an Ungarn.

Was aber hätte den nationalistischen Madjaren Friedrich, Horthy und Huszar willkommener sein können! Schimmerte da nicht ein leiser Hoffnungsstrahl auf Verwirklichung ihrer Forderung: Integrität Ungarns! Mit allen Mitteln, vielleicht auch mit Unterstützung Englands wurde die Unabhängigkeitsbewegung der Slowakei gefördert: Die Führer der Lostrennungsbestrebungen wurden in Budapest glänzend empfangen, ein Großteil der Horthyschen weißen Armee an der slowakischen Grenze zusammengezogen, durch Nachrichten, die fälschlich die Zuteilung der Slowakei an Ungarn auf Englands Betreiben meldeten, der Mut der Madjaronen (Madjarenfreunde) in der Slowakei gestärkt, eine lebhafte Agitation veranstaltet usw.

Nicht ohne Erfolg: denn das neue Ungarn hat für den Slowaken mancherlei Verlockendes. Es ist klerikal gerichtet, hofft, die Stephanskrone wieder herzustellen, und kann den konservativen Sinn der Slowaken für sich einnehmen. Bemerkenswert ist hierbei, daß ganz im Gegensatz zu den republikanischen Tschechen die Slowaken monarchistisch gerichtet sind. Es erfolgten von seiten der radikalen Tschechenfeinde zahlreiche Sympathieerklärungen für Ungarn. (Hlinka, mittlerweile verhaftet und seit drei Monaten im Gefängnis, beteiligt sich von dort aus noch immer lebhaft.) In Budapest bildete sich eine ungarisch-slowakische Volkspartei unter Führung von Professor Franz Jehlicka, die als Schwesterpartei der Hlinkapartei mit der ungarischen Regierung in Verbindung getreten ist, um für den Fall, daß ihr Wunsch, die Vereinigung der

Digitized by Google

Slowakei mit Ungarn, in Erfüllung gehe, für die Slowaken bestimmte Autonomiegarantien zu erhalten.

Auf diese letzten ungarischen Bemühungen ist besonders eingegangen worden, um zu zeigen, daß die slowakische Frage nicht mehr allein eine innerpolitische tschechische ist, sondern auch eine bedeutsame außenpolitische Seite hat. Augenblicklich erscheinen die ungarischen Hoffnungen noch fern der Erfüllung, doch darf der Ernst der Lage nicht verkannt werden. Erklärt sich die Prager Regierung mit den Forderungen nach einer autonomen Slowakei innerhalb Tschechiens in gewissem Grade einverstanden, so wäre wahrscheinlich dem Streben Ungarns der Boden unter den Füßen entzogen. Denn weitaus die Mehrzahl der Slowakei ist noch eingedenk der madjarischen Unterdrückung (besaßen ja die annähernd zwei Millionen Slowaken nicht eine einzige slowakische Volksschule unter madjarischer Herrschaft). Die Slowaken wollen zwar zum größten Teil die tschecho-slowakische Republik, aber nicht die Tschecho-Slowakei in ihrer jetzigen Form. Mit einem klugen Nachgeben Prags würden die meisten Verstimmungen, die jetzt noch zwischen den beiden Volksteilen bestehen, verschwinden (außer bei den ganz radikalen Grüppchen). Setzen die Tschechen ihre bisherige Politik fort, dann ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich die Slowaken in das radikale Lager der Hlinka und Genossen gedrängt fühlen; Komplikationen dürften eintreten, deren Tragweite noch nicht abzusehen ist.

Das Rote Kreuz und der Fünferbund

Von

Freiherrn v. Grieſinger, Geſandter z. D. (Berlin)

(Schluß)

Geſchäftsordnung des Bundes der Rote-Kreuz-Geſellſchaften

Art. 1

Hauptrat

Wie in den Satzungen vorgesehen, wird die erste Versammlung des Hauptrats von dem Präsidenten des Rats der Leiter an dem Ort und zu dem Zeitpunkt, den dieser bezeichnen wird, einberufen. In der Folge werden regelmäßig wiederkehrende Versammlungen des Hauptrats in Genf in der Schweiz alle zwei Jahre abgehalten. Der Zeitpunkt dieser Vollversammlungen wird bestimmt anläßlich der ersten Zusammenkunft des Hauptrats. Mitteilung über Zeitpunkt, Ort und Geschäftsgegenstand jeder Hauptversammlung erfolgt schriftlich oder telegraphisch an alle Mitglieder des Bundes mindestens 60 Tage vor dem für die Versammlung festgesetzten Zeitpunkt.

Digitized by Google

Der Hauptrat ernennt ſeinen Präſidenten und ſeinen Vizepräſidenten, die nicht unter den Mitgliedern des Hauptrats gewählt werden müſſen. Der Generalſekretär des Bundes nimmt die Geſchäfte des Sekretärs in allen Sitzungen des Hauptrats wahr und iſt mit der Abfaſſung des Protokolls betraut.

Art. 2

Rat der Leiter

Eine ordentliche Sitzung des Rats der Leiter findet jedes Jahr ſtatt in Genf in der Schweiz oder an einem anderen Ort, den der Präſident des Rats der Leiter bezeichnen kann; die erſte dieſer Sitzungen wird am zweiten Montag des Mai 1920 ſpäteſtens abgehalten. Der Zeitpunkt der folgenden ordentlichen Sitzungen wird in der erſten offiziellen Sitzung des Rats der Leiter feſtgeſetzt. Mitteilung über Zeitpunkt und Ort jeder offiziellen Sitzung erfolgt ſchriftlich oder telegraphiſch an alle Mitglieder des Rats der Leiter mindeſtens 60 Tage vor dem für die Zuſammenkunft feſtgeſetzten Zeitpunkt.

Außerordentliche Sitzungen können jederzeit von dem Präſidenten des Rats der Leiter nach vorgängiger Anzeige ſchriftlich oder telegraphiſch mindeſtens innerhalb 30 Tagen einberufen werden. Eine außerordentliche Zuſammenkunft findet ſtatt auf Antrag von mindeſtens einem Drittel der Mitglieder des Rats der Leiter. Jede Sitzung dieſer Art wird innerhalb 60 Tagen abgehalten, die dem Eingang eines ſolchen Antrags folgen, und die Anzeige hiervon ergeht ſchriftlich oder telegraphiſch an alle Mitglieder des Rats der Leiter mindeſtens 30 Tage vor dem für die Zuſammenkunft anberaumten Zeitpunkt. Die Anzeige jeder außerordentlichen Sitzung gibt den Zweck dieſer allgemeinen Zuſammenkunft an.

Der Rat der Leiter kann eine Geſchäftsordnung für die Sitzungen annehmen.

Ein Drittel der Mitglieder des Rats der Leiter iſt erforderlich zur Beſchlußfähigkeit, ausgenommen in dem Fall, wo der Rat der Leiter nur ſieben Mitglieder oder weniger zählen würde; dann genügen drei Mitglieder zur Beſchlußfähigkeit.

Die Abſtimmung der anweſenden Mehrheit der Leiter in einer ordnungsmäßig zuſtande gekommenen Sitzung hat Geſetzeskraft.

Die „amtlichen“ Mitglieder des Rats der Leiter haben beratende Stimmen.

Der Generalſekretär des Bundes nimmt die Geſchäfte eines Sekretärs in allen Sitzungen des Rats der Leiter wahr und iſt mit der Abfaſſung des Protokolls betraut.

Art. 3

Bureau

Wie in den Satzungen vorgeſehen, wird das gegenwärtige Bureau des Bundes von dem Präſidenten des Rats der Leiter, einem Generaldirektor,

Digitized by Google

der zu gleicher Zeit Vizepräsident des Bundes der Leiter ist, und einem Generalsekretär gebildet. Alle werden von dem Rat der Leiter gewählt oder ernannt. Diesem Bureau sind die Befugnisse übertragen, die ihm durch die Satzungen eingeräumt sind, ebenso wie die weiteren Befugnisse, die ihm von Zeit zu Zeit durch den Rat der Leiter oder den Hauptrat übertragen werden. Der Rat der Leiter kann andere Bureau- und Kommissionsmitglieder beauftragen und ernennen, deren Zuziehung er von Zeit zu Zeit im Interesse des Bundes für notwendig oder nützlich hält.

Die dem Rat der Leiter durch diesen Artikel eingeräumten Befugnisse können von dem Präsidenten des Rats der Leiter außerhalb der Sitzungen des Rats ausgeübt und von dem Präsidenten dem Vizepräsidenten des Rats der Leiter übertragen werden.

Art. 4

Mitglieder des Bundes

Die Aufnahme jedes Roten Kreuzes in den Bund geschieht in Gemäßheit des Artikels 3 der Satzungen durch einstimmigen Beschluß des Rats der Leiter.

Art. 5

Abänderungen der Geschäftsordnung

Die gegenwärtige Geschäftsordnung kann durch Mehrheitsbeschluß des Rats der Leiter in jeder ordnungsmäßig zustande gekommenen Sitzung abgeändert oder vervollständigt werden — abgesehen von den Bestimmungen des obigen Artikels 4, die nur durch einstimmigen Beschluß der Mitglieder des Rats der Leiter in jeder ordnungsmäßig zustande gekommenen Sitzung abgeändert werden können.

Keine Bestimmung der gegenwärtigen Geschäftsordnung kann weder jetzt noch in der Zukunft die Vorschriften der Satzungen des Bundes beschränken oder verletzen.

§ 5

Die Stellung des Fünferbundes zu den Roten Kreuzen der Genfer Konvention

Die von den vereinigten fünf Roten Kreuzen vertretene Auffassung ihres Verhältnisses zu dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz in Genf, bzw. zu den ihrem Verband nicht angeschlossenen Rote-Kreuz-Gesellschaften gibt ein im 6. Heft der Revue internationale de la Croix-Rouge vom 15. Juni 1919 abgedruckter Aufsatz des Dr. Ninagawa wieder. Der Aufsatz knüpft an den früheren, bereits oben erwähnten desselben Verfassers und an den darin entwickelten Gedanken an, dem politischen Völkerbund einen humanitären an die Seite zu stellen und für diesen eine neue internationale Kon-

Digitized by Google

vention auszuarbeiten. Vorangestellt wird die Bestimmung des Versailler Friedensvertrages in Artikel 25, die also lautet:

> „Die Mitglieder des Bundes verpflichten sich, die Einrichtung und das Zusammenarbeiten gebührend autorisierter nationaler Roten-Kreuz-Organisationen, welche die Verbesserung der Gesundheit, der Vorbeugung von Krankheiten und die Linderung der Leiden der Welt zur Aufgabe haben, anzuregen und zu fördern."

Die erwähnten drei Aufgaben sollen Gegenstand der neuen Konvention sein, die sich aber nur auf die dem neuen Völkerbund bereits angehörenden und die zum Beitritt aufgeforderten Roten Kreuze bezieht. Da nun der Völkerbund nicht alle Staaten umfaßt, so hat die neue Konvention nur „Gesetzeskraft" gegenüber den Staaten, die zu ihm gehören. Die Ausgeschlossenen dürfen an ihrem alten Grundsatz festhalten, der seit lange grundlegend für das Rote Kreuz war, d. h. die notwendige Vorbereitung für den Kriegsfall. Dabei ergeht sich Herr Ninagawa in einer merkwürdigen Ausführung über das Rote Kreuz, seine Organisation und das Internationale Komitee, die weder dem einen noch dem anderen gerecht wird. Sein Bestreben ist, die auf politischem Gebiet bestehende Kluft zwischen den Völkern, die dem Völkerbund angehören, und denen, die ausgeschlossen sind, auch auf das humanitäre zu übertragen und zu vertiefen. Die eine Gruppe sieht ihr Ziel hauptsächlich auf dem Friedensgebiet, die andere ausschließlich auf dem des Krieges. Damit will er die Notwendigkeit des neuen Bundes der Roten Kreuze beweisen und glaubt sich dabei auf die öffentliche Weltmeinung berufen zu können. Er beweist damit aber nur, wie wenig er in den Geist des Stifters des Roten Kreuzes eingedrungen ist, der gerade über allen Haß und Hader der Menschheit hinweg das Panier der werktätigen Liebe für alle Völker ohne Ausnahme aufzupflanzen und sie unter dem Zeichen des Roten Kreuzes in weißem Feld friedlich zusammenzufassen und zu einigen bemüht war. Die Caritas im Dunantschen Sinn ist ein allumfassender Begriff, der nicht gehässig zwischen Gerechten und Ungerechten scheidet, sondern seine Quelle und Stärke in den Lehren des Evangeliums findet. Übrigens hat Dunant selbst in seinem Souvenir de Solférino den Gedanken der Hilfeleistung bei Epidemien und großen Unglücksfällen, wie Überschwemmungen und Bränden, angeregt, wie auch in der Folge die Frage der Ausdehnung der Liebestätigkeit des Roten Kreuzes auf die Friedenszeit auf allen internationalen Konferenzen des Roten Kreuzes in ernstlichste Erwägung gezogen wurde. Ihre bisherige Verwirklichung ist vorwiegend an materiellen Hindernissen gescheitert.

Wie wenig der japanische Verfasser der Vergangenheit des Roten Kreuzes Rechnung trägt, ergibt sich aus dem folgenden Kapitel, das sich mit der Stellungnahme der internationalen Konferenzen zu der Frage der Tätigkeit des Roten Kreuzes in Friedenszeiten beschäftigen wird.

Digitized by Google

§ 6

Die internationalen Konferenzen des Roten Kreuzes und die Friedenstätigkeit

Der Gedanke der Ausdehnung der charitativen Tätigkeit des Roten Kreuzes auf Friedensaufgaben ist keineswegs ein neuer. Außer Dunant selbst haben sich verschiedene der internationalen Konferenzen vom Roten Kreuz mit dieser Frage beschäftigt. Schon auf der ersten in Paris 1867 war von französischer Seite ein Vorschlag auf Unterstützung nicht bloß der Heeresentlassenen, verstümmelten Kriegsteilnehmer, sondern aller Opfer von Unglücksfällen im bürgerlichen Leben gestellt worden — allerdings ohne Erfolg. Im Jahre 1869 auf der zweiten Konferenz zu Berlin brachte das preußische Zentralkomitee vom Roten Kreuz den Antrag ein, die Rote-Kreuz-Gesellschaften sollten sich einer friedlichen Liebestätigkeit widmen, die ihren Pflichten während des Krieges entspreche. Als solche bezeichneten die deutschen Vertreter:

1. Die Errichtung von Erholungsheimen in den Hauptstädten und den großen Provinzstädten, die im Kriegsfall Verwendung als Reservespitäler finden sollten.

2. Die Heranbildung eines Sanitätspersonals beiderlei Geschlechts.

3. Das öffentliche Gesundheitswesen. Die gesamte wissenschaftliche Arbeit, die der Verbesserung der Wohn- und Arbeitsstätten, der Schulen und Kasernen, der Armen- und Arbeiterunterstützung, der Bekämpfung ansteckender Krankheiten und von Epidemien gewidmet war, sollte gefördert und die Forschungsergebnisse sollten den weitesten Volkskreisen zugänglich gemacht werden. Dabei wurde deutscherseits betont, daß, wenn vielleicht durch die Ausdehnung der Tätigkeit der Roten Kreuze auf Friedensarbeit das Rote Kreuz sein einheitliches Ziel verliere, an dessen Stelle doch ein weit vielseitigeres mit großem und beständigem Nutzen trete. Indem das Rote Kreuz seine Berührungspunkte mit den öffentlichen Bedürfnissen vermehre, trete es in höhere gegenseitige Beziehungen zu dem öffentlichen Leben im allgemeinen.

Die jetzt als neu vorgebrachten Ideen für die Friedenstätigkeit des Roten Kreuzes sind damals schon nahezu mit denselben Worten verkündet worden. Aber damals vertrat man den Standpunkt, daß das Ideal gegenseitiger werktätiger Liebe sich nur durch einen allumfassenden Gesamtbund verwirklichen lasse. Der leitende Gedanke war die Einigung aller anerkannten Rote-Kreuz-Gesellschaften in demselben Streben ohne jeden Ausschluß, ohne jede Bevorrechtung einzelner auf vollständig gleicher Grundlage. Darin liegt der wesentliche Unterschied gegenüber dem neugebildeten Bund. Interessant ist in dieser Richtung, daß — es war allerdings 1869 — der französische Vertreter als Ziel dieser Friedenstätigkeit die moralische Annäherung der Völker pries.

Trotz der sympathischen Aufnahme, die die preußischen Vorschläge allerseits fanden, vermochten sie sich nicht durchzusetzen — hauptsächlich aus dem

Digitized by Google

Grunde, daß einer Reihe von Rote-Kreuz-Gesellschaften vor der Größe und Bedeutung der neuen Aufgaben bangte, denen sie namentlich nach der materiellen Seite hin nicht gerecht werden zu können fürchteten. Man einigte sich darauf, den Rote-Kreuz-Gesellschaften die Förderung und Entwicklung der Friedenstätigkeit des Roten Kreuzes anheimzustellen.

Auf der dritten internationalen Konferenz zu Genf im Jahre 1884 nahm das griechische Rote Kreuz die preußische Anregung vom Jahre 1869 wieder auf und verlangte die Betätigung des Roten Kreuzes in Friedenszeiten auf allen Gebieten menschlichen Leidens, wobei darauf hingewiesen wurde, daß das griechische Rote Kreuz nicht bloß den Kampf gegen die Epidemien, die Athen heimgesucht hatten, geführt, sondern auch sich international hilfreich betätigt habe, indem es den Bevölkerungen der Insel Chios, Ägyptens und Armeniens, die unter Erdbeben, Cholera und Hungersnot schwer gelitten hatten, Hilfe gesandt habe. Der griechische Antrag wurde aufs wärmste unterstützt von dem damals zum ersten Male erschienenen Vertreter des Roten Kreuzes der Vereinigten Staaten von Amerika. Trotzdem kam es auch auf dieser Konferenz nicht zu einem die nationalen Rote-Kreuz-Gesellschaften verpflichtenden Beschluß zur Ausdehnung ihrer Wirksamkeit auf andere Opfer als die des Krieges.

Erst bei der fünften Konferenz im Jahre 1892 zu Rom wurde die Frage wieder aufs Tapet gebracht im Zusammenhang mit den deutschen Vorschlägen wegen Schaffung von Korps freiwilliger Krankenpfleger, die schon im Frieden nutzbar gemacht werden sollten. Auf Grund der in Deutschland gewonnenen Friedenserfahrungen wurde die Schöpfung ähnlicher Organisationen den nationalen Rote-Kreuz-Gesellschaften vorgeschlagen. Begründet wurde der Vorschlag damit, daß neben der Vorbereitung zur Linderung der Kriegsnöte die Rote-Kreuz-Gesellschaften auch Dienste im Frieden leisten müßten. Der Rote-Kreuz-Gedanke müsse unausgesetzt im Volk aufrecht erhalten und von Generation zu Generation fortgepflanzt werden. Deshalb sollen die Gesellschaften sich nützlich erweisen, nicht bloß im großen Unglück des Krieges, sondern bei allen Gelegenheiten, wo Hilfe in Friedenszeiten nottut.

Einen weiteren Schritt in dieser Richtung brachte ein russischer Antrag auf Entwicklung der Maßnahmen zur Propagierung der Rote-Kreuz-Idee in allen Gesellschaftsklassen. Dazu sollte dienen die Vermehrung der Beihilfen bei allgemeinen Unglücksfällen, die Gründung von Kassen zur Unterstützung der Opfer mit Geldmitteln, die Entsendung von Hilfspersonal und -material an die Unglücksstätten, die Bildung von Unterkomitees zur Belebung der Stimmung für das Rote Kreuz und zur Sammlung derer, die sich der guten Sache anschließen, endlich die Aufforderung an Kirche und Schule zur Entwicklung dieser Grundsätze als der Verwirklichung der Lehren des Evangeliums. Bei der Begründung des Antrags erklärte der russische Vertreter, die Krankenpflege müsse die ganze Aufmerksamkeit der Rote-Kreuz-Gesellschaften in der Friedenszeit auf sich lenken, und verlangte die Verwendung

Digitized by Google

eines Teiles der den Gesellschaften gehörigen Mittel zur Gründung von Spitälern und Ambulanzen, die unentgeltlich den bedürftigen Klassen zur Verfügung gestellt werden sollten. Kurz gesagt, bei allen öffentlichen Unglücksfällen und Katastrophen, in Zeiten der Epidemien, der Hungersnot, bei Eisenbahnunfällen, d. h. immer hätte nach den Vorschlägen des russischen Vertreters das Rote Kreuz als erstes in die Bresche zu treten.

Unter italienischer Führung machte sich zwar eine ziemlich starke Opposition gegen die Ausdehnung der Rote-Kreuz-Tätigkeit auf Friedensarbeit geltend. Immerhin gelangte der Vorschlag zur Annahme, daß die Korps freiwilliger Krankenpfleger ihre Tätigkeit nicht auf den Krieg beschränken, sondern sie auch in Friedenszeiten ausüben sollten. Ebenso wurde im Sinn der russischen Anträge der ernstesten Aufmerksamkeit aller Rote-Kreuz-Vereinigungen empfohlen, auf alle mögliche Weise die Ideen des Roten Kreuzes in allen Bevölkerungsklassen zu verbreiten und die Hilfsquellen zu vermehren, deren man bei internationalen öffentlichen Unglücksfällen oder Kriegen bedürfe.

In der sechsten Konferenz zu Wien im Jahre 1897 erstattete das Preußische Zentralkomitee einen Bericht über seine Friedenstätigkeit. Darin wurde die Notwendigkeit betont, die Gesellschaften durch ständige emsige Tätigkeit lebensfähig zu erhalten. Dadurch werden einerseits die Grundsätze, auf denen sich die Genfer Konvention aufbaue, und ihr Geist verbreitet. Andererseits führe dies zur Entstehung neuer Gesellschaften und verstärke die Beziehungen unter den bestehenden. Der Bericht machte dann das Bedürfnis einer stärkeren Verbreitung allgemeiner medizinischer Kenntnisse, und namentlich der allgemeinen Lehren der Hygiene im Wege eines geregelten Unterrichts geltend und erwähnte die Rettungsgesellschaft, die Organisation der ersten Hilfe bei Unglücksfällen, die Depots des Roten Kreuzes mit Verbandmaterial, Ausrüstungen für Baracken, Lazarette und Lazarettzüge, Tragbahren, ärztlichen Instrumenten, Medikamenten, Wäsche, Decken usw. Endlich wurde darin der zur systematischen Bekämpfung der Tuberkulose unternommenen Schritte gedacht. Gleichzeitig erging an die Roten Kreuze der anderen Nationen die Aufforderung, ihrerseits dieselbe Friedenstätigkeit ins Werk zu setzen.

Auch auf dieser Konferenz wirkten wiederum die deutschen und die russischen Vertreter zusammen im Interesse der Friedenstätigkeit des Roten Kreuzes und fanden allgemeinen Anklang mit ihren Ausführungen. Charakteristisch war der Bericht des Vertreters des portugiesischen Roten Kreuzes. Solange das portugiesische Rote Kreuz ausschließlich Bureaus für Kriegszwecke eingerichtet habe, sei ihm nur wenig Verständnis seitens der Bevölkerung entgegengebracht worden; seit aber mit gewissen Wohlfahrtseinrichtungen für Friedenszwecke begonnen worden sei, werde der Name des Roten Kreuzes in Portugal immer populärer, nehme die Zahl der Mitglieder ständig zu, ebenso wie das Vermögen des Roten Kreuzes. Das belgische Rote Kreuz gab Kenntnis von der Ausarbeitung einer Verordnung über die Organisation

Digitized by Google

und Tätigkeit des Roten Kreuzes in Friedenszeiten bei Katastrophen und öffentlichen Unglücksfällen.

Die Wiener Konferenz endigte mit dem Beschluß, die in den Berichten des deutschen und russischen Roten Kreuzes entwickelten Aufgaben der Aufmerksamkeit des Zentralkomitees zu empfehlen und sie aufzufordern, ebenfalls sich dieser praktischen Betätigung anzuschließen und in der nächsten Konferenz über die auf dem neuen Arbeitsfeld erzielten Ergebnisse zu berichten.

Die im Jahre 1902 in St. Petersburg abgehaltene sechste Konferenz konnte das russische Rote Kreuz mit einem umfassenden Bericht über seine vielseitige und segensreiche Friedenstätigkeit eröffnen, die sich namentlich auch auf die Arbeit zum Wohl der arbeitenden Klassen erstreckte. Hieran schloß sich ein deutscher Bericht, aus dem besonders die Vielseitigkeit der Hilfstätigkeit der einzelnen Rote-Kreuz-Vereinigungen innerhalb des deutschen Reichs und ihr Zusammenwirken mit den Staatsbehörden und den beruflichen Hilfsgesellschaften zu erwähnen ist. Neben der Vorbereitung für die Kriegsaufgaben hatte das deutsche Rote Kreuz überall hilfreich bei öffentlichen Unglücksfällen, wie Überschwemmungen, Brandfällen, Hungersnot, Epidemien, eingegriffen und soweit es seine Mittel gestatteten, sich auch praktisch an der Lösung der sozialen Frage durch Linderung der Not des täglichen Lebens beteiligt. Der Kampf gegen die Tuberkulose war eifrig fortgesetzt und die Zahl der Volksheilstätten erheblich vermehrt worden. Des weiteren war der Krankenpflegedienst systematisch ausgebaut worden, nicht bloß innerhalb der Spitäler sondern auch überall im Lande. Endlich hatte auf dem Gebiet der Beschaffung gesunder Wohnungen für die arbeitende Bevölkerung und dem der Jugendfürsorge eine rege Tätigkeit eingesetzt. Krippen, Ferienkolonien, Erholungsheime für Kinder waren ins Leben gerufen und eine Aufsicht über die Pflege armer Kinder und über die in fremde Pflege und Erziehung gegebenen eingerichtet worden. Ja, einzelne der deutschen Roten Kreuze hatten ihre Tätigkeit bis auf die Errichtung von Volksküchen, Wärmehallen, Lesehallen usw. sowie auf die Fürsorge für ein besseres Fortkommen der weiblichen Bevölkerung durch Schaffung von Kochschulen, Nähschulen, Unterrichtskursen in Sprachen, doppelter Buchführung usw. erstreckt.

Auch die Italiener, die gegenüber den deutschen Vorschlägen auf der im Jahre 1892 in ihrer Hauptstadt abgehaltenen Konferenz ablehnend gewesen waren, hatten sich der Friedenstätigkeit zugewandt, und zwar durch die Bekämpfung der Malaria.

Das österreichische Rote Kreuz berichtet über die Errichtung eines Zentraldepots mit Baracken und Sanitätsmaterial, über Vorkehrungen gegen Cholera, Typhus, Pest und Pocken, die Fürsorge für die Kriegsinvaliden, ihre Witwen und Waisen und die Hilfsbereitschaft in außerordentlichen Unglücksfällen; das ungarische über Hilfsbereitschaft bei Unglücksfällen und Katastrophen, Gründung von Spitälern in der Hauptstadt und der Provinz, und Maßnahmen zur Verbesserung des Loses der leidenden Bevölkerung.

Digitized by Google

So kam auf der Petersburger Konferenz folgender Beschluß zustande: „Das beste Mittel, die Roten-Kreuz-Gesellschaften für die Erfüllung ihrer wesentlichen Aufgaben in Kriegszeit vorzubereiten, ist eine rührige Tätigkeit in Friedenszeit. Die Konferenz anerkennt als solche die Beteiligung des Roten Kreuzes an der Unterstützung der Bevölkerung bei öffentlichen Unglücksfällen."

Auf den weiteren internationalen Konferenzen vom Roten Kreuz, die in der Folge in London und Washington stattfanden, stand nicht mehr die theoretische Erörterung der Frage, ob und in welchem Umfang das Rote Kreuz sich Friedensaufgaben überhaupt widmen solle, zur Diskussion, sondern bereits die Lösung der praktischen Frage nach den tauglichsten Mitteln zur Bekämpfung der Tuberkulose, der Malaria und der Kindersterblichkeit.

§ 7

Der Anschluß an den Fünferbund

Gegenüber verschiedenen Rote-Kreuz-Gesellschaften, die zum Beitritt von den fünf vereinigten Roten Kreuzen Aufforderung erhalten und sich um Rat wegen ihrer Entschließung an das Internationale Komitee gewandt, hat sich dieses über seine Stellungnahme mit Rundschreiben vom 20. Mai 1919 folgendermaßen geäußert:

Das Internationale Komitee steht mit dem mittlerweile in Genf errichteten ständigen Bureau des Bundes in lebhaftem und vertrauensvollem Gedankenaustausch, und ein Mitglied des Internationalen Komitees hat die Stelle des Generalsekretärs im Rat der Leiter des Bundes übernommen. Das Internationale Komitee hat das Studium der verschiedenen Zukunftsfragen aufgenommen, und unter diesem sind die durch die Gründung des Bundes entstandenen besonders heikler Natur. Das Internationale Komitee, treu seinen hohen Traditionen, begrüßt aufs wärmste die edlen Gedanken in Artikel 2 der Bundessatzungen und würde, wenn es sich nur durch seine Gefühle für das Programm werktätiger Liebe leiten ließe, allen Roten Kreuzen zum rückhaltlosen und unverzüglichen Anschluß raten. Aber es darf nicht vergessen, daß es Diener und Vertreter des Gesamtverbandes des Roten Kreuzes ist. Das Interesse der gemeinsamen Arbeit und seine Pflicht verlangt daher, daß es Unterschiede unter den Mitgliedern weder mache noch anerkenne. Nun haben politische Verhältnisse den Bund verhindert, seine Einladungen auf alle nationalen Roten Kreuze zu erstrecken, und dazu geführt, einigen unter ihnen eine bevorzugte Stellung in der inneren Organisation des Bundes einzuräumen. Würde das Internationale Komitee diesen Tatsachen nicht Rechnung tragen, so würde es sich dem gerechten Vorwurf aussetzen, die Grundsätze der Universalität und Gleichheit ungenügend zu wahren. Das Internationale Komitee, das weder die geschichtlichen Grundlagen des internationalen Roten Kreuzes zu erschüttern noch eine humanitäre Initiative unter seiner Fahne

Digitized by Google

zu unterbinden wünſcht, hält ſich darum für verpflichtet, hinſichtlich der Zuſammenſetzung des Bundes eine wohlwollende Neutralität zu beobachten. Mögen nun die nationalen Roten Kreuze ſofort ſich dem Bunde anſchließen oder ihre Entſchließung hinausſchieben, das Internationale Komitee ſpricht die Hoffnung aus, dieſe werden ihren Einfluß ausüben, daß die Verfolgung des humanitären Ideals des Bundes nicht ein Abgehen von den Grundſätzen der Univerſalität und Gleichheit nach ſich zieht.

Der Vorbehalt des Internationalen Komitees gegenüber gewiſſen Punkten der Bundesſatzungen iſt nur von dem dauernden und allgemeinen Intereſſe des internationalen Roten Kreuzes eingegeben. Jeder Konkurrenzneid, jede Rivalität liegt dem Komitee fern. Es ſieht in der Gründung des Bundes keine unfreundliche Handlung und erklärt ausdrücklich, daß es ſtets ſich freuen wird, mit den Mitgliedern des Bundes dieſelben Beziehungen zu unterhalten wie mit den nationalen Roten Kreuzen, die außerhalb der neuen Gruppe ſtehen. Das Internationale Komitee ſehnt den Tag herbei, an dem der Bund aus ſeiner Verfaſſung das, was ſie Ausſchließendes enthält, ausſcheidet und ſo auf die ganze Welt die Segnungen ſeines charitativen Werkes ausdehnt, wodurch er das dem Roten Kreuz vorſchwebende Ideal der Univerſalität verwirklicht.

Der Bund ſetzt ſich zur Zeit aus den folgenden 26 Roten Kreuzen zuſammen:

Argentinien, Auſtralien, Belgien, Braſilien, China, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Griechenland, Japan, Indien, Italien, Kanada, Kuba, Norwegen, Neuſeeland, Niederlande, Peru, Portugal, Rumänien, Serbien, Spanien, Südafrika, Schweden, Venezuela, Vereinigte Staaten von Amerika.

Anläßlich der Aufforderung zum Eintritt des ſchweizeriſchen Roten Kreuzes iſt es in der Sitzung zu Bern am 18. September 1919 zu folgender Beſchlußfaſſung gekommen:

> „Die Direktion des Roten Kreuzes ſieht den Eintritt der Geſellſchaft in den Bund der Roten Kreuze in der ſicheren Erwartung vor, daß dieſer Bund binnen kurzem wirklich international werden wird. Sie wird die Frage einer außerordentlichen Generalverſammlung unterbreiten, die nach Bern Ende Oktober einberufen wird."

§ 8

Der Fünferbund und die Ausgeſchloſſenen

In einem im Auguſt-Hefte der „Revue internationale de la Croix Rouge" erſchienenen Aufſatz macht der Generalſekretär des Internationalen Komitees, Paul des Gouttes, mit Recht auf zwei Punkte aufmerkſam, aus denen er folgert, daß der neugegründete Bund kein wahrer Bund der Roten Kreuze ſei, denn es fehle ihm der demokratiſche Zug und die Univerſalität. Die Satzungen ſichern im Rat der Leiter den fünf Gründern einen ſtändigen Platz.

Digitized by Google

Eine derartig bevorzugte Stellung erscheine in einer Verbindung von nationalen und autonomen Gebilden nur dann als gerechtfertigt, wenn sie von allen gewollt und durch die Hauptversammlung der Mitglieder in regelmäßigen Zeitabständen bestätigt wird. Der Bund öffne sodann seine Tore nicht allen von ihren Regierungen anerkannten Rote-Kreuz-Gesellschaften. Die Erfüllung aller Bedingungen für die Zulassung gewährleiste nicht die Berechtigung zum Eintritt. Es genüge der Widerspruch eines Mitgliedes des Rats der Leiter, um einer neuen Organisation die Tür zu verschließen.

Wenn man sich, anknüpfend an diese Kritik, überlegt, warum die fünf verbündeten Roten Kreuze das Bedürfnis empfunden haben, ihren humanitären Friedensbund in derselben exklusiven Weise zu gestalten, in der der politische Völkerbund errichtet werden soll, so findet man weder nach der persönlichen Seite noch nach der gegenständlichen einen verständigen Grund. In erster Beziehung sind es ja gerade die Roten Kreuze gewesen, die, über allen Hader und Haß der Welt hinweg, stets die gegenseitigen Beziehungen aufrecht zu erhalten bestrebt waren, und namentlich auf dem Gebiet der Gefangenenfürsorge ist der Faden, der sich vom einen zum anderen Roten Kreuz der feindlichen Staaten hinüberschlang, nie ganz abgerissen. Teils durch Vermittlung des Internationalen Komitees in Genf oder die der neutralen Roten Kreuze, teils ganz direkt von Rotem Kreuz zu Rotem Kreuz hat sich der Schriftwechsel vollzogen, wurden die Nachrichten über die Kriegs- und Zivilgefangenen eingezogen und die Anfragen beantwortet. Und volles Vertrauen genoß das deutsche Rote Kreuz bei den Angehörigen seiner Gegner, des sind Zeugen die zahllosen Briefe französischer, englischer, russischer, italienischer Mütter und Gattinnen, die sich hilfesuchend an die Gefangenenfürsorge des deutschen Roten Kreuzes wandten. Warum soll es also nicht selbstverständlich sein, daß dieses im Frieden auf denselben Pfaden mit den anderen weiterschreitet? Die Roten Kreuze haben sich nie bekriegt, sondern wechselseitig unterstützt, wo es galt, die Leiden der Menschheit zu lindern. Sie haben keine Politik gekannt und Freund und Feind ohne Unterschied Hilfe geleistet. Warum soll also die Mitarbeit am Friedenswerk ausgeschlossen sein? Diese Frage führt zur zweiten gegenständlichen Seite.

Aus der oben geschilderten Stellung, die das deutsche und österreichisch-ungarische Rote Kreuz bei den internationalen Kongressen eingenommen haben, ergibt sich, wie sehr gerade ihnen die Betätigung des Roten Kreuzes in Friedenszeiten am Herzen gelegen hat, wie vorbildlich sie auf allen sozialen Gebieten, insbesondere der Wohlfahrtspflege, der Seuchenbekämpfung, der Hilfeleistung bei Unglücksfällen und Katastrophen wissenschaftlich und praktisch gewirkt und wie eifrig sie den Ausbau aller hierauf bezüglichen Einrichtungen betrieben haben. Keine neue Idee, auch keine neue Tat ist es, deren sich die verbündeten fünf Roten Kreuze mit ihrem neuen Bund zu rühmen vermögen. Alle die verschiedenen Gebiete, die sie mit soviel Begeisterung und Energie für ihre Friedenstätigkeit zu erobern sich anschicken, sind längst in den Kreis

Digitized by Google

der Aufgaben gezogen worden, denen sich die vom Bund ausgeschlossenen Roten Kreuze im Frieden gewidmet haben. Gerade das viel geschmähte Preußen ist schon im Jahre 1869 mit der Anregung zur Betätigung des Roten Kreuzes in Friedenszeiten bahnbrechend vorangegangen und hat die anderen durch sein Beispiel nach sich gezogen. Preußen-Deutschland hat in der Folge gezeigt, daß der Gedanke des Roten Kreuzes und der Zweck der Kriegsvorbereitung nur dann wirksam gefördert und populär gemacht werden kann, wenn das Rote Kreuz durch zielbewußte Tätigkeit im Frieden täglich den praktischen Nutzen seiner Wirksamkeit der Bevölkerung vor Augen bringt. Das Festhalten und die Durchführung, die dem Roten Kreuz dadurch im Deutschen Reich zuteil wurde, hat das Rote Kreuz zu einer der volkstümlichsten deutschen Einrichtungen gemacht. Sein Zusammenarbeiten mit den staatlichen Organisationen und den privaten Gesellschaften, mit wissenschaftlichen Autoritäten und Männern der Praxis überall, wo es humanitäre und charitative Zwecke fördern hieß, hat reiche Früchte getragen und dem Roten Kreuz eine Fülle von Erfahrungen und Kenntnissen verschafft, deren Verwertung für das gesamte Rote Kreuz der Welt nur ein Segen werden könnte.

Das hat auch das Internationale Komitee in Genf wie das Schweizerische Rote Kreuz offenbar empfunden, wenn beide darauf hinweisen, daß das Rote Kreuz seiner Aufgabe in Wirklichkeit nur gerecht wird als eine alle sich zu ihm bekennenden Völker umfassende einheitliche Einrichtung. Sonderbündelei in ihm führt zur Zersplitterung der Kräfte und des gemeinsamen Ziels, zu Doppelarbeit und unerquicklichen Rivalitäten. Statt das bereits vorhandene Wissen und die erworbenen Kenntnisse gemeinsam zu nutzen und zu verarbeiten, beraubt sich der neugegründete Bund durch seine Beschränkung selbst der Vorteile, die ihm die reichen Erfahrungen der von ihm Ausgeschlossenen bieten können, und diese wieder der Gunst, am neu Erworbenen teilzunehmen und dieses für seine notleidende Bevölkerung nutzbringend zu verwerten. Damit wird er aber selbst dem erhabenen Grundsatz untreu, den er in seinen Satzungen aufgestellt hat:

„Hilfe der leidenden Menschheit."

Digitized by Google

Deutsche Bildungsfragen

Von

Karl Bälz

6.

Der Sport soll nicht Selbstzweck sein, sondern nur Mittel zur gesundheitlichen Kräftigung und zur Erziehung. Um das griechische Vorbild des schönen und guten Menschen zu erreichen, muß auch bei dem Sport die richtige Geistesverfassung, vor allem der Sinn für das Schöne hinzutreten, denn die körperliche Schönheit schafft er nicht ohne weiteres. Von den heute beliebtesten Sportspielen wird man wohl nur dem Ballspiel (Tennis) und dem Kricketspiel die Ausbildung des Körpers zu leichten und schönen Bewegungen zuschreiben dürfen; Fußball und Hockey dagegen kräftigen und stählen zwar den Körper, die Bewegungen beim Spiel selbst sind aber gewiß nicht schön. Bezeichnend ist in dieser Richtung, daß in England die Körperhaltung sporttreibender Leute, auch der jüngeren, vielfach schlechter als bei uns in Deutschland ist; sie gehen vornüber geneigt, mit hastigem, unschönem Gang. In Deutschland gehen die Leute im ganzen aufrechter und besser, was ich wiederholt auch aus englischem Munde bestätigen hörte; es ist dies die günstige Folge unserer bisherigen militärischen Erziehung und unseres neuerdings von manchen Sportfanatikern grundlos angefochtenen Turnens.

Schon vor dem Krieg war denn auch in Deutschland der Sport neben unserem bodenständigen deutschen Turnen, das nicht hoch genug geschätzt werden kann, als ein wichtiges Mittel zur körperlichen Ertüchtigung des Volkes in wachsendem Maße anerkannt worden und in immer weitere Kreise gedrungen. Dabei haben sich die deutsche Turnerschaft, der Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele, der deutsche Turnlehrerverein und die deutschen Sportverbände große Verdienste erworben. Dies zeigte das deutsche Olympia, wie die deutsche Beteiligung an den internationalen olympischen Spielen, die im Jahre 1916 in Berlin hätten abgehalten werden sollen, an denen aber nunmehr auf absehbare Zeit Deutschland bei der Stimmung unserer Kriegsgegner sich nicht beteiligen kann, wenn es sich nicht, in diesem Fall wohlverdienten, Demütigungen aussetzen will. Haben doch in neuester Zeit die Spielvereinigungen unserer Gegner ihre Teilnahme an Wettkämpfen in der Schweiz davon abhängig gemacht, daß keine Angehörigen Deutschlands und seiner Verbündeten zu diesen Spielen zugelassen würden.

Im übrigen konnte man in Deutschland bisher, solange wir die allgemeine Wehrpflicht hatten, einen großen Teil der Erziehung überhaupt und besonders der körperlichen Ertüchtigung unserer männlichen Jugend dem Heer und der Flotte überlassen. Jetzt, da die Feinde uns diese Schule der Männlichkeit

Digitized by Google

genommen haben, werden wir erst erkennen lernen, welch hohen Schatz wir in ihr für unser ganzes Volksleben besaßen. Unsere Feinde wußten es längst genau. Wie mancher Engländer führte die Überlegenheit des deutschen Arbeiters über den englischen auf seine militärische Ausbildung zurück und hielt zutreffenderweise die Dienstzeit ebensowenig für eine unnütze Vergeudung der Volkskraft wie die Schulzeit! Jener alte Landgerichtspräsident, der selbst nicht Soldat gewesen war, hatte nicht unrecht, wenn er sagte, er sehe es jedem Zeugen an seinem Auftreten vor Gericht an, ob er Soldat gewesen sei oder nicht, so einschneidend in gutem Sinn wirke die militärische Erziehung. Selbst in den bösesten Tagen der Revolutionszeit hat sich dieser Unterschied gezeigt; die schlimmsten Elemente bei den verschiedenen Aufständen waren außer den landfremden Volksvergiftern Ungediente und Heimkrieger.

Die Erkenntnis, daß ein Ersatz für die militärische Erziehung unserer Jugend unerläßlich ist, hat sich denn auch bereits überall Bahn gebrochen. Es regt sich an allen Enden im Reich. In Berlin soll eine Hochschule für Leibesübungen errichtet werden, um unter der Leitung von Männern des Sports, des Turnens und der Wissenschaft auf diesem Gebiet zu arbeiten und tüchtige Lehrer auszubilden. In den einzelnen Ländern haben sich Landesverbände für Leibesübungen aus den verschiedenen Vereinen gebildet. Es wird Einheit in der Turnsprache zwischen Vereinen, Schulen und Heer angestrebt. Die preußische Unterrichtsverwaltung hat durch einen Erlaß vom 24. Januar 1920 sämtliche Schulleitungen nachdrücklich auf gesunde, der Eigenart der Jugend angepaßte, von tüchtigen, auch pädagogisch durchgebildeten Turnlehrern geleitete Leibesübungen, die heute mehr als je ein notwendiger Bestandteil der Jugenderziehung seien, und auf die Notwendigkeit der äußersten Einschränkung der Turnbefreiungen hingewiesen. Besonders wichtig ist die Bestimmung, daß das Turnen in allen Schulen bei Beurteilung der Leistungen der Schüler und Schülerinnen auch bei der Versetzung und bei der Reifeprüfung zu werten sei und daß es nur dann außer Betracht bleiben dürfe, wenn durch amts- oder schulärztliche Bescheinigung dargetan sei, daß durch körperliche Gebrechen eine Betätigung in den planmäßigen Leibesübungen unmöglich sei. Auch solche Schüler und Schülerinnen sollen, soweit nicht auf Grund eines amts- oder schulärztlichen Zeugnisses völlige Befreiung von jeder Leibesübung auszusprechen ist, in angemessener Weise möglichst mit leichteren, ihrem Gesundheitszustand angepaßten Übungen, Spielen, Bewegung in freier Luft oder mit Gartenbau usw. beschäftigt werden. Befreiungen dürfen immer nur auf Zeit, höchstens auf ein halbes Jahr, und in der Regel nicht vom Turnunterricht überhaupt, sondern nur von den für den Schüler oder die Schülerin zur Zeit nicht geeigneten Übungen erfolgen.

Der preußische Vorgang in der Wertung der Turnzeugnisse in den Gesamtzeugnissen wird wohl in allen deutschen Ländern Nachahmung finden. In einigen von diesen sind schon seit Jahren neben dem Turnunterricht Spiel- und Wandernachmittage unter der Leitung von Klassenlehrern eingerichtet, die sich durchaus bewährt haben und im ganzen Reich eingeführt werden

Digitized by Google

sollten.[1]) Hier ist der Anfang zu den engeren persönlichen Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler gemacht, die in England erzieherisch so trefflich wirken. Bei der außerordentlichen Wichtigkeit der Körperpflege für unser Volk nach Beseitigung der allgemeinen Wehrpflicht ist es sehr auffallend, daß die Reichsverfassung vom 11. August 1919 trotz der in der ganzen Weltgeschichte unerhörten, unmittelbar zuvor uns auferlegten Bedingungen des Versailler Vertrags vom 28. Juni 1919 (vgl. besonders die Auslieferungsbestimmungen in Art. 228—230) unter den Aufgaben aller Schulen den Unterricht im Geist der Völkerversöhnung, nicht aber die Körperpflege ausdrücklich genannt hat. Ein klassischer Beweis, daß trotz der bitteren Lehre des Weltkriegs der Deutsche nach wie vor zuerst in die Ferne schweift, ehe er an das naheliegende Gute denkt.

Die Leistungen der Schule, die sich in der Hauptsache auf Turnen, Turnspiele und Wanderungen beschränken wird, bilden aber nur den kleineren Teil dessen, was uns auf dem Gebiete der Leibesübungen nottut, und zwar auch nach der unbedingt nötigen Einführung des Turnunterrichts als Pflichtfach an den Fortbildungsschulen. Der größere Teil muß sich außerhalb der Schule auf dem Boden der Freiwilligkeit und der mit ihr unlösbar verknüpften Selbstverwaltung in Form des Sports der mannigfachsten Art betätigen. Hier zeigen sich aber leider jetzt schon drei deutsche Erbübel als Hindernis einer großzügigen, das ganze Reich umfassenden Körperpflege, die auf dem Zusammenwirken aller Beteiligten auf sämtlichen Gebieten, auf die Einheit im Notwendigen und auf möglichste Bewegungsfreiheit in allem anderen aufbauen muß. Diese Übel sind: die deutsche Unselbständigkeit mit ihrem „Schrei nach dem Staat" in allen Dingen, der deutsche schulmeisterliche Doktrinarismus und die deutsche Eigenbrötelei und Rechthaberei mit ihrer daraus entspringenden Uneinigkeit.

7.

Wenn man im Sportsleben überhaupt von England lernen kann, wo es, ebenso wie in den Vereinigten Staaten, in weitem Maße die militärische Schulung ersetzte, so am meisten darin, daß dieses den Grundsatz der Selbstverwaltung an den höheren Schulen wie an den Universitäten streng durchgeführt und damit die beste Unterlage für den Sportbetrieb geschaffen hat. In Deutschland ruft man aber jetzt schon zuerst nach dem Staat, der Landesämter für Körperpflege mit soundsovielen Beamten schaffen soll, und weiterhin nach dem Gesetzgeber, der durch ein Spielplatzgesetz die Gemeinden zur Schaffung von Spielplätzen und Turn- und Spielhallen in bestimmten Mindestgrößen zwingen soll. Man vergißt völlig, daß unser deutsches Turnen

[1]) Dies hat die preußische Unterrichtsverwaltung soeben für alle Schulen durch einen Erlaß vom 29. März 1920 getan. In Württemberg ist dieser schul- und aufgabenfreie Halbtag für Spiel und Wandern an den höheren Schulen schon seit 1907 eingeführt.

Digitized by Google

sich nicht bloß ohne staatliche Hilfe, sondern vielfach gegen den Staat, der kurzsichtig im Turnen ein staatsfeindliches Element sah, herausgebildet hat. Dabei ist doch gegenwärtig in Deutschland die Klage über den Mangel an Persönlichkeiten, an denen z. B. England so reich ist, allgemein, und nichts ist bezeichnender, als daß die beiden großen Gegner Tirpitz und Haldane in ihren gleichzeitig, ganz unabhängig voneinander veröffentlichten Erinnerungen genau den gleichen Mangel rügen. Darin ist das vom Volk selbst verlangte Bevormundungs- und Bemutterungssystem bei uns schuld. Vor mehr als einem Jahrzehnt bat mich einmal ein gebildeter, Deutschland wohlgesinnter Engländer, ihm zu sagen, was eigentlich in Deutschland nicht verboten und geboten oder von Staats wegen empfohlen oder als schädlich bezeichnet sei, denn er wisse eigentlich nicht, was den Deutschen zur selbständigen Tätigkeit und eigenen Verantwortung übrigbleibe. Bezeichnend ist, daß unsere Auslandsdeutschen ihre großen Erfolge mit dem Umstand verdankten, daß sie im Ausland selbständig vorgehen mußten, wo es nicht den bei uns üblichen „Schrei nach dem Staat" gab. Bezeichnende Beispiele hierfür sind die beiden alten Achtundvierziger Karl Schurz und Friedrich Kapp, die, mit ihrem gediegenen deutschen Wissen in die Vereinigten Staaten von Amerika verpflanzt, dort so Hervorragendes geleistet haben.

Diese Unselbständigkeit und dieses Rufen nach Staatshilfe in Dingen, die überall sonst in der Welt der Einzelne oder private Vereine unternehmen, drohen sich gerade in neuester Zeit zu einem Übel auszuwachsen, das unsere Wiederaufrichtung ernstlich gefährdet, weil es die Initiative und das Verantwortlichkeitsgefühl, die Quellen jeder hervorragenden Leistung, lähmt oder gar ertötet. So erleben wir denn das merkwürdige Schauspiel, daß dieselben Leute, die in schärfstem Tadel von dem alten Obrigkeitsstaat reden oder dieses Schlagwort ohne jede eigene nähere Kenntnis nachsprechen — und das sind weitaus die meisten —, gar nicht merken, daß wir seit der Revolution mehr als jemals den Obrigkeitsstaat haben und ihn noch in viel stärkerem Maße hätten, wenn die Regierungen des Reichs und der Länder allen den zahllosen Gesuchen um staatliches Einschreiten und um staatliche Regelung nachgeben würden. Man sehe sich nur einmal den Umfang des Reichsgesetzblattes und der Gesetzes- und Amtsblätter der Einzelstaaten seit November 1918 an, wozu noch die vielen Tausende amtlicher Verordnungen im Reichsanzeiger und in den einzelnen Staatsanzeigern treten. Daher statt der dringend nötigen Staatsvereinfachung mit Einschränkung der Beamtenstellen massenhafte Neuschaffung von solchen, von den zahlreichen Ministerposten an abwärts, weil mit dem Wunsch angeblich dringend nötiger staatlicher Neueinrichtungen sehr häufig der noch dringendere Wunsch nach Versorgungsstellen verknüpft ist.

Dieser verhängnisvolle Schrei nach dem Staat erklärt sich zu einem guten Teil aus der Geschichte. Im Zeitalter des Absolutismus hatte in Deutschland der Staat in der Person des Herrschers fast alle Gebiete des Lebens an sich gezogen oder seiner Aufsicht unterstellt, und wo eine gewisse Selbständigkeit

Digitized by Google

geblieben war, wie beim Handwerk in den ursprünglich segensvoll wirkenden Zünften, war sie gleichfalls in Verknöcherung übergegangen. So war man außerhalb der alten Reichs- und Hansestädte und der großen Handelsplätze, wo sich der alte stolze Bürgersinn noch vielfach erhalten hat, gewohnt, alles dem Staat zu überlassen und von ihm alles zu fordern. Wie dieser Geist bis heute nachwirkt, zeigen am deutlichsten die ehemaligen Hauptstädte der zur napoleonischen Zeit mediatisierten kleinen Herrschaften, die fast ausnahmslos stillgestanden sind, wenn sie nicht gar fortgesetzt zurückgehen. Selbst in unseren großen Hauptstädten und bisherigen Residenzen zeigt sich, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, jener Geist in einem bedauerlichen Mangel an Gemeinsinn, besonders auf dem Gebiet von Kunst und Wissenschaft. Man vergleiche einmal die spärlichen Stiftungen in den Museen unserer Hauptstädte usw. mit den von einem echten Bürgersinn geschaffenen Sammlungen in Hamburg, Köln, Frankfurt, Leipzig, Breslau, Bremen, Magdeburg, Nürnberg und anderen solchen Städten, sowie die dortigen Schenkungen und Stiftungen auf wissenschaftlichem Gebiet mit denen an unseren Regierungssitzen. Hier konnte man von solchen, die dazu in der Lage waren, manchmal hören, „das soll der Staat schaffen, dazu ist er da", und nur die Aussicht auf einen Orden oder Titel oder den des Ehrendoktors einer Hochschule konnte ein solches Gemüt erweichen.

Vor fünfzig Jahren sagte Jakob Burckhardt in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" in dem Abschnitt über „Die Kultur in ihrer Bedingtheit durch den Staat": „Die allmähliche Gewöhnung an gänzliche Bevormundung aber tötet endlich jede Initiative; man *erwartet* alles vom Staat, woraus dann bei der ersten Verschiebung der Macht sich ergibt, daß man alles von ihm *verlangt*, ihm alles aufbürdet. Von dieser neuen Wendung, da die Kultur dem Staat seine Programme schreibt (besonders solche, die eigentlich an die Gesellschaft zu adressieren wären), ihn zum Verwirklicher des Sittlichen und zum allgemeinen Helfer machen will und seinen Begriff aufs stärkste ändert, wird später zu sprechen sein." Was hätte dieser tiefgründige Geschichtsforscher in dieser Hinsicht erst von dem Deutschland des Jahres 1920 gesagt!

Also *keine Staatseinrichtungen für den Sport*, sondern wie in allen anderen Ländern *Selbstverwaltung mit freiwilliger Zusammenarbeit in großen, das ganze Reich umfassenden Verbänden unter selbstgewählten Leitern*. Völlig unabhängig vom Staat hat sich die deutsche Turnerschaft ihre große Vereinsorganisation geschaffen; geradeso muß es bei der alle Gebiete der Leibesübungen umfassenden größeren Organisation gemacht werden.

Die Forderung von Spielplätzen und Turnhallen ist an sich wohl begründet; nur sollte man meinen, daß hierzu in allen früheren Garnisonsorten die nur noch sehr beschränkt für das Heer nötigen militärischen Übungsplätze genügend Platz böten und sich leicht zum Spielen herrichten ließen. Die Turnhallen sollen immer nur Notbehelfe bei ungünstiger Witterung und für Übungen, die eine

Digitized by Google

Halle erfordern, sein; im übrigen sollen grundsätzlich alle Leibesübungen unter freiem Himmel gehalten werden. Am leichtesten lassen sich erfahrungsgemäß von den Gemeinden Turnhallen erreichen, wenn diese zugleich als große Versammlungs- und Konzerthallen gebaut werden. Beide Zwecke lassen sich sehr gut vereinigen. Hier einen gesetzlichen Zwang auf die Gemeinden auszuüben, wäre nach den Erfahrungen bei den Schulturnhallen ganz verfehlt. Vorerst können schon wegen Mangels an Baustoffen keine Turnhallen gebaut werden. So erwünscht große und schöne Spielplätze und Turnhallen sind, muß man sich doch vorerst auch hier nach der Decke strecken und das gegenwärtig besonders wahre Sprichwort beherzigen, daß ein Spatz in der Hand besser ist als eine Taube auf dem Dach.

8.

Ebenso gefährlich könnte der deutsche Doktrinarismus werden, der leider trotz der bitteren Lehren, die wir infolge unserer verhängnisvollen, auf Wissensdünkel beruhenden Unterschätzung unserer Gegner empfangen haben, nach dem Krieg noch mehr blüht als vorher und einen gesunden Wirklichkeitssinn nicht aufkommen läßt. Wir wollen hoffen, daß die Männer, die eine deutsche Hochschule für Leibesübungen planen, diese als eine ganz selbständige, vom Reich höchstens durch Geldbeiträge unterstützte Einrichtung im Auge haben, bei der die praktische Ausbildung die Hauptsache bildet. Natürlich muß daneben ein Unterricht in Anatomie sowie in Gesundheitspflege und für Lehrer in Erziehungskunde erteilt werden. Allein bei unserer Überschätzung der Theorie droht immer die Gefahr, daß bei uns auch die praktischsten Dinge in die „Höhenluft des Problems" erhoben, zu einer „wissenschaftlichen Frage" gemacht, „vergeistigt" werden, dann erst steigt man wieder zur Wirklichkeit herab. Immer wieder versperrt der deutsche Doktrinarismus und Intellektualismus den gegebenen Weg — im geraden Gegensatz zum Verfahren der Engländer, Amerikaner und aller anderen Völker, die Probleme auf dem einfachsten und natürlichsten Wege in die Wirklichkeit überführen und, fremd der grauen Theorie, praktische Fragen nur praktisch behandeln. Diesen Unterschied in der geistigen Einstellung der Gebildeten lernte ich als Kommandant eines großen Kriegsgefangenenlagers mit vielen Tausenden Franzosen und Engländern, darunter solchen aus zahlreichen englischen Kolonien, während 2½ Jahren gründlich kennen.

Wie begründet selbst bei den Leibesübungen hier Mißtrauen ist, zeigt die Tatsache, daß neulich in einem Aufsatz einer angesehenen Zeitung über den hohen Wert der Leibesübungen als dringendstes Bedürfnis die Schaffung einer Hochschulprofessur mit Vorlesungen über Leibesübungen gefordert wurde, denn das Problem müsse wissenschaftlich behandelt werden. Wir haben einst das Schwimmen im Wasser und das Reiten auf dem Pferderücken gelernt, und dabei wird es auch künftig bleiben; ein erfahrener Wachtmeister wird die Studierenden besser reiten lehren als die gelehrteste Vorlesung eines Professors

Digitized by Google

über das Reiten. Es ist uns eben der Sinn für das Natürliche und Einfache vor lauter „Wissenschaft" in erschreckendem Maße abhanden gekommen. Dafür besitzen wir in Deutschland bereits eine Akademie für Schneider und eine Hochschule für Kellner, und wenn der Drang nach „Hochschulbildung" so weitergeht, so werden wir in absehbarer Zeit noch eine Hochschule für Straßenkehrer mit einer Abschlußdiplomprüfung bekommen, weil dann erst die Straßen „nach wissenschaftlichen Grundsätzen" gereinigt werden. Leider hat diese Sache eine sehr ernste Kehrseite. Diese unnatürliche Aufbauschung der einfachsten Dinge zu wissenschaftlichen Aufgaben macht die Menschen mit der rauhen Wirklichkeit unzufrieden, besonders weil sie später keinen dem Zeit- und Geldaufwand entsprechenden Lohn finden. Wenn also eine Hochschule für Leibesübungen errichtet wird, dann möge sie sich ja vom Theoretisieren fernhalten.

9.

Besonders mißlich ist, daß infolge der deutschen Rechthaberei und Eigenbrötelei es bis jetzt noch nicht gelungen ist, sämtliche Vereinigungen für Leibesübungen einheitlich zusammenzufassen. Erfreulicherweise scheint die Befehdung des Turnens, wie sie von einseitigen Sportvertretern zeitweilig scharf betrieben wurde, im Abflauen zu sein. Sie war auch ganz unbegründet, denn Turnen und Sport sind keine Gegensätze, sondern zwei sich ergänzende Seiten eines Gebiets. Das Turnen bietet die Möglichkeit einer gleichzeitigen und gleichmäßigen Einwirkung auf eine größere Zahl von Menschen; es eignet sich deshalb zum pflichtmäßigen Unterrichtsfach. Der wahre Sport, für den das Turnen stets eine wertvolle Vorbildung ist, ist dessen Ergänzung; denn das Wesen des Sports ist die auf Freiwilligkeit beruhende hervorragende Leistung eines Einzelnen oder einer kleineren Gruppe. Bedenken konnte man früher gegen das damals zu einseitig betriebene Geräteturnen geltend machen, obgleich von Anfang an Wettlauf, Hoch- und Weitsprung, Gerwerfen u. a. hinzugetreten war. Seitdem aber O. H. Jäger durch die Einführung des Stabs und seine vielseitige Verwendung eine sehr wertvolle Vervollständigung des Turnens geschaffen hat, die durch die Verwendung von Hanteln und Keulen oder durch Freiübungen ohne verstärkte Hand noch mannigfaltiger gestaltet wurde, ist das Turnen vorzüglich geeignet, jeden Muskel des Körpers durchzubilden. Auch die Marschübungen haben ihr volles Recht, nur dürfen sie nicht nach militärischen Vorschriften gemacht werden; langsamer Schritt und Parademarsch hat mit dem Turnen nichts zu schaffen, ebensowenig aber das häufig beobachtete Stampfen auf den Boden, um den gleichen Schritt anzuzeigen; vielmehr müssen die Schüler an einen möglichst leichten, elastischen Gang in schnellerem Tempo als das des Militärs gewöhnt werden, und namentlich auch an einen recht leichten, ausholenden Laufschritt.

Digitized by Google

Die turnerischen Übungen auf Kommando sind die Nötigung aller Turnenden, genau achtzugeben, weil jeder einzelne Fehler scharf in die Augen fällt. Das Turnen in großer Zahl ist deshalb ein vorzügliches Erziehungsmittel, in besonderem Maße geeignet, die militärische Ausbildung nach verschiedenen Richtungen zu ersetzen. Dabei sind solche Übungen in Massen mit oder ohne Musikbegleitung ein schönes Schauspiel. Ganz mit Unrecht hat man diesen Übungen vorgeworfen, daß es ihnen nicht gelinge, den Körper zur Schönheit auszubilden. Man hat das ausschließliche Heil in reinen Freiübungen, wie dem „Müllern", erblickt, dann in der schwedischen Gymnastik, andere wieder in tanzähnlichen Bewegungen (Dalcrozesche Schule u. a.). Aber einmal werden sämtliche Bewegungen, die es beim Müllern gibt, bei einem richtigen Turnlehrer auch in der Schule gemacht, sodann bietet auch die schwedische Gymnastik in Wirklichkeit für uns Deutsche wenig Neues. Kurz vor dem Krieg bereiste eine schwedische Militärmusterriege unter einem Hauptmann Deutschland. Ihre Vorführungen waren sehr schön, aber im wesentlichen hatte man gleiches bei deutschen Turnern auch schon gesehen. Die Freiübungen haben den großen Vorzug, daß man sie, die für eine schöne Körperbildung besonders geeignet sind, an jedem Ort vornehmen kann, wie sie ja auch täglich geübt werden sollen. Die zur Ausbildung der weiblichen Grazie trefflichen Reigen werden jetzt wohl überall eingeführt sein. Aber auch das Geräteturnen mit seiner vielfachen Abwechslung hat seine volle Berechtigung. Wer am Reck oder Barren Hervorragendes leistet, kann dieses ebenso als Sportleistung bezeichnen wie ein Kämpfer auf dem Spielplatz. Die Turnspiele, die seit langem einen Teil der Turnstunden in Anspruch nehmen — bei den Spielnachmittagen füllen sie diese ganz aus —, sind der natürliche Übergang zum Sport.

Die gesundheitliche Zukunft unseres Volkes liegt in innigem Zusammenwirken von Turnen, Spiel und Sport. Wenn die Liebe zu diesen unserem Volke ebenso in Fleisch und Blut übergegangen sein wird, wie den Engländern ihre Sportliebe, so können wir auch nach dem Verlust der allgemeinen Wehrpflicht auf die körperliche Ertüchtigung des künftigen deutschen Volkes vertrauen. In erfreulichem Maße zeigt sich der richtige Geist bei unserer Jugend bis hinauf zu den Hochschulen; möge er dauernd anhalten, dann dürfen wir hier mit Zuversicht in die Zukunft unseres Volkes blicken.

10.

In neuester Zeit sind in den Kreisen der deutschen Studentenschaft selbst Schritte bei den Unterrichtsverwaltungen dahin angeregt worden, daß künftig jeder deutsche Student bei der Ablegung der ersten Prüfung den Nachweis der Betätigung auf irgendeinem Gebiet der Leibesübungen zu erbringen habe und daß diese daher als Pflichtfach an den deutschen Hochschulen einzuführen seien. So wohlgemeint dieser Vorschlag ist und so bestechend er auf den ersten Blick aussieht, so schwere Bedenken stellen sich ihm bei näherer Prüfung entgegen. Gewiß soll jeder Student, den nicht körperliche Gebrechen daran

Digitized by Google

verhindern, irgendeine Art von Leibesübungen betreiben; er darf dies aber nicht gezwungen, sondern soll und muß es freiwillig tun, wenn dabei etwas erreicht werden soll. Pflichtfach heißt doch bei unseren Hochschulen nur, daß es ein Prüfungsfach ist und deshalb „belegt" werden muß; wo und wie sich aber der Student die Kenntnisse in diesem Fach aneignet, ist seine Sache; einen Unterrichtszwang, d. h. eine Nötigung, die betreffende Vorlesung oder Übung auch wirklich, wenigstens regelmäßig, zu besuchen, gibt es nicht. Diese Studienfreiheit wird ja gerade als ein besonderer Vorzug unserer deutschen Hochschulen im Gegensatz zu den ausländischen gerühmt, von manchen allerdings auch getadelt. Und wenn eine Bescheinigung verlangt würde, so genügte der Besuch gegen das Ende des Semesters, um eine solche zu erlangen; sie wäre inhaltlich, d. h. hinsichtlich des Ergebnisses der Leibesübungen, völlig wertlos; es wäre nur ein Ausweis mehr zu den vielen, die man in Deutschland verlangt. Wird sodann schon beim Turnunterricht in den Schulen über die vielen ärztlichen Zeugnisse zum Zweck der Befreiung von diesem Unterricht geklagt, wie leicht würde sich erst ein bequemer Student ein solches Zeugnis verschaffen! Soll sodann der Übungszwang nur ein oder einige Semester oder während der ganzen Studienzeit bestehen? Und wer soll bei der großen Mannigfaltigkeit der Leibesübungen die Zeugnisse ausstellen? Sollen nur amtlich bestellte Personen hierzu berechtigt sein? Dann müßte der Staat einen riesigen Apparat einrichten und schließlich käme es im Ergebnis nur darauf hinaus, diesen staatlich abgestempelten Leibesübungswächtern reichliche Unterrichtsgelder zuzuführen. Wer täglich Zimmergymnastik treibt oder ins Schwimmbad geht, wer fleißig rudert oder klettert, übt seinen Körper viel mehr als der Student, der in der Woche einmal in eine Turnstunde oder dergleichen geht und dort einige Übungen mehr oder weniger eifrig mitmacht. Eine solche amtliche, zwangsweise Regelung der Leibesübungen wäre eine innere Unwahrheit; vor allem aber wäre sie der deutschen Studenten unwürdig. Diesen muß man zutrauen, daß sie aus eigenen Stücken die Notwendigkeit der Körperpflege erkennen und sich darin betätigen. Obgleich nach dem genannten Plan der Ausweis über die von den meisten von ihnen betriebenen Fechtübungen ausreichen würde, haben unsere Studenten erfreulicherweise erkannt, daß das Fechten allein nicht genügt, sondern daß andere Leibesübungen, Turnen, Spiel, Sport, hinzutreten müssen. Sie zu pflegen ist in erster Linie Sache der studentischen Verbindungen und für die diesen nicht Angehörigen Sache der Freistudentenschaft. Zudem wird es nur eine Frage der Zeit sein, wie dies beim studentischen Turnen bisher schon der Fall war, daß sich Vereinigungen für einzelne Arten von Spiel und Sport aus Angehörigen verschiedener Körperschaften und aus Freistudenten bilden werden. Mußte oben der Zwang und die staatliche Bevormundung bei Spiel und Sport im allgemeinen bekämpft werden, so muß dies bei den Studierenden mit besonderem Nachdruck geschehen, weil hier nur bei freiem Willen und eigener Verantwortung etwas herauskommt. Nur bei einer

Digitized by Google

Klasse von Studierenden ließe sich die Forderung pflichtmäßiger Leibesübungen unter einer amtlichen Leitung rechtfertigen, bei den künftigen Lehrern, und zwar ohne Unterschied, ob sie dereinst an höheren Schulen oder an Volksschulen unterrichten sollen, weil sie nur durch planmäßiges Lernen als Schüler sich zu Lehrern auf diesem Gebiet ausbilden können. Jeder Student aber sollte wissen, daß von einem Mann im vollen Sinne des Worts nicht nur geistige Leistungen verlangt werden, sondern auch körperliche Tüchtigkeit, wie dies im Altertum und im Zeitalter der Renaissance als selbstverständlich galt.

In seiner „Kultur der Renaissance" erzählt Jakob Burckhardt von jenen staunenswerten „allseitigen Menschen", die alle Elemente der damaligen Bildung bemeisterten und als deren größten wir Leonardo da Vinci verehren. So berichtet er von Leon Battista Alberti, der ein hervorragender Künstler, Baumeister, Dichter, Redner, Mathematiker und Physiker, kurz, ein Universalgenie war, der aber auch in allen Leibesübungen und Turnkünsten Unglaubliches leistete. Mit geschlossenen Füßen sprang er den Leuten über die Schultern hinweg; im Dom warf er ein Geldstück empor, bis man es oben an den fernen Gewölben anklingen hörte; die wildesten Pferde schauderten und zitterten unter ihm. Keiner von uns Lebenden wird ihn erreichen, aber allen kann dieser Mann, der solche Leistungen aus dürftigen, bis zu schwerer Krankheit durch Erschöpfung führenden Verhältnissen heraus vollbrachte, als ein leuchtendes Beispiel eisernen Willens und schönster Eintracht von geistiger und körperlicher Kraft voranleuchten.

Die Wohltaten der Seeluft für die skrofulösen und tuberkulösen Kinder

Von

Professor v. Starck (Kiel)

Nach den schweren Opfern, die uns der Weltkrieg an Männern in der Blüte der Jahre gekostet hat, müssen wir uns auf jede Weise bemühen, das heranwachsende Geschlecht kräftig und widerstandsfähig zu machen. Diese Aufgabe wird uns erschwert durch eine besondere Wirkung der Hungerblockade, durch eine erneute Ausbreitung der Tuberkulose, welche wir bis zum Krieg erfolgreicher bekämpft hatten als die Mehrzahl aller Kulturstaaten, und die uns nun von neuem bedroht. Die Bekämpfung derselben muß fast von neuem aufgenommen werden, die Erfolge vieljähriger Bemühungen sind zum großen Teil verloren, die Gefahr für die heranwachsende Jugend ist größer als vor Jahren. Das Hauptheilmittel gegen die Zunahme der gefürchteten Krankheit ist in der Besserung der Ernährungsverhältnisse zu suchen, die leider noch viel zu wünschen übrig lassen. Glücklicherweise haben wir immer noch für unsere Kinder einiger-

Digitized by Google

maßen sorgen können, die Tuberkulose bedroht sie hauptsächlich durch den Verkehr mit kranken Erwachsenen. Die Infektionsgefahr durch den Genuß roher Milch perlsüchtiger Kühe spielt daneben eine geringe, aber auch sehr beachtenswerte Rolle. Als Schutzmittel und Heilmittel für die Gefährdeten und die bereits Infizierten ist da eine allgemeine Kräftigung des Körpers von besonderer Bedeutung. Das haben uns die Erfahrungen des Krieges deutlich gezeigt. Der Feldsoldat hat eine sehr geringe Neigung zu Tuberkulose bewiesen, trotz engen Zusammenlebens, trotz häufig knapper Verpflegung, trotz großer Anstrengungen bei jedem Wetter. Das Leben im Felde hat seine Widerstandskraft erhöht. Durch möglichst reichlichen Luftgenuß und körperliche Übungen im Freien wollen wir auch unsere Kinder stählen.

Ein besonders schwieriger Punkt ist die Verhütung der Ansteckung, worauf es natürlich in erster Linie ankommt. Wir können in vielen Fällen die Kinder nicht vor dem Verkehr mit Verwandten, die an offener Lungentuberkulose leiden, bewahren, sie von tuberkulösen Eltern trennen. Und die Ansteckung erfolgt so leicht durch Tröpfcheninhalation bei Gelegenheit des Sprechens mit einem an offener Lungentuberkulose leidenden Menschen, der mit den aus seinem Munde sprühenden Tröpfchen aus seiner Lunge stammende Tuberkelbazillen verbreitet. Und wie viele an offener Lungentuberkulose leidende Menschen gehen herum, da sie trotz ihres Lungenleidens noch arbeitsfähig sind, sprechen mit Erwachsenen und Kindern. Ihre Zahl ist zu groß, als daß man sie wie die Leprösen in bestimmten Heimen dauernd resp. bis zur Heilung oder zum tödlichen Ausgang absondern könnte.

So werden viele Kinder infiziert. Je jünger sie sind, um so geringer ist die Widerstandskraft, um so größer die Gefahr einer allgemeinen tödlichen Erkrankung. Nach dem ersten Lebensjahre nimmt die Resistenz zu. Wir finden von da an immer mehr Kinder, welche eine Tuberkulinreaktion geben, ohne sichtliche Erkrankung aufzuweisen. Bei ihnen ist die Tuberkulose über den primären Herd und die zugehörigen Lymphdrüsen noch nicht hinausgegangen. Damit kann die Krankheit beendet sein, besonders wenn es gelingt, die Widerstandsfähigkeit des Körpers zu erhalten und, wo möglich, noch zu heben. Große Aufmerksamkeit hat immer die als Skrofulose bezeichnete Form der Kindertuberkulose erregt, welche wir besonders bei Kindern finden, welche an exsudativer Diathese leiden und welche anscheinend infolge einer speziellen Empfindlichkeit ihrer Gewebe in eigenartiger Weise auf die tuberkulöse Infektion reagieren, mit zahlreichen käsigen Drüsenherden, mit Knochenerkrankungen, mit starken chronischen Schleimhautkatarrhen. Die angeborene Neigung solcher Kinder zu Hautausschlägen, zu allen möglichen Katarrhen, zu Drüsenschwellungen überhaupt, eine offenbar verringerte Bildung von Immunstoffen begünstigt die Neigung, an Tuberkulose zu erkranken.

Gegen diese Krankheit, gegen die Skrofulose wurde 1750 zuerst von dem englischen Arzt R. Russel der Gebrauch des Seewassers und der Seeluft empfohlen. Auf Grund langjähriger Erfahrungen kam er dazu, auf Grund

Digitized by Google

besonders seiner Beobachtungen an den Bewohnern der englischen Küsten, die er meist frei von Skrofulose gefunden hatte. Wahrscheinlich ist schon viel früher die günstige Wirkung der Meeresluft und des Seewassers erkannt und von Ärzten gewürdigt worden. Bei Hippokrates findet sich zwar nichts darüber erwähnt, doch spricht dafür der bekannte Satz des Euripides: „Das Meer wäscht alle Übel ab." Eine zielbewußte Ausnutzung der wichtigen, gesundheitfördernden Eigenschaften der Seeluft und des Seewassers scheint aber doch erst der neueren Zeit vorbehalten geblieben zu sein. England mit seiner langen Küste mußte naturgemäß zuerst die Aufmerksamkeit der Ärzte auf die Beeinflussung des Gesundheitszustandes der Küstenbewohner durch den ständigen Aufenthalt an der Meeresküste lenken. Russel berichtete so zuerst in seiner Schrift, daß er Kinder, die ihm blaß, schwach und zu warm bekleidet übergeben waren, nach dem Gebrauch der Seebäder „mit bloßem Hals, kurz geschorenen Haaren, frei von Drüsenschwellungen am Hals und von frischem Aussehen" den Eltern zurückschicken konnte. Auch ein Winteraufenthalt an der See wird schon bald von englischen Ärzten empfohlen und in England die ersten Seehospize gegründet. Das erste der Art wurde am 26. Juli 1796 in Margate seiner Bestimmung übergeben, von privater Mildtätigkeit geschaffen und noch jetzt im Betrieb. Ihm ist dann eine große Zahl weiterer gefolgt, so daß England jetzt elf ganzjährig geöffnete Hospize und über sechzig sogenannte Convalescent homes besitzt, für Kinder allein oder für Erwachsene mit eingeschlossen, mit über 3000 Betten. Auch die letzteren Anstalten sind meist ganzjährig geöffnet. Die städtischen Krankenhäuser benutzen die Convalescent homes mit Vorteil für ihre Rekonvaleszenten, wie überhaupt in England viel mehr als bei uns Rekonvaleszentenstationen den Krankenhäusern angegliedert sind.

Die Seehospize sind meist Werke privater Wohltätigkeit, die sich da aufs schönste betätigt und an der Bekämpfung der unter dem Bilde der Skrofulose auftretenden Form der Tuberkulose in England ein großes Verdienst erworben hat. Die belebende und stärkende Wirkung der Seeluft wird kaum irgendwo in gleichem Maße geschätzt wie dort. Zu allen Ferienzeiten strömen viele Tausende an den verhältnismäßig leicht erreichbaren Meeresstrand und erfrischen sich dort, zahllose skrofulöse Kinder haben durch regelmäßigen und wiederholten Aufenthalt an der See Besserung und Heilung gefunden. Es ist wohl möglich, daß es durch die methodische Ausnutzung dieses wichtigen Heilfaktors zusammen mit der Pflege der Leibesübungen den Engländern gelungen ist, die Todesfälle an Tuberkulose im Jünglingsalter viel mehr zu beschränken, als bei uns bisher gelungen ist.

Dem Beispiele Englands folgten Italien, welches an seiner ausgedehnten Küste jetzt auch eine große Zahl von Seehospizen besitzt, Frankreich und die nordischen Länder. Frankreich schuf besonders in Berck-sur-mer großartige Anstalten, daneben zahlreiche Küstenhospitäler an anderen Orten. 22 Heilstätten an der See für unbemittelte Kinder sind jetzt vorhanden, deren ausgesprochener Zweck die Behandlung skrofulöser und tuberkulöser Kinder ist. Um

Digitized by Google

die Unterhaltung der Hospize kümmern sich Staat, Kommunen und Provinzen, wenn auch die private Wohltätigkeit Großes geschaffen hat. Nach dem Bericht von Armaingaud, einem der führenden Ärzte in der französischen Seehospizbewegung, wurden 1887 bis 1905 in den französischen Seehospizen 60 000 Kinder behandelt und davon 59 Prozent geheilt, 25 Prozent deutlich gebessert. Die Aufenthaltsdauer ist im allgemeinen nicht beschränkt, sondern wird bis zur Heilung ausgedehnt, ein sehr wichtiger Punkt, auf den ich noch zurückkommen werde.

In Deutschland ist die Bedeutung der Seeluft und der Seebäder wohl schon im 18. Jahrhundert von manchen Ärzten erkannt und betont worden, aber die Gründung von Seehospizen und Seehospitälern ist erst verhältnismäßig spät erfolgt und noch im Rückstand. Zur Bekämpfung der Skrofulose wurden und werden hauptsächlich die zahlreichen Solbäder benutzt, deren Wirkung in sehr vielen Fällen nicht mit der eines Aufenthaltes an der See konkurrieren kann, besonders, wenn derselbe genügend lange ausgedehnt wird. Hufeland hat in seiner preisgekrönten Schrift „Über die Natur, Erkenntnismittel und Heilart der Skrofelkrankheit" bereits gesagt: „Ich halte das Seebad für eines der kräftigsten Mittel gegen diese Krankheit, und unzählige Erfahrungen, die teils in England, in Deutschland, in Doberan und an anderen Punkten unserer Küsten gemacht worden sind, sprechen dafür."

In Doberan wurde das erste deutsche Seebad eingerichtet auf Befehl des Herzogs Friedrich Franz von Mecklenburg und im Juni 1796 in Gebrauch genommen. Bald folgten Wangeroog, Tönning, Cuxhaven, Wyk, Travemünde und andere Orte. Kolberg wurde besonders gut ausgestattet, da der König von Preußen 200 000 Taler dazu stiftete.

Der eigentliche Gründer der Seehospizbewegung in Deutschland war F. W. Benecke, der sich unvergeßliche Verdienste darum erworben hat und zu den Wohltätern der Menschheit gerechnet werden muß. Als Hausarzt des deutschen Hospitals in London hatte er die guten Erfolge der englischen Seehospize in der Bekämpfung der Skrofulose kennen gelernt und war mit großem Eifer bemüht, die Kenntnis der Wirkung der Seeluft in Deutschland zu verbreiten und die Herstellung ähnlicher Einrichtungen wie dort auch bei uns zu erreichen. Seiner Anregung ist die Gründung des Vereins für Kinderheilstätten an der Nordsee zu danken, geschaffen mit dem Ziel, Kindern unbemittelter Eltern die Wohltaten eines Seeaufenthaltes zu ermöglichen. Um die Ausdehnung der Bestrebungen auf die Ostsee auszudrücken, wurde der Name des Vereins später in Verein für Kinderheilstätten an den Meeresküsten umgetauft. Ihm angegliedert ist der Frauenhilfsverein für Kinderheilstätten an den deutschen Meeresküsten. Benecke, später Professor für pathologische Anatomie in Marburg, hat bis an sein Lebensende den deutschen Seehospizen sein Interesse erhalten und für die Errichtung weiterer Hospize und Seehospitäler mit vollem Jahresbetrieb gewirkt.

Deutschland besitzt jetzt 40 Seehospize mit zirka 3500 Betten, und zwar hauptsächlich Sommerhospize, 11 an der Nordsee, 19 an der Ostsee. 10 Hospize

Digitized by Google

sind ganzjährig geöffnet. Eigentliche Seehospitäler, d. h. Anstalten, welche ausgesprochen Kranke aufnehmen können und mit allen für die Heilung nötigen Einrichtungen versehen sind, Sommer und Winter betrieben werden und bezüglich der Behandlungsdauer an keinerlei Schema gebunden sind, besitzt Deutschland nur 4, in Sahlenburg (Nordheimstiftung) an der Elbmündung, das Seehospiz Kaiserin Friedrich zu Norderney, das Schöneberger Kindererholungsheim auf Föhr und das Nordseehospital auf Föhr. Schöneberg ist die erste Stadt, die eine derartige Anstalt an der Meeresküste gegründet hat, ein Beispiel, dem recht viele Städte folgen sollten. Eine Musteranstalt, welche aber nur gutbemittelten Kindern zugänglich ist, stellt das Nordseesanatorium von Dr. Gmelin auf Föhr dar, welches, mit allen Mitteln der Behandlung ausgestattet, für Sommer- und Winterbetrieb eingerichtet und mit einem Pädagogium verbunden ist. So ist es die erste Anstalt an der Nordsee, welche die körperliche Heilung und Kräftigung mit Erziehung und regelrechtem Unterricht verbindet.

Wenn wir die Leistungen anderer Länder in bezug auf das Seeheilstättenwesen mit denen Deutschlands vergleichen, so steht dasselbe noch erheblich zurück. Genauere Angaben über das bisher Geleistete finden sich in dem vortrefflichen Buch von Dr. Häberlin (Wyk-Föhr): „Die Kinderseehospize und die Tuberkulosebekämpfung", welches allen, die sich für Seehospize interessieren, aufs wärmste empfohlen werden kann. Der Titel desselben spricht es bestimmt aus, wozu uns die Seehospize in erster Linie dienen sollen und können, und ihre Bedeutung liegt auf der Hand, seit wir wissen, wie sehr uns die Tuberkulose wieder bedroht.

Die Seeluft und die Seebäder sollen in Zukunft mehr, als bisher geschehen, mithelfen bei der allgemeinen Kräftigung unserer Kinder, mithelfen, ein darniederliegendes Volk aufzurichten, ihm Gesundheit und Kraft wiederzugeben, die durch Waffenverluste und Seuchen und vor allem durch die Hungerblockade schwer geschädigt sind (His).

Die Wirkung der Seeluft auf die Kinder ist eine sehr mannigfaltige. Wir sehen, wie sich ihre Wangen bräunen, und können nachweisen, daß der Hämoglobingehalt ihres Blutes zunimmt. Der Appetit steigert sich, das Körpergewicht geht in die Höhe. Eine ausgesprochene Anregung des Stoffwechsels erfolgt, wie darauf gerichtete Experimente bewiesen haben, bestätigend, was Benecke bereits betonte, indem er sagte, es gebe kein Agens, welches so unvermerkt wie die Seeluft und doch so intensiv beschleunigend auf den Stoffwechsel wirke. Nicht immer sehen wir die schöne Bräunung des Gesichts auftreten trotz längeren Aufenthaltes an der See, wie auch manche Menschen im Hochgebirge ihre blasse Farbe fast unverändert beibehalten. Es spielen individuelle Eigentümlichkeiten eine Rolle dabei, der Gehalt der Haut an kleinsten Blutgefäßen, ihr Wassergehalt u. a. Jedenfalls kann man auch bei solchen Personen meist eine Steigerung des Hämoglobingehaltes des Blutes nachweisen. Die Gewichtszunahme läßt bei skrofulösen oder sonst kranken Kindern

Digitized by Google

meist auf sich warten, oder es kommt zunächst zu einer Gewichtsabnahme, der dann nach einer gewissen Zeit die Zunahme folgt, begleitet von einem Rückgang der Krankheitserscheinungen. Manche Kinder bleiben trotz aller Bemühungen auf dem Anfangsgewicht stehen, ihr Appetit ändert sich wenig und das körperliche Leiden ebenfalls nur langsam. Das sind die Kinder mit einem besonders empfindlichen Nervensystem. Sie passen in vielen Fällen nicht an die See; zuweilen gewöhnen sie sich nach und nach ein, und der gewünschte Erfolg wird schließlich erreicht. Bei starker Erregbarkeit ist es besser, von der See abzusehen. Man bringt solche Kinder lieber in ein Solbad und dann in eine Walderholungsstätte oder, wenn die Mittel es erlauben, ins Gebirge. Die Reinheit der Luft im Gebirge ist der an der See fast gleich, sie ist aber weniger bewegt, weniger anregend, dafür von einer Fülle von Sonnenschein meist begleitet. Gewisse Eigenschaften der Seeluft fehlen, auf die wir mit Recht Gewicht legen. Der größere Feuchtigkeitsgehalt der letzteren, begleitet von einem leichten Salzgehalt, ist sehr wohltätig für die Schleimhaut der Atmungsorgane und auch für das Nervensystem; er verringert dazu die Verdunstungskälte auf der Haut, so daß die Winde, trotzdem sie dem Körper viel Wärme entziehen, viel weniger leicht als auf dem Festlande zu Erkältungen führen. Die Lichtwirkung an der See ist sehr intensiv, steht der im Gebirge nicht nach. Die anregende Wirkung auf den Körper wird unterstützt durch die lebhaften Luftbewegungen, durch die größere Sauerstoffspannung der Luft, durch einen gewissen Gehalt an Brom, Jod neben Kochsalz, durch Ozon. Die Temperaturschwankungen sind sowohl während der einzelnen Tage wie während der ganzen Jahreszeiten verhältnismäßig gering, also die Sommer relativ kühl, die Winter warm und dementsprechend die Vegetation der Nordsee bis in den Spätherbst fast sommerlich. Darum eignet sich die Nordseeküste auch sehr gut zu Winterkuren. Mit Recht gilt ein Aufenthalt dort für wirksamer als ein solcher an der Ostsee. An der Ostseeküste herrscht nur ein gemäßigtes Seeklima, was sich schon in dem geringen Salzgehalt des Ostseewassers (0,6 bis 1 Prozent zu 2 bis 3 Prozent der Nordsee) ausspricht und den vielfachen Landwinden, die da herrschen. Dafür hat die Ostseeküste in dem vielfach reichen Waldbestand einen wertvollen Bundesgenossen, der sie besonders geeignet für Sommerhospize macht und als Mittel für die allgemeine Kräftigung der Kinder.

Schwächliche, zarte und nervöse Kinder wird man zweckmäßig überhaupt oder zuerst an die Ostsee schicken. Für leichtere Fälle von Skrofulose und Tuberkulose, für einfache Katarrhe der Luftwege, für Reste von Entzündungen der Lungen und des Brustfells ist unsere Ostseeküste geeignet. Der Aufenthalt muß auch da nicht zu kurz sein, bei Kranken nicht unter acht Wochen dauern. Die Nordseeküste soll uns in besonderem Maße als Mittel im Kampf gegen die Kindertuberkulose dienen. Die an ihr bereits vorhandenen und die noch zu errichtenden Seehospize sollten alle für Jahresbetrieb eingerichtet sein, damit möglichst vielen Kindern nicht nur ein kürzerer Erholungsaufenthalt, sondern ein wirklicher Heilaufenthalt gewährt werden kann. Natürlich gehören Kinder

Digitized by Google

mit offener Lungentuberkulose nicht in ein Seehospiz, sondern werden am besten in geschlossenen Lungenheilanstalten behandelt. Die Zahl der sonstigen tuberkulösen Erkrankungen der Kinder ist auch so groß, daß zu ihrer Behandlung die vorhandenen Einrichtungen nicht ausreichen. Heubner hat mit Recht gesagt, die Zahl der skrofulösen Kinder, welchen durch Sol- und Seebäder geholfen wird, ist verschwindend klein gegen die Zahl derer, denen geholfen werden könnte.

Nach der Zusammenstellung von Häberlin über die Bettenzahl der in den verschiedenen Ländern Europas ganzjährig geöffneten Seehospize kommt in Dänemark ein Bett auf 5700 Einwohner, in Frankreich auf 6275, in England auf 11 570, in Deutschland auf 103 333 und wenn man die temporären Betten mitrechnet auf 20 666 Einwohner.

Wenn Deutschland im allgemeinen in der Kinderfürsorge nicht zurück ist und in der Bekämpfung der Tuberkulose Erwachsener Großes geleistet hat, so ist es im Kampf gegen die Kindertuberkulose zurückgeblieben. Wir müssen dieselben mehr als bisher vor der Ansteckung durch Kranke mit offener Lungentuberkulose zu schützen suchen. Krämer schlägt die Unterbringung sämtlicher Lungenkranken mit offener Tuberkulose in geeigneten Anstalten vor, bis ihr Auswurf bazillenfrei geworden ist. Das wäre sicher das beste Mittel, um der Verbreitung der Tuberkulose wirksam zu steuern, und der beste Schutz für unsere Kinder. Vorläufig haben wir aber noch für die große Zahl bereits Infizierter zu sorgen, Gefährdete zu schützen und widerstandsfähig zu machen. Staat und Kommunen, Versicherungsanstalten und Krankenkassen, die freie Liebestätigkeit müssen zusammenwirken. So gut wie große Lungenheilstätten für tuberkulöse Erwachsene errichtet werden konnten, müßten auch die Mittel aufzubringen sein, für die skrofulösen und tuberkulösen Kinder entsprechend zu sorgen, durch Ausgestaltung der bestehenden Anstalten an der See und Errichtung neuer. Überall sollte der Aufenthalt der kranken Kinder bis zur Heilung ausgedehnt werden können. Mit ein paar Wochen ist nichts getan, wenn es sich um ein tuberkulöses Leiden handelt; Monate vergehen, bis man eine deutliche Wirkung sehen kann, zur Heilung gehören oft Jahre.

Mit Recht hat man die Seebäder potenzierte Solbäder genannt. Ihre Wirkung ist auch meiner Erfahrung nach der der Solbäder überlegen, besonders wenn man Seebad und Seeluft lange genug einwirken lassen kann.

1902 sagte Baginsky zum Schlusse eines eindrucksvollen Vortrags über die Bedeutung der Seehospize für die Behandlung der Skrofulose und der örtlichen Tuberkulose der Kinder: „Ich hege keinen Zweifel, daß es gelingen wird, nach richtiger Erkenntnis im Interesse der Kranken, aber auch im wohlerkannten Interesse der Kommunen selbst, die Mittel bereitzustellen und diejenigen Institutionen ins Leben zu rufen, welche geeignet und notwendig sind, der durch Tuberkulose und Skrofulose bedrängten und bedrohten Kinderwelt Schutz und Heilung zu bieten." Diese Hoffnung ist bisher nur in beschränktem Maße in Erfüllung gegangen. Doch ist in manchen großen Städten und im Wirkungsbereich mancher Versicherungsanstalten bereits viel in der Fürsorge für tuber-

Digitized by Google

kulöse und von Tuberkulose bedrohte Kinder geschehen. Am meisten sorgt wohl die Versicherungsanstalt der Hansestädte für die Kinder ihrer Mitglieder. Landesversicherungsanstalt und Staat wirken da in vorbildlicher Weise zusammen, unterstützt von Krankenkassen und freier Liebestätigkeit. Im besonderen gelingt es da meist, Kinder aus tuberkulösen Familien so lange zu entfernen und gut unterzubringen, bis die Gefahr der Ansteckung vorüber ist. Dazu gehört vor allem eine eindringliche Aufklärung der tuberkulösen Familienmitglieder, so daß sie die Gefahr für die Kinder wirklich verstehen und die Notwendigkeit der Trennung einsehen. An Belehrung in dieser Beziehung kann noch viel geschehen.

Auch an großzügigen Einrichtungen gehen die Hansestädte mit gutem Beispiel voran. Von besonderem Interesse ist da eine Gründung der neuesten Zeit, die Kinderfürsorge einer auf gewerkschaftlicher Grundlage errichteten Genossenschaft, der Hamburger „Produktion", die an der Ostseeküste für eine Million Mark eine großartige Anlage geschaffen hat, wo das ganze Jahr hindurch je 100 Kinder kostenlose Aufnahme und Kräftigung finden.

Möchte sich überall in unserem Vaterlande die Überzeugung Bahn brechen, daß wir unseren durch die Tuberkulose bedrohten Kindern mehr Fürsorge schulden, als ihnen bisher zuteil geworden ist, und möchten alle verfügbaren Mittel angewandt werden, um das Versäumte nachzuholen, zum Wohle des Einzelnen und zum Nutzen des ganzen Volkes. Seeluft und Sonne den tuberkulösen und skrofulösen Kindern sei unser Wahlspruch.

Glossen zur Epigonenzeit

Von

Ludwig Asch

(Schluß)

Die Sozialdemokratie

Die Sozialdemokratie hatte gegenüber dem Zentrum den Nachteil einer nicht so unter allen Umständen sicheren Grundlage, und daher kamen gelegentlich Rückschläge wie 1887 und 1907, sie hatte andererseits den Vorteil der Interkonfessionalität und damit der unbegrenzten Möglichkeiten. Es war für sie nicht von vornherein ausgeschlossen, früher oder später einmal die absolute Mehrheit in der Volksvertretung zu erhalten, und sie ist dieser Möglichkeit bei der Wahl zur Nationalversammlung schon recht nahe gekommen, ja, sie hätte ohne die Revolution vielleicht schon im Winter 1919 die Mehrheit des Volkes für sich gehabt. Jedenfalls war ihre Kurve, trotz gelegentlicher Schwankungen, immer nach oben gerichtet, und bezeichnenderweise war der Fortschritt gerade nach den Rückschlägen ganz erstaunlich. So erhielt die Sozialdemokratie

Digitized by Google

1890 nach dem Rückgange von 1887 (auf 11 Sitze) nicht nur die 24 Mandate von 1884, sondern 36 Sitze, und 1912, nach dem Rückschlage von 1907 (auf 46 Sitze) nicht nur die 80 Mandate von 1903, sondern 111, und war damit zur stärksten Partei des Reichstages geworden, bis die Absplitterung der Unabhängigen das Zentrum wieder an die gewohnte Stelle brachte. Diese Spaltung war etwas ganz Ungewöhnliches, denn trotzdem innerhalb der Partei schon seit langer Zeit scharfe Gegensätze zwischen Radikalen und Gemäßigten bestanden hatten, war die Disziplin doch fast ebensogut wie im Zentrum gewesen, und nach außen hin war die Einigkeit der Partei immer aufrechterhalten geblieben.

Der Fortschritt der Sozialdemokraten von etwa einem Dutzend Mandaten am Anfange der achtziger Jahre auf das Neunfache binnen kaum einem Menschenalter war gewiß zum großen Teil auf die schnell zunehmende Industrialisierung von Deutschland zurückzuführen, denn jede neue Fabrik war zugleich ein neues Agitationszentrum, aber damit allein ist er nicht erklärt. Zum wesentlichen Teil beruhte er auf dem sprichwörtlich gewordenen „Schweineglück" der Partei, d. h. auf den Fehlern, die von der Regierung und den bürgerlichen Gruppen begangen wurden. Die Kleinlichkeit und die schikanöse Behandlung durch die Behörden, der Egoismus der Konservativen, der mangelnde Mut der Liberalen führten der Sozialdemokratie Hunderttausende von Anhängern zu, die außerhalb der industriellen Arbeiterschaft standen. Im Kriege haben außerdem die unnötige Schroffheit der Militärs und mancher ihnen nacheifernden Zivilbeamten (Helfferich), das lärmhafte Gebaren der Alldeutschen und die noch ungeschickteren und taktloseren Agitationsmethoden der unglückseligen Vaterlandspartei, welche die bürgerlichen Parteien gegeneinander hetzte, die Scheuern der Sozialdemokratie gefüllt und der Revolution die Wege bereitet, so daß es nur eines kleinen Stoßes bedurfte, um den Bau des alten Regimes zum Zusammensturze zu bringen, das Gebäude, von dem der alte Kaiser bei seinem Hingange mit Fug hätte sagen dürfen: „Fest wie der Erde Grund gegen des Unglücks Macht steht mir des Hauses Pracht."

Die Sozialdemokratie hat es verstanden, ihr „Schweineglück", die Fehler der Regierung und der bürgerlichen Parteien, kräftig auszunutzen, wobei ihr die Tüchtigkeit und die Opferwilligkeit zahlreicher agitatorisch wirkender Mitglieder zugute kam. Sie hat alle Folgen einer rastlosen und rücksichtslosen Werbearbeit, Verfolgungen, Gefängnisstrafen, selbst körperliche Mißhandlung (bei der Agitation auf dem platten Lande, wo die agrarischen Gegner „mit dem Knüppel philosophierten") mutig getragen und geschickt verstanden, das Mißgeschick ihrer Parteischriftsteller und Werbearbeiter wiederum agitatorisch auszumünzen. Das alles war ihr gutes Recht. Aber sie hat gehetzt und verdächtigt, herabgesetzt und verächtlich gemacht, gute Absichten (z. B. bei Stiftungen Industrieller zu gemeinnützigen Zwecken) in das Gegenteil verkehrt, Männer und Frauen, deren Andenken dem deutschen Volke hoch stand (z. B. die Führer von 1870 und die Königin Luise) in den Staub

Digitized by Google

gezerrt. Wenn der Kaiser, der in den ersten Jahren seiner Regierung mit der Arbeiterschaft zu einer Verständigung zu gelangen suchte, von diesem Wege schnell abging und sein Ohr den bedenklichen Ratschlägen der westlichen Großindustriellen lieh, so war, in diesem Falle wenigstens, sein rascher Stimmungsumschlag wenn auch sachlich nicht berechtigt — denn er mußte den von ihm gelegten Samen geduldig pflegen und ruhig aufgehen lassen, nicht ihn nach Kinderart herausziehen —, so doch menschlich begreiflich. Vielleicht hatte die Sozialdemokratie das angestrebt, denn wie einst dem Reichskanzler Caprivi nach seinem eigenen Eingeständnisse die Unterstützung der Freisinnigen „unheimlich" war, so war ihr das kaiserliche Wohlwollen gegen die Arbeiterschaft unbequem, denn sein Ziel unbeirrt durch die schmähenden Stimmen — wie die Prinzessin Perisadah in dem Märchen vom singenden Baum — verfolgender moderner Roi des gueux hätte die Zirkel der sozialistischen Führer empfindlich gestört.

Während aber von der Sozialdemokratie auf der einen Seite jeder Gegner herabgezogen wurde, schöpfte man für die Anhängerschaft, besonders für die Arbeiter, unablässig aus dem Honigtopf und machte das Wort von den „Byzantinern der Masse" zu einer unerbaulichen Wahrheit. Dreierlei sollte die Massen dauernd an die Partei fesseln: Haß und Verachtung gegen Kaiser, Regierung und Bürgertum — also Förderung der in jedem Menschen schlummernden plebejisch-pharisäischen Instinkte —, Lobhudelei gegenüber der „schwieligen Faust" und schließlich ungemessene Verheißungen für den Zukunftsstaat, Verheißungen, mit denen man um so freigebiger war, als man selbst an eine sehr ferne Verfallzeit des Wechsels glaubte.

Diese bedenkenlose Agitationsweise hat der Sozialdemokratie große Erfolge gebracht, aber jetzt, wo die Schlußsumme zu ziehen ist, wird den besonnenen Führern vor den Früchten bange, die aus der Saat aufgegangen sind. Man hatte das Bürgertum als etwas so Verächtliches hingestellt, daß es begreiflich ist, wenn die Unabhängigen mit ihrer Forderung, die Bürgerlichen, unter Außerachtlassung des demokratischen Grundsatzes der Mehrheitsherrschaft, aus der Regierung auszuschließen und ein rein sozialistisches Regiment zu errichten, bei weiten Kreisen der sozialistischen Arbeiterschaft Anklang fanden. Denn wenn die Bürgerlichen wirklich die feige, verlumpte und verdummte Gesellschaft wären, als die sie so oft von der sozialistischen Agitation hingestellt worden sind, so spräche wohl das äußerliche Ergebnis der Wahlen, aber nicht die höhere Moral für ihr Recht zur Mitarbeit an der Neuordnung der Dinge, und dann hätte die Sozialdemokratie das Recht, das einmal ihr gegenüber gebrauchte Wort eines ostelbischen Junkers: „Sie sind nur das Objekt der Gesetzgebung" auf das Bürgertum anzuwenden. Die Ebert, Scheidemann, Noske usw. aber wissen sehr gut, wieviel tüchtige und für den Wiederaufbau Deutschlands unentbehrliche Kräfte im Bürgertum ruhen, und nun sind sie in der peinlichsten Verlegenheit, wie sie das, wenn nicht von ihnen persönlich, so doch von ihren Gesinnungsgenossen den breiten Massen jahrzehntelang eingeimpfte Gift unwirksam machen sollen.

Digitized by Google

Den Arbeitern ist Jahr um Jahr bis zum Überdrusse vorgesungen worden: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!", und sie sind dadurch zu einer Bizepsmegalomanie gelangt, die sehr komisch wirken könnte, wenn sie nicht so traurige Folgen hätte, nicht zuletzt für die Arbeiter selbst. Denn daß die Arbeiter, indem sie, verführt durch den Rädervers, an eine Lohnforderung sofort die nächste knüpfen, der Sache der Revolution den Stempel elender Habgier aufdrücken, was die vornehmeren sozialistischen Führer beklagen, das braucht man nicht zu tragisch zu nehmen; wir haben schon seit Jahr und Tag — nicht erst seit der Revolution, wie die Rechte glauben machen möchte — der Welt so oft ein klägliches Schauspiel dargeboten, daß es auf eine Erniedrigung mehr oder weniger, Gott sei's geklagt, schon gar nicht mehr ankommt. Aber die unsinnigen Streiks, besonders die Ausstände von Bergarbeitern und Eisenbahnern, die täglich viele Millionen dem Nationalvermögen entziehen, vernichten den Staat als Gesamtheit und die Industrie im einzelnen, und darauf muß dann der Zusammenbruch der Arbeiterschaft kommen, die entweder zu einer schlechteren Lebensführung gezwungen sein wird als je zuvor oder aber mit ihrem Bizeps in fremden Ländern wird hausieren gehen müssen, in denen man klüger ist und weiß, daß alle Räder auch dann stillstehen würden, wenn die Intelligenzen streiken würden. Das mangelnde Verständnis für die geistige Arbeit geht schon aus den Hungerlöhnen hervor, die etwa Bibliothekaren an Volksbibliotheken oder den Kassenärzten gewährt werden, die doch während jahrelanger Studienzeit nicht nur umsonst arbeiten, sondern noch Geld dazu zahlen mußten, während im gleichen Lebensalter der junge Handarbeiter schon einen erträglichen Verdienst hatte. „Jatros gar aner pollon antaxios allon" (der Arzt ist ein Mann, so viel wert, wie viele andere zusammen) sagt der alte Homer, heute, ein paar Jahrtausende später, ist der Kassenarzt nicht so viel wert wie ein Straßenbahnschaffner. Wem dadurch nicht die kulturfördernde Wirkung der Sozialdemokratie klar wird, dem ist nicht zu helfen.

Die Leiter dieser Partei werden schon heute die Übereilung bedauern, mit der sie die Frucht der Revolution gepflückt hatten. Denn so gewiß es ist, daß die Sünden der kaiserlichen Zeit dem Umsturz den Boden bereitet hatten, so gewiß ist es, daß die Revolution kein unabwendbares, mit elementarer Wucht hervorbrechendes Naturereignis gewesen ist. Wäre sie das gewesen, dann hätte der Volkszorn die verhaßtesten Männer des alten Regimes an die Laterne gehängt und etwa das königliche Schloß oder das Polizeipräsidium oder sonst ein „Zwinguri"-Wahrzeichen niedergerissen. Blutvergießen und Zerstörungen wären gewiß tief bedauerlich gewesen, aber doch für die Führer der Revolution nicht so beschämend, wie die Plünderungen und Diebstähle, die doch wohl auf weniger edle Motive zurückzuführen sind als den Volkszorn. Die Sozialdemokratie hätte also ebenso leicht, wie sie die Revolution entfesselte, sie hintan halten können. Damit aber hätte sie dem nationalen Interesse wie auch sich selbst gedient. Wenn im Augenblick der

Digitized by Google

Notwendigkeit, mit dem Feinde zu verhandeln, das Heer intakt und die Ruhe im Lande aufrechterhalten geblieben wäre, dann hätten die Bedingungen erst des Waffenstillstands und dann des Friedens anders gelautet. Hart wären sie freilich noch immer gewesen, denn die Feinde waren die Sieger. Das muß gegen die verlogene Legendenbildung der Rechten und die Phrase von dem „Dolchstoß von hinten", durch den wir den Krieg verloren hätten, festgestellt werden. Bulgariens Zusammenbruch und die dadurch unvermeidlich gewordene militärische Katastrophe Österreich-Ungarns gab unsere Südostgrenze feindlichen Angriffen preis. Der U-Bootkrieg schied, auch wenn man ihn nicht im Oktober 1918 eingestellt hätte, als wirksamer Faktor aus, denn die Vereinigten Staaten stellten im Herbst 1918 allein schon soviel Schiffsraum her, wie durch unsere U-Boote versenkt wurde und konnten vom November 1918 ab 700000 Tonnen monatlich — eine Viertelmillion mehr, als wir versenkten — bauen. Und wenn wir als letztes Aufgebot noch eine halbe Million Drückeberger und eine weitere halbe Million Mindertauglicher an die Front gebracht hätten, so wären wir damit quantitativ und qualitativ den Millionen unterlegen gewesen, die Amerika noch hinüberzuschaffen gewillt und in der Lage war, ganz abgesehen von den vielen Hunderttausenden, welche die Alliierten durch das Ausscheiden unserer Bundesgenossen zur Verwendung gegen uns frei bekamen. Das Scheitern unserer verheißungsvoll begonnenen Frühjahrsoffensive — die Plakate der damals, im März 1918, aufgelegten achten Kriegsanleihe stellten in anderer Meinung zwar, aber sehr prophetisch, den „letzten Hieb" dar, denn diese Offensive war unser letzter Angriffshieb, wir hatten „keinen zweiten zu versenden" —, die unerfüllt gebliebenen Berechnungen des U-Bootkrieges und der Zusammenbruch der Südostfront: diese harten Tatsachen machten nicht nur den „Siegfrieden", von dem die Konservativen und die Vaterlandsparteiler noch im Sommer 1918 träumten, sondern auch den „Verzichtfrieden" unmöglich. Hätte die Sozialdemokratie nicht so gierig nach der Macht gegriffen und üble Mittelmäßigkeiten in verantwortungsvolle Stellen gebracht, so hätte sie ihre Anhänger zu der einstigen Übernahme der Verantwortung allmählich erziehen, sie hätte dann vielleicht als herrschende Partei Ersprießliches leisten können, und sie hätte zudem die Erbschaft nicht gerade im Augenblick des größten politischen und wirtschaftlichen Niederganges anzutreten brauchen. Das langsame Hineinführen in neue Verhältnisse ist aber zugleich die beste Sicherung gegen jede Reaktion.

Der geringe Einfluß des Reichstags

Wenn die Volksvertretung die Erwartungen, die man bei ihrer Schaffung nach dem Deutsch-Österreichischen Kriege an sie geknüpft hatte, auch nicht annähernd erfüllen konnte, wenn sie mehr einem Arbeitstiere glich, das schlecht und recht das ihm auferlegte Tagewerk vollbringt, als einer schöpferisch tätigen Körperschaft, wenn sie sich von einem kraftvollen und gleichberechtigten

Digitized by Google

Faktor der Gesetzgebung zur bloßen Bewilligungsmaschine herabdrücken ließ, wenn es neben dem Reichsschatzamt am Wilhelmsplatz ein Reichsschwatzamt am Königsplatz gab, so durften sich die Verteidiger des Parlaments nicht auf die verfassungsmäßigen Bestimmungen, die der Macht und der initiativischen Betätigung des Reichstags Fesseln auferlegten, hinausreden. Denn erstens ist es Sache einer selbstbewußten Volksvertretung, die Erweiterung ihrer Befugnisse zu geeigneter Zeit zu erzwingen (vgl. die Geschichte des englischen Parlaments), zweitens aber war die Äußerung des Prinzen Max von Baden im Oktober 1918, daß der Reichstag auch innerhalb seiner beschränkten Befugnisse viel mehr hätte erreichen können, eine bittere Wahrheit. Von den Gründen für die Unfähigkeit des Reichstages, sich die ihm gebührende Stellung zu verschaffen, sind einige schon in den Betrachtungen über das Verfassungsleben und die einzelnen Parteien angedeutet. Die Regierung sah den Reichstag als ein notwendiges Übel — mehr noch als Übel denn als Notwendigkeit — an, die Konservativen stimmten mit dieser Auffassung ganz überein, das Zentrum wollte aus partikularistischen Gründen den Reichstag nicht zu mächtig sehen. Die Zersplitterung in mehr Parteien, als irgendein Parlament der Welt besaß, förderte die Parteiintrigen und den Parteischacher — zu dem letzteren trug das unglückselige Stichwahlsystem auch noch ein gehöriges bei — und schwächte die Möglichkeit für fruchtbar schaffende Arbeit. Jede Partei mußte bei den Wahlen nach mehreren Fronten kämpfen, zugleich aber wieder wegen der Stichwahlen auf den einen oder den anderen Gegner Rücksicht nehmen. So wurden die Wahlen zu einer viel schwierigeren Arbeit als in anderen Ländern und mußten deshalb beizeiten vorbereitet werden, was natürlich auch der eigentlichen Parlamentsarbeit Abtrag tat. Manche Partei war obendrein durch innere Zwistigkeiten und deren Beilegung in Anspruch genommen, und während der gesetzgeberischen Tätigkeit selbst hatten die Abgeordneten sich auf die immer wieder wechselnden Mehrheiten und die mit der mühseligen Bildung der Majorität verbundenen Verhandlungen und Intrigen einzustellen. Bei kritischen Vorlagen, z. B. bei der Erbschaftssteuer von 1909, nahmen die Verhandlungen des Kanzlers und seiner Vertrauensmänner mit Parteiführern und einzelnen nicht offiziell führenden, aber einflußreichen Abgeordneten kein Ende. Das förderte wohl die Eitelkeit vielumworbener Volksboten, aber nicht die Macht des Parlaments, denn indem jeder nur an sich oder allenfalls an seine Partei dachte, erleichterte er es der Regierung, nach dem Grundsatze „divide et impera" zu verfahren. Wurde eine Partei, auf ihren Einfluß pochend, zu herrisch, so konnte die Regierung versuchen, sich auf eine andere Gruppe zu stützen oder, falls sich so eine Mehrheit nicht ergab, durch die Auflösung des Reichstags die unbequem gewordene Partei ihrer Vormacht zu berauben. So richtete sich die Reichstagsauflösung vom Dezember 1906 gegen das Zentrum, dem die Möglichkeit, nach seiner Wahl mit der Rechten oder den Sozialdemokraten eine Mehrheit zu bilden und durch dieses Schaukelsystem die

Digitized by Google

Regierung immer in der Gewalt zu haben, genommen werden sollte. Der Versuch glückte, denn durch die Schwächung der Sozialdemokratie wurde die klerikal-sozialistische Mehrheit beseitigt, wofür sich das Zentrum zwei Jahre später am Fürsten Bülow rächte.

Das Ausspielen einer Partei gegen die andere und die Möglichkeit der Reichstagsauflösung und dabei der Verwendung des ganzen, besonders in Preußen vorzüglich arbeitenden Regierungsapparates gegen die „Sünder", welche die Auflösung verschuldet hatten, waren gute Waffen gegen unbequeme Machtgelüste des Parlaments. Die Hauptwaffe aber drückte der Reichstag selbst der Regierung in die Hand durch seinen Mangel an Selbstgefühl, Mannhaftigkeit und Folgerichtigkeit. Ein schlagendes Beispiel dafür ist der Fall Scheidemann. Bei der Wahl von 1912 war die Sozialdemokratie die stärkste Partei des Reichstags geworden, sie hatte also nach altem Brauche eigentlich Anspruch auf den ersten Platz im Präsidium, zum mindesten aber auf einen Sitz in ihm. Herr Scheidemann wurde zum ersten Vizepräsidenten gewählt. Daraufhin wurde eine frühere gehässige Äußerung Scheidemanns gegen die Hohenzollern ausgegraben, ein Entrüstungssturm wurde in der Presse, besonders in der nationalliberalen, gegen die Abgeordneten, die für Scheidemann gestimmt hatten, inszeniert, der Kaiser sollte und wollte das Präsidium nicht empfangen. Einige Wochen später wurde bei der definitiven Präsidentenwahl Scheidemann fallen gelassen, denn der Mannesmut eines Teils der Mehrheit zeigte sich der Ungnade des Kaisers und dem Presselärm nicht gewachsen. Und die Folge dieses ängstlichen Zurückweichens? Kurz nach der Wahl wurde mir von einem der einflußreichsten Mitarbeiter Bethmanns gesagt, die Regierung werde mit Rücksicht auf den Ausfall der Wahlen liberale Konzessionen machen müssen, und ganz in gleichem Sinne hatte der freikonservative Abgeordnete v. Kardorff — derselbe, der am 26. März 1919 in der preußischen Landesversammlung durch eine überaus scharfe und einseitige Rede so große Erregung hervorgerufen hat — im preußischen Abgeordnetenhause erklärt, man werde die aus dem Wahlausgange sich ergebenden Lehren beherzigen müssen. Als aber die Reichstagsmehrheit in der Angelegenheit Scheidemann umgefallen war, sagte mir Bethmanns Freund auf meine Frage nach den liberalen Zugeständnissen: „Was, den Leuten Konzessionen? Im Gegenteil, der Kanzler will fest draufhauen!" Die Regierung war überselig, infolge der vom Reichstage gezeigten Schwäche der Notwendigkeit enthoben zu sein, den Konservativen wehe tun zu müssen, und so geschah im Reiche und in Preußen nichts. Hätte die Mehrheit durchgehalten, nun, so wäre das Präsidium vom Kaiser eben nicht empfangen worden — der Empfang ist weder von der Reichsverfassung vorgeschrieben noch für die Rechtsbeständigkeit des Präsidiums notwendig —, aber die Erledigung der Reichstagsarbeiten hätte darunter nicht zu leiden brauchen. Die gelegentliche Ablehnung etwa einer neuen Kaiserjacht — die ja kein für die Schlagfertigkeit unserer Flotte wesentliches Erfordernis war — oder sonstiger kaiserlicher Wünsche hätten Gelegenheit gegeben,

Digitized by Google

auszuprobieren, welche Seite das Schmollen länger ertragen würde. Es war eine Tragikomödie: der Kaiser und die nachbismarckischen Regierungen waren keine Helden, die etwas der preußischen Konfliktszeit ähnliches auf Biegen oder Brechen hätten durchführen mögen — ganz abgesehen davon, daß das in einem Bundesstaate ein viel gefährlicheres Unternehmen gewesen wäre, als seinerzeit in Preußen —, aber der Reichstag hatte es noch eiliger mit dem Rückzuge: es war das reine Duell zwischen dem Junker Andreas Bleichenwang und Viola in Shakespeares „Was Ihr wollt". Und da der Reichstag so ängstlich war, durften die Minister ihn ungestraft brüskieren und dadurch sein Ansehen noch weiter hinabdrücken. Wie oft bekam das Parlament, wenn die Mehrheit wegen höchst unliebsamer Mißstände und völliger Mißachtung unzähligemal vorgebrachter Beschwerden und Wünsche einem Minister ihre Abneigung zu erkennen gab, die hochmütige Redensart zu hören: „Ich stehe hier, solange es meinem kaiserlichen Herrn gefällt," eine Umschreibung des berühmten derben Wortes in Götz von Berlichingen. Und wenn es auch nicht jedesmal zu so schweren Zusammenstößen kam, so war es doch zur Gepflogenheit geworden, den beim Etat oder sonstigen Gelegenheiten vorgebrachten Anständen der Abgeordneten mit etlichen nichtssagenden und daher die Würde der Volksvertretung beleidigenden Phrasen zu begegnen, im übrigen aber hübsch alles beim alten zu belassen.

Die Unfähigkeit des Reichstags, sich Macht und Ansehen zu verschaffen, hat das deutsche Bürgertum entmutigt — die Redensart, „es hilft ja doch nichts", bekam man nur zu oft zu hören — und hat uns in den Ländern, in denen das Parlament ein ganz anderer Machtfaktor ist, nahezu als ein Sklavenvolk erscheinen lassen. So wurde es unseren Feinden leicht, nach der Friedensresolution des Reichstags die neutralen und ihre eigenen Völker zu überzeugen, daß es sich um eine ganz wertlose Kundgebung handelte, hinter der weder Macht noch fester Wille stünden und auf die man deshalb nicht einzugehen brauchte.

Die Erholung der deutschen Valuta

Wer vor einem Jahre prophezeit hätte, daß die deutsche Valuta in der Schweiz auf 15 oder gar auf 10 Centimes fallen würde, der wäre auch von ernsthaften Leuten als ein unverbesserlicher Pessimist abgetan worden. Wer aber Anfang März oder Anfang Februar sich unterfangen hätte, von einer möglichen Erholung der deutschen Valuta auf 10 oder gar 15 Centimes zu sprechen, der galt als ein phantastischer Optimist. Denn damals stand die deutsche Valuta zwischen 5 und 6 Centimes in der Schweiz und man hatte sich mit der den Menschen eigentümlichen Schnelligkeit an diesen geradezu grotesk niedrigen Stand als etwas Gottgegebenes rasch gewöhnt. Diese Gegenüberstellung zeigt, welch kurzes Gedächtnis die Menschen haben. An und für sich war, wie schon gesagt, der Stand von 5 bis 6 Centimes derartig grotesk niedrig, daß man sich eigentlich hätte sagen müssen, er ist unberechtigt, selbst wenn man die Lage in Deutschland so ungünstig wie nur möglich beurteilt. 5 bis 6 Centimes bedeutet ja eine Be-

Digitized by Google

wertung der deutschen Valuta im Ausland von 4 bis 5 Prozent ihres Normalstandes (123½ Centimes). Nun weiß jeder, der mit Börsenpapieren Bescheid weiß, daß eine Aktie, die auf 4 oder 5 Prozent steht, als reiner non valeur gilt, d. h. als ein Wert, der kaum mehr irgend etwas zu bedeuten hat. Aber selbst ein Papier, das auf 8 oder 12 Prozent steht, ist nicht viel mehr als ein solcher non valeur. Deshalb ist es eigentlich etwas komisch, wenn die Leute diese Erholung, die wir soeben erlebt haben, als etwas Überraschendes ansehen. Selbst ganz kluge Leute an der Börse etwa konnten diese angeblich glänzende Einschätzung der deutschen Währung nicht verstehen. Auch sie hatten die Begriffe verloren, auch sie vergaßen, daß die Erholung auf 10 und 15 Centimes an und für sich etwas recht Jämmerliches ist. Wie dem auch sei, die Erholung ist eingetreten. Die Gründe sind mannigfach. Sie hängen vor allem mit der ganz fraglos verbesserten internationalen Wirtschaftslage Deutschlands zusammen. Die Kapp-Periode in Berlin und die Spartakusvorfälle im Ruhrgebiet wirkten ebenso reinigend wie vermutlich auch die im Augenblick der Niederschrift dieser Zeilen noch nicht abgeschlossene Besetzung des Maingaues durch die Franzosen. Kapp und Spartakus vernichteten durch ihr vorzeitiges Losschlagen zwei an und für sich nicht aussichtslose embryonalische Entwicklungen und halfen so der ruhigen Fortentwicklung der jungen deutschen Demokratie. Und das eigenmächtige Vorgehen des Kabinetts Millerand hat die Einheitsfront der Entente bedenklich durchbrochen. Es ist nicht zufällig, daß mit dem Vormarsch auf Frankfurt nicht nur die Mark sich erholt, sondern gleichzeitig der französische Franken sich in außerordentlich empfindlicher Weise abgeschwächt hat. Zu all diesem kommen aber noch zwei andere Momente, wie etwa das Aufhören und Versagen der Kaufkraft sowohl des Publikums wie vieler Händler und Fabrikanten. Die phantastische Steigerung aller Preise macht sich allmählich doch in dieser Beziehung recht empfindlich bemerkbar. So stehen beispielsweise heute eine ganze Reihe von Firmen zur Hälfte oder Zweidrittel still, weil das nötige Betriebskapital fehlt. Das gilt z. B. für gar manche Textilfabrik, aber auch für Sägewerke u. dgl. Vor allem aber scheinen heute bereits sehr viele Detailisten, welche nicht so dicke Kriegsgewinne machen konnten, wie es bei Fabrikanten und Großhändlern möglich war, in ernstliche Verlegenheit zu kommen, wenn sie für dasselbe Quantum Ware, für das sie einstmals 1000 Mark zu zahlen hatten, heute 80 000 und 90 000 Mark zu entrichten gezwungen sind. Zu allem Überfluß aber haben sich die Zahlungsbedingungen in Deutschland vollständig geändert. Früher war derjenige Käufer, der nach drei Monaten bezahlt hat, ein Mann, der einen guten Kredit genoß. Heute aber wird nicht nur in den meisten Fällen Barzahlung verlangt, sondern darüber hinaus fordern in zunehmendem Maße die Fabrikanten Vorausbezahlung von 25, 33 und 50 Prozent. Aber auch andere Dinge haben sich in der letzten Zeit geändert. So ist unsere Ausfuhr, wie man annehmen darf, außergewöhnlich gestiegen. Die staatlichen Behörden kaufen zurückhaltender und langsamer. Die Hoffnung auf Finanzhilfe aus dem Auslande ist im Steigen und diese Hoffnung ist nicht unbegründet, wie beispielsweise die zahlreichen internationalen Warenbeleihungsbanken mit Hilfe von amerikanischem, holländischem und Schweizer Geld beweisen. Sehr gut haben in diesem Zusammenhang auch die verschärften Einfuhrbestimmungen gewirkt und die teilweise Verstopfung des Loches im Westen muß sich selbstverständlich bemerkbar machen. Vor allem aber bewährt sich wieder die alte Erfahrung, daß ein Körper, der im Fallen ist, allmählich in eine immer größere Schnelligkeit gerät, d. h. in unserem Falle, das Fallen der ausländischen Devisen bringt plötzlich bisher zurückgehaltene gehamsterte Vorräte heraus. Das kann man im großen und kleinen beobachten. Selbst Arbeiter und Angestellte kommen nicht selten zu uns Fachleuten und fragen, ob sie nicht doch jetzt noch rasch ihre Silbermünzen verkaufen oder eine 100-Franken- oder Fünfpfundnote veräußern sollen.

Das Merkwürdigste nun sind die Folgen einer derartigen Valutaverbesserung. Sie werden für manche nicht gerade erfreulich sein. Der gesamte Handel beispielsweise stockt

Digitized by Google

seit dem Tage, an dem die Valutakurve sich gedreht hat, fast vollständig. Niemand will mehr kaufen, in der Hoffnung, daß er in Kürze die Dinge unvergleichlich billiger erhält. Während nun vor allem die Industrie diesen Dingen mit einer gewissen Ruhe gegenübersteht, da sie ja noch auf lange hinaus zu glänzenden Bedingungen fürs Inland, vor allem aber auch fürs Ausland beschäftigt ist, gerät ein Teil des Zwischenhandels in eine gewisse Nervosität, und gerade die schwächeren Elemente suchen bereits da und dort ihre Waren ohne Verlust, eventuell aber auch mit Verlust loszuwerden, und so hört man seit langer Zeit wieder das fast ungewohnt gewordene Wort Preisabschlag. Ob man sich in diesen Beziehungen allzu großen Hoffnungen hingeben darf, ist eine andere Frage. Denn die Preissteuerung kam ja nicht nur von der Verschlechterung der Valuta im Ausland, sondern vor allem auch von der Verschlechterung des Geldes und seiner Kaufkraft im Innern, von der Inflation. Und hier ist von einer Besserung einstweilen noch keine Rede. Im Gegenteil, ein Blick auf die letzten Reichsbankausweise zeigt, in welch erschreckendem Maße das Finanzministerium Schatzwechsel ausgibt und das Reich selbst Noten drucken muß. Wenn auch da und dort die Händler dazu übergehen werden, sich unter dem Druck der allgemeinen Zurückhaltung mit etwas bescheidenerem Nutzen zu begnügen, so wird man doch sagen müssen, daß die Wirkung der Valutabesserung, sofern sie anhält, desto schwächer zum Ausdruck kommen wird, je weiter sich ein Produkt von der Rohware entfernt. Anders ausgedrückt: Alle diejenigen Waren, die direkt ohne allzuviele heimische Arbeit aus dem Ausland kommen, wie beispielsweise sehr viele Lebensmittel, wie Schmalz usw., die müssen und werden im Preise außerordentlich zurückgehen. Fertigfabrikate aber, in denen mehr Arbeit als Rohware steckt, werden unvergleichlich weniger Nutzen aus der Markerholung ziehen. Das wird um so weniger eintreten, als in einem großen Teil der Ware ja die letzte furchtbare Valutaentwertung noch gar nicht voll zum Ausdruck kam. So sind, um ein Beispiel zu geben, die Stiefelpreise keineswegs kalkuliert gewesen auf Grund einer Valuta von 5 und 6 Centimes, sondern doch wohl zum großen Teil auf Grund einer solchen von 15 und 20 Centimes.

Ob nun die allgemeine Zurückhaltung im Warenhandel so ganz ohne Erschütterungen der beteiligten Kreise überwunden wird, ob nicht da und dort ernstliche Zahlungsverlegenheiten eintreten werden, bleibt noch abzuwarten. Es wird sich jetzt zeigen, daß viele Leute, die sich für außerordentlich klug gehalten haben, weil sie in den letzten fünf Jahren immer verdient und verdient haben, sich doch geirrt haben, daß es gewissermaßen die Konjunktur der Dummen war, die jetzt hinter uns liegt. Jetzt erst wird sich zu zeigen haben, wer mit kluger Voraussicht gerade in der letzten Zeit im Einkauf zurückgehalten hat.

Das bisher Gesagte bezog sich vor allem auf die Wirkungen der Valutaerholung für den Händler. Recht interessant wird auch die Folge für den exportierenden Fabrikanten sein. Es ist nachgerade so weit gekommen, daß der heimische Markt in der empfindlichsten Weise vernachlässigt wird, daß der Bauer kaum mehr eine Sense und der Rechtsanwalt kaum mehr eine Schreibmaschine kaufen kann, weil alles und jedes für den Export gearbeitet wird. Wie wird es nun werden, so fragen bereits recht ängstliche Kreise, wenn die Valuta sich bessert? Werden wir dann noch konkurrenzfähig sein, wo doch unsere Löhne teilweise auf das Zehn- und Zwölffache gestiegen sind? Nun, so weit sind wir noch nicht. Einstweilen ist trotz der eingetretenen Valutabesserung die Lage noch so, daß die in einer schlechten Valuta liegende Exportprämie noch überreichlich vorhanden ist.

Ernst Kahn.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Aus meinem Leben. Von Géza Graf Zichy. 3. Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 12.—.

Der 3. Band dieser Erinnerungen führt uns durch die künstlerischen Meister- und Wanderjahre des Grafen Zichy bis zu seiner Ernennung zum Intendanten der Oper zu Budapest. Die Frische und Liebenswürdigkeit, den Humor und Sinn fürs Anekdotische, die uns die beiden ersten Bände so lieb machen, finden wir auch in diesem neuen Band wieder. Nun, da die Welt sich nicht mehr an dem Klavierspiel dieses einarmigen Virtuosen erfreuen kann, der seine ausübende künstlerische Laufbahn ja schon seit Jahren abgeschlossen hat, lauscht sie dem nicht minder begnadeten Erzähler, der uns immer gleich stark fesselt, ob er uns von dem reichen Glück seines Familienlebens oder von seinen Künstlerfahrten mit all ihren heiteren und ernsten Episoden berichtet. Auch wenn wir nicht gelegentlich aus seinem Buch erführen, daß er im Laufe seiner langen Laufbahn stets nur zu wohltätigen Zwecken konzertiert hat, würde uns doch jede Seite seiner „Erinnerungen" verraten, daß ein wahrhaft guter, vornehmer, selbstloser Mensch zu uns spricht. Die in gar mancher Hinsicht vorbildliche Persönlichkeit des ungarischen Edelmannes und Künstlers, der im Sinne eines deutschen Dichterwortes aus dem Unglück, das ihm Gott ins Haus schickte, sich selbst ein Glück gemacht hat, wird sich durch diese Aufzeichnungen neue Freunde und Verehrer werben, in ihnen, zu Lebensmut und Menschenliebe mahnend, weiterleben.

Siege und Niederlagen im Weltkriege. Kritische Betrachtungen von Oberst Immanuel. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Ein durch beachtenswerte kriegsgeschichtliche Arbeiten schon vorteilhaft bekannter Militärschriftsteller entwirft hier ein in großen Zügen gehaltenes wirkungsvolles Bild vom Verlauf des Weltkrieges, dessen massenhafte Einzelheiten den Leser erdrücken, dessen Grundlinien aber um so deutlicher sich zeichnen lassen. Daß der Schlieffensche Gedanke, im Westen eine rasche Entscheidung zu erzwingen, der einzig richtige war, und daß wieder für ihn der Einmarsch in Belgien unumgänglich war, legt auch Immanuel einleuchtend dar; der Fehlschlag an der Marne war deshalb verhängnisvoll; er verhinderte ein rasches Ende und gab den Feinden die Zeit, ihre Uebermacht zu entwickeln. Der Schluß des Krieges wurde nach Immanuel deshalb verhängnisvoll, weil man deutscherseits 1918 zu keinem klaren Entschluß kam, entweder den Frieden sofort, auch unter Preisgabe Elsaß-Lothringens, zu schließen oder zurückzugehen und auf Lüttich—Metz gestützt mit dem äußersten Aufgebot der Kräfte eine kurze Linie zu halten. E.

Zwischen Gestern und Morgen. Von Erhard Deutelmoser. Berlin, H. R. Engelmann.

Das Buch enthält eine Reihe kurzgefaßter Betrachtungen zur gegenwärtigen Lage; ich erwähne als besonders bemerkenswert: Erziehung zur Politik, Revolution und Volk, Vom Organisieren. Verfasser sieht das Heil in der Demokratie, aber er betrachtet das demokratische Ideal als Richtungspunkt; es besteht nach ihm darin, es soll herausgefunden werden, was gleichen Wert hat, und dies soll dann als ebenbürtig anerkannt werden, nicht dagegen soll alles Verschiedene eingeebnet werden. Das Buch enthält eine Menge geistvoller Gedanken und Anregungen, die, obwohl für den Tag geschrieben, doch das Ergebnis gründlicher Denkarbeit sind. Man braucht dem Verfasser nicht überall zuzustimmen; immer reizt er aber zu eigenem Nachdenken. Jeder, der sich politisch betätigen will, und das müßte heute jeder Deutsche, sollte das Buch vorher durcharbeiten, nicht durchlesen, und sich mit jedem der darin ausgesprochenen Gedanken auseinandersetzen.

Heinrich Schneider.

Das Labyrinth der Wollust und andere Novellen. Von Gino Maffei. Aus dem Italienischen übersetzt von Margarete Schuch-Mankiewicz. Wien, Leonhardt-Verlag.

Die weitverbreitete Sitte oder Unsitte, eine Novellensammlung unter dem Titel der ersten Erzählung hinausgehen zu lassen, ist wohl selten irreführender als bei diesem Novellenbuch, dessen Uebertragung ins Deutsche die literarischen Wechselbeziehungen zwischen Nord und Süd — traditionell für den Enkel des ersten italienischen Goethe-übersetzers — in begrüßenswerter Weise wieder anzuknüpfen sucht. Umso irreführender, als nicht nur eine durch ihren künstlerischen Wert wie durch ihren Umfang in keiner Weise dominierende Erzählung dem Buche den Namen geliehen, sondern dieser selbst wieder von dem literarischen Produkt ihres Helden entlehnt ist — also Titelübertragung in der zweiten Potenz mit einer leicht erkennbaren, verstimmenden Tendenz. Hier hätte die sonst geschmackvolle Uebersetzung helfend eingreifen müssen. Und wie nahe lag doch die Hilfe! „An den Ufern des Mincio", diese in jeder Beziehung überragende Novelle, gibt nicht bloß die lokale

Digitized by Google

Bestimmung aller Erzählungen (mit einer einzigen Ausnahme) an, sondern sie nennt das wesenbildende und wesenbestimmende Element aller Gestalten. Diese melancholische und doch in ihrer Monotonie so reizvolle Flachlandschaft mit ihren müd stagnierenden Wasserflächen und dem gleichermaßen stagnierenden Leben der oberitalienischen Kleinstädte im Banne ihrer verträumten, altersgrauen Paläste, in welche der Schritt einer modernen Zeit so seltsam schrill und dissonierend hineinhallt: sie sind mit so sicherem und so liebevollem Blick erschaut, daß wir um ihretwillen selbst einige Banalitäten und die allzu souverän leichtherzige Art, mit der soziale Probleme abgetan werden, in den Kauf nehmen. Des Südländers Grazie weiß auch ein Bettlergewand wie einen Königsmantel zu drapieren. Dr. Hedwig Fischmann.

Stil und Behaglichkeit. Gedanken und Vorschläge zur Wohnungskultur. Von Albert von Hofmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Kartoniert M. 6.—.

Seitdem wir eingesehen haben, wieviel Unfug und Schaden das Schlagwort von der „stilvollen Einrichtung" in der deutschen Wohnkultur angerichtet hat, sind wir geneigt, uns unter einem „stilvollen" Zimmer einen überladenen oder sonstwie ungemütlichen, unpersönlichen Raum vorzustellen und den Gedanken an einen „Stil" am liebsten ganz zu verbannen, wenn wir daran gehen, unsere Wohnung auszugestalten. Es ist nun das große Verdienst der vorliegenden Schrift, nachzuweisen, daß unsere Wohnräume Stil haben dürfen und sollen, daß sie aber gleichzeitig auch behaglich sein sollen und können; daß die beiden Worte, recht verstanden, einander nicht ausschließen, sondern geradezu bedingen. Der Verfasser, den wir schon aus einem vor kurzem erschienenen Werke „Deutsches Land und deutsche Geschichte" als einen Mann von ebenso vielseitigen wie originell verarbeiteten Kenntnissen und als Schriftsteller von fesselnder, frischer Eigenart kennen, gibt nun zunächst eine aus praktischem Erleben und klarem Denken gewonnene Bestimmung der in Betracht kommenden Begriffe, und nachdem er „theoretisch", aber nicht etwa abstrakt theoretisierend, sondern immer aus lebendiger Anschauung heraus sein Hauptthema, das Zusammenfallen von „Stil" und „Behaglichkeit", besonders am Musterbeispiel des historischen gotischen Zimmers, überzeugend dargetan hat, knüpft er daran noch Einzeluntersuchungen und Ratschläge, z. B. über die Farbe und das Ornament im Zimmer, über die wichtigsten Möbel u. dgl., die für jeden, der an seiner Wohnung sich freuen will, von hohem Wert sind — um so wertvoller, als sie, außerordentlich zeitgemäß, auf Einfachheit dringen und immer wieder betonen, daß wirklich Stilvolles das Gegenteil nicht nur von Unbehaglichkeit, sondern auch von Prunk und Luxus ist.

Der Dreißigjährige Krieg. Von Hans Schulz. („Hauptquellen zur neueren Geschichte".) Zwei Bände. Leipzig, B. G. Teubner, je M. 2.40.

Die von Erich Brandenburg herausgegebenen „Hauptquellen zur neueren Geschichte" sind einem glücklichen Gedanken entsprungen und mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit durchgeführt, ein Unternehmen, zu dem wir Deutschen uns Glück wünschen dürfen. In erster Linie zwar in den Dienst des geschichtlichen Studiums, seiner Belebung, seiner Ausfüllung des Tatsachengerüstes durch die unmittelbare Anschauung gestellt, erfüllen sie doch auch für die Lektüre des historisch interessierten Laien die große und wichtige Aufgabe, ihm lebendigstes Wissen unmittelbar aus den Quellen, aus den Zeugnissen der Zeit, zu erschließen. Beide Aufgaben löst auch der „Dreißigjährige Krieg" von Schulz in mustergültiger Weise. Wie anders als eine bloß erzählende Darstellung wirken diese sorgsam ausgewählten Quellen, wie frisch in ihrer schlichten Beredsamkeit, wie unmittelbar in ihrem altertümlichen Stil, wie packend in ihrer dem Augenblick entsprungenen Stimmung! Hans Zimmer.

Franziskus von Assisi. Von Alfons Petzold. Eine Gedichtreihe. Mit Buchschmuck und acht Vollbildern in Lichtdruck von G. Ambrosi. Wien-Warnsdorf, Ed. Strache.

Das vorliegende neue Werk des Wiener Arbeiters ist ein Hymnus auf den heiligen Franz von Assisi. Was Petzold schreibt, kommt aus seinem innersten Herzen und ist der Ausdruck seiner vollsten Ueberzeugung. In dieser Hinsicht verdient die Dichtung alles Lob, wenn auch, was niemand erwarten wird, Sprache und Vers nicht immer ganz rein sind. E. M.

Katholisch-sozialistische Mittelstandsbewegung. Eine neue Gefahr im deutschen Katholizismus. Von Karl Jünger. Bonn, Albert Falkenroth. 67 Seiten. M. 2.—.

Der Verfasser geht in seiner gründlichen und sehr gut lesbaren Schrift davon aus, daß das Mittelstandsproblem heute vielleicht das schwerstwiegende der gesamten inneren Politik überhaupt ist. Das gilt jetzt in noch viel höherem Maße als in der Zeit vor der Revolution, aus der das Büchlein noch stammt. Einen Weg zur Lösung

Digitized by Google

haben nun Tillmann, Oehmen, Kirschesch u. a. zu beschreiten versucht, indem sie eine Verselbständigung der Massen und christliche Sozialisierung der Erdengüter empfehlen. Ihren Mittelpunkt hat die eifrige Bewegung in Mayen. Der Verfasser sucht nun nachzuweisen, daß sie sich auf einem Irrwege befindet. Von verschiedenen Seiten her sucht er dies zu erhärten: durch Polemik gegen die naturrechtliche Auffassung, durch Ablehnen der Vermischung des spezifisch Katholisch-Kirchlichen mit dem Wirtschaftlichen, vor allem durch Herausstellen der Nationalgefahr, die in einem Sieg dieser Richtung beschlossen liegen würde.

Dr. W.

Fluchtnächte in Frankreich. Von Sandro. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Kartoniert M. 7.—.

Ein junger Deutscher, der in französische Kriegsgefangenschaft geraten ist, erzählt seine Erlebnisse. Mit eiserner Beharrlichkeit, unbeirrt durch immer wiederholte Fehlschläge, unternimmt er einen Fluchtversuch nach dem anderen und muß jedesmal durch erneute Grausamkeit der Behandlung dafür büßen, bis ihm endlich der sechste Versuch gelingt und ihn glücklich in die Heimat bringt. Unter den Flucht- und Abenteuerbüchern des Krieges ist „Fluchtnächte in Frankreich" eines der packendsten, spannendsten, zugleich menschlich sympathischsten. Daneben ist es politisch sehr wichtig, denn es zeigt immer wieder, und zwar in besonders eindringlicher und glaubhafter Weise, wie die Franzosen die Gefangenen quälten und nach Möglichkeit zugrunde richteten.

Das Reisetagebuch eines Philosophen. Von Graf Keyserling. München, Duncker & Humblot. Geh. M. 20.—.

Graf Keyserling, sonst bekannt durch einige philosophische Bücher, hat eine Reise um die Welt gemacht und dabei ein Tagebuch geführt. Indien, China, Japan und den Vereinigten Staaten galt sein Besuch. Und der Zweck? Die Sehnsucht nach Selbstverwirklichung hat ihn hinausgetrieben; dadurch, daß die Welt die Seele zu immer neuen Gestaltungen zwingt, sucht er zur inneren Vertiefung zu gelangen. Und so versenkt er sich als Metaphysiker in die Dinge, spürt ihrem Wesen nach, gibt sich ihnen hin. Neue überraschende Erkenntnisse kommen ihm. So ist ihm die Reise nur Mittel, nicht Zweck. Uns anderen aber bietet das Buch die Möglichkeit einer neuen, praktisch erreichbaren Weltanschauung und eine neue Art, die Dinge zu sehen. Da der Verfasser von einem aufs höchste gesteigerten Kulturstandpunkt aus die Umwelt betrachtet und in deren Wesen einzudringen sucht, so drängen sich ihm immer neue geschichtliche und philosophische Beziehungen und Vergleiche auf. Vielfach seltsam, immer geistreich und fesselnd, überraschen sie oft. In den 650 Seiten des Buches ist eine solche Fülle des Stoffes und der Gedanken enthalten, daß hier unmöglich auch nur eine Andeutung gegeben werden kann. Im ganzen also ein höchst wertvolles Buch. Nur eins: Verfasser ist so geistreich, daß er es wirklich nicht nötig hat, nun auch sämtliche Sprachen der Welt heranzuziehen, in allen möglichen fremden Zungen zu reden, um seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen.

Heinrich Schneider.

Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. Herausgegeben von G. Lambeck und P. Rühlmann. Leipzig, B. G. Teubner. Jedes Heft 60 Pfennig.

In der an dieser Stelle schon wiederholt gewürdigten, ausgezeichnet organisierten Sammlung, die sich immer mehr zu einem unentbehrlichen handlichen Hilfsmittel des Geschichtsunterrichts, aber auch für historisch interessierte Laien zu einer höchst anziehenden und lebendigen Geschichtslektüre herausgewachsen hat, sind abermals einige neue Bändchen erschienen. Tiefste Probleme politischer Natur erhalten durch die drei Hefte von Rühlmanns „Staatsanschauungen" (II, 183 185) eine quellenmäßig sichere und dabei oft überraschende Beleuchtung. Polen, jetzt mehr als je in unseren Gesichtskreis gerückt, hat in R. F. Kaindl (II, 144) einen mit aller Sachkunde ausgerüsteten Bearbeiter gefunden, ebenso Belgien in Fr. Baethgen (II, 141 und 142). In Frankreichs Geschichte vom Sturze der Julimonarchie bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts führt uns mit sicherer Hand O. Dietrich (II, 132 und 133) ein. Immer deutlicher zeigt es sich in der ganzen Sammlung, wie wohltuend objektiv es berührt, sich aus eigenem Studium geschickt ausgewählter Quellen ein eigenes Urteil bilden zu können.

Hans Zimmer.

Die von dem bekannten englischen Politiker und Verfechter einer Revision der Friedensverträge, E. D. Morel, dem Präsidenten der „Union of Democratic Control", herausgegebene Monatsschrift „Foreign Affairs" ist jetzt in Deutschland zu einem wesentlich herabgesetzten Preise erhältlich. Nach Einzahlung eines Betrages von M 8.— auf das Postscheckkonto Berlin 36918 der Verlagsbuchhandlung H. R. Engelmann, Berlin W 15, wird die Monatsschrift portofrei von London aus übersandt. Das Abonnement kann jederzeit beginnen.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Agricola. Wenn Deutschland wieder Agrarstaat würde! Halle (Saale), Rich. Mühlmann, Verlagsbuchhandlung (Max Grosse). Geh. M. 1.10.

Alt-Hildesheim. Eine Zeitschrift für Stadt und Stift Hildesheim. Herausgegeben von J. H. Gebauer. Heft 1. Braunschweig, Georg Westermann. M. 3.60.

Becker, Dr. C. H., Gedanken zur Hochschulreform. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 2.50.

Becker, Dr. C. H., Kulturpolitische Aufgaben des Reiches. Geh. M. 2.20.

Bonn, M. J., Direktor der Handelshochschule München, Herrschaftspolitik oder Handelspolitik. München, Leipzig, Berlin, Duncker & Humblot. Geh. M. 1.60.

Brandt, Dr. Otto, Gegen die Zwangswirtschaft. Heft 3. Planwirtschaft. Berlin-Friedenau, Verlag Freie Wirtschaft. M. 3.—.

Braun, Adolf, Der Friede von Versailles. Wirtschafts- und sozialpolitische Ausblicke. Berlin, Verlag von Julius Springer. Geh. M. 2.—.

Curtius, Dr. Julius, Heidelberg. Bismarcks Plan eines deutschen Volkswirtschaftsrats. Historisch-politische Studie. Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H. M. 2.20.

Deutsche Liga für Völkerbund. 9. Flugschrift. Guttmann, Bernh., Soll Deutschland in den Völkerbund? Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Endres, Franz Carl, osman. Major a. D. Reichswehr und Demokratie. München, Leipzig, Berlin, Duncker & Humblot. Geh. M. 5.—.

Feder, Dr. Ernst, Theodor Barth und der demokratische Gedanke. Mit einem Vorwort von Hugo Preuß, Staatsminister a. D. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 1.50.

Freiheitskampf, Der, der indischen Nationalisten. Die Arbeit eines Jahrzehnts 1906—1917. Aus britischen Quellen zusammengestellt und herausgegeben vom Europäischen Zentralkomitee der indischen Nationalisten. Berlin, Georg Reimer. M. 4.50.

Geiger, Albert, Mutter. Roman. Konstanz i. B., Reuß & Itta, Verlagsanstalt. Geb. M. 5.50.

Grabbe, Christian Dietrich, Hannibal. Tragödie in 5 Aufzügen. Für die Aufführung eingerichtet von Eugen Kilian. München, J. F. Lehmanns Verlag. Geh. M. 2.—.

Grabmayr, Dr. Karl v., Präsident des d.-ö. Verwaltungs-Gerichtshofs, Süd-Tirol. Land und Leute vom Brenner bis zur Salurner Klause. Berlin, Verlag Ullstein & Co. M. 3.—.

Hamburger, Dr. Ernst und Mosich, Ernst, Die Eröffnungsbilanz der deutschen Friedenswirtschaft. Statistische Materialien mit Erläuterungen in allgemeinverständlicher Darstellung. Oldenburg i. O., Verlagsbuchhandlung Gerhard Stalling. M. 1.50.

Hasselberg, Felix, Eine Lessing-Reliquie aus Gleims Freundschaftstempel. Berlin-Friedenau, Buch- und Kunstantiquariat Oskar Rauthe.

Hiltebrandt, Philipp, Das europäische Verhängnis. Die Politik der Großmächte, ihr Wesen und ihre Folgen. Berlin, Gebrüder Paetel. M. 6.—.

Höcker, Paul Oskar, Kinderzeit. Erinnerungen. Berlin, Verlag Ullstein & Co. Brosch. M. 5.—, geb. M. 7.50.

Jagow, G. v., Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges. Berlin, Reimar Hobbing.

Kiesgen, Laurenz, Unseres Herrgotts Kostgänger. Geschichten aus Kindheit, Schule und Leben. Köln a. Rh., J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.40.

Kiesling, Hans v., Damaskus. Altes und Neues aus Syrien. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung m. b. H. Geh. M. 9.—, geb. M. 11.—.

Kober, Julius, Doehaile. A Hamfel Värschle on Geschichtle in Sühler Mundoert. Camburg (Saale), Verlag Robert Peitz. M. 1.—.

Kruse von Jakimow, Annemarie, Der Gutshof Jakimow. Erlebnisse einer deutschen Frau in Sowjetrußland. Berlin, Verlag Ullstein & Co. Brosch. M. 5.50, geb. M. 7.50.

Lepsius, Dr. Johannes, Vorsitzender der Deutsch-Armenischen Gesellschaft. Der Todesgang des armenischen Volkes. Bericht über das Schicksal des armenischen Volkes in der Türkei während des Weltkrieges. Kart. M. 4.40.

Lhotzky, Heinrich, Arbeiten, nichts als arbeiten! Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger. M. 3.50.

Lohan, Dr. Max, Kann der Sozialismus uns retten? Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. 80 Pf.

Madlinger, Ferdinand, Steinacher Leut'. Kleinstadtgeschichten. Konstanz (Baden), Reuß & Itta. Geb. M. 3.50.

Digitized by Google

Montijn, Dr. A. M. M., Rechtsanwalt im Haag, Ein neues Völkerrechtsprinzip. Haag, Buchhandlung Gebr. Belinfante.

Müller, Karl v., Deutsche Erbfehler und ihr Einfluß auf die Geschicke des deutschen Volkes. Gotha, F. E. Perthes. M. 2.50.

Picht, Dr. Werner, Universitätsausdehnung und Volkshochschulbewegung in England. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 2.— zuzüglich 50% Teuerungszuschlag.

Pourtalès, Graf, Am Scheidewege zwischen Krieg und Frieden. Meine letzten Verhandlungen in St. Petersburg, Ende Juli 1914. Veröffentlicht mit Genehmigung des Auswärtigen Amtes. Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Radbruch, Prof. Dr. Gustav, Einführung in die Rechtswissenschaft. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 79). Leipzig, Verlag Quelle & Meyer. Geb. M. 3.—.

Rothmund, Toni, Das Haus zum kleinen Sündenfall. Roman. Leipzig, Verlag Philipp Reclam jun. Geh. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Scharrelmann, Wilhelm, Rund um Sankt Annen. Neue Pickbalgegeschichten. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 7.—.

Scheffels Werke. Herausgegeben von Friedrich Panzer. 4 Bände. Leipzig, Wien, Bibliographisches Institut A.-G. Geb. M. 28.—.

Schmidt-Wolff, Georg, Doktor Horstigast und seine Gäste. Altenburg S.-A., Verlag Friedrich Otto Müller. Geb. M. 6.50.

Schwertfeger, Oberst B., Der Irrtum des Marschalls Foch. Gründe der deutschen Kapitulation vom 11. November 1918. Nach amtlichen Urkunden des französischen Großen Generalstabs. Mit einem Vor- und Nachwort. Berlin, Verlagsbuchhandlung Reimar Hobbing. Kart. M. 3.—.

Soziale Zukunft. Herausgegeben vom Schweizer Bund für Dreigliederung des sozialen Organismus. Schriftleitung Dr. Romann Boos, Zürich. Erster Jahrgang. 1. Heft. Juli 1919. Zu beziehen in Stuttgart, Champignystraße 17 für M. 10.— Plus M. 1.20 pro Jahr.

Storms Werke. Herausgegeben von Theodor Hertel. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 1. und 2. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Thoma, Hans, Gedichte und Gedanken. Herausgegeben von Kurt Karl Eberlein. Buchschmuck von Hans Thoma. Konstanz i. B., Reuß & Itta. Geb. M. 3.—.

Valentin, Veit, Die erste deutsche Nationalversammlung. Eine geschichtliche Studie über die Frankfurter Paulskirche. München, R. Oldenbourg. M. 6.—.

Westkirch, Luise, Die vom Rosenhof. Roman. Leipzig, Verlag Ph. Reclam jun. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Wilhelm, Hans, Freiheit. Roman. Berlin, Verlag der „Täglichen Rundschau". Geh. M. 6.—, geb. M. 8.50.

Zeitbücher, Die. Band 91—95: Carl Bulcke, Katharina. Drei Novellen. — Georg Muschner, Und bin ich einmal verschollen... Letzte Verse. — Kurt Münzer, Die Herzogin von Imola. Novellen. — Kurt Moreck, Die Windmühle. Novellen rheinischer Dichter. — Peter Hamecher, Der St. Georgstaler und andere Geschichten. Konstanz, Reuß & Itta. Je 90 Pf.

Zepler, Wally, Sozialismus und Frauenfrage. Berlin, Verlag Paul Cassirer. Geh. M. 3.50.

Zur europäischen Politik 1897—1914. Unveröffentlichte Dokumente. In amtlichem Auftrag herausgegeben unter Leitung von Bernhard Schwertfeger. 1. Band: 1897—1904. Zweibund — Englisch-deutscher Gegensatz. Bearbeitet von Wilhelm Köhler. 2. Band: 1905—1907. Marokkokrisis — König Eduard VII. Bearbeitet von Bernhard Schwertfeger. 3. Band: 1908—1911. Bosnische Krise — Agadir — Albanien. Bearbeitet von Alfred Doren. 4. Band: 1912—1914. Kriegstreibereien und Kriegsrüstungen. Bearbeitet von Alfred Doren. 5. Band: Revanche-Idee und Panslawismus — Belgische Gesandtschaftsberichte zur Entstehungsgeschichte des Zweibundes. Bearbeitet von Wilhelm Köhler. Berlin, Reimar Hobbing.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Deutschland und das Völkerbundsarbeitsrecht

Von

Prof. Dr. Alfred Manes (Berlin)

Staatliche Lesehalle BERLIN Mohrenstr. 5

Der dreizehnte Teil des Versailler Friedensvertrages mit der Überschrift: „Arbeit" ist nach verschiedenen Richtungen von ganz besonderer Bedeutung nicht nur für Deutschland und die Arbeiter, sondern für die Politik aller Staaten der Welt und das Schicksal Europas insbesondere. Zunächst ist dieser dreizehnte Teil seinem Inhalt nach ein Anhang zu den Bestimmungen über die Verfassung des Völkerbundes; denn er ordnet die Schaffung eines internationalen Arbeitsamtes an, welches als Einrichtung des Völkerbundes gelten soll, und dieses Weltorganisationsinstitut der Arbeit ist bereits in einem Zeitpunkt errichtet worden, in dem juristisch der Völkerbund noch gar nicht da war. Dann aber ist der dreizehnte Teil des Friedensvertrages einer der sehr wenigen, der eine positiv aufbauende Aufgabe zu lösen versucht, ohne Deutschland schwere Lasten, unerträgliche Opfer und seine Entwicklung hemmende Pflichten aufzuerlegen, so daß es nicht ausgeschlossen erscheint, er werde manchen anderen Teil des Versailler Vertrages überdauern. Ferner wird durch die hier in Betracht kommenden Artikel der Arbeiterschaft eine Sonderbehandlung zuteil gegenüber allen anderen Berufsständen und Volksschichten.

Diese Feststellung, die noch keineswegs in ihrer weltpolitischen Bedeutung ausreichend gewürdigt und erkannt worden ist, führt auf die Entstehungsgeschichte des dreizehnten Teils zurück. Es klingt durchaus glaubhaft, daß kein Abschnitt des Versailler Friedensinstrumentes seinen Hauptverfassern weniger sympathisch gewesen ist als gerade dieser eine internationale Sozialpolitik verbürgende Teil XIII. Es dürfte zutreffen, daß nur unter dem Druck der organisierten Arbeiterschaft zahlreicher Ententeländer wie auch neutraler Staaten jener Abschnitt zustande gekommen ist. Die Artikel 287—422 des Vertrages bedeuten das Geständnis der für den Versailler Friedensvertrag verantwortlichen Staatsmänner, daß die internationale Arbeiterbewegung ein ernsthafter Konkurrent für den Völkerbund ist, wie ihn Clémenceau, Lloyd George und Wilson errichten wollten. Man hat eingesehen, daß man zum mindesten der kriegsfeindlichen organisierten Arbeiter-

Copyright 1920 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

schaft der Welt eine Abschlagszahlung leisten müsse, wenn man überhaupt an Stelle eines Weltarbeiterbundes einen Völkerbund im Sinne der Versailler Redaktoren schaffen wollte. Die treffenden Worte des Grafen Brockdorff-Rantzau, mit denen der die Veröffentlichung des deutschen Entwurfs für ein Weltarbeitsrecht begründet hat, hat man auch bei der Entente anerkennen müssen; er gab der Überzeugung Ausdruck, „daß die viereinhalbjährigen Erfahrungen des Krieges, die zum erstenmal die Massen des Proletariats in allen Ländern in erster Linie zum Träger der Leistungen und Opfer gemacht haben, die sozialpolitischen Bestrebungen der Menschheit zu einer, oder man kann vielleicht sagen, zu der geschichtlichen Aufgabe der nächsten Zukunft gestaltet haben". Zweifelsohne hat derselbe deutsche Staatsmann im Sinne nicht nur der Arbeiterschaft der ganzen Welt gesprochen, wenn er erklärt, „man müsse verlangen, daß der Friedensvertrag, welcher den Weltkrieg abschließen wird, der Ausgangspunkt einer internationalen Regelung des Arbeiterrechtes sein muß".

Man hat auch in Paris erkannt, daß man die sozialistischen oder mindestens sozialpolitischen Friedensgedanken in den Versailler Völkerbund aufnehmen müsse, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, dem Weltbund der organisierten Arbeiterschaft zur Existenz zu verhelfen. So erklärt es sich auch, daß das aus dem Versailler Völkerbund wenigstens bis auf weiteres ausgeschlossene Deutschland zu der Weltorganisation der Arbeit mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten eingeladen und zugelassen worden ist. So haben wir die eigenartige Erscheinung, daß eine Teilorganisation des Völkerbundes einen kompletten Völkerbund darstellt, während der Völkerbund selbst bis auf weiteres ein Torso ist.

Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit der schon erwähnte deutsche Entwurf eines Weltarbeitsrechtes wenigstens indirekt einen Einfluß auf das Völkerbundsarbeitsrecht von Versailles ausgeübt hat. Jedenfalls ist die Feststellung wichtig, daß der deutsche Entwurf veröffentlicht worden ist (am 1. Februar 1919), ehe der dreizehnte Teil des Versailler Friedensdokumentes inhaltlich feststand. Der deutsche Entwurf, welcher in dem damals unter dem späteren Reichskanzler Bauer stehenden Arbeitsministerium verfaßt worden ist, stimmt im wesentlichen überein mit dem Programm, welches auf dem Internationalen Gewerkschaftskongreß in Bern 1919 aufgestellt worden ist. Er ging davon aus, daß es „zu der Hauptaufgabe des Völkerbundes gehört, der Arbeiterschaft aller Staaten ein menschenwürdiges Dasein und die Freude an der Berufstätigkeit zu sichern". Die Fragen der Freizügigkeit, der Koalitionsfreiheit, der Gleichstellung von In- und Ausländern in bezug auf die Arbeitsbedingungen, der Arbeitsvermittlung, der sozialen Versicherungen, des Arbeiterschutzes, der Heimarbeit, der Arbeitsaufsicht sowie der internationalen Durchführung und Fortbildung dieser Normen wollte der deutsche Entwurf in einer alle Länder bindenden Weise regeln, vor allem also materielles Recht schaffen.

Digitized by Google

Ganz anders das Völkerbundsarbeitsrecht Versailler Fassung. Von seinen 15 Seiten umfassenden 41 Artikeln betreffen nicht weniger als 33 ausschließlich formal-juristische Dinge, die Organisation des Arbeitsamtes und der Hauptversammlung. Zwölf von den fünfzehn Seiten werden hiermit gefüllt, zwei Seiten mit sechs Artikeln enthalten allgemeine und Ausgangsbestimmungen, lediglich ein einziger, der Artikel 427, hat einen anderen als formellen Inhalt und bringt wenigstens allgemeine Grundsätze. Vielleicht freilich hat auch dies seine guten Seiten, wenn nämlich das Internationale Arbeitsamt mit seinen Organen guten Willens ist und ihm die nötige Energie nicht fehlt, seine Stellung auszunützen.

Die in Washington im November 1919 abgehaltene erste Völkerbundsarbeitskonferenz hat einen, selbst anspruchsvolle Sozialpolitiker nicht unbefriedigenden Verlauf genommen. Wenn auch diese Washingtoner Konferenz gegenüber der überhaupt ersten internationalen Konferenz dieser Art, nämlich der Berliner vom März 1890, nicht gerade hervorragende Fortschritte in bezug auf die Verhandlungsgegenstände aufweist, so ist ihre tatsächliche Bedeutung doch gar nicht hoch genug zu veranschlagen, denn nicht weniger als vierzig Staaten haben an ihr teilgenommen. Ebenso wie unzweifelhaft der Versailler Friedensvertrag und die in ihm enthaltenen Völkerbundssatzungen einschließlich der Weltarbeitsregelung das umfassendste Dokument darstellen, das auf dem Gebiet internationaler Sozialpolitik bisher abgeschlossen worden ist, so ist die Washingtoner Konferenz sicherlich die bedeutendste gewesen, die sich bisher mit diesem Gebiete beschäftigt hat. Es ist verfehlt, ihre Wichtigkeit dadurch zu schmälern, daß man darauf hinweist, es seien Staaten in Washington vertreten gewesen, die bisher eine berüchtigte antisoziale Gesetzgebung gehabt hätten. Gerade hierin ist ein Erfolg zu erblicken, der nämlich, daß diese Staaten nun doch mindestens eine Art moralischer Verpflichtung zu sozialpolitischen Taten haben.

Die Tatsache, daß vor Eintritt in die eigentlichen Verhandlungen das vom Völkerbund ausgeschlossene Deutschland als gleichberechtigtes Mitglied zur Washingtoner Tagung zugelassen worden ist, und zwar auf Antrag des Vertreters der französischen Regierung, zeigt die epochemachende, unleugbare Bedeutung Deutschlands für sozialpolitische Gesetzgebung. Wenn die in Washington aufgestellten, vorläufig freilich noch niemand bindenden Beschlüsse dadurch Gesetzeskraft erlangen sollten, daß die Parlamente aller Völkerbundsstaaten sie annehmen, so würde für Deutschland ein Ausbau seiner sozialen Gesetzgebung nicht erfolgen. Abgesehen von einer einzigen unbedeutenden Ausnahme, gehen nämlich die Beschlüsse von Washington über den in Deutschland vorhandenen Arbeiterschutz nicht hinaus. Im übrigen bleiben die Washingtoner Beschlüsse in mehr als einem Punkte nicht nur hinter den Forderungen zurück, welche auf den internationalen Gewerkschaftskonferenzen aufgestellt und im deutschen Regierungsvorschlag für ein Weltarbeitsrecht enthalten waren, sondern auch hinter der tatsächlich zum großen

Digitized by Google

Teil schon unter der alten deutschen Regierung vorhandenen sozialpolitischen Gesetzgebung, vor allem gilt dies für die Fragen der sozialen Versicherung, von denen man in Washington nur die der Mutterschafts- und der Arbeitslosenversicherung gestreift hat. Die Ursache hierfür, wie für andere Abnormitäten, dürfte wohl darin zu suchen sein, daß amerikanische Interessen schon bei der Abfassung der im Friedensvertrag festgelegten Tagesordnung für Washington den Ausschlag gegeben haben. Allein man ist in Deutschland weitblickend genug, um einzusehen, daß jeder Fortschritt sozialpolitischer Art in einem anderen Kulturlande letzten Endes auch Deutschland zugute kommt. Denn ohne Internationalität der Sozialpolitik ist ein Ausbau der deutschen ebenso ausgeschlossen wie die Aufrechterhaltung der deutschen Arbeiterrechtsbestimmungen bei unveränderter Durchführung der die deutsche Wirtschaft aufs schwerste bedrohenden Friedensbedingungen. Allein wenn irgend etwas den besorgten deutschen Sozialpolitikern Anlaß gibt, ein bißchen Hoffnungsfreude zu hegen, so ist es das Völkerbundsarbeitsrecht und das durch dieses geschaffene Internationale Arbeitsamt. Der Präsident dieses Amtes, welches vorläufig in London seinen Sitz hat, Albert Thomas, hat unlängst in Holland sich über sein neues Amt und dessen Zukunft mit Worten geäußert, die wenig bekannt geworden sind, aber diese angedeutete Hoffnungsfreudigkeit nur zu verstärken geeignet sind. Voll Stolz hat Thomas erklärt, er sähe in der internationalen Arbeitsorganisation „die erste wirkliche Weltorganisation, wie man eine solche während des Krieges nicht für möglich gehalten hätte, und zwar darum, weil die Deutschen darin aufgenommen worden sind. Es ist unzweifelhaft von großer Bedeutung, daß dies möglich gewesen ist, gerade bei der Arbeitsorganisation und durch die Arbeiterorganisationen". Dabei gab Thomas seinem Bedauern Ausdruck, daß es an einer internationalen Unternehmerorganisation fehle; würde eine solche vorhanden sein, so hätte er mit ihr Fühlung und Zusammenarbeit gesucht. Aber auch ohne daß eine solche vorhanden ist, ist durch den Versailler Vertrag für eine ausreichende Vertretung der Arbeitgeber Sorge getragen, und es ist eine auch vom Gegner der Versailler Bestimmungen hoch anzurechnende Neuerung, daß auf den internationalen Arbeitskonferenzen Arbeiter wie Unternehmer mit gleichem unabhängigem Stimmrecht ebenso wie die Regierungsvertreter, berufen und abstimmen können, während früher auf solchen Konferenzen nur Regierungsvertreter Stimmrecht hatten. Für die weitesten Kreise, auch solche, die allem, was den Völkerbund betrifft, ablehnend oder skeptisch gegenüberstehen, sei schließlich noch auf die Erklärung von Thomas aufmerksam gemacht, daß die internationale Organisation der Arbeit höchstens bedroht sei von den Kommunisten, daß man andererseits unter anderem auch das Problem der Sozialisierung zum Gegenstand ernsten Studiums im Arbeitsamt machen werde.

In dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden, tagt in London der Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamtes, dem auch zwei Deutsche

Digitized by Google

angehören. Dazu schreibt „Manchester Guardian": „Die Tatsache, daß Deutschlands Vertreter im internationalen Arbeitsrat anwesend sind und sich an den Beratungen beteiligen, gibt der Frage, ob Deutschland zum Völkerbund zugelassen werden soll, eine neue Bedeutung. Der Erfolg der deutschen Mitwirkung im internationalen Arbeitsrat macht der Furcht, daß diese Mitwirkung im Völkerbund selbst unmöglich wäre, ein Ende." Diese englische Stimme sagt klar und präzis, worin eine der wichtigsten Wirkungen des Weltarbeitsrechts nicht nur für Deutschland, sondern für die gesamte Politik Europas, ja der Weltpolitik besteht!

Neuere Ergebnisse über den neuen Stern vom Jahre 1918 sowie andere temporäre Sterne

Von

Prof. K. Bohlin (Stockholm)

Als mit einem denkwürdigen Ereignis in der naturwissenschaftlichen Geschichte unseres Zeitalters hatten wir uns mit dem Erscheinen eines neuen Sterns erster Größe im Sternbilde Perseus 1901 schon zufrieden gegeben, als siebzehn Jahre nachher, am 8. Juli 1918, der neue Stern im Adler — Nova Aquilae 3 —, ebenfalls erster Größe oder vielmehr die Sterne erster Größe des Firmaments übertreffend, uns überraschte. Obgleich die Jahreszeit diesmal, durch die hellen Nächte, den direkten Wahrnehmungen dieses temporären Sterns Eintrag tat, konnte das Objekt doch von seiten der Astronomen mit größerem Erfolg und selbst im Entwicklungsstadium des Aufleuchtens mit größerer Vollständigkeit beobachtet werden, als bei früheren Ereignissen dieser Art der Fall gewesen war. Da außerdem dieser Stern sich als ganz außergewöhnlich andauernd herausstellte, sich noch über das Jahr 1919 mit ganz eigentümlichen Umwandlungen des Leuchtens erstreckte und heute noch als teleskopisch recht helles Objekt wahrnehmbar bleibt, so ist dieser jüngst aufgetretene temporäre Stern zweifelsohne als die bedeutsamste aller bisher wahrgenommenen Erscheinungen dieser Art zu bezeichnen.

Das Erscheinen des Sterns wurde sofort von mehreren Seiten telegraphisch bekannt gemacht. Ich erinnere nur an dessen fast gleichzeitige Entdeckung durch W. J. Luyten in Utrecht, von L. Courvoisier in Berlin-Babelsberg, durch die Spalte des Observatoriumsgebäudes, und von cand. astr. A. Corlin, Göteborg, vom Altan seiner Wohnung. Laut letzter Mitteilung ist der Stern von dem fleißigen Beobachter von veränderlichen Sternen, dem bald darauf leider der Wissenschaft entrissenen Observator der Sternwarte zu Lyon, M. Luizet, bei $\frac{h}{8.7}$ Greenwicher Zeit zuerst gesehen worden.

Digitized by Google

Obschon die vorliegende Mitteilung durch die neueren interessanten Wahrnehmungen des Sterns von 1919 veranlaßt ist, wonach derselbe ins Stadium eines planetarischen Nebels eingetreten war, mag es doch von Interesse sein, einiges über die früheren Wahrnehmungen des Objektes kurz vorauszuschicken.

Während der Periode der Maximalhelligkeit zeigte der Stern im Teleskope kaum einen auffälligen Unterschied von einem gewöhnlichen Fixstern. Photographisch aber unterschied sich das Bild von demjenigen eines Fixsterns durch eine ausgedehnte Nebelhülle, die den sternartigen Mittelpunkt des Bildes in sich schloß. Es wird meistens angenommen, daß diese auffällige Erscheinung nicht von einer wirklichen Atmosphäre des Sterns herrührt, sondern in der besonderen Lichtart des Objektes ihre Ursache hat. Tatsächlich ergeben sich nicht unähnliche Bilder von rotgefärbten Sternen, von denen z. B. Arcturus zum Vergleich photographisch aufgenommen wurde. Der Unterschied in den beiden Fällen und auch für Alpha Aquilae, der gleichfalls zur Probe photographiert wurde, erscheint jedoch viel größer als zu erwarten wäre, wenn es sich in beiden Fällen um eine Erscheinung der nämlichen Art gehandelt hätte. Selbst wenn man die diskontinuierliche Lichtart beim neuen Stern berücksichtigt, bleibt es schwer, die Erscheinung der Nebelhülle auf die obenerwähnte rein formelle Erklärungsweise zurückzuführen. Am 14. Juni ist fast nur diese Nebelhülle mit einer winzigen Andeutung von Stern zu erkennen. 15., 16., 19. Juni ist der Stern kräftiger und die Nebelhülle von der gleichen Ausdehnung, am 29. Juni schließlich der Stern noch viel kräftiger ausgedehnt, die Nebelhülle wieder an Ausdehnung bedeutend reduziert, d. h. es bietet sich jetzt fast das Bild eines gewöhnlichen rötlichen Fixsterns.

Ähnliches zeigt auch sowohl das visuelle als das photographische Spektrum des Sterns, nämlich zunächst eine schmale Linie, die alle Farben durchläuft — das kontinuierliche Spektrum des Sterns —, und wie darauf aufgesetzt vier oder mehr Lichtbälle von weit größerem Durchmesser als die Breite des kontinuierlichen Spektrums. Die beiden hellsten befinden sich im Rot und im Blaugrün, dann zwei Knoten im Violett. Dies ist also das diskontinuierliche Gasspektrum des Sterns und der den Kern umgebenden Nebelhülle zuzuschreiben. Die hellen Knoten sind alle von derselben Ausdehnung wie der direkt anvisierte Stern, und die Deformationen, die sie bei Verstellung des Okulars durchlaufen, sind ganz ähnlich im Spektroskope wie ohne dasselbe. Jeder dieser Bälle ist daher ein Bild des Sterns selbst in seinem Eigenlichte. Sie sind von der Ausdehnung des Bildes eines Sterns erster Größe und deuten also wenigstens nicht direkt auf eine meßbare Scheibe, wie dies aus den aufgenommenen photographischen Bildern des Sterns gefolgert werden könnte.

Im photographischen Spektrum zeigen sich jene Lichtknoten als mit den Linien des Wasserstoffs zusammenfallend, zwischen denen noch drei andere Lichtknoten sich vorfinden, die mit den hellen Linien im Spektrum der planetarischen oder Gasnebel identisch sind. Die Ausmessung des Spektrums zeigt

Digitized by Google

eine Verschiebung der hellen Linien nach der roten Seite hin. Außerdem finden sich neben den hellen Linien auch dunkle Absorptionslinien, die wieder nach entgegengesetzter Richtung verschoben sind. Beides ist in der Regel bei früheren temporären Sternen wahrgenommen worden.

Eine vorläufige Erklärung dieser Verschiebungen in entgegengesetzten Richtungen würde sich durch einen kombinierten Doppler-Kirchhoff-Effekt ungefähr folgendermaßen denken lassen: Angenommen, daß die Wasserstoffatmosphäre des neuen Sterns expandiert, und zwar mit der Geschwindigkeit von 1000 bis 2000 km in der Sekunde, dann hat man sich natürlich vorzustellen, daß unter gewissen Bedingungen — namentlich einer Abkühlung der äußeren Schichte dieser Atmosphäre — jene Schichten dunkle Absorptionslinien erzeugen werden, die infolge der Geschwindigkeit der Schichten gegen die Erde hin nach der Seite der kürzeren Wellenlängen, d. h. nach Violett, verschoben werden, was eben aus den Beobachtungen hervorgeht.

Daß außerdem helle Spektrallinien auftreten, die nach Rot verschoben sind, was anfangs als eine gewissermaßen rätselhafte Erscheinung angesehen wurde, wird sich durch eine ähnliche Betrachtung erklären lassen. Der hintere, in schneller Bewegung in der Richtung von der Erde weg begriffene Teil der gasförmig glühenden Sternatmosphäre soll nämlich helle, nach der roten Seite verschobene Linien erzeugen. Unsere Hypothese ist nun, daß jene Lichtemissionen durch die vordere, entgegengesetzte Gashülle des Sterns frei durchgelassen werden resp. der Absorption nicht ausgesetzt sind, namentlich aus dem Grunde, weil die Wellenlängen des Wasserstoffs auf der vorderen Seite etwas verschieden sind. Die doppelte Spektralverschiebung läßt sich also einfach dem Kirchhoffschen Absorptionsgesetze anpassen, sofern dasselbe in erwähnter Weise modifiziert oder mit anderen Worten aufgehoben wird, sobald die zwei Medien sich in relativer Bewegung befinden.

Dieselbe Darstellung gibt auch die Erklärung für die Verbreiterung der Spektralbänder, die für die neuen Sterne charakteristisch ist. Bemerkenswert ist die von Hnatek gemachte Entdeckung, daß der Stern selbst nur 24 km Geschwindigkeit gegen die Erde hatte, was durchaus der Geschwindigkeit des Sterns als Himmelskörper entspricht, während andererseits die obenerwähnten sehr großen Geschwindigkeiten von 1000 bis 2000 km/sek schwerlich mit der Bewegung eines Sterns an sich vereinbar wären.

Zu gewissen Zeiten zeigten sich die Spektralbänder des Sterns je in Einzellinien zerlegt; dies würde auf diskontinuierliche Sprünge in der Expansion deuten, könnte aber auch auf elektrische Kräfte zurückgeführt oder ähnlich wie der sog. Starkeffekt bei den Kanalstrahlen aufgefaßt werden.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß der Kern, der selbst ein kontinuierliches Spektrum darbietet und daher glühflüssig ist, von einer Atmosphäre aus Wasserstoff und Nebulium umgeben ist, die einerseits selbstleuchtend ist, andererseits auch gewisse Lichtemissionen des Kerns absorbiert, und daß diese Nebelhülle sich in schneller Expansion befindet.

Digitized by Google

Beinahe ebenso wichtig wie die oben angeführten Ergebnisse ist das Studium des Spektrums des Sterns im ersten Anfange des Aufleuchtens. Mehrere Beobachtungen gehen darauf hinaus, daß das Spektrum des Sterns am 10. Juni — also zwei Tage nach dem Auflodern desselben — kontinuierlich war, nur mit einigen sich scharf abhebenden Absorptionslinien — d. h. ein gewöhnliches Fixsternspektrum. Drei Tage später war das Spektrum vollkommen verändert und zeigte jetzt die obenerwähnten hellen Knoten — also jetzt ein charakteristisches Gasspektrum. Am 9. Juni fand Hartwig im Grünen und Blauen dicht nebeneinander fünf dunkle Linien. Müller erwähnt ein schönes kontinuierliches Spektrum mit zahlreichen schmalen Absorptionslinien, keine Emissionslinien; das Objekt glich einem Stern des F-typus. Hieran reihen sich weitere Beobachtungen von Hartwig sowie die erwähnte Beobachtung von Hnatek von Geschwindigkeiten bis zu 1300 km/sek. Die dunklen Absorptionslinien findet er anliegend an den hellen Emissionslinien und wie in diese eingebettet. Noch nach einem Monate, 3. Juli, bleibt die unerhörte Geschwindigkeit von 1800 km/sek für die Absorptionslinien des Wasserstoffs. Professor Wolf in Heidelberg meldet schon am 11. Juni die hellen Linien, die er schon in der Dämmerung sah. Der Übergang von einem Fixsternspektrum zum eigentlichen Spektrum eines neuen Sterns ist von ihm durch mehrere in der Zeit vom 9. bis 11. Juni erhaltene photographische Aufnahmen aufs deutlichste dargetan.

Wir haben die Veränderung des Spektrums sofort im Anfange nach dem Aufflammen des Sterns hiermit eingehender erörtert, weil dies eben für die Beurteilung des wirklichen Verlaufs wichtig ist. In der Beziehung ist es auch von Interesse, daran zu erinnern, daß das Verhältnis bei mehreren früheren neuen Sternen ganz ähnlich befunden worden ist, nämlich: Nova Aurigae, Nova Persei, Nova Lacertae und Nova Geminorum 2. In keinem dieser Fälle wurde indessen das primäre Stadium photographisch aufgenommen. Darin kommt Professor Wolf die Priorität zu. Die Tatsache an sich, daß der neue Stern in allen diesen Fällen anfangs ein reines Absorptionsspektrum gezeigt hat, ergibt nur eine, aber sehr wichtige Schlußfolgerung, nämlich die, daß die Lichtentwicklung ihren ursprünglichen Sitz innerhalb derjenigen Nebelhülle gehabt hat, die späterhin den Hauptteil der Lichtstrahlung des Objektes entsendete.

Nova Aquilae sollte aber in einer späteren Periode, Herbst 1919, noch Erstaunliches zeigen. Zwar wurde bei diesem Stern die Entfaltung von beweglichen Nebeln in seiner Nachbarschaft vermißt, die bei Nova Persei 1901 wahrgenommen worden war. Aber gerade das Fehlen solcher Nebelerscheinungen bei Nova Aquilae zeigt, daß dieselben mit dem neuen Sterne nicht organisch verbunden, sondern als dunkle Nebelgebiete aufzufassen sind, die, vom Sternlichte durcheilt, mit reflektiertem Lichte leuchten.

Fünfzehn Jahre später, am 16. Dezember 1916, entdeckte E. E. Barnard in Chicago indessen einen schwachen Nebel etwa 20 Bogensekunden westlich

Digitized by Google

vom Stern, welcher zu dieser Zeit zur zwölften Größe heruntergegangen war — einen Rest von Energie, der sich während dieser Zeit erhalten haben mag.

Neuerdings wurde von Barnard konstatiert, daß Nova Aquilae eine nebelartige Scheibe entwickelt hatte, die allerdings klein, jedoch meßbar war und etwa zwei Bogensekunden Durchmesser hielt. Daraufhin fand W. H. Wright Ende Juli 1919 bei spektroskopischer Beobachtung ohne Spalt, daß die erwähnte Scheibe fast ausschließlich ihren Ursprung in den obengenannten Lichtarten N_1 und N_2 hatte, die eben den Spektrallinien der planetarischen oder Gasnebel entsprechen. Gemäß dieser Wahrnehmung verhielt sich nunmehr die Nova Aquilae vollkommen wie ein sog. planetarischer Nebel.

Die kleine grünlich leuchtende Scheibe des Sterns wurde eingehender von J. H. Moore und C. D. Shane am Lick-Observatorium analysiert. Die Resultate sind ebenso an sich überraschend, wie sie von der vielseitigen Anwendbarkeit der spektroskopischen Beobachtungsmethode Zeugnis ablegen. Zwei verschiedentliche Aufnahmen wurden von den Beobachtern gemacht, einmal mit dem Spalte senkrecht zu der Richtung, worin das Objekt etwas länglich erscheint. Das Spektroskop zeigte dann zwei normale Bilder des Sterns entsprechend den Wellenlängen von N_1 und N_2 mit ein wenig Zwischenraum. Wenn andererseits der Spalt abermals 90° verstellt wurde, so zeigten sich die Bilder N_1 und N_2 quer seitlich verschoben, in der Weise, daß sie den Gesamteindruck einer gebogenen Figur boten, die etwa dem Buchstaben S liegend ähnelte. Das verschiedene Aussehen der Bilder in den beiden Fällen ist darauf zurückzuführen, daß die verschiedenen Lichtarten in verschiedenen Teilen der Sternscheibe ihren Sitz haben. Die Beobachtungen bestätigen vollauf die Annahme, daß der Stern in einen planetarischen Nebel übergegangen war — ein Ergebnis von größtem Interesse in kosmologischer Hinsicht.

Unter den an der Himmelskugel erkannten Nebelgebilden sind bekanntlich hauptsächlich zwei Arten zu unterscheiden, die Spiralnebel und die planetarischen oder Gasnebel, welche letzteren zuweilen von unregelmäßigem Umriß und großer Ausdehnung sein können. Jedoch ist es angezeigt, wie Verfasser im Januar-Heft 1919 der „Deutschen Revue" zu erwähnen Gelegenheit gehabt hat, diese Klassifikation zu modifizieren, indem einige Spiralnebel in ihren Ästen gasförmige Struktur zeigten, andererseits auch gewisse früher als Ringnebel aufgefaßte Objekte bei neuerdings ausgeführten Aufnahmen von größerer Vollkommenheit sich als Spiralnebel herausgestellt haben, so z. B. der helle Nebel N. G. C. 4736 im Sternbilde der Jagdhunde. Über die kosmische Stellung der Nebelgebilde, worüber in früheren Zeiten entgegengesetzte Ansichten einander ablösten, modifiziert sich die Auffassung meistens dahin, daß die Spiralnebel entfernte Milchstraßensysteme seien.[1]) Infolgedessen wird der Annahme der

[1]) Zu bestimmten Schlüssen über den Standpunkt der Spiralnebel im Raume gelangt man nach der Ansicht des Verfassers außer der direkten Parallaxenbestimmung,

Digitized by Google

Vorzug gegeben, daß die Verteilung der Spiralnebel an die Pole der Milchstraße und die an Spiralnebeln leere Zone der Milchstraße,[1]) abgesehen von bis jetzt unbekannten Gesetzen der Verteilung der Nebel im einzelnen, auf das Vorhandensein von dunklem Stoff in den äquatorialen Gebieten des Milchstraßensystems zurückzuführen sei.

Diese Auffassung, die an und für sich durch Einfachheit anspricht, ist gewissermaßen den wissenschaftlichen Ausführungen vorangeeilt und übergeht die etwaige Beziehung der Spiralnebel zu den größeren Gasnebeln regelmäßigeren Umrisses, sowie die Frage, ob vielleicht gewisse Arten der Spiralnebel innerhalb des Umfanges unserer Milchstraße einzurücken sind.

Daß die planetarischen Nebelgebilde dem Milchstraßensysteme nicht fremd sind, geht aus dem Verhalten der neuen Sterne in ihrem oben beschriebenen Nebelstadium hervor. Vorzugsweise sind die neuen Sterne, wie auch der letzthin in Aquila entdeckte, in der Milchstraßenregion aufgetreten. In der Mehrzahl der Fälle geht die weitere Entwicklung der temporären Sterne vom Nebelstadium wieder in das Stadium eines Sternes über, namentlich von der Art, von denen unter dem Namen Wolf-Rayet-Sterne eine Hundertzahl schon bekannt ist, die ausschließlich in der Milchstraße und in den Magelhaenschen Wolken vertreten sind. Dies Verhalten der neuen Sterne wurde erst von Hartmann bezüglich Nova Persei 1901 nachgewiesen, indem, wie er fand, dieser Stern sechs Jahre nach seinem ersten Erscheinen dem Wolf-Rayet-Sterne BD $35^{0} \cdot 4001$ vollständig ähnlich geworden war. Die hervortretende helle Linie des Spektrums war jetzt nicht mehr N_1 oder N_2

---

die aber immer mit Unsicherheit verbunden sein muß, wohl nur, wenn man diejenigen Fälle von Spiralen, bei denen sich die Äste dunkel auf den leuchtenden Zentralkörper projizieren, in Betracht zieht. Die Beispiele solcher Nebel, deren Äquatorebenen gerade der Erde zugewendet sind, lassen sich rasch aufzählen. Von größeren Objekten dieser Art sind nur zu erwähnen: N. G. C. 4565 in Coma Berenices (Bildliche Darstellung derselben, „Deutsche Revue", Januar-Heft 1919, S. 64); der dem vorigen ähnliche Nebel N. G. C. 891 in Andromeda; fernerhin N. G. C. 7814 in Pegasus; N. G. C. 3628 im Löwen und N. G. C. 4594 in Virgo. Da jene dunkle Äste etwa dahinterstehende Sterne, wie es bei dem Zentralkörper des Nebels selbst augenscheinlich ist, verdunkeln müßten, wogegen alle Sterne, die etwa zwischen der Erde und dem Nebel sich befinden, sich hell auf die Äste projizieren werden, so wird sich die Lage des Nebels vor oder hinter den Sternen leicht herausstellen. Bei N. G. C. 4565 sind drei bis vier, in der Reproduktion allerdings kaum sichtbare Sterne auf den dunklen Ästen zu zählen — in der Umgebung des Nebels eine verhältnismäßig sternleere Gegend. Bei N. G. C. 891 lassen sich auf den Ästen 15 bis 16 Sterne zählen, was nahezu der Sterndichte in der Umgebung des Nebels entspricht. Bei N. G. C. 4594 findet sich auf dem hier sehr kleinen Raum von nur 20 Bogensekunden Breite, wie es scheint, ein Stern — Umgegend recht sternleer. Bei N. G. C. 7814 ist, soweit ersichtlich, kein Stern da — Umgegend jedoch verhältnismäßig spärlich mit Sternen besetzt. Das allerdings recht kleine Material weist somit vorwiegend auf die Lage der Objekte jenseits der sichtbaren Sterne hin.

[1]) „Deutsche Revue", April-Heft 1914, S. 113 ff.

Digitized by Google

des Nebelstoffes sondern eine neue Linie (Wellenlänge 4688), die nach der Berechnung des jüngst verstorbenen schwedischen Physikers J. Rydberg sich mit der ersten Linie der sogenannten Prinzipalreihe des Wasserstoffs deckt, wofür also immerhin noch der Wasserstoff in gewissem Zustande als Hauptsubstanz des Sterns zu bezeichnen ist.

Die erwähnte Entdeckung Hartmanns, die namentlich von amerikanischen Forschern anfangs angezweifelt wurde, ist indessen letzthin durch W. S. Adams und F. G. Pease bestätigt worden. Diese beiden Forscher am Mount Wilson Observatory, Kalifornien, hatten sich 1913/14 vorgenommen, die folgenden der früheren temporären Sterne (jeweilige Helligkeit beigesetzt) aufs neue spektroskopisch aufzunehmen: Nova Aurigae, $^{m}_{14.0}$; Nova Persei $^{m}_{13.4}$; Nova Lacertae, $^{m}_{12.5}$ und Nova Geminorum 2, $^{m}_{10.0}$ — also derzeitig durchweg besonders lichtschwache Objekte. Der Versuch gelang indessen mit dem 60-zölligen Reflektor der Sternwarte zu Mount Wilson bei einer Belichtungsdauer, die sich für die vier Objekte bis auf bzw. 16, 8, $11^1/_2$ und 2 Stunden erstreckte, vollauf. Damals waren 23 Jahre seit der Entdeckung von Nova Aurigae und 13 Jahre seit der Entdeckung von Nova Persei, aber erst 2 Jahre seit der Entdeckung der beiden letzteren verstrichen. Die photographischen Reproduktionen ergaben das interessante Resultat, daß die Nebellinien N_1 und N_2 im Spektrum von Nova Aurigae und Nova Persei verschwunden waren. Dagegen zeichnete sich Nova Lacertae durch die außerordentliche Lichtstärke von N_2 aus. Adams und Pease gründen darauf die Hypothese, daß die Nebellinien N_1 und N_2 in dem Momente verschwinden, wo der Stern das Nebelgebiet verläßt, worin er aufgeleuchtet hatte.

Auf die sich aufdrängende Frage nach der Ursache des Aufloderns der temporären Sterne ist hier noch kurz einzugehen. Der ursprünglichen Annahme, daß es ein Zusammentreffen zweier Sterne sei, dem das Auflodern durch den Übergang der Bewegungsenergie in Wärmeenergie zuzuschreiben wäre, ist späterhin wegen der Unwahrscheinlichkeit eines Zusammenstoßes zweier unabhängiger Himmelskörper im Weltraume eine zweite Erklärung entgegengestellt worden, der zufolge die Lichtentwicklung dadurch entstehe, daß ein ursprünglich dunkler Körper in eine ausgedehnte kosmische Wolke gerät, mit anderen Worten, daß die Erscheinung als eine kosmisch-meteorische aufzufassen wäre.

Als vermittelnde Erklärung wurde auch angeführt, daß es irgendein Trabant des Sternes gewesen sein könne, der durch den Einfluß eines resistierenden Mediums dem Zentralkörper sich so dicht annäherte, daß hierdurch der in der ersten Hypothese angenommene Fall eingetreten wäre.

Es ist in dieser Beziehung interessant, daß der veränderliche Stern vom Miratypus, R. Aquarii, im Oktober 1919 die hellen Nebellinien N_1 und N_2 sowie die assoziierte Linie 4363 (gemäß Merill, Guthnick, Pavel und anderen Beobachtern) gezeigt hat, also eben die Lichtemissionen

Digitized by Google

eines neuen Sterns. Dies ist bis jetzt die einzig bekannte Erscheinung dieser Art bei einem veränderlichen Stern.[1])

Eine weitere Erklärungsweise, die, obschon neu, einige Ähnlichkeit mit einer Hypothese Zöllners hat, ist von Deslandres dahin formuliert worden, daß der temporäre Stern ein eben erst abgekühlter Himmelskörper mit einer verhältnismäßig dünnen Schale ist. Wenn unter dem Einflusse gewisser Ursachen — wie Ebbe- und Flutwirkungen — die Schale irgendwie zerbricht, entsteht mit einemmal ein Ausschleudern des Stoffes; eine dichte Atmosphäre, mit Bewegungen wie in der Sonnenatmosphäre, nur noch viel ausgeprägter, bildet sich um den Kern herum, der selbst bald wieder kugelförmige Form annimmt. Diese Auffassung wird gestützt durch eine bemerkenswerte Analogie mit dem Spektrum der Sonnenatmosphäre, indem nämlich die Kalziumlinie K_3 in den höheren Schichten der Sonne eine Verschiebung der hellen Linie gegen Rot und der entsprechenden dunklen Linie gegen Violett zeigt, also, nur in kleinerem Maßstabe, dieselbe Erscheinung, die als bezeichnend für die neuen Sterne oben besprochen worden ist. Von sämtlichen Erklärungsversuchen verdient diese in ihrer Begründung neue Annahme besondere Beachtung, da sie sich den Haupttatsachen in der Erscheinung der neuen Sterne gut anpaßt und dabei auch als vermittelnde Hypothese den Vorzug zu verdienen scheint.

Von verschiedenen Beobachtern ist die Temperatur des neuen Sterns Nova Aquilae im ersten Monate seines Erscheinens bestimmt worden. Von einer anfänglichen Temperatur von 9000° am 10. Juni ging der Stern während dreier Tage auf die Temperatur von 6000° herab, d. h. auf dieselbe Temperatur, die unserer Sonne zugeschrieben wird, um daraufhin wieder mit etlichen Schwankungen bis zu 11100° am 4. Juli emporzusteigen. Die effektive Temperatur des Sterns erreichte somit im Anfange und am Ende dieser Periode die Temperatur der B-Sterne (Helium). Gleichzeitig ist aber die Größenklasse des Sterns von $^{m}_{0.26}$ zu $^{m}_{3.24}$ heruntergegangen. Dieser außerordentliche Gegensatz zwischen kalorischer und optischer Energie des Sterns ergibt einen ganz neuen Anhaltspunkt zur Beurteilung der Vorgänge, die mit dem Erscheinen der neuen Sterne verbunden sind, und trägt in erster Linie zur Erklärung der Tatsache bei, wie die temporären Sterne, deren erstes Erscheinen sich ziemlich ephemer gestaltet, dennoch verhältnismäßig lange Zeit sichtbar bleiben und in einigen Fällen sogar als selbständige Sterne fortbestehen.

[1]) Seitdem dies geschrieben wurde, ist neuerdings April 1920 eine zweite Erscheinung derselben Art bekannt geworden, indem der Stern T Pyxidis $9^h.1^m - 31^\circ 59'$ zu dieser Zeit ein helles Novaspektrum zeigte.

Digitized by Google

Erinnerungen von Ernst Freiherrn v. Plener[1])

Kapitel VI.

Orientalische Frage — Okkupation Bosniens — Böhmischer Landtag — Berliner Vertrag

Es ist selbstverständlich nicht meine Absicht, hier die ganze diplomatische und militärische Geschichte der Orientkrise von 1875 bis zum Berliner Kongreß ausführlich zu erzählen, sie hat bekanntlich zahlreiche Bearbeitungen erfahren,[2]) die zwar auch nicht alles vollständig aufklären, weil die amtlichen Archive mit Mitteilungen über die geheimen Vorgänge noch immer zurückhalten und weil außerdem viele vertrauliche Papiere sich überhaupt nicht in den Archiven befinden. Für mich, der ich als Abgeordneter die Dinge erlebte, ist es vielleicht das richtigste, in erster Linie die Wirkung der Ereignisse auf die öffentliche Meinung und die parlamentarischen Vorgänge in Betracht zu nehmen und daran persönliche Erinnerungen über einzelne Vorfälle und Zusammenhänge zu knüpfen.

Die Aufstände in Bosnien und der Herzegowina hatten eine neue Phase der Orientalischen Frage herbeigeführt. Wenn die Bewegung auch von panslawistischer Seite gefördert wurde, so waren die Beschwerden der Insurgenten gegen die türkische Verwaltung doch größtenteils gerechtfertigt, und eine Abhilfe schien dringend nötig nicht bloß im Interesse der Einwohner dieser Länder, sondern auch unserer Monarchie, der der Übertritt zahlreicher Flüchtlinge politische Verlegenheiten und bedeutende finanzielle Kosten verursachte. Die lange Kaiserreise in Dalmatien (April, Mai 1875), die Huldigungen, die unserem Kaiser von den über die Grenze herübergekommenen Einwohnern der türkischen Provinzen dargebracht wurden, die augenfällige Unfähigkeit der Pforte, durch wirksame Reformen Ruhe und Ordnung zu schaffen, riefen in einem Teile der öffentlichen Meinung sofort den Gedanken hervor, daß es für diese un-

---

[1]) Im Laufe dieses Jahres erscheint im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart der zweite Band der „Erinnerungen" von Ernst v. Plener, der die politische und parlamentarische Tätigkeit des Verfassers in Österreich behandelt. Wir freuen uns, unseren Lesern im folgenden zwei Kapitel aus diesem wichtigen Quellenwerk zur österreichischen Zeitgeschichte bieten zu können.

[2]) Wertheimer, Graf Julius Andrássy, sein Leben und seine Zeit, 1913, II. und III. Band; Fournier, Wie wir zu Bosnien kamen, 1909; Sosnosky, Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866, 2 Bde., 1913; Hanotaux, Hist. de la France contemporaine, 1908, IV. Band; Goriainow, Le Bosphore et les Dardanelles, 1910; Beer, Die orientalische Politik Österreichs seit 1774, 1883; Bamberg, Geschichte der orientalischen Angelegenheiten 1892; Wurm, Diplomatische Geschichte der Orientalischen Frage, 1888; Driault, La question d'Orient depuis ses origines jusqu' à nos jours, 1898; Aus dem Leben Königs Karl von Rumänien, 4 Bde., 1894—1900; Sax, Geschichte des Machtverfalls der Türkei, 1913; Mollinary, 46 Jahre im k. u. k. österreichisch-ungarischen Heere.

Digitized by Google

erträgliche Lage an unserer Grenze keine andere Abhilfe gebe, als die Besetzung und Erwerbung dieser Provinz durch Österreich-Ungarn. Das war zunächst die einfache Logik, die zu dieser Schlußfolgerung führte. Dazu kamen die politischen Erwägungen, daß Dalmatien ein Hinterland brauche, daß aber, wenn dieses Hinterland von den Türken nicht mehr behauptet werden könnte und von Serbien und Montenegro erworben würde, Dalmatien und die Stellung der Monarchie an der Adria erst recht gefährdet würden. Diese und alle damit zusammenhängenden Erwägungen, die bis auf die Feldzüge Prinz Eugens in jenen Ländern zurückgingen, waren in militärischen Kreisen, nicht bloß unter den alten Grenzoffizieren, zu einem ganzen militärisch-politischen Programm geworden, als dessen oberster Exponent der Chef der Militärkanzlei General Beck galt, und ebenso war es die allgemeine Annahme, daß der Kaiser selbst diesen Standpunkt teile, offenbar nicht bloß aus Streben nach Ländererwerb überhaupt, sondern aus der politischen Erkenntnis, ein ruhiges Land lieber unter seiner Herrschaft als an seinen Grenzen ein im Aufruhr im Besitz eines fremden Staates befindliches Land zu haben. So kam es, daß von Mitte 1875 an die Annexion Bosniens und der Herzegowina eine Eventualität war, mit der sich alle Welt beschäftigte, ein Teil zustimmend, der andere ablehnend.

In den Kreisen der Deutschliberalen Partei, die überhaupt wenig gewohnt war, Probleme der auswärtigen Politik durchzudenken, war von Anfang nur die rege Besorgnis vorhanden, daß ein energisches Auftreten oder gar militärisches Einschreiten den Frieden gefährden und die Staatsfinanzen erschüttern könnte, darum war man vorhinein gegen jede Intervention, Okkupation oder Annexion. Die letztere fürchtete man besonders wegen der Verstärkung des slawischen Elementes, es war eine rein negative Auffassung und zugleich eine absichtliche Nichtbeachtung der aus den orientalischen Wirren notwendig sich ergebenden Entwicklung. Diese Stimmung wurde wesentlich gefördert durch die Haltung der liberalen Wiener Presse, allen voran der „Neuen Freien Presse", in welcher der begabte leidenschaftliche Etienne von Anfang an einen Feldzug gegen jede Expansionspolitik und gegen jede Annäherung an Rußland mit größter Heftigkeit führte. Bei dem großen Einfluß, den dieses Blatt auf die Führer und Mitglieder der Verfassungspartei hatte, wurde diese Tag für Tag geschürte Opposition gegen eine aktive Orientpolitik der Monarchie allmählich zu einer festen Parteianschauung. In Ungarn waren ähnliche Strömungen vorhanden, dort bestanden außerdem von alters her positive Sympathien für die Türkei und eine große Abneigung gegen jedes Zusammenwirken mit Rußland, viele scheuten, in Worten wenigstens, nicht vor einem offenen Konflikt mit Rußland, für die slawischen Christen unter türkischer Herrschaft hatte man nicht viel Mitleid übrig, selbstverständlich wollte man auch dort nichts von einer Annexion wissen, und der Ausschuß der ungarischen Delegation sprach sich schon September 1875 gegen jede Gebietsveränderung aus.

Digitized by Google

Die Stellung Andrássys war schon angesichts dieser verschiedenen Strömungen im Inlande außerordentlich schwierig, noch mehr aber war es die Haltung Rußlands, die die Lage verwickelte. Rußland wollte den Aufstand in Bosnien und Herzegowina nicht als einen nur lokalen Zwischenfall behandeln lassen, sondern rollte die ganze Frage des Schutzes der christlichen Bevölkerung in der Türkei und damit auch des Fortbestandes der Türkei auf, die sich bisher unfähig gezeigt hatte, Ordnung und erträgliche Zustände in den europäischen Provinzen zu schaffen. Daß dabei ganz positive Bestrebungen nach russischer Machtvergrößerung und Gebietserwerbung mitspielten und daß die überall hervortretenden panslawistischen Tendenzen in zweiter Linie gegen unsere Monarchie gerichtet waren, lag auf der Hand. Aber eine absolute Untätigkeit unsererseits hätte den Gang der Ereignisse nicht aufgehalten, die angestrebten Neugestaltungen wären ohne uns und gegen uns vollzogen worden und wir hätten allen Einfluß im Orient und in Europa überhaupt verloren. Wollte die Monarchie ihre Stellung wahren, so standen mehrere Wege vor dem Minister des Äußern. Der eine war die Politik der Erhaltung der Türkei um jeden Preis, damit mußte man die Sache der christlichen Bevölkerung aufgeben, jede Sympathie auf dem Balkan verlieren und, wenn Rußland einseitig vorginge, selbst den Konflikt mit ihm aufnehmen. Eine andere Möglichkeit wäre die sofortige Besetzung Bosniens aus dem Titel der Sicherung unserer Grenzen gewesen, das türkische Regime dort verdrängen und durch eine rasche Aktion die Führung der ganzen Liquidation der Türkei in die Hand nehmen, wobei allerdings auch ein Konflikt mit Rußland hätte entstehen können. Noch eine andere Möglichkeit bestand darin, sich mit Rußland über die Neuordnung und selbst über die Aufteilung des größten Teiles der europäischen Türkei zu verständigen. Andrássy wählte keinen dieser Wege, seine Haltung war nicht durch die einfache Logik, sondern durch die Rücksicht auf die widersprechenden, auf ihn eindringenden Strömungen bestimmt. Die glatte Annexionspolitik, wie sie die militärischen Kreise wünschten, wollte er nicht, gleichwohl wollte er sich doch auch diese Eventualität offenhalten, die Annexion sollte kein Ziel sein, wenn sie sich aber durch die Ereignisse als gegeben herausstellte, dann war er dazu bereit, nur scheint er über den Inhalt dieser Bedingung zuzeiten verschiedener Ansicht gewesen zu sein; ursprünglich hieß es, der Fall träte ein, wenn die Türkei nicht mehr die Kraft habe, sich in jenen Provinzen zu behaupten, später sprach er, erst von der Auflösung, dem Zusammenbruch der Türkei als der Voraussetzung für die Annexion, was selbstverständlich etwas ganz anderes war als der erstere, denn selbst der Verlust des größten Teiles der europäischen Besitzungen wäre noch nicht mit dem Zusammenbruch (Dissolution) der Türkei gleichbedeutend gewesen. Er wollte offenbar den Schritt nach Möglichkeit hinausschieben. Dadurch entbehrte seine Politik von Anfang an den kräftigen Zug, den jede auf territoriale Erwerbung direkt ausgehende Expansionspolitik an sich trägt. Ich will ferner nicht annehmen, als ob er von Anfang an jeden Konflikt mit Rußland

Digitized by Google

gescheut hätte, trotz Dreikaiserbündnis saß ihm die Abneigung gegen Rußland tief im Herzen, und die unaufrichtige, zuzeiten direkt übelwollende Haltung Gortschakows mußte seine innere Stimmung nur bestärken; ich glaube, diese Eventualität eines Bruches hatte er beständig im Auge, aber auch diesen kritischen Moment wollte er möglichst hinausschieben. In dieser Verhüllung und Verzögerung der letzten Ziele aber lag eine Hemmung für geradlinige und entschiedene Politik. Freilich wurde er zu dieser lavierenden Haltung durch den Einfluß Bismarcks vermocht, dem es vor allem daran lag, einen Bruch zwischen Rußland und Österreich-Ungarn zu vermeiden, und der ihnen beiden gern die Festsetzung des Inhalts einer gegenseitigen Verständigung überließ, wenn sie nur überhaupt schließlich zu einem Einvernehmen käme. Andrássy beschritt im Einvernehmen mit Rußland zunächst den Weg, durch friedliche Mittel und sanften Druck auf die Türkei Ruhe und Reformen in den insurgierten Provinzen herzustellen. Erst mußten die Konsuln mit den Aufständischen verhandeln, und als dies keinen Erfolg hatte, richtete Andrássy im Einverständnis mit Rußland im Dezember 1875 in einer großen Reformnote Vorschläge an die Pforte, die, sofern man überhaupt an eine Reformlust und -fähigkeit der türkischen Regierung glaubte, unzweifelhaft eine Besserung der Verwaltung und der Lage der Rajah herbeigeführt hätten. Die Agitatoren aber ließen die Insurgenten die Vorschläge ablehnen und eine Reihe für die Pforte ganz unannehmbaren Gegenvorschläge machen, so scheiterte diese erste größere Initiative des Wiener Kabinetts. Der Ernst und die Gründlichkeit dieses Schriftstückes sind ein ehrenvolles Zeugnis für die Amtsführung des Grafen Andrássy, ebenso war das erste über die orientalische Krise veröffentlichte Rotbuch ein Beweis dafür, mit welchem Eifer er sich seiner Aufgabe hingab, und die von Wertheimer angeführten amtlichen und privaten Aufzeichnungen werden wohl für immer die törichte Legende von der Arbeitsscheu und dem Leichtsinn Andrássys zerstört haben. Graf Andrássy hatte vom ersten Tag seines Amtsantrittes mit großen Voreingenommenheiten gegen sich zu kämpfen. Der erste und gewöhnlichste Einwand war seine Eigenschaft als Ungar, man warf ihm vor, er treibe nur ungarische Politik und habe kein Empfinden für die Monarchie; das war ganz ungerecht, er war selbstverständlich ein guter ungarischer Patriot, er hatte 1867 und als ungarischer Ministerpräsident nachdrücklich den ungarischen Standpunkt vertreten, aber auch damals war es ihm nicht bloß um den Frieden zwischen der Krone und Ungarn zu tun, er wollte die Kräftigung der Monarchie und wich in seinen Ausführungen wesentlich von den Selbständigkeitsideen ab, denen selbst Deák oft das Wort lieh, und so wie er als Minister des Äußern an seiner großen Aufgabe wuchs, so verstärkte sich in ihm das Streben, der Monarchie Ansehen und Macht zu verschaffen. Manche Kreise in Österreich sahen in ihm sogar noch den alten Revolutionär von 1848/49, von dem er gar nichts mehr an sich hatte, im Gegenteil, er empfand ein aufrichtiges Loyalitätsgefühl für die Person des Kaisers. Namentlich die Deutschliberalen hatten unrecht, von vornherein Mißtrauen gegen Andrássy zu hegen, hatte doch er

Digitized by Google

zum Sturz Hohenwarts und der Fundamentalartikel wesentlich beigetragen, und als Minister des Äußern bemühte er sich stets um die Forterhaltung des verfassungstreuen Regimes; viel begreiflicher war die Abneigung der klerikalen Rechten, die überhaupt den Dualismus anfeindete, keine Annäherung an Deutschland wollte und die Wiederanknüpfung besserer Beziehungen zu Italien besonders mißbilligte. Trotz seiner vielfach gewinnenden Eigenschaften war er den Wienern nicht sympathisch geworden, einem gemessenen Bureaukraten hätte man Ernst und Gewissenhaftigkeit zugeschrieben und sich damit über seine Amtsführung beruhigt, einem für alle Welt freundlichen Mann, wie es sein Vorgänger war, hätten sich viele, teils aus natürlichem Entgegenkommen, teils aus vielverbreiteter Deferenz leicht zugewendet, er aber blieb für Wien ein fremdes Element; daß er regelmäßig in Göding mit Kaiser und Kaiserin auf der Jagd ritt, fanden viele in Wien nicht in der Ordnung, während in Ungarn und England niemand an dem Sport eines vielbeschäftigten Ministers etwas auszusetzen hat. Man hielt ihn für frivol, weil er schönen Frauen den Hof machte, für hochfahrend, weil er sich nicht so leicht mit jedermann in ein vertrauliches Gespräch einließ. Eitel war er allerdings, auch auf seine äußere Erscheinung, mit seinem schwarzen Haar und seinen charakteristischen Zügen sah er wie ein schöner Zigeuner aus, das glänzende helle Auge zeugte von Intelligenz, Mut und Energie.

Die Dinge in Bosnien und die Bemühungen der Diplomatie gingen weiter, und diesmal ergriff Gortschakow die Initiative; nach einer gemeinsamen Beratung der Vertreter der Dreikaisermächte kam das sogenannte Berliner Memorandum im Mai 1876 zustande, dessen Schluß etwas energischer gegen die Pforte lautete als die Dezembernote Andrássys, dem aber ebendeshalb England nicht zustimmte und das schließlich wegen des in Konstantinopel eingetretenen gewaltsamen Thronwechsels gar nicht überreicht wurde. Unmittelbar nach der Berliner Konferenz fand die Session der Delegationen statt. Schon in der vorausgegangenen Session war eine Stimme gegen jede Gebietserwerbung laut geworden, und wurden Vorwürfe gegen die Verhandlung mit den bosnischen Insurgenten erhoben. Andrássy hatte damals ausweichend geantwortet, der Friede werde erhalten bleiben, er strebe nur einen Status quo amélioré an, und die Delegation gab sich mit diesen allgemeinen Versicherungen zufrieden. Diesmal, im Mai 1876, wurden die Gegner einer aktiven Orientpolitik schon lauter, namentlich Giskra, Sturm u. a. warnten vor einer Intervention. Andrássy gab im Ausschuß der österreichischen Delegation einige Mitteilungen über die Berliner Verhandlungen und verwahrte sich entschieden dagegen, daß er eine Okkupation Bosniens plane, die er, wie berichtet wurde, einen Unsinn nannte. Von diesem Moment beginnt die ungeschickte Ableugnungspolitik der Regierung gegenüber der Öffentlichkeit. Daß die Eventualität einer Okkupation durch die diplomatischen Verhältnisse nahe gerückt war, lag in der Luft, der Kaiser wollte sie, Andrássy selbst mußte sich mit ihr beschäftigen, und der beste Beweis dafür war die bald darauf

Digitized by Google

stattfindende Reichstadter Abmachung. Aber um der in beiden Parlamenten herrschenden Strömung Rechnung zu tragen und um die Opposition zu beschwichtigen, leugnete man jede Absicht einer Okkupation. Man erreichte dadurch nur, daß die Opposition sich auf diese ableugnenden Äußerungen der Regierung berufen konnte und in ihren Widerstand nur noch stärker wurde, während es eine wirkliche Führung der öffentlichen Meinung gewesen wäre, die Okkupation und Annexion als eine unter Umständen gebotene notwendige Maßregel offen zu bezeichnen, die Öffentlichkeit darauf vorzubereiten, statt sie durch Hinterhältigkeit zunächst im Glauben zu lassen, daß man die Okkupation nicht wolle, wo dann, als sie zur Tat wurde, die Enttäuschung über die Irreführung erst recht den Widerstand hervorrief. Der augenblickliche Eindruck jener Erklärungen Andrássys war allerdings für die gemeinsame Regierung günstig. Dr. Herbst nahm mit Befriedigung davon Akt, und so schloß die Beratung des Budgets des Ministeriums des Äußern, obwohl inzwischen die Ablehnung des Berliner Memorandums durch England bekannt wurde, mit einem Erfolg für Andrássy. Der übrige Teil der Session wurde mit dem kleinlichen Kampf der Verfassungspartei gegen die Berittenmachung der Infanteriehauptleute und mit einem schließlich abgelehnten Antrag Sturms auf Herabminderung des Präsenzstandes ausgefüllt.

Serbien und Montenegro rüsteten zum Krieg gegen die Türkei, infolgedessen größere Ereignisse und Gebietsveränderungen zu erwarten waren. Die Monarchen von Österreich-Ungarn und Rußland traten mit ihren Ministern in Reichstadt zusammen, um sich über die nächste Zukunft zu verständigen; offiziell wurde über den Inhalt der Abmachungen nichts mitgeteilt, sondern nur gesagt, daß die beiden Mächte in dem bevorstehenden Balkankrieg strenge Neutralität beobachten würden und daß Besitzänderungen nur mit Zustimmung aller Traktatmächte eintreten dürfen. Seitdem kennen wir die Abmachungen ziemlich genau[1]) und wissen, daß für den Fall des Unterliegens der Türkei ein regelrechter Teilungsplan im beiderseitigen Einvernehmen festgestellt wurde, der Österreich-Ungarn den Anfall des größten Teiles Bosniens und der Herzegowina gewährleistete, außerdem neue territoriale und staatsrechtliche Verhältnisse für Bulgarien, Rumelien usw. schuf. Von dem Vorbehalt einer Zustimmung der übrigen Signatarmächte ist in den bisher veröffentlichten Inhaltsangaben nicht die Rede. Das Reichstadter Abkommen war ein Erfolg der Politik des Kaisers, welcher Bosnien und Herzegowina im Einvernehmen mit Rußland erwerben wollte. Andrássy, der bis dahin jede Aufteilungspolitik vermeiden wollte, hatte nachgegeben, und vielleicht sah er in der Bedingung, daß die Territorialänderungen nur im Falle der Niederlage der Türkei eintreten sollten, eine Anerkennung seines Standpunktes, oder wenigstens eine nicht unwahrscheinliche und nicht unwillkommene Verschiebung der Annexions-

[1]) Die vollständigste Inhaltsangabe über die Reichstadter Abmachungen findet sich bei Fournier, l. c., S. 22.

Digitized by Google

politik überhaupt. Die Zusicherung der Neutralität der Monarchie im Serbisch-Türkischen Krieg war übrigens auch ein Entgegenkommen gegenüber Rußland, eine energische antirussische Politik hätte vor allem den serbischen Krieg verhindern müssen, der nichts anderes war als die Vorbereitung für das kriegerische Einschreiten Rußlands im weiteren Verlauf. Die öffentliche Meinung in Österreich, die zwar den Inhalt der Reichstadter Abmachung nicht kannte, fühlte doch ziemlich richtig die Annäherung an Rußland heraus, die durch die demonstrative Verleihung des Großkreuzes des Stephansordens an den russischen Botschafter in Wien Novikow, unmittelbar vor der Kaiserbegegnung, einen äußerlichen Ausdruck erhalten hatte. Die Sperrung des türkischen Enklavehafens in Klek wurde auch als eine gegen die Türkei gerichtete Maßregel angesehen. Als angesichts des Krieges Serbien und Montenegro in ihren Manifesten die Erwerbung Bosniens und der Herzegowina als Kriegsziele bezeichneten, veranstalteten die bosnischen Katholiken eine Kundgebung für die Annexion an unsere Monarchie. Damit war begreiflicherweise diese Frage, deren Stipulation in Reichstadt man sorgfältig vor der Öffentlichkeit gehütet hatte, wieder auf der Tagesordnung der publizistischen Diskussionen. Die ungarischen Blätter protestierten gegen jede Ausdehnung Serbiens, und die österreichischen deutschliberalen Organe gegen jede Annexion um so nachdrücklicher, als ein Artikel im „Fremdenblatt" plötzlich diese Eventualität als unter Umständen notwendig und gerechtfertigt erklärt hatte. Gerüchte über Mobilisierung waren im Umlauf, kurz, die öffentliche Meinung hatte die Ziele der Reichstadter Abmachung ziemlich richtig erraten. Aber die Ereignisse verrückten etwas ihr Konzept. Die für die Erwerbung Bosniens durch Österreich-Ungarn vorgesehene Bedingung, nämlich die Niederlage der Türkei, trat nicht nur nicht ein, sondern die Serben wurden geschlagen und wandten sich um Hilfe nach Petersburg; dort wollte man die serbischen Niederlagen nicht ruhig hinnehmen, versuchte ein Einschreiten der Mächte zur Herbeiführung günstiger Friedensbedingungen, und als ein solches nicht zustande kam, erschien der russische Generaladjutant Sumarokow in Wien mit dem Vorschlag einer bewaffneten Intervention der beiden Kaisermächte gegen die Pforte: Österreich-Ungarn sollte Bosnien und Herzegowina, Rußland Bulgarien besetzen. Unzweifelhaft lag dieser Vorschlag in der Linie der Reichstadter Abmachung, aber diesmal hatte Andrássy die Oberhand, und die russischen Vorschläge wurden abgelehnt. Aber in diesem Falle hüllte man den diplomatischen Vorgang nicht in Geheimnis, vielmehr brachten die Wiener Zeitungen sofort den Inhalt der Proposition Sumarokows und die Mitteilung von deren Ablehnung, mit der Bemerkung, daß man keine Kooperation mit Rußland, sondern nur den Frieden mit der Türkei und Reformen in den von Christen bewohnten Provinzen wolle. Dies erschien als ein bedeutendes Entgegenkommen an die öffentliche Meinung in Ungarn und Österreich, die ein gemeinsames militärisches Vorgehen mit Rußland gegen die Türkei unbedingt verurteilte, aber nach dem seither von Wertheimer mitgeteilten kaiserlichen Briefwechsel war die Ablehnung nicht so absolut, wie man sie

Digitized by Google

offiziös in den Zeitungen und auch gegenüber den fremden Diplomaten hinstellte. Für den Fall der Weigerung der Pforte, Reformen durchzuführen, und neuer Aufstände wurde vielmehr die gemeinschaftliche Intervention Österreich-Ungarns und Rußlands zugestanden, es wurde ferner mehr gegen die zeitliche Beschränkung der Okkupation argumentiert, woraus sich umgekehrt der Wunsch nach einer definitiven Festsetzung, also nach Annexion, von selbst ergab. Die eventuelle Okkupation oder Annexion blieb daher auch weiter fortwährend in Diskussion zwischen Wien und Petersburg. Man wollte, hieß es in einem dieser kaiserlichen Briefe, keine gemeinsame militärische Aktion zum Zweck der Teilung der Türkei, erst wenn die Türkei zusammenbräche, sei der Interventionsfall gegeben; Österreich-Ungarn wolle keinen Krieg gegen die Türkei führen, nur unter Umständen für sich einseitige Sicherungsmaßregeln ergreifen, man wolle aber die Eintracht mit Rußland erhalten und sei der Abschließung eines geheimen Vertrags über die weiteren Schritte nicht abgeneigt.[1])

Das Publikum, das von diesem Schriftenwechsel nichts wußte, war durch die äußeren Vorgänge beunruhigt. Die langen Verhandlungen über den türkisch-serbischen Waffenstillstand, der schließlich durch ein russisches Ultimatum erzwungen wurde, die Aufstände in Bulgarien, eine in den italienischen Zeitungen erhobene Kompensationsforderung im Fall einer österreichischen Gebietsausdehnung, die russischen Rüstungen, die neuen englischen Forderungen von Autonomie für die christlichen Provinzen, die man in Wien zu weitgehend fand, waren mehr oder minder bedenkliche Anzeichen einer sehr gespannten Lage, in der der Reichsrat im Oktober 1876 wieder zusammentrat. Die Parteien fühlten das Bedürfnis, sich mit der auswärtigen Politik zu beschäftigen, zunächst interpellierten die mährischen Tschechen und die südslawischen Abgeordneten, ob Vorkehrungen getroffen worden, um auf der Balkanhalbinsel für die Zukunft einen den Interessen des Reiches und den lebhaften Wünschen seiner slawischen Bevölkerung entsprechenden, die christliche Bevölkerung der Balkanländer befriedigenden politischen Zustand zu schaffen. Ebenso traten die drei Fraktionen der Verfassungspartei (Großgrundbesitz, Liberale und Fortschrittsklub) zusammen, um über eine gemeinsame Interpellation zu beraten. In der Versammlung wurden wesentlich Stimmen für die Erhaltung des Friedens und des Status quo in der Türkei und gegen eine Kooperation mit Rußland laut. Ich meinte, unter den gegebenen Umständen sei die Erhaltung des Dreikaiserbündnisses nicht ohne Nutzen und einer sonst wahrscheinlichen Isolierung der Monarchie noch vorzuziehen. Die Interpellation wurde fast einstimmig beschlossen und von 115 Abgeordneten unterzeichnet, ich unterschrieb sie nicht; sie stellte am Schluß die Frage, ob die Regierung ihren Einfluß dahin aufgeboten habe, daß bei einem aus Anlaß der orientalischen Wirren ausbrechenden Krieg der Friede für Österreich-Ungarn gewahrt und insbesondere jedes Streben nach Erwerbung fremder Gebiete hintangehalten werde.

---

[1]) Wertheimer, II, S. 350.

Digitized by Google

Am 27. Oktober 1876 beantwortete Fürst Auersperg die beiden Interpellationen. Nach einigen Bemerkungen über die Mitverantwortlichkeit der österreichischen Regierung für die auswärtige Politik versicherte die Antwort, die im Ministerium des Äußern verfaßt worden war, daß die Politik der Regierung vor allem auf die Erhaltung des Friedens gerichtet sei, wodurch ein Streben nach Erwerbung fremden Gebietes von selbst ausgeschlossen sei. Auch gegenüber den gegenwärtigen Verhältnissen werde der Minister des Äußern in erster Linie nach Erhaltung des Friedens trachten, aber, nun kam ein vieldeutiger Satz, ebensowenig dürfe einem Zweifel darüber Raum gestattet werden, daß diese Bestrebungen ihre naturgemäße Begrenzung in der Pflicht finden, die Sicherheit und Interessen der Monarchie unter allen Umständen und in jeder Richtung zu wahren; und mit drohender Stimme fuhr der Ministerpräsident fort, der Minister des Äußern sei entschlossen, sich weder durch Manifestationen kriegerischer Natur, noch durch Kundgebungen, welche die Kraft und das Ansehen der Monarchie möglicherweise schädigen könnten, von der bis jetzt festgehaltenen Richtung abdrängen zu lassen. Diese höchst ungeschickte herausfordernde Sprache erregte sofort den allgemeinen Unwillen, namentlich bei der Verfassungspartei, aus deren Mitte laute Entrüstungsrufe erschallten, da man nicht mit Unrecht diese Worte als direkt gegen die friedliche Kundgebung dieser Seite gerichtet ansah. Die Zurückweisung kriegerischer Manifestationen in der Antwort konnte sich, da in Österreich keine solche erfolgt waren, nur auf die in den letzten Tagen in Budapest stattgefundenen türkenfreundlichen und russenfeindlichen Studentendemonstrationen beziehen, die doch das österreichische Abgeordnetenhaus gar nichts angingen. Auch die Zeitungen gaben der allgemeinen Unzufriedenheit Ausdruck, und so mußte Auersperg drei Tage nachher eine Ehrenerklärung abgeben, daß es ihm nicht eingefallen sei, unter den in der Interpellationsbeantwortung erwähnten Kundgebungen jene der legalen Vertretungskörper zu meinen. Der Zwischenfall hatte jedenfalls zur guten Einleitung der Debatte nicht beigetragen. In dieser vertrat die Mehrzahl der deutschliberalen Redner die Politik der Nichtintervention und der Erhaltung des Friedens mit mehr oder minder heftigen Angriffen gegen Andrássy, dem sie die von der Interpellationsbeantwortung behauptete konsequente Haltung absprachen; unter ihnen war Kuranda unzweifelhaft der Beste, ein alter liberaler Journalist mit den Ideen der vierziger Jahre, früher Herausgeber der „Grenzboten" in Leipzig, dann der „Ostdeutschen Post" in Wien, ein Mann von allgemeiner Bildung und großer publizistischer Erfahrung, leider mit einem höchst unvorteilhaften Äußeren. Etwas abweichend von der festgerannten Parteimeinung sprach Demel, der sich immer ein selbständiges Denken bewahrte, er meinte, das Dreikaiserbündnis wäre ganz gut gewesen, solange es wirklich zusammengehalten und einheitlich gearbeitet habe, die letzten Erfahrungen aber des serbischen Krieges und des einseitigen Einschreitens Rußlands in der Waffenstillstandsfrage ließen an dem Fortbestand des einvernehmlichen Zusammenwirkens der Dreikaisermächte stark zweifeln und

Digitized by Google

rücken die Gefahr eines Konfliktes unserer Monarchie mit Rußland heran, und so friedlich er gesinnt sei, so müsse man sich auch für diesen Fall vorsehen. Ich sprach gegen die Politik der absoluten Untätigkeit; wenn auch zugegeben werden müsse, daß die Unruhen in der Türkei zum Teil durch fremde Agitation hervorgerufen und geschürt worden sind, so seien die Zustände doch derart, daß die einfache Erhaltung des Status quo nicht mehr möglich ist, wollte man ernstlich einen Status quo amélioré, dann hätte man gleich zu Anfang der Aufstände einschreiten und die Provinzen pazifizieren müssen. Durch seine bisherige Untätigkeit habe sich Österreich-Ungarn auch handelspolitisch in der Türkei verdrängen lassen, die Donauregulierung von der Mündung aufwärts, der Bau der türkischen Bahnen von der Küste aus haben England den Weg nach Rumänien und nach der Türkei geöffnet und uns abgeschnitten, Rußland und früher Frankreich haben dort durch ihre politische Wühlarbeit uns auch wirtschaftlich zurückgedrängt. Wenn sich aber nun das Schicksal der Türkei erfüllt — venit summa dies et ineluctabile fatum — sollen wir dann wieder zusehen, wie alle anderen Staaten ihre Macht und ihren Einfluß erweitern? Allerdings erfordere eine selbstbewußte Politik auch Opfer und Kraftleistungen, aber hatte denn irgend jemand geglaubt, daß wenn die ganze orientalische Frage aufgerollt wird, Österreich nicht in Mitleidenschaft gezogen werde, befolge es nun eine aktive oder nichtaktive Politik! Wenn an unseren Grenzen staatliche Neubildungen gegen unseren Willen und ohne unser Zutun errichtet werden wollen, dann ist es besser, diese Gebiete unserer eigenen Machtsphäre zu unterwerfen. In der ganzen Aktion aber sei es zu wünschen, daß wir nicht isoliert bleiben, das Dreikaiserbündnis habe Rußland immer etwas zurückgehalten und die Vermittlung Deutschlands sei sicher nützlich gewesen, aber, bemerkte ich gegen Demel, es wäre eine große Illusion, zu glauben, Deutschland für die nächste Zeit aus seiner engeren Allianz mit Rußland loslösen zu können.[1]) Hohenwart sprach in einem ähnlichen Sinn, aber mit größerer Wärme für die bisherige auswärtige Politik der Regierung, deren Antwort ihn völlig befriedigt habe; weder Okkupation noch Annexion sei unser Ziel, sagte er ganz in der Andrássyschen Redeweise, wir werden aber von der Anwendung auch dieser Mittel nicht zurückschrecken, wir werden sie, fügte er hinzu, sogar mit allem Nachdruck verlangen, wenn es das Interesse Österreichs erheischt. Die slawischen Redner sprachen gegen die Erhaltung der Türkei, einer von ihnen aus Dalmatien warf Andrássy vor, eine rein madjarische Außenpolitik zu treiben, die zuletzt zum Krieg gegen Rußland für die Integrität der Türkei führen müsse. Nach einer burschikosen Plauderei des Klerikalen Greuter nahm Herbst das Wort zu einer wenig gelungenen Schlußrede, er sprach über die Segnungen des Friedens und persiflierte die Anhänger der Aktionspolitik überhaupt, weil jeder von ihnen etwas anderes darunter verstehe, der eine den Krieg gegen Rußland, der andere den Krieg gegen die Türkei; eine eigene Meinung über die

[1]) Reden, S. 33—39.

Digitized by Google

Ziele der österreichischen Orientpolitik brachte er nicht vor, die Besserung der Lage der Christen sei selbstverständlich zu wünschen, aber über die Mittel, künftige Aufstände abzuwehren, hatte er nichts vorzubringen und sprach schließlich ebenfalls seine Befriedigung über die Regierungsantwort aus, ein Beweis für die Unbestimmtheit und Zweideutigkeit dieser Antwort, mit der sich sowohl der Aktionspolitiker Hohenwart, als der Gegner jeder Aktionspolitik Herbst einverstanden erklären konnten. An der ganzen nicht unbedeutenden Debatte nahm die Regierung keinen Teil, man wußte nicht, ob aus eigenem Entschluß oder auf Wunsch des Ministers des Äußern. Jedenfalls machte dieses Schweigen den allerungünstigsten Eindruck, da das Abgeordnetenhaus mit Recht ein offenes Wort in einer Angelegenheit erwartet hatte, die alle Welt beschäftigte, die für die Zukunft des Reiches von der größten Bedeutung war und bezüglich deren die öffentliche Meinung sich deutlich immer mehr gegen die im Schoße der Regierung vorwaltende Richtung festlegte, so daß eine Führung und Berichtigung dringend geboten war.

Im äußeren Verlauf der Ereignisse folgte sodann die Konferenz in Konstantinopel, in der Österreich-Ungarn keine führende Rolle spielte; Andrássy glaubte überhaupt nicht an ihren Erfolg und ließ nur nachdrücklichen Vorbehalt gegen die Bosnien nach dem Antrag Englands zu gewährende Autonomie erheben. England trat in Widerspruch mit seiner früheren Haltung nunmehr sehr energisch gegen die Türkei auf, und schließlich scheiterte die Konferenz an der Weigerung der Pforte, die Mitwirkung der Mächte bei der Ernennung der Provinzgouverneure und die Einsetzung internationaler Überwachungskommissionen zuzulassen. Rußland gab darum die Partie nicht auf und entschloß sich nun zu einer kriegerischen Aktion, eventuell zur Okkupation Bulgariens. Für seine Flankendeckung verhandelte es mit Österreich-Ungarn, und so kamen die beiden geheimen Konventionen vom 15. Januar (Budapest) und 18. März 1877 (Wien) zustande. Andrássy hätte den Krieg Rußlands gegen die Türkei nur durch eine kriegerische Gegenaktion, die zugleich eine militärische Allianz mit der Türkei gewesen wäre, verhindern können; wenn er dies nicht wollte oder konnte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als für seine Neutralität Garantien gegen militärische oder politische Übergriffe Rußlands zu verlangen, und hier erzielte er unzweifelhaft Erfolge. In der ersten Konvention sagte Rußland zu, im Kriegsfall Serbien, Montenegro und den Sandschak als neutrale Zone zu behandeln, in der zweiten wurden Österreich-Ungarn Bosnien und die Herzegowina, Rußland Beßarabien, Batum und eine weitere Kompensation in der asiatischen Türkei als Konsequenzen des Kriegs oder der Auflösung des Osmanischen Reiches zuerkannt, wobei allerdings über die Bedeutung und den Eintritt dieser letzteren Bedingung für die vereinbarten Gebietsänderungen keine völlige Klarheit geherrscht zu haben scheint.[1]) Die Verträge waren für Österreich-Ungarn nicht ungünstig, Rußland verpflichtete

[1]) Wertheimer, II, S. 391. Goriainow, S. 333, 334. Fournier, S. 41, 43.

Digitized by Google

sich ferner, Bulgarien wieder zu räumen, keinen neuen großen slawischen Staat zu errichten und alle weiteren Fragen einverständlich zu regeln: damit war der Standpunkt von Reichstadt wieder lebendig geworden. Die Annäherung an Rußland, die einem Gesellschaftsvertrag über das Schicksal der Türkei sehr nahe kam, wurde aber gerade deshalb absolut geheim gehalten, weil man sich scheute, das Einverständnis mit dieser Macht einzugestehen.

War die Öffentlichkeit so über die geheimen Verhandlungen ganz ohne Kenntnis, so war sie darum doch über den Gang der Ereignisse nicht weniger beunruhigt. Schon im Dezember hatten zwei Reden Bismarcks, die sehr russenfreundlich klangen, in Wien einen ungünstigen Eindruck gemacht. Die lebhafteren Erscheinungen der Orientwirren begannen bei den verschiedenen Nationalitäten in Österreich-Ungarn verschiedene Sympathie- und Antipathiekundgebungen für die streitenden Teile auszulösen; so ging im Januar 1877 eine ungarische Studentendeputation nach Konstantinopel, um für die Sache der Türkei zu demonstrieren, und ebenso rief der Besuch des russischen Generals Tschernajew, der im serbischen Krieg kommandiert hatte, in Prag einen argen Auflauf hervor, dem nur durch seine polizeiliche Ausweisung ein Ende gemacht werden konnte. Ende März kam das sogenannte Londoner Protokoll, das unter russischem Einfluß eine drohende Sprache gegen die Pforte führte, die, wie zu erwarten, die neuen europäischen Forderungen ablehnte. Daraufhin erklärte Rußland den Krieg an die Türkei. Obwohl man seit Monaten dieses Ereignis hatte kommen sehen, machte es dennoch einen sehr starken Eindruck; die englische Regierung, die fortwährend schwankte und sich im Londoner Protokoll ganz der russischen Führung angeschlossen hatte, erließ nun eine sehr scharf gehaltene Protestnote, die von vielen wie eine Ankündigung einer bewaffneten Intervention angesehen wurde. Dieser Eindruck wirkte besonders lebhaft in Ungarn, dessen Politiker alle Türkenfreunde und Gegner Rußlands waren. Als die Russen die Donau mit Zustimmung Rumäniens überschritten, wurde im ungarischen Reichstag eine Reihe von Interpellationen über die neue Situation und die bevorstehende Haltung unserer Regierung gestellt. Die Türken wollten diese ungarische Stimmung ausnützen und ließen durch einen hohen Beamten Manuskripte und Bücher aus der Sammlung des Matthias Corvinus als Geschenk nach Ungarn bringen; Andrássy wußte der Demonstration, die in Budapest eine arge Verlegenheit bereitet hätte, dadurch die Spitze abzubrechen, daß er verfügte, das Geschenk in Wien dem Ministerium des Äußern zu übergeben. Gleichzeitig erschien in Budapest eine Deputation türkischer Studenten (Softas), die übrigens lange nicht alle wirkliche Studenten waren, und in Budapest von den hervorragendsten Politikern festlich empfangen wurden; zu gleicher Zeit fanden anläßlich eines Besuchs des Erzherzogs Albrecht in Agram russenfreundliche Demonstrationen statt, die natürlich Tisza sehr unangenehm waren. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Von deutscher Kunst (Architektur)

Von

Kurt Paechter

Es mag gerade in dieser für uns Deutsche so schweren Zeiten eine Wohltat sein, uns der Zeiten unserer blühendsten Kultur zu erinnern. Den Blick dorthin zu wenden, wo das Deutsche in der Welt geehrt, bewundert und — geliebt war. Gerade heute, wo uns fast von überall Barbarentum und Bedeutungslosigkeit vorgerufen wird, auf unsere Werke hinzuweisen, um die man uns beneidet hat und noch beneidet. Wie reich ist ein solcher Blick in die Vergangenheit auch dann, wenn wir uns sagen müssen, was vergangen ist, ist vergangen. Wir wollen und können im 20. Jahrhundert nicht mehr den Geist und die Taten des 14. wiederholen. Aber der größte, ja unschätzbare Dienst, den uns solch Erinnern leistet, ragt weit darüber hinaus: das ist die Bedeutung für die unmittelbare Gegenwart. Solcher Blick auf große bedeutende Taten steift das Rückgrat und bringt Mut und Kraft zu neuen Taten. Eine der Brücken aber, die uns zum Besten der Vergangenheit führen und über die das Beste und Feste der Gegenwart geht, ist die Kunst.

Innig ist die Kunst mit dem Leben verbunden. Stets und in allen Ländern werden wir beobachten, daß die Blütezeiten aller Künste mit nationalem Wohlstand, mit gesicherten und gehobenen Lebensbedingungen zusammenfallen. Am „klarsten" zeigt sich das warme Lebensblut, das die Kunst durchflutet, in der Baukunst.

Fast ein jedes Klima, fast ein jeder Volksstamm im deutschen Vaterland hat seine eigene Art, Wohnhäuser und Kirchen zu bauen. Selbst der Engländer unterscheidet das lange westfälische Bauernhaus, das Nürnberger Fachwerkhaus und den norddeutschen Backsteinbau. Während die Kunst an sich allen Völkern der Erde gehört, sind die Formen, in denen sie auftritt, in den verschiedenen Ländern, Nationen und Stämmen, ja selbst Gesellschaftsschichten sehr verschiedene. Wohl eine jede der starken Einwirkungen des Charakters der Menschen und ihrer Bedürfnisse, auch die des Klimas, spiegelt sich in ihrer Kunst. An den Bauten lesen wir deutlich die Lebensbedingungen und -gewohnheiten der Erbauer ab. Ob weich — hart, lässig — energisch, falsch — treu, dort zeichnet es sich ab. Aber es ist dann schwerer Unglaube: die Kunst sei an Völker und Nationen gebunden, irgendwo, wo sie besonders glänzend auftritt, sei ihre wahre Heimat. Wir haben im 15. Jahrhundert eine wunderbare Blüte italienischer Malerei. Im 13. und 14. Jahrhundert ist unsere deutsche Baukunst auf ihrem höchsten Gipfel, und die höchste Entwicklung deutscher Malerei sah das 16. Jahrhundert. Aber alle diese Höhepunkte sind doch nur Glieder einer fortlaufenden Kette. Eng vermischt ist die Kunstübung der verschiedenen Länder: Deutsche Baumeister errichteten die Dome

Digitized by Google

von Toledo und Burgos, Italiener bauten am Louvre und St. Cloud, in München und Dresden arbeiteten Franzosen und Italiener, Dürer wird in Venedig der bewunderte Lehrer und — Schüler, Tizian schafft in Madrid, Leonardo da Vinci in Frankreich und so weiter. Doch noch klarer als in Einzelerscheinungen offenbart sich die Gemeinsamkeit der Kunst in dem gleichzeitigen Erscheinen der großen Stile: Romanisch, Gotisch, Renaissance. Wie Blutwellen kreisen die gleichen Bewegungen und Empfindungen durch den Körper der Kunst und äußern sich fast gleichzeitig in vielen Ländern auf die gleiche Weise.

Ist die Stilentwicklung in ihren Grundzügen auch in fast allen Ländern die gleiche, so ist sie in ihren Teilen mit dem besonderen Nationalleben eng verwachsen. — An der Baukunst, als der immer besonders „klaren" Kunst, läßt sich das fortschreitende Leben ablesen. So lang in Deutschland die Kirche übermächtig ist, sprechen die hochragenden Dome und Kirchen von deutscher Lebensführung. Als später Fürstenmacht jede andere verdrängte, sprechen Schlösser und weltliche Prunkbauten dieses aus. Und als zuletzt das Bürgertum zur Herrschaft kommt, sind es hinwiederum dessen Bauten in Haus und Hof, in denen deutsches Leben sinnfällig in die Erscheinung tritt.

... Ernst und geheimnisvoll-schweigsam steht der romanische Dom vor uns. Schlicht und bedächtig ist die Sprache, die er spricht. Sparsam geht er um mit den Worten, in denen er uns von dem Empfinden seiner Zeit sagt. Einfach der Grundriß, nur das Nötige gebend. Von Westen nach Sonnenaufgang gerichtet eine Halle für die Hörer, an deren Ende der Raum für den Altar. Der Tisch des Herrn muß weithin sichtbar sein: er steht erhöht, und hinter ihm ist eine Halle, die ihm Nachdruck gibt und den nötigen Raum für die Priester. Der unter diesem erhöhten Platz liegende Raum dient den kleineren kirchlichen Handlungen — Taufe, Begräbnisstätte — auch wohl als verborgener Versammlungs- und Zufluchtsort. Eng schließt sich die weitere Ausgestaltung dieser Schlichtheit an. Der Schmuck dieser Gotteshäuser sucht stille Formen, und sparsam wird er angewandt. Wie der eigentlichste Zweck dieser Dome des 13. Jahrhunderts der tiefe strenge Gottesdienst ist, so muß ja auch im Äußern wie im Innern dieser Bauten ein tiefes Streben seinen Ausdruck finden.

Das folgende Jahrhundert sieht die langsame, stetige Wandlung jeder Lebensform. Auch die Baukunst geht eng Hand in Hand mit den großen Veränderungen. Ja, in der Architektur, deren steinerne Formen nur im äußersten Fall den Modeschwankungen unterliegen, spiegelt sich gleichsam im Extrakt das Empfinden jeder Zeit am treuesten. Fast alle die großen gotischen Dome Europas sind im Lauf dieses Jahrhunderts entstanden und auch größtenteils vollendet. Sie drücken einen neuen Geist aus. Das eigentliche Mittelalter war zu Ende. Vom Süden Europas blies ein frischerer Wind. Schulen und Universitäten wurden gegründet. Die einseitige Lehre und ihre Lehrweise verschwindet. Ein umfassenderes Wissen und ein freierer Geist wird mehr und mehr offenbar.

Digitized by Google

Mannigfach sind die Ursachen dieses Umschwunges, der sich besonders klar in den Schöpfungen der bildenden Künste zeigt. Die Malerei, namentlich in Italien, entwickelt sich im Quattrocento schnell zu größter Blüte, Baukunst und Plastik folgen auf dieser Bahn. Auf Italien wirkte ja die wiedergefundene und wiedererkannte Antike zuerst. Von hier aus breitet sich der freie Geist der alten Denker und der bildenden Künste über Europa aus. Die Menschen dieses Zeitalters sind nicht mehr die stillen genügsamen Menschen des Vorhergehenden. Immer größer wollen sie die Dinge erfassen und immer freier, immer höher wollen sie schaffen. Es ist der Geist der Gotik.

Gewißlich zu Recht sucht man in allen Zweigen der Künste und der Wissenschaften nach dem „großen Zug" — nach dem festen Gerippe, dem Plan, nach dem sich alles ordnet. Dort, wo die Dinge uns diese folgerechte Linie nicht mehr zeigen, schafft man meist Systeme. Systeme sind gut und helfen uns in mancherlei Weise. Aber frei und beweglich muß das System sein. Die Kunstgeschichte ist auch nach Systemen aufgebaut. Eines dieser Systeme ist die Lehre von Stilen, die in Schulen besonders so einseitig-verderblich gelehrt wird. „Romanisch, Gotisch, Renaissance, Barock" usw., wobei zum öfteren mindestens die zwei ersteren, gemäß den Anschauungen der Goethezeit, arg mißhandelt und durcheinandergeschüttelt werden. Alle diese Stile sind ja da — dem geschärften Auge deutlich erkennbar. In ihnen regt sich der Charakter oft ganzer Jahrhunderte, und umgekehrt dürfen wir uns nach diesen Charakteristika die entschwundenen Jahrhunderte wieder aufbauen. Nur ein Felsblock liegt mitten in diesem gangbaren schönen Wege. Ein Fels, an dem all diese Systeme scheitern könnten, das ist das Starre. Man lehrt fast immer: Romanisch = dann und dann, Gotisch = dann und dann, Renaissance usw. Ferner: Romanisch = Deutsch, Gotisch = Französisch, Renaissance = Italien. Das große und doch wohl oberste Gesetz aller Stilentwicklung ist ein einziges Recht, das überall wirkt, wo Menschen sind, das nicht an Ort und Zeit gebunden ist; das wird dem Lernenden ja so selten einmal gesagt. So muß er voll Trauer erkennen, daß das, was er am Kunstwerk als schön empfand, nur ein Stück eines starren Systems ist. Die lebendige, flutende Kunst bekommt er nicht zu fassen; so wird er es sicherlich unbegreiflich finden, wenn er von der antikisierenden Kunst der Karolinger hört — fünfhundert Jahre vor der Renaissance, der Wiedererweckung der Antike. Oder gar vom Barock zur Zeit Alexanders des Großen.

Die Baukunst im 15. Jahrhundert schildert im großen wie im einzelnen das vielgestaltigere Leben. Schon der Grundriß eines seiner Dome genügt, um uns dies zu zeigen. Der alte Plan der großen Halle mit dem kleinen Chorteile, der nur für die kirchlichen Handlungen bestimmt ist, bleibt unverrückt, aber die neue Zeit ändert die Formen so durchgehends und völlig, daß eine ganz neue Weise entsteht. Die Säulen werden weiter auseinandergerückt, das Langschiff wird strenge vom Chor getrennt, um das Chor — um die ganze Kirche legt sich allmählich ein Kapellenkranz. Das alles entsteht wie von selber. Ein freieres und selbständigeres Leben fordert, daß auch im Gotteshaus ein

Digitized by Google

individuelles Empfinden sich ausdrückt. Ist es doch dies Persönlichkeits- und Gemeinschaftsgefühl, das diese hochragenden Bauten entstehen ließ. Nur dies starke Vertrauen in den Brudermenschen konnte ja dem Einzelnen die Kraft geben, sich an Taten zu wagen, die die Lebenszeit eines Einzelnen weit überschritten, die der Vater dem Sohn, der Sohn dem Sohn zur Vollendung übergeben mußte. Die kleinen Kapellen, die sich so eng an die große Kirche anschmiegen, sind Räume für Brüderschaften und Zünfte. Sie sind „ihrem" Patron geweiht und dienen im besonderen nur ihren Festen. Die großräumigere Ausgestaltung des Innenraums wie die scharfe Trennung des Chorraumes betonen die Klarheit, die nun allen Teilen ihre Pflicht zuweist. Am leichtesten erkennbar ist die Wandlung beim Betrachten des Äußern. Da erscheint es uns wohl, als ob vom alten romanischen Dom nichts mehr geblieben ist. Es ist, als hätte ein Wirbelwind alles in die Höhe gerissen. Ja, die Überfülle neuer Formen könnte Zweifel an dem einheitlichen Trieb, der dem Ganzen innewohnt, in uns wecken. Doch immer wieder müssen wir sehen, daß jeder Stein im kleinen den Zug wiederholt, den der Bau im großen ausdrückt. Das Bild (etwa Straßburg oder Antwerpen) eines dieser Dome, die nicht „freigelegt" sind, das uns den hohen Bau inmitten vieler Häuschen zeigt — gleichsam die Henne, die ihre Küchlein um sich sammelt —, genügt ja, um uns das Gefühl zu zeigen, das Großes und Kleines gemeinsam umfaßte.

Neue Formen für das alte Haus. Sicher und organisch war es gewachsen. Nur eines war fast wörtlich aus der alten Gewohnheit übernommen. An einem Pfeiler des Mittelschiffs lehnt ziemlich willkürlich und verloren die Kanzel. Nur absolute praktische Forderungen können es gewesen sein, die durch Jahrhunderte immer wieder diesen Platz, der die Schönheit des Raums stört, für das Rednerpult beanspruchte.

Wie Frühlingswinde wehte es über Europa am Beginn des 16. Jahrhunderts. Die Pflanzen, die in der Kunst des 14. sich leicht geregt, im 15. zuerst geknospet hatten, entfalteten sich jetzt. Die Entdeckung der Neuen Welt, die Erfindung der Buchdruckerkunst, neue naturwissenschaftliche und theologische Erkenntnisse wandeln die Formen des täglichen Lebens, wie dieses seinerseits ja erst den Boden für die vollste Auswirkung der neuen Dinge bereitet.

Eines war es vornehmlich, das für die Künste jetzt bestimmend wurde. Das Bürgertum wurde Auftraggeber. Die Kirche, die bisher fast allein Verbraucher und Auftraggeber war, tritt langsam zurück.

Es ist in diesem kurzen Aufsatz nicht der Platz, all die gewaltigen Umwälzungen in den Künsten und dem Leben (von denen ja stets die eine die anderen bedingt und hervorruft) zu schildern. Ich werde mich hier heute auf die Baukunst beschränken, die ja wie jeder wahrhaft echte Teil das große Ganze widerspiegeln muß.

Im engsten Anschluß an die Bedürfnisse einer neuen Zeit wandelt sich zuerst das Haus Gottes, und im Verlauf des 16. und 17. Jahrhunderts zeigen alle die vielerlei kirchlichen Bauten ein neues Aussehen. Der Geist der Re-

Digitized by Google

formation wandelt die Formen. Nicht mehr der Priester allein ist der Träger des Gottgedankens, sondern jeder in der Gemeinde ist ein Besitzer der Güte und der Macht Gottes. Fast alle jetzt noch erhaltenen älteren Pfarrkirchen Deutschlands stammen aus dieser Zeit. Die Raumordnung wird einfacher und strenger. Mehr und mehr drückt jetzt der Bau das Bekenntnis, dem er dient, aus. Die vielen Kapellen und Seitenaltare verschwinden und mit ihnen die Seitenschiffe — ihr eigentlicher Raum. Die Priester und Demonstranten sind immer wenigere geworden. Zugleich mit den Änderungen des Kirchenbaus bringt diese Zeit die großartigsten Äußerungen des Profanbaus. Gemeinhin alle Rathäuser und Zunfthäuser Deutschlands sind im 16. und 17. Jahrhundert entstanden. Gewaltig entwickelt sich die Stadtanlage. Ein selbstbewußtes und aufrechtes Erkennen in Wissenschaft und Handwerk fordert mit Recht und Freude ein neues Haus. Ehrlichkeit und Treue walten und ein Brüderlichkeitsgefühl stärkt Deutschlands Volk.

Die Umwandlungen im 17. und 18. Jahrhundert sind ebenso wie jene aller anderen Zeiten folgesichere und natürliche. Die riesenhaften Verschiebungen, Erweiterungen und Vertiefungen, die die neuen Zeiten zeigen, sind ja bedingt durch die früheren. Die Umrisse der Berufe und Staaten nehmen festere Gestalt an. Das erstarkte Machtgefühl ist wohl die bedeutendste Eigenschaft dieser Zeit. Immer größer und prächtiger werden auch in deutschen Landen Burgen und Schlösser, und „noch" setzt die ganze Nation ihren Willen und ihre Arbeit in diese Bauten und in den Glanz und das Können, das sie beherbergen sollten. Das Äußere dieser Bauten, die durchaus nicht immer nur dem Prunk dienten, spiegeln den Geist, der Europa beherrschte, wie auch im besonderen deutsche Meinung.

Das 18. Jahrhundert dürfen wir als die Grundlage für die Jetztzeit auffassen. Das Bürgertum schafft sich einen neuen Bau, der einen neuen Geist zeigt. Die Bürgerhäuser fast aller deutscher Städte dieser Zeit (etwa die der freien Reichsstädte) sind lebendiges Zeugnis. Hoch und stark stehen die Wohnhäuser der Danziger Bürger, und in Berlin und Frankfurt a. M. sehen wir dasselbe Bild, nur verschieden nach der Gemütsart seiner Bewohner und Erbauer. Ein aufrechtes Bürgertum herrschte, mit ihm zugleich eine mächtige Gestaltenfülle in unserer Literatur. Die schwache Entwicklung der bildenden Künste steht im auffallenden Gegensatz hierzu. Überwiegend spiegelt die Architektur das vielgestaltete Leben Deutschlands im 18. und 19. Jahrhundert. Es sind besonders die Bauten des späten Barock und des Rokoko (etwa Dresden und Potsdam) und die Kirchen des Jesuitenstils (etwa München), die Zeugen dieser Zeit sind. Was hier begann, setzt sich in der Jetztzeit fort. Und die treueste Begleiterin jedes Volkes, die Kunst, spiegelt alles wider. Religion, Wissenschaft und Kunst allein stehen über den Parteien, und wie es keine feste Grenze zwischen ihnen gibt, so sind sie in ihrer Wirkung rein.

Wie die Bewegungen in Deutschland im engen Zusammenhang mit denen Europas stehen, so ist auch unsere Kunst: Malerei, Musik und Baukunst, be-

Digitized by Google

zeichnend für die geistigen Bewegungen aller dieser Staaten. Der deutsche Geist ist ein Teil des Weltgeistes und deutsche Kunst ein Teil der Kunst, und kann nicht vernichtet werden. — Ich konnte hier nur von Baukunst sprechen, doch auch dieser Hinweis auf einen Teil deutschen Empfindens, deutschen Könnens und deutschen Ruhmes wird uns mit Freude erfüllen, ein Deutscher zu sein.

Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil[1])

Herausgegeben von

Professor H. Ulmann

Der Staatsmann, dessen „Denkwürdigkeiten" nachfolgende Auszüge entstammen, Karl Wilhelm Heinrich Freiherr du Bos du Thil, war beinahe als Fremdling 1802 in den Kreis der hessen-darmstädtischen Hof- und Staatsbeamten eingetreten, um 1848 nach jahrzehntelanger, zuletzt fast herrischer, Waltung als leitender Staatsminister und Minister des Auswärtigen, des Großherzoglichen Hauses, des Innern und der Justiz durch die Revolution verdrängt zu werden, ist weiteren Kreisen längst bekannt. Hauptsächlich als der einsichts- und mutvolle Begründer der hessisch-preußischen Zolleinigung im Jahre 1828. Ferner lohnt es sich, zu erinnern, daß du Thil 1813 der Retter des jungen, noch wenig zusammengewachsenen Großherzogtums gewesen ist, das er noch gerade vor Toresschluß aus dem Rheinbund in die große Allianz hinüberzuschieben verstand; sowie daß er 1819 auf dieser Grundlage während der Wiener Ministerkonferenzen das Mißtrauen der deutschen Großmächte gegen die äußere und innere Politik Ludewigs I. so zu beseitigen wußte, daß fortan Hessen-Darmstadt als eine der zuverlässigen Stützen des österreichischen Staatskanzlers Metternich gelten durfte. Auch das darf nicht vergessen werden, wie der kluge und tiefer blickende Minister 1834 wieder in Wien ein, freilich nachher von den Nachbarstaaten ungenügend beachtetes, Übereinkommen bewerkstelligte, wonach der Deutsche Bund der Wächter sein sollte über die Verfassungen und Gesetze der Einzelstaaten unter den politischen Stürmen der Zeit. Es gehörte hoher Mut dazu, sich dem Argwohn auszusetzen, als ob ihm die Souveränitätsrechte seines Herrn, die er gerade bewahren wollte, nicht so unantastbar seien als furchtsamen Höflingen daheim. Unvergessen ist, wie du Thil die Finanzen umsichtig ordnete, die Landes-

[1]) Im folgenden bringen wir einige Kapitel aus den demnächst bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Denkwürdigkeiten des großherzoglich hessischen Ministers du Thil, die den zweiten Band der von der „Historischen Kommission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften" herausgegebenen „Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts" bilden werden.

Digitized by Google

wohlfahrt — neben dem Handel auch den Landbau — förderte, die gesamte Verwaltung des Landes neu zweckmäßig ordnete, den Bestrebungen in Kirche und Schule die Hand reichte, und, wenn es nach ihm gegangen wäre, mittels einheitlicher Gesetzgebung ein neues Band um die sich widerstrebenden und territorial getrennten Landesteile geschlungen hätte. Endlich wie er den liberalen Vorkämpfern im Land und in der Zweiten Kammer gegenüber unentwegt die Rechte des Großherzogs verfochten hat, freilich je länger je mehr nach der Erschütterung von 1830 mit beklagenswerter Schroffheit und bureaukratischer Einseitigkeit.

Alles das als getreuer Diener seiner Gebieter und ihres Staates, aber durchdrungen von der Einsicht, daß die Einzelstaaten im Grunde doch gefährdet seien, falls nicht der Deutsche Bund zum machtvollen Organ des Willens der Souveräne ausgestaltet würde. Auch dieser Gedanke lediglich staatspolitisch und ohne einen Hauch jenes nationalen Geistes, der seine besten Gegner belebte.

Anfang der fünfziger Jahre, aus freiwilliger Verbannung nach Darmstadt zurückgekehrt, entschloß sich der greise Staatsmann, einem Wunsch des Großherzogs Ludwig III. nachkommend, der sich seine intime Kenntnis der Verhältnisse zur Zeit seines Vaters und Großvaters zunutze machen wollte, Erinnerungen aus seinem amtlichen Leben aufzuzeichnen. Jedoch nicht als innerlich ausgeglichenes Memoirenwerk, sondern auf losen Blättern niederschreibend oder diktierend, was sich seinem Gedächtnis aufdrängte. Staunenswert ist wie der Wahrheitssinn so die Festigkeit dieses Gedächtnisses. Jedes fertige Faszikel ward gleich dem Großherzog übersendet, für den ausschließlich der Inhalt bestimmt war. Mag sein, daß hie und da dem Gedächtnis seiner Ahnen nur mit leiser Schonung nahe getreten wird. Dieser Mangel wird mehr als ausgeglichen durch den Umstand, daß dieser einzige Leser völlig in der Lage war, über Berichtetes, über Zustände wie Personen, anderweit sich zu befragen. Eine äußere Gewähr mehr neben den inneren für die Glaubwürdigkeit dieser allerdings erst zwischen 1852—1857 entstandenen Denkwürdigkeiten, die neben Bedeutendem auch das Drastische und Heiter-Witzige nicht verschmähen.

Zur Geschichte und Charakteristik Ludewigs I.

Es ist bekannt, wie Ludewig I. durch die Vermählung Seiner Frau Schwester mit dem russischen Thronfolger in jenes Land geführt ward. Herr v. Rathsamhausen, sein ehemaliger Gouverneur, begleitete ihn dahin. Ob der Grad eines Generals der Infanterie, den er später innehatte, dem Herrn sogleich verliehen ward oder zuvor der eines Generalleutnants, das weiß ich nicht. Genug, er zog mit einem Kommando betraut in den Türkenkrieg. Nach geschlossenem Frieden verließ er Rußland wieder, ob vor oder nach dem Tode Seiner Frau Schwester, weiß ich auch nicht genau.

Digitized by Google

Es war dem Herrn eine Prinzessin von Württemberg entweder förmlich verlobt oder gewiß wenigstens schon zugesagt, als die Kaiserin Katharina für ihren nun verwitweten Herrn Sohn die Augen auf dieselbe Prinzessin warf. In Stuttgart fand man Petersburg glänzender als Darmstadt, und die Prinzessin mußte, als eines der zahlreichen weiblichen Opfer, die die Politik erheischt hat, nach Rußland ziehen, wo sie die Mutter der beiden letzten Kaiser ward. Sie selbst hätte bei weitem vorgezogen, sich dem Herrn Erbprinzen von Hessen zu vermählen, was jedem begreiflich ist, der die Persönlichkeit des nachmaligen Kaisers Paul kennt. Sie bewahrte aber immer eine große Anhänglichkeit für ihren ersten Verlobten, und als sie nach langen Jahren bald nach Beendigung der Befreiungskriege wieder einmal nach Deutschland kam und die Wohnung im Frankfurter Palais, welches Ludewig I. ihr angeboten hatte, annahm, lud sie ihn dringend ein, sie zu besuchen, und empfing ihn nicht bloß freundlich, sondern auf das allerherzlichste und vertraulichste.

Dieses vorausgeschickt, gehe ich zu dem Gegenstande über, von welchem ich reden will. In dem vorhergehenden Blatte ist gesagt, daß und wie ich im Anfang des Jahres 1821 in den Fall kam, dem Herrn Großherzoge meinen Dank für die Ernennung zum Minister des Äußern und der Finanzen zu Füßen zu legen. Ich begab mich in dieser Absicht in das Schloß und ward vorgelassen. Diese Stunde ist es, die einen so bedeutenden Beitrag zur Charakteristik jenes Fürsten liefert.

Um das Bild zu vollenden, will ich eine Nebensache noch einschalten. Ludewig I. empfing niemand anders als stehend, ließ aber auch natürlich niemand jemals bei sich setzen. Die einzige Ausnahme bildete Herr Schleiermacher, der täglich nach Tafel dem sitzenden Herrn stehend Vortrag hielt. Als das Fußleiden zunahm und das Stehen erschwerte, hatte der Herr in der Mitte seines Kabinetts ein kleines Tischchen stehen, hinter welchem er stand, um sich mit beiden Fäusten darauf zu stützen. Wer dann vortrug, stand gegenüber vor dem Tischchen, das war aber nur für die, die Zutritt in das Kabinett hatten, und weil dann längere Unterredungen zu pflegen waren. Bei Fremden oder solchen, denen nur eine kurze Audienz zu erteilen war, trat der Herr einen Schritt ungefähr in den Saal und zwang sich zum Stehen oder stützte auch wohl den Arm auf einen hohen Schreibpult, der neben der Türe stand.

Als ich nun im Jahre 1821 zu der oben bezeichneten Audienz gelangte, empfing mich der Herr auf einem Stuhle sitzend, weil er neben dem Fußleiden Fieber hatte, und doch waren Seine Königliche Hoheit in Uniform; Sie ließen mich neben sich niedersetzen. Dieser Umstand allein schon reicht für den Kenner hin, um zu zeigen, in welchem Grade der Herr unwohl und leidend war. Auch ist es das einzige Mal im Leben, daß ich in Gegenwart dieses Herrn gesessen habe, mit Ausnahme natürlich der Tafel oder vielleicht einmal einer Gelegenheit bei Hof.

Der Herr war überdies durch die Krankheit gebeugt und fast ganz zusammengekauert. Ich konnte wohl vermuten, Seine Königliche Hoheit würden

Digitized by Google

mir bei dieser Gelegenheit etwas über die Verwaltung der wichtigen Ämter sagen, die mir soeben anvertraut worden, oder sie würden mich mit ihren Ansichten über Politik und ihr Verhältnis zu anderen Staaten bekanntmachen. Aber von allem dem kein Wort. Seine Königliche Hoheit begannen gleich damit, mir ihre russische Geschichte zu erzählen. Wie sie da gleichsam als Glied der kaiserlichen Familie dem Äußern nach behandelt worden seien, wie man sie nach der Moldau in den Krieg geschickt, aber abgehalten habe, dem Feind ins Angesicht zu sehen, wie man Ihnen ein Kommando verliehen, aber nicht gestattet habe zu kommandieren, wie sie überall belauscht, beobachtet und bewacht, stets mit gebundenen Händen dagestanden und sich somit bei allem Glanze der äußeren Ausstattung, bei allen Komplimenten und Schmeicheleien in einer gedrückten Lage befunden hätten.

Auf der einen Seite hätte ich mich können geschmeichelt finden dadurch, daß der Herr mich würdigte, mir seine Privatgeschichte zu erzählen, auf der anderen aber stand die Erzählung so sehr außer allem Zusammenhange mit dem Zwecke meiner Aufwartung und mit der Situation des Augenblicks, daß mir, ich bekenne es, zumal in Betracht des leidenden Zustands des Herrn, der Verdacht kam, es blicke hier etwas Altersschwäche durch! Es sollten mir aber bald die Schuppen von den Augen fallen.

Der Herr fuhr immer in der Erzählung fort: den Militärdienst habe er dabei Zeit gehabt, gründlich zu lernen, und niemand ihn hieran gehindert; die ganze Lage aber sei für ihn eine Schule gewesen; da habe er zu schweigen und seine Gedanken in sich zu verschließen gelernt, gelernt, nie zu sprechen, ohne vorher zu bedenken, zu wem er spreche, gelernt, mit Menschen geläufig zu verkehren, ohne sich erraten zu lassen, erst lange zu beobachten und zu prüfen, ehe er sein Vertrauen schenke. In jenem Lande habe er Menschen wie Tiere behandeln sehen, was ihn zu ernsten Betrachtungen und zur Überzeugung geführt habe, daß man in jedem menschlichen Wesen die Menschenwürde achten müsse.

Er habe sich hierauf gesagt, daß wenn auch die Menschen in so viele Abstufungen zerfielen, die jede eine eigene Behandlung erheischten, man doch ihnen gegenüber niemals auf Erniedrigung, auf Herabwürdigung ausgehen müßte. Dies sei ihm Grundsatz geworden. Überhaupt aber habe ihn seine ganze dortige Lage zur Selbstverleugnung, zur Selbstbeherrschung angeleitet und ihn Mäßigung unter allen Verhältnissen gelehrt, somit sei jener Aufenthalt in Rußland (russisch war übrigens der Herr durchaus nicht gesinnt) für ihn von sehr großem Nutzen gewesen.

Mehr und mehr ging mir ein Licht auf; ich entdeckte wohl, daß ich hier indirekte Instruktionen und Lehren erhielt, und lauschte aufmerksam. Das Ganze war eine lange, wohldurchdachte zusammenhängende Rede, aber durchaus in der Form einer bloßen Erzählung dessen, was um den Herrn her und in ihm selbst vorgegangen war. Und das tat ein bejahrter, von Krankheit gebeugter Herr, der sprach! Ist es nicht bewunderungswürdig, diese Kraft des Willens, diese Herrschaft des Geistes, die selbst die Krankheit überwindet?

Digitized by Google

Aber, wird man fragen, was sollte denn das alles? Was bezweckte denn der Herr? Denn sonst ist in dieser Audienz nichts vorgekommen, ich ward entlassen, sobald die Erzählung beendigt war. Auf diese Frage will ich genügend Antwort geben.

Zur Zeit der Audienz, von welcher ich rede, war ich schon beinahe neunzehn Jahre im Dienst Ludewigs I. und war, wie früher gesagt, durch die Umstände gleich von Anbeginn an seine Person weit näher gekommen, als das gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, ich hatte sogar zehn Jahre an seinem Hofe, unter seinen Augen gelebt, er kannte mich also. Er hatte mir viele und die verschiedenartigsten Aufträge gegeben, mich oft verwandt und ich will hier im Vorbeigehen bemerken, daß in meinem Schreiben, das eine Skizze meiner Dienstlaufbahn enthält, bei weitem nicht alle die Missionen und Kommissionen, mit denen ich betraut gewesen bin, noch alle die Staatsverträge, die ich unterhandelt und abgeschlossen habe, aufgeführt sind, und Seine Königliche Hoheit müssen wohl mit dem Vollzuge solcher Aufträge nicht ganz unzufrieden gewesen sein, da mir immer neue zuteil wurden, und sie haben mir sogar bei verschiedenen Gelegenheiten ihren lebhaften Dank recht warm ausgedrückt. Aber das genügte diesem Herrn nicht. Seine Sorge war eine andere. Es ist eine ganz neue Sphäre, in die ich den Mann versetzt habe und in der ich ihn noch nicht kennen gelernt habe, sagte sich ohne Zweifel der Herr, wird er die Gewalt, die ich in seine Hände lege, mißbrauchen? Wird er um sich greifend und eigenmächtig werden? Wird er Untergebene hart und schnöde behandeln? Wird er sich seiner neuen Pflichten mit Liebe annehmen oder wird ihm der Glanz genügen, der immerhin mit einer solchen Stellung verbunden ist? Wird er aus den Strängen schlagen und mich bereuen machen, was ich getan habe? Nicht zu dem Geschäftsmann wollte er bei der Einführung in das Amt reden, sondern auf den Menschen wollte er in dem Minister wirken. Dies ist der Kern der Sache und welcher Geist liegt nicht hierin? Der Sinn seiner langen Rede war dieser:

„Siehe, so haben Umstände und Verhältnisse und ich selbst mich gebildet. Nehme ein Muster daran, bilde dich auch, du bist nicht zu alt dazu."

Überhaupt war das indirekte oder verblümte Reden, das Einwerfen ganz allgemeiner Sätze in die Unterredung, die Liebhaberei oder die Methode Ludewigs I., und auch das war studiert und berechnet. Der Herr sagte sich: „Befehle ich, so wird gehorcht, damit lerne ich aber den Mann, den ich vor mir habe, nicht kennen. Spreche ich aber nur im allgemeinen, so erreiche ich zwei Zwecke. Erstens werde ich sehen, ob der Mann Verstand genug hat, zu verstehen, zu erraten und allgemein Gesagtes auf sich selbst anzuwenden. Zweitens werde ich beobachten können, ob er den guten Willen hat, auch da in meinem Geiste und Sinne zu handeln, wo nichts vorgeschrieben ist, wo er also ohne sich Vorwürfen auszusetzen, nach eigener Neigung handeln konnte!" Auf solche Weise studierte gleichsam der Herr seine Leute, immer durch Probieren und gleichsam spielend.

Digitized by Google

Ich meine, nichts könne die Grundsätze, die Denkungsart, das ganze Wesen jenes Fürsten sowie die Umsicht, die Feinheit und Klugheit, mit welcher er alles zu manipulieren wußte, was durch seine Regentenhand ging, treffender schildern als die Erzählung, die ich auf diesem Blatte niedergeschrieben.

Wie ich zur Gunst Ludewigs I. gelangte

Ein Beitrag zur Charakteristik

Ich habe nicht immer bei Ludewig I. in Gunst gestanden oder vielmehr um ganz genau zu reden, ich habe sie einmal verscherzt. Dies fällt aber in eine weit frühere Periode als die ist, von welcher das vorhergehende Blatt redet und gehört auch weniger zur Charakteristik Ludewigs I., als vielmehr zu Seiner und Seiner Regierung Geschichte. Ich werde nicht ermangeln, dereinst ausführlich darauf zurückzukommen. Für jetzt bleibe ich bei dem Jahre 1821 stehen und reihe dieses Blatt ganz unmittelbar an das vorhergehende.

Ich hatte bei meinem Amtsantritte Seine Königliche Hoheit gefragt, ob Sie mir einen Tag zum Vortrag bestimmen wollten, und die Antwort erhalten: Nein! Sie hätten schon einige Tage vergeben, ich möchte kommen, so oft ich etwas Wesentliches zu sagen hätte, und nicht kommen, wenn das nicht der Fall sei. So geschah es, daß ich zuweilen mehrmals in einer Woche und dann in zwei und drei Wochen nicht erschien. Bei diesen Gelegenheiten bewahrte der Herr jene Höflichkeit, die Ihnen habituell war. Seine Äußerungen und Antworten waren stets dem Gegenstande angemessen, die Geschäfte gingen ohne Störung, aber von besonderer Zutraulichkeit oder Wohlwollen für mich war auch nichts zu sehen. Der Herr war noch mit Seinen Beobachtungen über meine Person beschäftigt.

Es gehört zu den sonderbaren Zufällen, wie sie zuweilen im menschlichen Leben vorkommen, daß ich eine Änderung in jenem Verhältnisse einer Übereilung, um nicht zu sagen Unziemlichkeit, deren ich mich schuldig machte, zu verdanken hatte.

Es mochten vier oder fünf Monate seit meinem Amtsantritt verflossen sein, als ich eines Tages den Herrn bei meinem Eintritt in das Kabinett in großer Aufregung fand; statt zu hören, was ich vorzutragen hätte, begann Er seinerseits damit, mir einen Vorgang zu erzählen, der Ihn ganz beschäftigte. Ein Diener hatte nicht ein Verbrechen begangen, aber einen bösen Streich gemacht, der Seine Königliche Hoheit ärgerte, und es war weniger die Unannehmlichkeit, die Ihnen wirklich erwuchs, die den Zorn hervorrief, als vielmehr der Umstand, daß Sie dem Menschen Vertrauen geschenkt und sich nun eingestehen mußten, sich sehr geirrt zu haben. Ich gestehe, daß mir die Sache selbst so wenig bedeutend erschien, daß ich alle Details derselben rein vergessen habe. Gewiß aber nicht das weitere.

Als nun der Herr fortfuhr: „Aber Ich werde eine Kur vornehmen, an die er sein Lebtag denken soll," da entfuhr mir das rasch gesprochene Wort:

Digitized by Google

„Oh, das ist ja ganz unmöglich." Kein Zweifel, daß die Raschheit, mit der ich sprach, in meinem Verhältnisse und einem alten Herrn gegenüber, der den Jahren nach mein Vater hätte sein können, tadelnswert und sehr übereilt war, und doch war mehr als der Ton das das wesentlichste, daß der Herr, da von einem acte d'autorité die Rede war, den Er im Schilde führte, sich einbildete, ich würde Ihnen jetzt sagen: „So etwas hätten Eure Königliche Hoheit ehedem tun können, seit sechs Monaten aber hat Ihr Land eine Verfassung, und jetzt sind Sie gar nicht mehr befugt, so etwas vorzunehmen."

Die Wirkung dieses Gedankens war eine merkwürdige: jenes stets gebeugte Haupt richtete sich ruckweise in drei oder vier Absätzen in die Höhe, der Herr nahm seine wirkliche natürliche Größe wieder an, die großen Augen, die man wenig zu sehen bekam, weil der Blick meist gesenkt war, öffneten sich und rollten, mit einem Worte, es war eine ganz andere Gestalt, die ich vor mir sah. Indessen lag mir nichts ferner als der Gedanke, den der Herr mir unterlegte, denn in meinem ganzen Leben habe ich mich bestrebt, Rechte der Krone zu wahren und zu verteidigen und wahrlich nicht sie zu schmälern. Seine Königliche Hoheit wollten mich aber ausreden lassen, um mir dann den Treff zu versetzen, den Sie mir zugedacht hatten. Da ich mir aber bewußt war, nichts Unrechtes im Munde zu haben, so ließ ich mich nicht dekontenancieren, ich tat, als sähe ich das nicht, was ich sah, und fuhr ruhig in der Rede fort:

„Wenn mir, der ich Privatmann bin, dasselbe geschehen wäre, so würde ich gerade so handeln wie Eure Königliche Hoheit sagen, aber Sie sind Fürst, Sie werden durch hundert Dinge, die unsereinen beleidigen und die wir hoch aufzunehmen haben, gar nicht berührt, Sie können sie füglich ignorieren, ohne daß Ihre Ehre darunter leidet. Werden Sie injuriert, so überlassen Sie das Bestrafen anderen, Ihnen wird es als Rache ausgelegt, denn das, was Sie Strafe nennen, ist Vernichtung, und das scheint mir die Sache nicht wert. Großmut bleibt immer das, was den Fürsten am meisten ziemt; strafen Sie mit Verachtung, da wo noch ein Rest von Gefühl ist, ist das die empfindlichste Strafe und wie ich glaube, die Eurer Königlichen Hoheit am meisten würdige. Eine Lehre haben Sie ja schon genommen, Sie haben den Mann kennen gelernt. Vergessen Sie nicht, daß er stets mit einigem Mißtrauen bewacht werden muß, das meine ich, wäre schon Vorteils genug."

Es ist nicht zu beschreiben, wie die strenge Haltung des Herrn sich allmählich milderte und in Freundlichkeit überging. Seine Königliche Hoheit legten die rechte Hand auf meine Schulter und sagten:

„Was Sie da sagen, das ist wahr, niemand weiß das besser als ich. Daß Sie es auch wissen, ist mir lieb zu sehen, aber glauben Sie mir (und dieses Wort war mit einem lebhaften Druck auf die Schulter verbunden), unter mehreren tausend Menschen gibt es kaum einen, der weiß, was wir beide wissen."

Dieser Moment hat den Wendepunkt in meinem ganzen Verhältnisse zu Ludewig I. gebildet, obgleich ich selbst im ersten Augenblicke sehr weit entfernt war, die ganze Tragweite dieser Szene zu bemessen. Ich war nur froh und damit

Digitized by Google

ganz befriedigt, daß es mir gelungen war, den Herrn zu überzeugen, daß wenn ich auch etwas zu raſch geſprochen, ich doch ſehr weit davon entfernt war, eine Ungezogenheit begehen zu wollen.

Fragt man nun, worauf denn die Wirkung, die ich jenem Momente zuſchreibe, eigentlich beruhe, ſo will ich das zu erläutern ſuchen.

Ludewig I. hatte nur in der erſten Periode Seiner Regierung verſchiedene Männer in Seiner Nähe, die wirklich die große Welt kannten und gewiſſe Dinge von einem höheren Standpunkte aus beurteilten — dahin gehören ohne Zweifel Barkhaus, Pappenheim und auch wohl Geismar, dieſe verſchwanden aber nach und nach von der Bühne —, dann aber (und ich rede hier nur von denen, die beſonders Einfluß auf Geſchäfte hatten) zwar brave, treue und mitunter recht geſchickte Diener, aber Männer, die dem, was man „Welt" nennt, fremder geblieben, weniger aus Privatverhältniſſen herausgetreten waren und daher manche Dinge mit verkürztem Maßſtabe und nicht mit demjenigen, der zuweilen vom Thron aus anzulegen iſt, zu meſſen pflegten. Dieſem Herrn, der ſie überſah, konnte das nicht entgehen. Er hörte dieſe Leute. Er folgte auch ihrem Rate in allem dem, was man in engerem Sinne des Worts Geſchäfte nennt; wenn aber Sein Takt und Sein Gefühl ſchon ſagten, daß in dem vorliegenden Falle noch andere höhere Rückſichten in Betracht kämen, die mehr den Fürſten als den Geſchäftsmann berührten, dann ſah er ſich auf ſich reduziert und mußte aus ſich ſelbſt ſchöpfen. Solcher Aufgabe ward er Herr nun allerdings ganz gewachſen, aber er gewöhnte ſich auch daran, bei ſolchen Gelegenheiten dieſe Leute gar nicht und vielleicht mitunter zu wenig zu beachten. Als er nun einen Diener vor ſich ſah, der es wagte, Ihm gerade heraus zu ſagen: „Ja, was der ganzen Welt zu tun erlaubt iſt, das iſt doch Ihnen zu tun nicht geſtattet, weil Sie Fürſt ſind," ſo war Ihm das eine Überraſchung und zugleich eine ungemeine Freude. Da ſtoße Ich auf einen, hat er Sich geſagt, der begriffen zu haben ſcheint, daß die Stellung eines Regenten eine exzeptionelle iſt, die, weil ganz verſchieden von der anderer Menſchen, auch nach anderen Regeln gehandhabt werden muß. Dieſer wird Mich daher auch wohl da verſtehen, wo ſo viele andere Mich nicht begreifen wollen. Dies iſt der Grund des Verfahrens des Herrn geweſen.

Von der Stunde an, von welcher ich rede, bis zu Ihrem Tode haben Ihre Königliche Hoheit nicht einen Augenblick in der Freundlichkeit, in dem Wohlwollen und der Zutraulichkeit, mit welcher Sie mich beehrten, gewechſelt und mich dadurch mit unauslöſchlichem Danke an ſich gefeſſelt. Der Herr hat mir und zuweilen auch an Falk Äußerungen getan, z. B. über Dinge in Seinem Hauſe, über Seine Gedanken, die ich nie ſchreiben werde, die aber Sein Vertrauen beweiſen, und als einmal mehrere Jahre ſpäter in den Tälern des Odenwaldes ein Herbſtmanöver[1]) ſtattfand, das auf der Frankenhäuſer Höhe, einem

[1]) Die Herbſtmanöver waren nächſt der Muſik das einzige Vergnügen der letzten Jahre Ludewigs I. Der Herr war nie heiterer als bei ſolchen Gelegenheiten. Er war

Digitized by Google

Plateau unter Neunkirchen, Halt machte, und der Herr früher, als die geladenen Gäste erscheinen konnten, aus dem Wagen gestiegen war, sagten mir Seine Königliche Hoheit beim Eintreten in das Zelt folgende Worte:

„Sie und auch Falk sind ein Trost Meines Alters, Ich wüßte manchmal nicht, was Ich beginnen sollte (sollte wohl heißen, wem ich mich anvertrauen sollte), wenn Ich Sie nicht hätte. Da habe Ich doch zwei Leute, auf die Ich Mich verlassen kann, ohne zu fürchten, betrogen zu werden."

Wahrhaftig, man tut mir Unrecht, wenn man glaubt, daß persönliche Eitelkeit mich diese Worte, die ich ja noch niemals erzählt habe, niederschreiben lasse! Nein, sie gehören recht eigentlich zur Schilderung jenes Herrn, zu welcher ich einige Beiträge zu liefern unternommen habe, und eine kurze Analyse wird beweisen, wie sehr auch sie charakteristisch sind.

Ludewig I. war wirklich der Vater Seines Volkes. Er stammt noch aus einer Zeit, in welcher der Grundsatz Ludwigs XIV. — l'état c'est moi — immer noch ziemlich gang und gäbe war und, im guten Sinne des Wortes, haftete allerdings etwas von diesem Gedanken an Ihnen. Er hatte Sich in Gedanken mit Seinem Land identifiziert, Er betrachtete alles, was jenes Land und seine Bewohner betraf, als Seine eigene individuelle Sache, indem Er annahm, die Untertanen seien Ihm von Gott anvertraut, um sie zu bewahren und zu hüten. Daher hatte Er die Pflichten, die sich an diesen Gedanken knüpfen, nach bestem Wissen und Einsicht Sein Leben lang zu erfüllen sich bestrebt, und die Ihm natürliche Rührigkeit und Tätigkeit war Ihm dabei sehr zustatten gekommen. Wie viele unter den früheren Regierungen eingerissene Mißbräuche sind nicht durch diesen Herrn gleich bei Seiner Thronbesteigung beseitigt worden? Mit klarem Blicke war Er ohne Vorurteile. Er wollte den Fortschritt und hatte sehr liberale Ideen, aber nicht etwa konstitutionell liberale Gedanken waren dies, ich will vielmehr sagen, Er war jeder freisinnigen, echt staatswirtschaftlichen Maßregel geneigt, mochte sie auch noch so sehr mit allen, von jeher befolgten Grundsätzen und Ansichten im Widerspruche stehen. Und das

---

mit Leib und Seele dabei und vergaß dann alle Seine Leiden. Bei jenem Manöver von Frankenhausen machte Er sich einen Spaß Seiner Art. Während des Frühstücks wurden auf Seinen geheimen Befehl alle dort vorhandenen Geschütze, ich glaube 16 und mindestens 12, hinter das Zelt auf die Entfernung von zehn Schritten zusammengefahren. Unter dem Gespräch und dem Klirren der Teller und bei dem weichen Boden hatte das niemand bemerkt. Nun wurden sie gleichzeitig abgefeuert, natürlich war die Erschütterung eine gewaltige und das Vergnügen des Herrn bestand darin, Rundschau zu halten und zu beobachten, wie sich die Gesichter verzogen oder wer etwa zusammenschauerte.

Ich habe allen diesen Manövern zu Pferd beigewohnt und bin mit mir selbst nicht ganz einig, ob eines, das bei Eberstadt oder ein anderes das bei Roßdorf endete, das letzte war. Bei jenem kam es vor, daß nachdem der Herr den Befehl zum Einstellen des Feuers gegeben hatte, der General v. Dalwigk, welcher die eine Abteilung des Korps befehligte, sich in seiner gewöhnlichen Distraktion in den Wagen setzte und nach Haus fuhr, ohne seinen Truppen die Ordre zum Heimmarsch zu geben. Diese blieben daher unter dem Gewehr stehen und konnten erst, nachdem ein nachgesandter Adjutant zurückgekehrt war, den Marsch nach ihren Kantonierungen in der Dunkelheit antreten.

Digitized by Google

beruhte stets auf dem Gedanken, das wahre Wohl Seiner Untertanen zu fördern. Es beweisen dies so viele Gesetze, die längst vor dem Entstehen der Verfassung erschienen und mit welchen Seine Regierung dem übrigen Deutschland so vorangegangen ist, daß sie von anderen erst nach 20, 30 und 40 Jahren nachgeahmt worden.[1])

---

[1]) Gewiß hatte das Land Ursache, jenem Fürsten Monumente zu setzen und sein illustres Haupt mit einer Glorie zu umgeben. Die letzte mußte aber aus anderem Material, als geschehen ist, gegossen werden, der Stoff war vorhanden, die, die man Ihm künstlich geliehen hat, ist nicht von echtem Golde und blendet den nicht, der die Dinge näher kennt. Dem Gründer der Verfassung hat man die Ludwigssäule errichtet und dadurch bejubelt. Meine Aufgabe war es nicht, den Menschen ihren Wahn zu nehmen, es ist gleichgültig, unter welcher Form sie ihren ehemaligen Beherrscher verehren, wenn sie Ihn nur ehren, denn das hat Er gewiß verdient. Ich habe daher auch nie eine Silbe gesprochen, die der allgemein verbreiteten Meinung widerstrebte, aber hier, vor der Stelle, zu welcher diese Blätter gelangen, will ich es aussprechen, daß das alles nur Fiktion und Blendwerk ist: denn Wahrheit muß gesagt sein, wo man Geschichte schreibt.

Ludewig I. ist allerdings Gründer der Verfassung, insofern Er sie promulgiert hat, aus Ihm aber ist sie wahrlich nicht hervorgegangen, und Er hat sie nicht mit der freudigen Überzeugung unterzeichnet, seinen Untertanen ein beglückendes Geschenk zu machen, wie Er ihnen deren mehrere gegeben hat. Ist das, was ich oben über die Ansichten und Regierungsgrundsätze Seiner Königlichen Hoheit gesagt habe, wirklich wahr, so muß schon jeder schließen, daß eine Repräsentativverfassung allen Seinen Ansichten sowie den Gewohnheiten Seines ganzen Lebens stracks widerstreben mußte, auch mochte Er wohl mit Seinem praktischen Geist ahnen, daß ein englisches Gebäude auf deutschen Boden versetzt, bevor man ihm ein gehöriges Fundament gegraben, leicht aus den Fugen weichen könne. Mit Widerwillen also hat Er die Verfassung gegeben.

Nur eines ist wahr! Dem Verstande Ludewigs macht das Geben der Verfassung Ehre. Ich habe davon geredet, wie der bekannte Artikel der Bundesakte, der Landstände, aber nicht Repräsentativverfassungen vorschreibt, Bewegungen im Lande veranlaßte, wie Graf Buol, ohne selbst zu wissen was er tat, sich dummerweise sehr gegen den Sinn seines Wiener Chefs einmischte. Kurz, der Großherzog fühlte, daß Er der Sache länger nicht mehr entgehen könne. Klug wie der Herr war, tat Er es de fort bonne grâce. Das war aber auch alles! aber hinreichend, um den Massen Sand in die Augen zu streuen, den sie dann meinetwegen darin behalten mögen.

Doch darf ich es nicht verschweigen, daß nachdem der erste Landtag geschlossen, der Haushalt geordnet war, ohne daß der Wagen umgeworfen hatte, Seine Königliche Hoheit mir nicht ein-, sondern gewiß vier- bis fünfmal bei den verschiedensten Gelegenheiten gesagt haben:

„Mir sind die Stände ganz recht, das sind jetzt meine Sündenböcke. Ich habe in Meinem Leben so viel Gehässiges auf Meinen Namen nehmen müssen (darunter waren die Steuerausschreiben, besonders die extraordinären und dann die Korrektivmaßregeln verstanden), jetzt beschließen das die Stände, und Ich kann sagen, dazu kann Ich nichts, Ihr habt sie ja haben wollen."

Solche Reden bedeuten aber nicht viel! Es war dies nichts als ein Bestreben, einer odiösen Sache wenigstens eine gute Seite abzugewinnen. Übrigens hat ja dieser Herr nur die Stände von 20 bis 30 gekannt. Hätte Er die erlebt, die Seinem Herrn Sohn und Nachfolger während Seiner fünf ersten Regierungsjahre beschieden waren, als Herr v. Gagern und andere an die Spitze der Opposition traten, so würde die eben angeführte Ansicht sich stark modifiziert haben. Er würde Widerstand geleistet haben, was

Digitized by Google

Mit Recht habe ich die Regierung dieses Fürsten eine Selbstregierung genannt. Als aber nun die hohen Jahre und die Krankheit hereinbrachen, als die Körperkräfte schwanden (die Geisteskräfte haben nie merklich abgenommen), als der Herr sich in Seine vier Mauern gebannt sah, nicht mehr alle empfangen, ihre Klagen und Wünsche hören, sie ausfragen[1]) und nicht mehr wie ehedem überall selbst nachsehen konnte, also glauben mußte, was andere hinterbrachten, da minderte sich in nichts die Sorgfalt für Sein Land, es steigerte sich aber in hohem Grade die Besorgnis, es möchten die Dinge nicht so gehen, wie Er es wünschte. Er fühlte jetzt die Wichtigkeit, die für Ihn die Wahl solcher Personen habe, die Er nun genötigt war, mehr schalten zu lassen, als Er sonst wohl getan haben würde, und waren es solche, von denen Er, gleichviel ob mit Recht oder

---

Ludwig II. auch tat, aber Er würde es nicht mit der Gelassenheit getan haben, die der letztgenannte Herr hatte und die bei diesem auf der Geringschätzung beruhte, die Er für das ganze Treiben hegte. Ludewig I. würde sich bei weitem mehr „geärgert" haben, und es ist gut, daß Er es nicht sehen mußte noch in Seinem hohen Alter.

[1]) Das Ausfragen der Leute spielt keine ganz geringe Rolle in der Regierungskunst Ludewigs I., der darin Meister war und sich eine eigentümliche Manier dabei angeeignet hatte. Seine Königliche Hoheit sahen, zumal in früheren Jahren, eine Masse von Menschen, Dorfschultheiße, Förster, Landwirte und Fabrikanten, wenn sie in ihrem Bezirke einen Namen hatten, vor allem Diener aller Art, wenn sie angestellt oder versetzt wurden oder kleine Meldungen zu machen hatten. Durch Seine Leutseligkeit und eine eigene Fertigkeit, im Gespräche den Ton anzuschlagen, der gerade à la portée des Gegenredners war, setzte der Herr diese Leute ganz à leur aise. Wenn sie das waren, die Verlegenheit abgelegt hatten, so gefielen sie sich ungemein in der Ehre, so vertraulich mit ihrem Herrn sprechen zu dürfen. Sie schwätzten dann (dies ist der rechte Ausdruck), der Herr duldete das, aber schlau und fein, wie Er war — vielleicht auch eine Frucht der russischen Schule —, wußte Er durch einige hineingeworfene Worte dem Geschwätz die Richtung zu geben, die es haben sollte. Mit dieser Methode erfuhr Er weit mehr als durch direktes Fragen, und die Leute gingen sehr entzückt, ohne nur zu ahnen, daß sie bloß da waren, um ausgehört zu werden.

Hierbei darf man aber nicht an eine gewöhnliche müßige Neugierde denken. Nein! Die Sache hatte ihren Zweck. So erfuhr der Herr die öffentliche Meinung in diesem oder jenem entfernten Bezirke, Urteile über Maßregeln, die stattgefunden hatten oder gewünscht wurden, Züge und Handlungen Seiner Diener, lernte ihre Privatverhältnisse und ihr Benehmen kennen usw. Kurz, die Mühe trug ihre Früchte. Der Herr merkte sich das, es war Ihm Material, aus welchem Er sich ein Urteil über Personen und Dinge bildete. Ließ Ihn Sein Takt und Seine Einsicht glauben, daß in dem Gesagten etwas Übertreibung oder Animosität sei, so war das dann eine Aufforderung für Ihn, auf andere Weise und durch andere der Sache näher auf den Grund zu kommen.

Da oben von der Manier die Rede ist, die jener Herr in manchen Dingen hatte, so will ich etwas erwähnen, das allerdings gar nicht hierher gehört, mir aber gerade beifällt. Wenn wir anderen Hofbeamten in den Fall kamen, Seine Königliche Hoheit zu fragen, wohin Sie beföhlen, daß dieser Fremde an der Tafel oder bei einer anderen Gelegenheit placiert werden solle, so geschah es nicht selten, daß wir die Antwort erhielten: „Den kenne Ich gar nicht" — das konnte aber ein Mann sein, den der Herr schon vier-, fünfmal vor unseren Augen gesprochen hatte, und sogar ein solcher, der an demselben Morgen eine Audienz von einer Viertelstunde erhalten hatte — das machte uns nicht irre, wir waren gut genug dressiert, um zu wissen, daß dieser etwas abwärts zu schieben sei.

Digitized by Google

Unrecht, wenigstens glaubte, daß sie ehrlich seien, daß auch sie einige Liebe zu Seinem Lande hätten, daß sie nicht darauf ausgingen, Seine Untertanen zu mißbrauchen oder zu mißhandeln, so war Ihm das ein wirklicher und wahrhafter Trost. Dies ist der Ideengang, der jene Worte hervorrief, und man wird mir nicht bestreiten, daß auch sie charakteristisch sind. Nur deswegen habe ich sie aufbewahrt. Mögen andere über die beiden genannten Personen denken wie sie wollen, das ändert gar nichts an den Grundgedanken, die den Herrn reden machten.

Man darf glauben, daß ich jenen Fürsten, soweit ich vermochte, durchaus studiert habe. Hatte ich doch nahe an 30 Jahre Zeit dazu, dies von den verschiedensten Standpunkten aus zu tun, und ward mir auf der einen Seite mein Urteil, durch das, was ich sah, gleichsam von selbst aufgedrungen, so war es auf der anderen für den Menschenbeobachter eine höchst anziehende Aufgabe, diese scharf ausgeprägte, wirklich ausgezeichnete Persönlichkeit in ihrem wahren Wesen aufzufassen.

Graf Mandelslohe in Auerbach

Als ich in den Jahren 1819 und 1820 mich bei dem Ministerialkongresse in Wien befand, war der Wirkliche Geheime Rat Graf Mandelslohe mein württembergischer Kollege. Er sprach mir von meinem damaligen Herrn in einer Weise, die zeigte, daß er von Ludewig I. eine sehr hohe Meinung gefaßt hatte. Doch hatte er jenen Herrn nur einmal in seinem Leben gesehen, worüber er mir folgendes erzählte.

Zu einer Zeit, wo die französische Republik bereits im vollen Besitze des linken Rheinufers war, aber augenblickliche Waffenruhe bestand (ich vermute in der Zeit des Rastätter Kongresses), hatte der Herzog Friedrich von Württemberg (nachmaliger erster König) den Plan zu einer Koalition aller süddeutschen Fürsten gegen Frankreich entworfen und suchte durch Abordnungen an die Fürsten persönlich diese im größten Geheimnisse für seine Pläne zu gewinnen. Mit der Sendung nach Darmstadt hatte Er eben diesen Grafen Mandelslohe betraut. Hier angekommen, fand der Graf den Hof nicht und mußte sich in die Residenz Auerbach begeben. Der Großherzog empfing ihn in seinen Zimmern, denselben, die, wenn ich nicht irre, der jetzt regierende Herr auch bewohnt, stehend wie immer bei solchen Gelegenheiten.

Der Graf entwickelte nun seinem Auftrag gemäß in einem langen Vortrage den ganzen Plan seines Herrn und schloß mit der dringenden Aufforderung, dieser wichtigen Koalition beizutreten. Der Herr hatte seinen Vortrag nicht mit einem Wort unterbrochen, sondern nur aufmerksam zugehört, ohne eine Miene zu verziehen. Als nun der Gesandte geschlossen hatte, drehte Ludewig I. sich um und schritt auf ein Fenster zu, das Er öffnete. — „Kommen Sie einmal hierher, Herr Geheimer Rat," sagte der Herr. Diese Worte und das ganze Benehmen versetzten Mandelslohe in gewaltige Aufregung, weil er nicht wußte, ob er dieses Verfahren für Hohn und Spott für seine Person

Digitized by Google

oder für die seines Herrn nehmen sollte; er trat jedoch gleichfalls ans Fenster.

„Sehen Sie dort," sagte der Herr, indem er mit dem Finger nach einer Gegend deutete, „was Weißes?" — „Ja," antwortete der Gesandte, „es scheint mir Wasser zu sein." — „Ganz richtig, es ist der Rhein." Mit diesen Worten schloß der Herr das Fenster wieder und begab sich zurück auf den Platz, den Er vorhin eingenommen hatte, und fuhr nun fort:

„Wenn Sie nach Stuttgart zurückkommen, Herr Geheimer Rat, so sagen Sie vor allem dem Herzog viel Liebes und Freundschaftliches von mir, sagen Sie ihm, daß Ich geschmeichelt sei durch das Zutrauen, das Er mir schenkt, und dankbar für die guten Absichten für mein Wohl, die Er hegt, versichern Sie Ihn, daß Ich seine großartigen Gedanken eines Fürsten wie Er ist, ganz würdig finde, fügen Sie aber bei, daß Ich Ihnen aus den Fenstern Meines Wohnzimmers den Rhein gezeigt hätte."

Damit war die Audienz beendigt; der Herr sagte nur noch, Er werde Befehl geben, daß man dem Gesandten die Umgegend zeige, und erwarte ihn zur Tafel. Über und nach der Tafel sprach der Herr kein Wort mehr über den Gegenstand, und Mandelslohe war durch jene wahrhaft geistreiche Antwort dergestalt niedergedonnert, daß er seinerseits nicht mehr wagte, seiner Mission noch Erwägung zu tun.

Ob der Rhein aus jenen Zimmern heute noch sichtbar ist oder ob die herangewachsenen Pflanzungen die Aussicht abschneiden, weiß ich nicht; ich schreibe, wie Mandelslohe mir erzählt hat, und habe die Anekdote wohl behalten, weil ich sie für merkwürdig hielt.

Das erste Bekanntwerden des Rheinbundes und König Maximilian von Bayern, wie Er in meiner Erinnerung lebt

Ich habe ausführlich angegeben, wie die Entfernung des Herrn v. Oyen nach dem österreichischen Kriege von 1805 bewirkt ward. Mit seinem Abgang, das heißt nachdem der rechte Moment zu einer bedeutenden Vergrößerung des Landes verfehlt war, änderte sich die bisherige Politik; man begann sich Frankreich zuzuwenden. Der Rheinbundvertrag ward 1806 in Paris unterzeichnet mit der Verabredung des Geheimhaltens, und in der Tat ward es ausnahmsweise so vollständig bewahrt, daß die nicht teilnehmenden deutschen Regierungen nicht nur nicht Kenntnis erhielten, sondern gar keine Ahnung von diesem wichtigen Akte hatten. In einem früheren Blatte habe ich schon gesagt, daß ich an der Unterhandlung jenes Vertrags, die Pappenheim führte, keinen Anteil hatte, sondern mich in Ems befand, von wo ich durch Staffette hierher beordert ward, ohne zu wissen warum.

Der Austausch der Ratifikationen fand nicht in Paris statt, der Kaiser Napoleon hatte den Fürsten von Neufchâtel, Berthier, beauftragt, diesen Austausch zu bewirken, und zwar deswegen, weil dieser sich damals in München be-

Digitized by Google

fand und diese so nahe bei Regensburg gelegene Stadt es möglich machte, das Lossagen so vieler Reichsstände von dem Reichsverbande der Ratifikation unmittelbar folgen zu lassen. Beides zu bewirken ward mir aufgetragen, und sobald die Ratifikationsurkunde in 16 Exemplaren ausgefertigt war, reiste ich ab.

Meine Sendung war also eigentlich an den Fürsten von Neufchâtel gerichtet. Nur nebenbei erhielt ich eine Art von Kreditiv, das heißt ein Schreiben Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs an den König, in welchem gesagt war, in welcher Absicht ich nach München käme, und zugleich gebeten ward, daß Seine Königliche Majestät gestatten und Ihre Minister anweisen möchten, mit mir in Konferenzen einzugehen über die Maßregeln, welche bei der bevorstehenden gänzlichen Umgestaltung aller deutschen Staatsverhältnisse zu ergreifen seien, damit womöglich Gleichförmigkeit in jenen stattfinde.

Zuerst meldete ich mich durch einen Brief bei dem Fürsten von Neufchâtel an, der am folgenden Tage die 16 Abgeordneten bei sich versammelte und den Austausch der Ratifikation bewirkte. Gleichzeitig hatte ich mich zu Herrn v. Montgelas begeben, um eine Audienz bei Seiner Majestät dem König zu erbitten. Der Hof befand sich in Nymphenburg, dorthin ward ich zur Audienz beschieden, und zwar auf 6 Uhr morgens, ich mußte also um 4 Uhr aufstehen, mich in Uniform setzen und nach jenem Schlosse fahren; ich war indessen sehr präzis, der König war es nicht minder. Der Herr war schon frisiert, im Frack ohne Orden, nach echt altfranzösischer Sitte, mit Bändelschuhen, weißen baumwollenen Strümpfen, schwarzseidenen kurzen Beinkleidern. Der König schien im Erdgeschoß zu wohnen, in einem Zimmer, das nicht sehr breit, aber gleich einem Saale lang war. Noch schien alles ziemlich tot im Schlosse, außer einigen Lakaien bekam ich niemand zu sehen als den Obermarschall v. Gohr, der mir gleich beim Aussteigen entgegenkam und mich nach dem eben beschriebenen Salon führte. Er öffnete mir die Tür und schloß sie, als ich eingetreten war. Dieser Tür gegenüber, am entgegengesetzten Ende des Salons, standen Seine Majestät neben einem Schreibtische aufrecht am Fenster und empfingen mich mit einem lauten Gelächter, ha, ha, ha! Etwas verdutzt über diesen sonderbaren Empfang von seiten eines Herrn, den ich noch nie gesehen hatte, schritt ich doch weiter gegen Seine Majestät vor, indem ich die kleine Anrede, die ich mir ausgedacht hatte, nicht früher beginnen wollte, als bis ich mich in der Nähe Seiner Majestät befände. Ich hätte aber die Mühe sparen können, mir über jene den Kopf zu zerbrechen, denn es ward mir nicht Gelegenheit gegeben, sie anzubringen. Vielmehr sprach der König, als Er aufhörte zu lachen, mir folgende merkwürdige Worte entgegen:

„Also! Endlich! Fängt mein Schwager auch an, den Teufel am Schwanz zu ziehen! Recht hat er, was bleibt einem anders zu tun übrig? Ich beiße schon lang an dem saueren Apfel. Man muß doch an Sich und die Seinigen denken und sehen wie man durchkommt; die Dinge stehen nun einmal so, daß einem nichts andres zu tun übrigbleibt, obgleich ich wünschte, daß sie alle zusammen, so viel es ihrer sind, zum Henker fahren möchten."

Digitized by Google

Wer den mißtrauischen, rachsüchtigen Charakter des Kaisers Napoleon kennt, wird einräumen, daß diese Rede einem Menschen gegenüber, den Seine Majestät noch nie gesehen hatten, eine höchst unvorsichtige war. Freilich nahm der König an, Sein Herr Schwager werde Ihnen zu solchen Konferenzen nicht einen Mann schicken, der nicht zuverlässig sei, aber wenn ich, auch ohne Verräter sein zu wollen, aus Leichtsinn oder Schwatzhaftigkeit vertraulich wiedererzählt hätte, wenn jene Worte, aus dem Munde seines ersten deutschen Alliierten, des Herrn Schwiegervaters seines Adoptivsohnes, zur Kenntnis des Kaisers gekommen wären, sie würden entscheidenden Einfluß auf das ganze Schicksal der Königlich bayerischen Dynastie gehabt haben. Ich wenigstens war von dieser Überzeugung so durchdrungen, daß ich zwar bei meiner Rückkehr meinem Herrn den Vorgang erzählte, im übrigen aber die Geschichte, so lange der Rheinbund bestanden hat, mir nie über die Zunge gekommen ist, und zwar aus Pflichtgefühl.

Nach dieser unerwarteten Expektoration fuhr nun der König fort: „Nun, Sie wollen mir ein Schreiben bringen! Geben's einmal her!"

Der König erbrach und las nun das Schreiben und sagte dann: „Was die Sache betrifft, so werden Sie mit Montgelas sprechen, Sie haben ihn ja gesehen! Ich habe ihm gesagt, er solle Ihnen alles mitteilen, was Sie wünschen. Meinem Schwager geht es also gut, und Meine Schwägerin? Ist sie noch immer hübsch?"

Nachdem diese Fragen beantwortet waren, sagte der König weiter: „Nun sagen Sie mir einmal, was macht denn der Laufer Quint?" — „Wenn ich ihn nicht mit einem anderen verwechsle," antwortete ich, „so lauft er nicht mehr, denn ich glaubte, daß er ein Bein gebrochen hat." — „Oh! Das wußte ich nicht, das tut mir sehr leid." Es folgten nun Fragen nach dem Ergehen von etwa sechs Personen von dem Hofhalt der Frau Landgräfin Georg, Leute, die teils tot, teils verschollen sein mochten, kurz ich konnte nur über eine oberflächliche Auskunft geben, und bestand über alle Maßen schlecht in dem Examen.[1])

„Sie sind also nicht in Darmstadt zu Haus?" sagte der König. „Doch bin ich Inländer," erwiderte ich, „aber aus Oberhessen und bewohne Darmstadt erst, seitdem ich im Dienste bin, daher rührt es, daß ich so manche Personen nicht kenne, die Eurer Majestät bekannt waren." — „Ah so!" sagte der König, „Ich habe auch Ihren Namen noch nicht gehört," und nun gingen Seine Majestät in Fragen über meinen Ursprung, meine Familienverhältnisse usw. über und entließen mich dann recht freundlich.

Im Vorzimmer fand ich den Obermarschall wieder, der mir sagte, daß ich für denselben Tag zur Königlichen Tafel befohlen war; ich mußte also nach München zurück und am Nachmittag wieder nach Nymphenburg zurück-

[1]) Dieser Herr hatte ein ganz außerordentliches Gedächtnis, zumal für Daten und Namen; so ist mir erzählt worden, daß als Er in Straßburg in Garnison stand, wo Er sein Regiment selbst kommandierte, Er den Namen eines jeden Soldaten desselben gekannt habe.

Digitized by Google

kehren, wo ich einen Beweis der unendlichen Gutmütigkeit und Liebenswürdigkeit jenes Königs erhalten sollte, der auch auf dem Thron die Einfachheit und die Gewohnheiten des Privatlebens beibehielt.

Ich fand den Fürsten von Neufchâtel und eine Legion von französischen Generalen und Adjutanten, commissaires ordonnateurs en chef u. dgl. Seine Majestät traten mit Ihrem Gefolge sehr präzis zur bestimmten Stunde ein. Die Königin aber ließ sich weit über eine halbe Stunde lang erwarten. (Eine Eigenschaft, die ich späterhin auch hier in Darmstadt an Ihrer Majestät zu beobachten Gelegenheit gehabt habe.) Der König ging mit immer steigender Ungeduld im Saale umher, was mir, da Seine Majestät durch die Zögerung zu immer neuen Konversationen mit den französischen Herrn genötigt wurden, nach den Gesinnungen, die ich an selbem Morgen vernommen hatte, ganz erklärlich ward.

Endlich erschien die Königin mit einem zahlreichen Kortege von Damen. Ihre Majestät schritt auf den Marschall Berthier zu, mochte ihm aber kaum mehr als sechs Worte gesagt haben, als der Obermarschall, offenbar auf speziellen Befehl des Königs, dazwischen trat und meldete, daß die Tafel serviert sei. Alles setzte sich in Bewegung nach dem Speisesaal und für einen Fremden war keine Möglichkeit vorhanden, sich Ihrer Majestät der Königin oder irgendeiner Dame vorstellen zu lassen. Mir ward an der Tafel ein Platz angewiesen, links von den Sitzen der Majestäten, aber auf derselben Seite, was mich bei der Anwesenheit so vieler angesehenen französischen Herren überraschte. Zu sitzen kam ich zwischen zwei junge Damen, was mich in die peinlichste Verlegenheit brachte. Die Nähe der Majestäten ließ mich ahnen, daß diese Damen möglicherweise Prinzessinnen sein könnten, und in diesem Gedanken ward ich bestätigt, daß die Damen mich zuerst anredeten und mich sehen ließen, daß sie wüßten, wer ich sei und woher ich käme. Auf der anderen Seite beherrschte mich die Furcht, daß ich mich durch eine große Dummheit berühmt machen möchte, indem ich entweder eine Hofdame als Prinzessin oder eine Prinzessin als Hofdame behandelte. Es mochte etwa die Suppe umhergegeben sein, als Seine Majestät der König sich ein wenig von Seinem Sitz erhob und indem Er beide Hände auf die Tafel stützte, mit lauter Stimme mir zurief: „Baron du Thil!“ — „Was befehlen Eure Majestät?“ Darauf sprach der König folgende Worte, die so durch und durch das ganze Wesen dieses Herrn charakterisieren:

„Die, die da rechts neben Ihnen sitzt, das ist meine Tochter Auguste, und die links ist meine Tochter Karoline. Es ist nur, damit Sie's wissen.“

In seiner außerordentlichen Herzensgüte war es dem Herrn eingefallen, daß es mich in Verlegenheit setzen mußte, vor der Tafel nicht präsentiert worden zu sein. Es gibt wohl wenig Privatleute, die sich rühmen können, daß ihnen Prinzessinnen vorgestellt worden sind. Ich aber kann gar nicht sagen, wie dankbar ich Seiner Majestät für dieses allerdings sehr ungewöhnliche Verfahren in meinem Innern war. Ich war nun aller Verlegenheit überhoben, konnte

Digitized by Google

die Grüße ausrichten, die mir von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin aufgetragen waren, und alles ging gut ab.

Während meines Aufenthalts in München, der nur vier Tage dauerte, sah ich mehrmals Herrn v. Montgelas und speiste zweimal bei dem Fürsten von Neufchâtel, bei dem ich mich damit nicht unangenehm machte, daß ich ihm von seinem neuen Fürstentum, das er damals noch nicht gesehen hatte, viel erzählen konnte, da ich einige meiner Knabenjahre dort verlebt habe.

Im übrigen kam ich dort mit niemand in Berührung, außer mit meinen Kollegen, die aber der bayerische Hof ignorierte, weil sie nicht, wie ich, Schreiben an den König mitgebracht hatten. Noch immer war das Geheimnis vollständig gewahrt. Natürlich aber konnte es nicht fehlen, daß die Anwesenheit so vieler Abgeordneten deutscher Fürsten, die sich mit dem Fürsten von Neufchâtel in Berührung setzten, den übrigen Diplomaten von Österreich, Preußen, Sachsen,[1]) reichen Stoff zum Nachdenken gab und ihre Neugierde aufs höchste spannte. Hierbei trat ein eigentümlicher Umstand ein. Preußischer Ministerresident am Münchener Hof war Herr v. Harnier, derselbe, der später Großherzoglicher Gesandter in Frankfurt ward. Er war aber zugleich, und zwar natürlich mit Einwilligung des Berliner Hofs, in gleicher Eigenschaft von seiten des hiesigen Hofs akkreditiert. In der letzten Eigenschaft, eines hessischen Diplomaten, hatte er ein gewisses Recht auf meine Person, und ganz ignorieren konnte ich ihn nicht, doch war ich angewiesen, ihn möglichst zu umgehen. Erst am Abend des Tags, an welchem ich meine Einleitungsschritte in München schon getan hatte, fuhr ich an seiner Wohnung vor und gab bloß meine Karte ab. Als er nun, was ihm nicht verborgen bleiben konnte, erfuhr, daß ich mich direkt an Herrn v. Montgelas gewendet und mich selbständig bei Hof introduziert hatte, so mußte ihm dieser Umstand ungemein auffallen und Verdacht bei ihm erregen. Hatte er in der Eigenschaft eines preußischen Agenten das höchste Interesse, mir Würmer aus der Nase zu ziehen, so hatte ich nicht minderes Interesse, mir die Notwendigkeit zu ersparen, offenbare Lügen zu sagen, die doch nicht befriedigt haben würden; ich hatte daher im voraus bestimmt, daß ich nie zu Hause sein wolle, wenn dieser Herr in meine Wohnung käme. In der Tat machte er nacheinander drei fruchtlose Versuche, meinen Besuch persönlich zu erwidern, und am Abend meiner Abreise gab ich abermals

[1]) Kursachsen ist erst nach der Schlacht von Jena dem Rheinbunde beigetreten, und zwar ist das durch Herrn v. Gagern, Vater, bewirkt worden. Dieser naussauische Minister stand im Vertrauen des Fürsten Talleyrand und mit geheimen Instruktionen von diesem bereiste er die sämtlichen sächsischen Höfe, um sich als Vermittler anzubieten, wozu er als Minister eines deutschen Fürsten geeigneter als ein anderer schien. Aus seinem eigenen Munde habe ich vernommen, wie der nachherige König August ihn bei Nacht in einem kleinen Kabinett empfangen und stundenlang zurückgehalten habe. Wie der König hundert Bedenklichkeiten geäußert, die er zu widerlegen gesucht, bis daß es ihm endlich gelungen sei, den König dahin zu bringen, daß Er ihn autorisierte, der französischen Regierung die ersten Anträge in Seinem, des Königs Namen, zu hinterbringen. Gleiches Verfahren hielt Gagern bei den übrigen sächsischen Höfen ein.

Digitized by Google

eine Karte an seiner Türe ab, so daß ich München verließ, ohne ihn gesehen zu haben. Erst weit später lernte ich ihn persönlich kennen.

Es ist dies nicht das einzige Beispiel einer gemeinschaftlichen Gesandtschaft zwischen Hessen und Preußen. Als Herr v. Humboldt (Wilhelm) preußischer Gesandter in Rom war, war er zugleich hessischer Resident daselbst. Ich selbst habe dort Höflichkeiten in seinem Hause empfangen, die auf diesem Verhältnis beruhten. Später hatte ich Gelegenheit diese zu erwidern, als er im Jahr 1813 das Große Hauptquartier der Monarchen begleitete und hier in meinem Hause einquartiert ward.

*

König Maximilian Joseph glänzte durch Seine Großmut, Freigebigkeit, große Herzensgüte, durch ein offenes einfaches Wesen. Von allen, die Ihm näher kamen, geliebt und angebetet, gehörte Er zu den populärsten Fürsten, obgleich man Ihn als Regent nicht ganz fehlerlos nennen darf.

Ebenso bekannt ist es auch, daß die schwache oder wenn man will, die starke Seite jenes Herrn in der Neigung zum schönen Geschlechte bestand. Davon ließe sich viel erzählen, ich muß mich darauf beschränken, zwei Anekdoten hier einzuschalten, die mir genau bekannt sind, die aber die gewohnte Art, zu sein und zu sprechen, des Königs vollkommen schildern.

Ich habe früher schon angegeben, daß als Herr v. Barkhaus im Februar 1803 Regensburg verließ, ich ihn auch nach München begleitete. Damals erschien er nicht bei Hof und ich noch weniger. Seine Absicht war eine Besprechung mit einigen Ministern. Da er aber ehedem in Darmstadt dem Prinzen Max von Zweibrücken genau bekannt und selbst vertraut geworden war, so ließ er den nunmehrigen Herrn Kurfürsten um eine Privataudienz bitten, die ihm sogleich gewährt ward. Der Herr Kurfürst empfingen ihn auf das freundlichste und begrüßten ihn als einen alten Bekannten, wonach Sie fortfuhren:

„Aber Barkhaus, gesteht's einmal offen! Das hättet Ihr doch gewiß nicht geglaubt, daß ein alter Kerl, der gelebt hat wie Ich, noch zwei Madel aus einem Guß machen könnte!"

Es waren die Königin von Preußen und Prinzessin Johann von Sachsen etwa ein Jahr früher als Zwillinge geboren worden.

Der andere erwiderte, nicht im mindesten habe ihn das in Verwunderung versetzt, er erwarte auch in Zukunft nichts anderes. (Wirklich auch hat er sich in letzterem nicht geirrt.)

Ich habe hier die Worte buchstäblich niedergeschrieben, wie sie mir Barkhaus bei seiner Rückkehr aus dem Schlosse erzählte.

Die zweite Anekdote fällt in die Periode meiner Anwesenheit in München im Jahre 1806.

Der König, der immer sehr früh aufstand, schritt zu einem Morgenspaziergang die Treppen des Nymphenburger Schlosses herunter. Hinauf ging auf derselben Treppe ein ziemlich hübsches Mädchen mit sehr vollem Busen, die

Digitized by Google

als Magd in der Silberkammer angestellt war und eben einiges Silbergeräte zu tragen hatte. Im Vorbeigehen fährt der König mit der Hand unter die Busentücher, spricht alsobald: „Was zum Teufel ist denn das?" Mit diesen Worten zieht Er ein Medaillon hervor, das mit einem Samtband um den Hals der Person befestigt und unter dem seidenen Tuch verborgen war. Hierauf ruft der König mit der lautesten Stimme: „Gohr! Gohr!" auf den Ruf stürzen einige Lakaien eiligst herbei. „Sucht den Gohr auf, überall, sogleich soll er hierher kommen," sprach der König.

Unterdessen stand das unglückliche Mädchen gleich einem angebundenen Kalbe da; entschlüpfen konnte sie nicht, denn der König hielt die Schnur, die ihr um den Hals lief, fest in der Hand.

Endlich war der Obermarschall gefunden worden und erschien. „Gohr," sagte ihm sein Herr, „Ich habe Euch ein Porträt zeigen wollen, das Ich gefunden habe, wo Ich es gar nicht suchte. Ähnlich ist es, das muß ich sagen, von wem habt Ihr es malen lassen? Euer Geschmack ist gar nicht übel, aber seid nur ganz ruhig, denn Euch gehe Ich nicht ins Gehege."

Mit diesen Worten steckte der König das Medaillon wieder an seinen gehörigen Platz und zog das Tuch darüber her, indem Er dann seinen Gang wieder fortsetzte. Man sieht, daß dieser Herr nicht Hehl hatte, oder eher zur Schau trug, was andere zu verbergen suchen.

Meine Sendung nach Karlsruhe 1806

Ich muß mich selbst der Unordnung in der Chronologie anklagen. Ich habe von der Reise nach München geredet und hätte zuerst erzählen sollen, daß mir etwa zwei Monate früher eine andere Mission zuteil geworden war. Ich reiste am 10. Juni des Jahres nach Karlsruhe, um dem so sehr verehrten Herrn Kurfürsten Karl Friedrich die frohe Nachricht von der Geburt eines Urenkels zu bringen. Natürlich ward ich zur Tafel gezogen, und in der Audienz, die mir Seine Kurfürstliche Durchlaucht erteilten, händigten Sie mir selbst die Insignien des Ordens der Treue für den neuen Enkel ein.

Bei meiner Rückkehr wollte ich die Insignien dem Herrn Vater des neugeborenen Prinzen überreichen. Diesem machte aber jener Orden Spaß, Seine Hoheit drehten die Sache zu einem Scherz und sagten mir, da der Orden mir anvertraut worden, so möge ich ihn auch selbst übergeben. Hierauf verfügte ich mich in die Kinderstube, breitete das Band über die Wiege des jungen Prinzen und legte den Stern obenhin. Wissen Seine Königliche Hoheit unser jetzt regierender Herr sich dessen auch nicht zu erinnern, so dürfen Sie doch überzeugt sein, daß Sie den ersten Orden, der Ihnen zuteil ward, durch meine Hand empfangen haben. Allerhöchst Ihr Herr Vater nahm nach jener Zeremonie die Insignien in Verwahrung. Wann Sie Ihnen ausgeliefert worden sind, das weiß ich nicht.

Den beiden Großoheimen Seiner Königlichen Hoheit, von welchen der ältere nicht lange nachher starb, der jüngere als Großherzog Ludwig in Baden

Digitized by Google

regiert hat, ward ich damals vorgestellt, bekam aber den eigentlichen Herrn Erbprinzen Karl nicht zu sehen. Warum, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich war der junge Herr abwesend. Erst als Er schon Großherzog war, habe ich die Ehre gehabt, Ihnen hier in Darmstadt vorgestellt zu werden.[1])

Minister des Äußern, überhaupt erster Minister des Herrn Kurfürsten war damals Herr v. Edelsheim, aus einer alten reichsritterschaftlichen Familie. Ein achtbarer, sehr redlicher Mann, der das ganze Vertrauen seines Herrn besaß. Dieser gab mir ein Diner und unterhielt sich mit mir über seine Besitzung Büdesheim in der Wetterau und deren Verhältnisse so ausführlich, daß mir dieses auffiel. Ohne Zweifel beruhte die Sache darauf, daß Er, Minister des Kurfürsten, im Juni 1806 recht wohl voraussehen konnte, was mir unbekannt war, nämlich daß er ganz in der Kürze durch den Rheinbund hessischer Untertan würde. Endlich hatte ich doch Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken, als er lamentierte, nun seit 20 Jahren jene Besitzung, die ihm so sehr ans Herz gewachsen sei (sein Haus ist ein schloßartiges Gebäude), nicht mehr gesehen zu haben, weil sein Herr ihm durchaus keinen Urlaub, auch nicht für Wochen, bewillige. Dieser Eigensinn, so sagte er, sei um so härter und unbegreiflicher, als er schon oft Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht das Anerbieten gemacht habe, das Portefeuille durch seinen Sohn übernehmen zu lassen. Das war es, was mich fast zum Lachen brachte, denn mir war der Sohn, der nachmalige Oberkammerherr, in seiner Jugend wenigstens, als das erschienen, was die Franzosen „un fat" nennen, der im Salon glänzen könne, sonst aber zu nichts zu gebrauchen sei. Ich zog also aus jener Rede den Schluß, daß der Herr klüger als der Diener sei, und begriff, daß der Kurfürst unter solcher Bedingung keinen Urlaub gestatten wolle.

Aber dieser Name Edelsheim führt mich abermals, für einen Augenblick, in die Wetterau zurück. Ich habe von der dortigen zahlreichen Reichsritterschaft gesprochen. Ein eigentümlicher Ton und Lebensweise herrschte in ihren Häusern und Gartenanlagen, die den Namen Park führten. Er war darauf berechnet, in etwas das Fürstliche nachzuäffen, die quasi Souveränität des Dorfes, die ohnehin schon durch den aufgerichteten Galgen dargestellt war, durchleuchten zu lassen. Einige, wie die Raue in Dorheim, die Wetzel von Mehlbach, waren schon bankrott, und bei diesen ging es glatt ab. Andere, wie die Ingelheim, die Frankenstein, hatten sich anderwärts angesiedelt und ließen

---

[1]) Als unseres Herrn Erbgroßherzogs Hoheit während der Regierung des letztgenannten Herrn einmal, wie alljährlich geschah, nach Karlsruhe reisten und Ihren Herrn Vater nach Aufträgen fragten, antwortete Ludewig I.: „Bringe dem Großherzoge mein Kompliment und sage Ihm, Ich sei ein alter Mann, der sich wohl erlauben dürfe, Ihm freundschaftlich den Rat zu geben, doch endlich einmal die vielen Gefangenen loszulassen, die Er in seinem Kabinett eingesperrt hält." Das sollte heißen, daß Er doch auf die zahllosen unerledigten Berichte Seiner Behörden Entschließung erteilen möchte.

Die Untätigkeit in Regierungsangelegenheiten war so groß, daß sie alle Diener in Verzweiflung setzte.

Digitized by Google

sich selten sehen. Wieder andere aber waren in der Wetterau geblieben und Leute von der großen Welt, wie die Baßenheim, die Westphal, die Elp. Die Frau v. Venningen, mit welcher die Familie Specht von Lindheim ausgestorben ist, brachte jeden Sommer in Lindheim zu und hatte als galante Dame zahlreiche Gäste an französischen und polnischen Emigranten, während Herr v. Venningen in Mannheim weilte. Offenes Haus führte auch die Frau v. Löw zur Staade, die übrigens eine sehr achtbare und auch gescheite Frau ist, aber ungemein adelsstolz, wenigstens ehedem war. Sie ist die Witwe des Obersten des Namens, der einst ein Faktotum in der hannoverischen Armee und Generaladjutant des Herzogs von York, wenigstens im Felde, und irre ich nicht, bei der verunglückten Landung desselben mit einem englisch-russischen Armeekorps in Holland war. Ihr Vater, holsteinischer Reichsgesandter, ist der letzte männliche Sprößling des sehr alten hessischen Geschlechtes der Diede von Fürstenstein gewesen. Sein Schloß und Herrschaft Fürstenstein hatte der König von Westfalen seinem französischen Minister des Äußern, dessen Namen mir jetzt nicht beifällt, mit dem Titel „Graf von Fürstenstein" geschenkt. Jetzt ist es als heimgefallenes Lehen kurhessische Domäne. Aber die schöne Besitzung Ziegenberg bei Butzbach ist als Allodium auf die Tochter übergegangen.

Allein am meisten Sensation in der Wetterau erregte, wenigstens in gewissen Kreisen, eben der Herr v. Edelsheim der Sohn, dieser brachte jeden Sommer etwa sechs Wochen in Büdesheim zu. Wenn er hinreiste, so folgten seinem Wagen mehrere Fourgons (das habe ich selbst gesehen), von welchen der eine nur mit Schmiedekohlen angefüllt war. Der Herr war so sehr Feinschmecker, daß er behaupten konnte, man verstehe in der Wetterau nicht Kohlen herzustellen, wie sie zur Bereitung von Schokolade und anderen kulinarischen Zwecken erforderlich seien. Mit Hilfe dieser oberrheinischen Kohlen gab er nun jede Woche mindestens ein Diner. Aber ein Diner im vollen Sinne des Wortes, wie es auch in seinem Hause in Karlsruhe für höchst anständig gegolten haben würde. Geladen wurden dazu die Beamten und Angestellten aller Art und die Pfarrer der Nachbarschaft, ferner diejenigen Schultheißen und Schullehrer, die etwas mehr fassoniert und herausgeputzt waren als ihre Standesgenossen. Mit diesem Mittel imponierte Herr v. Edelsheim besonders den Leuten letzter Klasse dergestalt, daß man den Zutritt in seinem Hause „an Hof gehen" nannte und sich fragte, ob man schon bei Hof gewesen sei. Ich erinnere mich, daß ich in jener Zeit von einem Pfarrer erzählen hörte, der seinem Bekannten von dem Hofleben sprach und rügte, daß es aber auch ganz sonderbare Sitten bei vornehmen Leuten gäbe, z. B. die, ihren Gästen gegen Ende der Tafel heißes Wasser aus schönen Tassen zu trinken zu geben.

Von all diesem Glanze ist durch die Umgestaltung der Verhältnisse, der Ansichten und der Sitten wenig übriggeblieben, nur etwa die Flagge, die vom Dache herab die Anwesenheit des Herrn v. Leonhardi in seinem Hause zu Großkarben konstatiert, wie ich höre. Es ist dagegen nichts zu erinnern, da sehr viele Souveräne, auch die Kaiser von Rußland und Frankreich, dasselbe

Digitized by Google

tun. Aber die Kleinigkeit wäre doch so ironisch charakteristisch, daß sie fast merkwürdig genannt werden könnte, auch schon deswegen, weil sein Großvater nichts weniger als durch das Alter des Rittertums in die Reichsritterschaft gekommen ist.

Indessen habe ich die Fahne nicht selbst gesehen, sondern sprach vom Hörensagen, und da ich um keinen Preis etwas Unwahres schreiben möchte, so habe ich eine Einleitung getroffen, um mich über die Sache zu verlässigen. Habe ich ihm unrecht getan, so werde ich mich berichtigen. (Fortsetzung folgt)

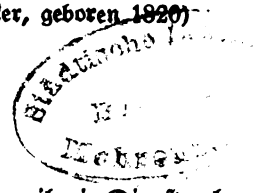
Max Havelaar

Ein Gedenkblatt für Multatuli (Eduard Douwes Dekker, geboren 1820)

Von

Hans Würz

(Schluß)



Saidjah kam in Batavia an. Er bat einen Herrn, daß er ihn in Dienst nehme, und dieser tat es auf der Stelle, weil er Saidjah nicht verstand. Denn in Batavia hat man gern Bedienstete, die noch kein Malaiisch sprechen und also noch nicht verdorben sind wie die anderen, die schon länger mit der europäischen Kultur in Berührung stehen.

Saidjah lernte bald Malaiisch, aber er paßte brav auf, denn er dachte stets an die zwei Büffel, die er kaufen wollte, und an Adinda. Er wurde groß und stark, weil er alle Tage aß, was in Badur nicht immer möglich war. Er war beliebt im Stalle und wäre sicher nicht abgewiesen worden, wenn er die Tochter des Kutschers zum Weibe begehrt hätte. Sein Herr selbst hielt so viel von Saidjah, daß er gar bald zum Hausbediensteten erhoben wurde. Man erhöhte seinen Lohn und gab ihm obendrein fortwährend Geschenke, weil man so besonders zufrieden mit seinen Diensten war. Mevrouw hatte den Roman von Sue gelesen, der so viel Aufsehen machte, und wurde nun stets an den Prinzen Djalma erinnert, wenn sie Saidjah sah. Auch die jungen Damen des Hauses begriffen nun besser als früher, wie der javanische Maler Radhen Saleh zu so viel Glück und Ehren in Paris gelangen konnte.

Doch fand man Saidjah undankbar, als er nach beinahe dreijährigem Dienste seine Entlassung begehrte und um ein Zeugnis ersuchte, daß er sich gut betragen habe. Man konnte es ihm jedoch nicht verweigern, und Saidjah ging fröhlichen Herzens auf die Reise.

Er ging an Pising vorbei, wo lange vorher einst Havelaar wohnte. Aber dies wußte Saidjah nicht. Und hätte er es auch gewußt, er trug etwas ganz anderes in der Seele, das ihn beschäftigt hielt. Er zählte die Schätze, die er mit heimbrachte. In einer Bambusrolle hatte er seinen Paß und

Digitized by Google

das Zeugnis seines guten Betragens. In einem Köcher, den er an einem ledernen Riemen trug, schien unaufhörlich etwas Gewichtiges gegen seine Schulter zu schlagen, aber er fühlte es gern ... ich glaube es schon, darin waren doch dreißig spanische Dollars, genug also, um drei Büffel zu kaufen. Was Adinda wohl sagen würde! Und das war noch nicht alles. Auf seinem Rücken sah man die mit Silber beschlagene Scheide eines Dolches, den er am Gürtel trug. Der Griff war sicher aus feingeschnitztem Kamuningholz, denn er hatte ihn sorgfältig mit einer seidenen Hülle umwickelt. Und er besaß noch mehr Schätze. In den Falten des Kahin um seine Lenden bewahrte er einen Leibgurt von silbernen Gliedern, mit goldener Agraffe. Es ist wahr, der Gürtel war nur kurz, aber sie war auch so schlank ... Adinda!

Und an einem Schnürchen um den Hals, unter seinem Vor-Baadju, trug er ein seidenes Beutelchen, darin einige vertrocknete Melatti waren.

War es ein Wunder, daß er sich in Tangerang nicht länger aufhielt, als nötig war, den Bekannten seines Vaters zu besuchen, der die feinen Strohhüte flocht? War es ein Wunder, daß er nicht viel zu den Mädchen sagte, die ihn auf dem Wege fragten: „wohin, woher?", wie der Gruß in dieser Gegend lautet? Daß er Serang nicht mehr so schön fand, da er doch Batavia kennen gelernt hatte? Daß er sich nicht mehr, wie er es vor drei Jahren tat, ins Gestrüpp verkroch, als der Resident vorüberritt, er, der den viel größeren Herrn gesehen hatte, der zu Buitenzorg wohnt und der „Großvater" des Susuhunan zu Solo ist? War es ein Wunder, daß er wenig acht gab auf die Erzählungen derer, die ein Stück Weges mit ihm gingen und von allem Neuen in Bantan-Kidul sprachen? Daß er kaum hinhörte, als man ihm berichtete, daß die Kaffeekultur nach vielen unbelohnten Mühen nun ganz eingezogen sei? Daß das Distriktshaupt von Parang-Kudjang wegen Raubes auf öffentlicher Straße zu vierzehn Tagen Arrest, im Hause seines Schwiegervaters abzusitzen, verurteilt war? Daß der Hauptplatz nach Rangkas-Betung verlegt war? Daß ein neuer Assistent-Resident gekommen sei, weil der vorige vor einigen Monaten starb? Wie der neue Beamte auf der ersten Sebah-Versammlung gesprochen hatte? Wie da seit einiger Zeit niemand mehr wegen seiner Klagen bestraft worden sei und daß man hoffe, daß alles Gestohlene wiedergegeben oder vergütet werde?

Nein, er hatte schönere Bilder vor dem Auge seiner Seele. Er suchte den Ketapanbaum in den Wolken, zu fern noch, um ihn in Badur suchen zu können. Er griff in die Luft, die ihn umgab, als wollte er die Gestalt umfassen, die ihn unter dem Baume erwarten würde. Er malte sich Adindas Antlitz aus, ihren Kopf, ihre Schultern ... er sah den schweren Kondeh, so glänzend schwarz, in der eigenen Schlinge gefangen auf den Nacken herabhängend ... er sah ihr großes Auge, in dunklem Widerscheine leuchtend ... die Nasenflügel, die sie so trotzig-stolz aufzog als Kind, wenn er — wie war's möglich! — sie plagte, und den Winkel zwischen ihren Lippen, in dem sie ein Lächeln bewahrte. Er sah ihre Brust, die nun schwellen werde unter der

Digitized by Google

Kabaai ... er sah, wie der Sarong, den sie selbst gewoben hatte, ihre Hüften eng umschloß und, dem Schenkel in gebogener Linie folgend, in herrlichem Wurf am Knie herunterfiel bis auf den kleinen Fuß ...

Nein, er hörte wenig von dem, was man ihm sagte. Er hörte ganz andere Töne. Er hörte, wie Adinda sagen würde: „Sei willkommen, Saidjah! Ich habe an dich gedacht beim Spinnen und Weben und beim Stampfen des Reises in dem Blocke, der dreimal zwölf Kerben trägt von meiner Hand. Hier bin ich unter dem Ketapan, am ersten Tage des neuen Mondes. Sei willkommen, Saidjah, ich will deine Frau sein!"

Das war die Musik, die so herrlich in seinen Ohren wiederklang und die ihn hinderte, auf all das Neue zu hören, das man ihm auf seinem Wege erzählte.

Endlich sah er den Ketapan. Oder vielmehr, er sah einen dunklen Fleck, der viele Sterne vor seinem Auge verdeckte. Das mußte der Djatiwald sein, in der Nähe des Baumes, bei dem er Adinda wiedersehen sollte am folgenden Tage nach Sonnenaufgang. Er suchte im Dunkel umher und betastete viele Stämme. Alsbald fand er eine ihm bekannte Unebenheit an der Südseite eines Baumes, und er legte den Finger in einen Spalt, den Si-panteh mit seinem Parang hineingehackt hatte, um den Pontianak zu beschwören, der das Zahnweh von Si-pantehs Mutter verschuldete, das diese kurz vor der Geburt seines Brüderchens befiel. Das war der Ketapan, den er suchte.

Jawohl, das war der Fleck, wo er zuerst Adinda anders gesehen hatte als seine übrigen Spielgenossen, weil sie sich da zuerst geweigert hatte, an einem Spiele teilzunehmen, das sie doch kurz zuvor mit allen Kindern — Knaben und Mädchen — mitgespielt hatte. Da hatte sie ihm die Melatti gegeben.

Er setzte sich an den Fuß des Baumes nieder und schaute zu den Sternen auf. Als einer herniederschoß, nahm er das als einen Gruß bei seiner Wiederkunft zu Badur auf. Und er dachte: ob Adinda nun wohl schläft und ob sie wohl sorgfältig die Monde in ihren Reisblock geschnitten hat? Es würde ihn schmerzen, wenn sie einen Mond überschlagen hätte; als wenn das nicht genügte ... sechsunddreißig! Und ob sie schöne Sarongs und Slendangs gebatikt haben werde? Und auch fragte er sich, wer nun wohl in seines Vaters Hause wohnen werde? Und seine Jugend trat ihm vor den Geist und seine Mutter und wie der Büffel ihn vor dem Tiger rettete; und er bedachte, was doch wohl aus Adinda geworden sein möchte, wenn der Büffel minder treu gewesen wäre.

Er gab sehr auf das Sinken der Sterne im Westen acht, und bei jedem Sterne, der am Himmelsrande verschwand, berechnete er, wieviel näher jetzt die Sonne ihrem Aufgang im Osten sei, und wieviel näher er selbst dem Wiedersehen mit Adinda.

Denn beim ersten Strahle gewiß werde sie kommen, ja beim Dämmern des Morgens schon werde sie da sein ... ach, warum war sie nicht schon am Tage vorher gekommen?

Digitized by Google

Es betrübte ihn, daß sie ihm nicht vorausgeeilt war, dem schönen Augenblicke, der drei Jahre lang seiner Seele mit unbeschreiblichem Glanze vorgeleuchtet hatte. Und, unbillig in der Selbstsucht seiner Liebe, schien es ihm so, als hätte Adinda da sein müssen, um auf ihn zu warten, der nun sich beklagte — und vor der Zeit schon —, daß er auf sie warten müßte.

Aber er beklagte sich zu Unrecht. Denn noch war nicht die Sonne aufgegangen, noch hatte das Auge des Tages keinen Blick auf die Ebene geworfen. Wohl verblichen die Sterne dort oben in der Höhe, beschämt, daß ihrer Herrschaft so bald ein Ende gemacht werde ... wohl fluteten da seltsame Farben über die Spitzen der Berge, die um so dunkler erschienen, je schärfer sie von dem lichteren Grunde sich abhoben ... wohl flog hier und da durch die Wolken im Osten ein glühender Strahl — Pfeile von Gold und Feuer, die hin und wieder über den Horizont schossen — aber sie verschwanden wieder und schienen hinter den undurchdringlichen Vorhang niederzufallen, der dem Auge Saidjahs noch immer den Tag verbarg.

Doch wurde es allmählich lichter und lichter um ihn her. Er schaute schon die Landschaft und schon konnte er die Kronen des kleinen Klappahains unterscheiden, in dem Badur versteckt lag ... da schlief Adinda!

Nein, sie schlief nicht mehr! Wie sollte sie wohl schlafen können? Wußte sie nicht, daß Saidjah ihrer warte? Gewiß, sie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Sicher hatte die Dorfwache an ihre Tür geklopft, um zu fragen, warum die Pelitah in ihrem Häuschen noch fortbrenne, und mit liebem Lächeln hatte sie dann gesagt, daß ein Gelübde sie wach halte; sie müsse den Slendang noch abweben, an dem sie arbeite, und am ersten Tage des neuen Mondes müsse sie fertig sein.

Oder sie hatte die Nacht im Finstern verbracht, auf ihrem Reisblock sitzend und mit begierigem Finger zählend, ob auch wirklich sechsunddreißig tiefe Kerben nebeneinander darin eingeschnitzt waren. Und sie hatte sich spielend an dem Schrecken ergötzt, daß sie sich vielleicht verrechnete, daß vielleicht noch ein Einschnitt fehle, um noch und noch einmal und immer wieder in der herrlichen Gewißheit zu schwelgen, daß da wohlgezählte dreimal zwölf Monde vergangen seien, seit Saidjah sie zum letztenmal sah.

Auch sie strengte nun wohl, wo es so hell wurde, ihre Augen mit fruchtlosem Bemühen an, die Blicke über den Horizont hinweg zu senden, daß sie der Sonne begegnen möchten, der trägen Sonne, die wegblieb ... wegblieb ...

Da kam ein Streif bläulichen Rots herauf, der sich an die Wolken klammerte, und die Ränder wurden licht und glühend, und es begann zu blitzen, und wieder schossen da feurige Pfeile durch den Lichtraum, doch sie fielen diesmal nicht nieder, sie hefteten sich an den dunklen Grund fest und teilten ihre Glut in größeren und größeren Kreisen mit und begegneten einander, kreuzten, verschlangen, wendeten sich und vereinigten sich zu Strahlenbündeln und wetterleuchteten in goldenem Glanz auf einem Grunde von Perlmutter, und es war da Rot und Gelb und Blau und Silber und Pur-

Digitized by Google

pur und Azur in diesem allem ... o Gott, das war die Morgenröte: das war das Wiedersehen mit Adinda!

Saidjah hatte nicht beten gelernt, und ihn es zu lehren, wäre auch unnütz gewesen, denn heiligeres Gebet und ein feurigerer Dank, als da in dem sprachlosen Entzücken seiner Seele lag, war nicht in menschliche Sprache zu fassen.

Er wollte nicht nach Badur hinein. Das Wiedersehen mit Adinda selbst schien ihm minder schön als die Sicherheit, daß er sie nun alsbald sehen werde. Er setzte sich an den Fuß des Ketapan und ließ das Auge über die Landschaft schweifen. Die Natur lachte ihm zu und schien ihn willkommen zu heißen wie eine Mutter ihr zurückkehrendes Kind. Und ebenso wie diese ihre Freude äußert durch das eigenwillige Erinnern an vorübergegangenen Schmerz beim Vorzeigen dessen, was sie während der Trennung als Andenken bewahrte, so ergötzte auch Saidjah sich an dem Wiedererkennen so vieler Örtlichkeiten, die Zeugen seines kurzen Lebens waren. Aber wie seine Augen oder seine Gedanken auch umherschweiften, immer fielen Blick und Verlangen zurück auf den Pfad, der von Badur nach dem Ketapanbaume führt. Alles, was seine Sinne wahrnahmen, hieß Adinda. Er sah den Abgrund links, wo die Erde so gelb ist, wo einmal ein junger Büffel in die Tiefe sank; da hatten sich die Bewohner des Dorfes versammelt, um das Tier zu retten — denn es ist keine geringe Sache, einen jungen Büffel zu verlieren! — und sie hatten sich an starken Rotanstricken hinuntergelassen. Adindas Vater war der mutigste gewesen ... oh, wie sie da in die Hände klaschte, Adinda!

Und drüben an der anderen Seite, wo das Kokoswäldchen seine Kronen über den Hütten des Dorfes schaukelt, da irgendwo war Si-unah aus dem Baume gefallen und hatte den Tod gefunden. Wie weinte seine Mutter: „weil Si-unah noch so klein war", jammerte sie ... als ob sie sich minder betrübt hätte, wenn Sie-unah größer gewesen wäre! Doch klein war er, das ist wahr, denn er war kleiner und schwächer noch als Adinda ...

Niemand betrat den schmalen Weg, der von Badur nach dem Baume leitete. Gleich aber werde sie kommen; o gewiß, es war noch früh.

Oh, sie war gewiß gegen Morgen hin in Schlaf gefallen, ermüdet von all dem Wachen während der Nacht, vom Wachen vieler Nächte! Sicher hatte sie seit Wochen nicht geschlafen; so war es!

Sollte er aufstehen und nach Badur gehen? Nein! Möchte es nicht scheinen, als ob er an ihrem Kommen zweifelte?

Wenn er den Mann anriefe, der da einen Büffel aufs Feld trieb? Der Mann war zu fern. Überdies, Saidjah wollte nicht sprechen über Adinda, nicht fragen nach Adinda ... er wollte sie wiedersehen, sie allein, sie zuerst! O sicher, sicher mußte sie nun gleich kommen!

Er wollte warten, warten ...

Aber wenn sie krank wäre oder ... tot?

Digitized by Google

Wie ein angeschossener Hirsch flog Saidjah den Pfad entlang, der von dem Ketapan nach dem Dorfe führt, wo Adinda wohnte. Er sah nichts und er hörte nichts, und doch hätte er etwas hören können, denn es standen Menschen auf dem Wege am Eingange des Dorfes, die riefen: „Saidjah, Saidjah!“

Doch ... war es seine Hast, seine Leidenschaft, die ihn hinderte, Adindas Haus zu finden? Er war schon bis ans Ende des Weges, wo das Dorf aufhört, dahingeflogen, und wie toll kehrte er um und schlug sich vor den Kopf, daß er an ihrem Hause vorbeilaufen konnte, ohne es zu sehen. Aber wieder war er am Dorfeingange, und — mein Gott, war es ein Traum? — wieder hatte er Adindas Haus nicht gefunden! Noch einmal flog er zurück, und plötzlich blieb er stehen, griff mit beiden Händen an seinen Kopf, als wollte er den Wahnsinn herausreißen, der ihn packte, und rief laut: „Von Sinnen, betrunken, ich bin betrunken!“

Und die Frauen von Badur kamen aus ihren Häusern und sahen mit Erstaunen Saidjah da stehen, denn sie erkannten ihn und begriffen, daß er Adindas Haus suche, und wußten, daß ein Haus Adindas nicht im Dorfe Badur sei.

Denn als das Distriktshaupt von Parang-Kudjang Adindas Vater den Büffel weggenommen hatte ...

Ich hab' dir gesagt, Leser, daß meine Geschichte eintönig ist!

... da war Adindas Mutter gestorben vor Kummer. Und ihr jüngstes Schwesterchen war gestorben, weil es keine Mutter hatte, die es säugte. Und Adindas Vater, der sich vor der Strafe fürchtete, als er seine Landrenten nicht bezahlen konnte ...

Weiß wohl, weiß wohl, daß meine Geschichte eintönig ist!

... Adindas Vater war fortgegangen aus dem Lande. Er hatte Adinda mitgenommen und auch ihre Brüder. Aber er hatte vernommen, wie Saidjahs Vater in Buitenzorg mit Stockschlägen gestraft worden war, weil er Badur ohne Paß verlassen hatte. Und darum war Adindas Vater weder nach Buitenzorg gegangen, noch nach Krawang, noch nach Preanger, noch in die bataviaschen Ommelande ... er war nach Tjilangkahan gegangen, dem Distrikt von Lebak, der an die See grenzt. Da hatte er sich in den Wäldern versteckt gehalten und die Ankunft von Pa-ento, Pa-lontha, Si-uniah, Pa-ansiu, Adul-isma und noch einigen anderen abgewartet, die durch das Distriktshaupt von Parang-Kudjang ihrer Büffel beraubt worden waren und die alle Strafe fürchteten, wenn sie ihre Landrenten nicht bezahlten. Da hatten sie sich bei Nacht zum Herrn eines Fischerewers gemacht und waren in See gestochen. Sie steuerten westlich und ließen das Land rechts liegen, bis nach Javapunt. Von hier hatten sie sich nordwärts gewendet, bis sie Tanahitam vor sich sahen, das die europäischen Seeleute Prinzeneiland nennen. Sie hatten das Eiland an der Ostseite umsegelt und steuerten auf die Kaiserbai, indem sie den hohen Pik in den Lampongs zur Richtung nahmen. Wenigstens war

Digitized by Google

so der Weg, den man sich im Lebalschen flüsternd ins Ohr sagte, wenn über offiziellen Büffelraub und unbezahlte Landrenten gesprochen wurde.

Doch der verwirrte Saidjah verstand nicht deutlich, was man ihm sagte. Selbst den Bericht von seines Vaters Tode begriff er nicht völlig. Es war ein Gebrause in seinen Ohren, als hätte man in seinem Kopfe einen Gong angeschlagen. Er fühlte, wie das Blut stoßweise durch die Adern gegen seine Schläfen geschleudert wurde, die unter der Wucht so schweren Anstürmens zu zerspringen drohten. Er sprach nicht und starrte mit erstorbenem Blicke umher, ohne zu sehen, was um ihn und wer bei ihm war, und brach endlich in grausiges Gelächter aus.

Eine alte Frau nahm ihn mit nach ihrem Häuschen und verpflegte den armen Schelm. Dann lachte er nicht mehr schaurig, aber doch sprach er nicht. Nur des Nachts wurden die Hausgenossen durch seine Stimme aufgeschreckt, wenn er tonlos sang: „Ich weiß nicht, wo ich sterben soll", und einige Bewohner von Badur legten Geld zusammen, um den Boajas des Tjudjunggewässers ein Opfer für die Genesung Saidjahs zu bringen, den sie für wahnsinnig hielten. Doch wahnsinnig war er nicht.

Denn eines Nachts, als der Mond heller leuchtete, stand er vom Balehbaleh auf, verließ leise das Haus und suchte nach der Stelle, wo Adinda gewohnt hatte. Es war nicht leicht, sie zu finden, weil so viele Häuser eingestürzt waren. Doch er meinte den Platz an der bestimmten Weite des Winkels zu erkennen, die etliche Lichtungen, die durch das Gehölz liefen, bei ihrer Begegnung in seinem Auge bildeten, wie der Seemann seinen Stand nach Leuchttürmen und hervorragenden Bergspitzen berechnet.

Ja, hier mußte es sein ... hier hatte Adinda gewohnt!

Über halbverfaultes Bambus und Stücke des niedergestürzten Daches strauchelnd, bahnte er sich einen Weg zu dem Heiligtume, das er suchte. Und wirklich, er fand noch einen Rest der aufrechtstehenden Wand, neben welcher Adindas Baleh-baleh gestanden hatte, und es steckte gar noch der kleine Bambuspflock darin, an dem sie ihr Kleid aufhängte, wenn sie sich schlafen legte ...

Aber der Baleh-baleh war, wie das Haus, eingestürzt und beinahe zu Staub vergangen. Er nahm eine Handvoll davon, drückte ihn an seine geöffneten Lippen und atmete sehr tief ...

Tags darauf fragte er die alte Frau, die ihn gepflegt hatte, wo der Reisblock sei, der auf dem Erbe von Adindas Hause gestanden hätte. Die Frau war erfreut, daß sie ihn reden hörte, und lief im Dorfe herum, um den Block zu suchen. Als sie Saidjah den neuen Eigner bezeichnen konnte, folgte er ihr schweigend, und beim Reisblocke angelangt, zählte er an ihm 32 Kerbschnitte ...

Darauf gab er der Frau so viele spanische Dollars, wie zum Kaufe eines Büffels erforderlich waren, und verließ Badur. In Tjilangkahan kaufte er einen Fischerewer und erreichte damit nach einigen Tagen Segelns die Lampongsche Küste, wo die Aufständischen sich gegen die niederländische Herr-

Digitized by Google

schaft empörten. Er schloß sich einem Trupp von Bantamern an, weniger um des Kampfes willen, als um Adinda zu suchen. Denn er war sanftmütig von Art und eher Betrübtheit zugänglich als Bitterkeit.

Eines Tages, als die Aufständischen aufs neue geschlagen waren, schweifte er suchend in einem Dorfe umher, das eben durch das niederländische Heer erobert war und also in Flammen stand. Saidjah wußte, daß der Haufe, der dort vernichtet worden war, großenteils aus Leuten von Bantam bestanden hatte. Wie ein Spuk irrte er unter den Häusern umher, die noch nicht ganz verbrannt waren, und fand den Leichnam von Adindas Vater, mit einer Klewangbajonettwunde in der Brust. Neben ihm fand Saidjah Adindas drei Brüder ermordet liegen. Jünglinge, beinahe Kinder noch; und ein wenig weiter lag der Leichnam Adindas, nackt, abscheulich mißhandelt ...

Es war ein schmaler Streifen blauer Leinwand in die klaffende Brustwunde eingedrungen, die langer, verzweifelter Abwehr ein Ende gemacht zu haben schien ...

Da stürzte sich Saidjah einigen Soldaten entgegen, die mit gefälltem Gewehr die noch lebenden Aufständischen in das Feuer der brennenden Häuser trieben. Er umfaßte die breiten Säbelbajonette, schob sich mit Allgewalt vorwärts und drängte noch mit einem letzten großen Kraftaufwand die Soldaten zurück, indem die Säbelknäufe ihm bis gegen die Brust vordrangen ...

Und um Geringes später war da in Batavia groß Gejubel über den neuen Sieg, der wieder so viele Lorbeeren zu den alten Lorbeeren der niederländisch-indischen Armee gefügt hatte. Und der Landvogt schrieb heim ins Mutterland, daß die Ruhe in den Lampongs wiederhergestellt sei. Und der König von Niederland, erleuchtet durch seine Staatsdiener, belohnte wiederum so viel Heldenmut mit vielen Ritterkreuzen.

Und wahrscheinlich stiegen da aus den Herzen der Frommen, in der Sonntagskirche oder in der Betstunde, Dankgebete gen Himmel, als man vernahm, daß „der Herr der Heerscharen" wieder einmal mitgestritten hatte unter dem Banner der Niederlande ...

Doch Gott, der alles Weh ersicht,
Erhörte dieses Tages Opfer nicht.

*

Multatuli, der diese einfache und doch so erschütternde Geschichte ersonnen hat, fährt fort:

„... Ich weiß nicht, ob Saidjah Adinda lieb hatte. Nicht, ob er nach Batavia ging. Nicht, ob er in den Lampongs ermordet wurde von niederländischen Bajonetten. Ich weiß nicht, ob sein Vater erlag unter den Stockprügeln, die ihm gegeben wurden, weil er Badur ohne Paß verlassen hatte.

Digitized by Google

Ich weiß nicht, ob Adinda die Monde zählte, indem sie Kerben in ihren Reisblock schnitt. Dies alles weiß ich nicht! Doch ich weiß mehr als dies alles. Ich weiß und kann beweisen, daß es viele Adindas gab und viele Saidjahs, und das, was Erdichtung im Einzelfalle, Wahrheit wird im allgemeinen ... Aber was die Hauptsache betrifft? Oh, daß ich aufgerufen würde, um zu beweisen, was ich schrieb! Oh, daß man sagte: „Du hast diesen Saidjah erdichtet ... er sang niemals das Lied ... es wohnte keine Adinda in Badur!" Nur wünschte ich, daß es gesagt werde mit der Macht und mit dem Willen, Recht zu schaffen, sobald ich bewiesen haben würde, daß aus mir nicht die Lästerzunge spricht! ... Und jene, die vielleicht behaupten, daß ich Saidjah und seine Liebe idealisiert habe, muß ich fragen, wie sie das wissen können? Gewiß erachten es nur sehr wenige Europäer der Mühe wert, sich niederzubeugen, um die Empfindungen der Kaffee- und Zuckerwerkzeuge wahrzunehmen, die man „Eingeborene" nennt. Doch wäre immerhin ihr Einwurf begründet. Wer solche Bedenken als Beweis gegen die Haupttendenz meines Buches anführt, verschafft mir einen großen Triumph. Denn sie lauten übersetzt: „Das Übel, das du bekämpfst, besteht nicht oder besteht nicht in so hohem Maße, weil der Inländer nicht ist wie dein Saidjah ... es liegt in der Mißhandlung der Javanen jetzt kein so großes Verbrechen, wie darin liegen würde, wenn du deinen Saidjah richtiger gezeichnet hättest. Der Sundanese singt solche Lieder nicht, liebt nicht so, fühlt nicht so, und also ... Nein, Minister der Kolonien, nein, ihr Generalgouverneure im Ruhestande, nicht das habt ihr zu beweisen! Ihr habt zu beweisen, daß die Bevölkerung nicht mißhandelt wird, gleichgültig, ob es sentimentale Saidjahs unter dieser Bevölkerung gibt oder nicht. Oder solltet ihr zu behaupten wagen, Büffeldiebstahl sei gestattet gegenüber Leuten, die nicht lieben, die keine schwermütigen Lieder singen, die nicht sentimental sind?"

Havelaars Beweise gegen den Regenten verdichteten sich mehr und mehr, und als es für ihn zur Gewißheit geworden war — wenn auch nicht zur nachweisbaren —, daß sein Vorgänger seine „Leidenschaft, Unrecht entgegenzutreten", damit bezahlen mußte, daß ihm beim Mittagsmahle, das er auf einer Inspektionsreise im Hause eines Häuptlings — des Schwiegersohnes des Regenten von Lebak — einnahm, Gift gereicht worden war, da war für ihn das Maß voll, war seine Güte und Milde zu Ende. Er klagte in einem offiziellen Schreiben an den Residenten von Bantam den Regenten des Mißbrauchs der Amtsgewalt und der Erpressung an und bat um Einleitung der amtlichen Untersuchung.

Wenn Havelaar glaubte, daß er in dem Residenten, seinem Vorgesetzten, die Unterstützung finden würde, die sich eigentlich von selbst verstand, so wurde er enttäuscht. Der Resident zog es vor, ihm nicht auf dem dienstlichen Wege zu antworten, sondern tat dies in ganz persönlicher Art, wobei er sich beklagte, „daß Havelaar ihm von der Sache nicht erst mündlich Kenntnis gegeben hätte und daß Havelaar ihn in seinen dringenden Geschäften störe".

Digitized by Google

Er versprach aber, selbst nach Rangkas-Betung zu kommen und mit ihm die Sache zu besprechen. Havelaar kannte das! Und darum bat er den Residenten, schleunigst dafür Sorge zu tragen, daß der Regent und sein Anhang von der Reise des Residenten nichts erfahre und daß er sofort unschädlich gemacht werde.

Und was tat der Resident? Er stattete nach seiner Ankunft in Rangkas-Betung dem Regenten einen Besuch ab, fragte ihn, was er gegen den Assistent-Residenten vorzubringen habe, und bot ihm Geld an. Dies geschah ohne Wissen Havelaars! Eine infame Handlungsweise gegenüber dem Ankläger! In seiner darauffolgenden Aussprache mit Havelaar, den er von seinem Vorhaben abzubringen versuchte und dem er nahelegte, die Anklage zurückzuziehen, verlangte der Resident die Nennung von Zeugen für die erhobenen Beschuldigungen. Zeugen! Sollte Havelaar die armen Javanen angeben, die zitternd vor Angst des Nachts in sein Haus schlichen, um Klage zu erheben? Was wäre wohl aus ihnen geworden! Havelaars Antwort lautete: „Resident, ich bin Assistent-Resident von Lebak, ich habe gelobt, die Bevölkerung zu schirmen gegen Erpressung und Gewalttat, ich klage den Regenten an und seinen Schwiegersohn zu Parang-Kudjang, ich werde die Begründetheit meiner Anklage beweisen, sobald mir dazu die Gelegenheit gegeben wird, die ich in meinen Briefen erbat, ich bin schuldig der Verleumdung, wenn meine Beschuldigung falsch ist!"

Der Assistent-Resident und sein Vorgesetzter trennten sich in höflichster Weise, doch nicht ohne daß der letztere die in seinen Augen einschüchternde Bemerkung machte, daß er sich genötigt sehe, die Anklage Havelaars der Regierung zu unterbreiten. Das aber wollte ja gerade Havelaar! Es fand noch ein weiterer offizieller Briefwechsel zwischen den beiden Beamten statt, wobei Havelaar sich verwahrte gegen Vorwürfe, daß er gegen den Regenten zu schnell vorgegangen sei und den mündlichen Rapport versäumt habe. Er wies immer wieder darauf hin, daß er nichts getan habe als seine Pflicht, und fügte hinzu: „Anders dienen, als ich zu Lebak diente, kann ich nicht. Wünscht also das Gouvernement anders bedient zu werden, dann muß ich als ehrlicher Mann ehrerbietig darum ersuchen, daß man mich verabschiede. Dann muß ich in einem Alter von sechsunddreißig Jahren danach streben, aufs neue eine Laufbahn mir zu erkämpfen. Dann muß ich — nach siebzehn Jahren, nach siebzehn schweren, mühevollen Dienstjahren, nachdem ich meine besten Lebenskräfte dem zum Opfer gebracht habe, was ich für meine Pflicht hielt — aufs neue die Gesellschaft fragen, ob sie mir Brot geben will für Frau und Kind, Brot in Tausch für meine Gedanken, Brot vielleicht in Tausch für Arbeit mit Schubkarren oder Spaten, wenn der Kraft meines Armes mehr Wert zuerkannt wird als der Kraft meiner Seele. Doch ich kann und will nicht glauben, daß Ihre Meinung von Seiner Exzellenz dem Generalgouverneur geteilt wird, und ich bin also verpflichtet, ehe ich übergehe zu dem Bittersten und Äußersten, Sie ehrerbietig zu ersuchen, dem

Digitized by Google

Gouvernement vorzustellen: es möge dem Residenten von Bantam Befehl geben, daß er annoch die Handlungen des Assistent-Residenten, wie sie in dessen Missives vom ... umschrieben sind, gutheiße. Oder aber: es möge genannten Assistent-Residenten zur Verantwortung aufrufen gegen die vom Residenten von Bantam zu formulierenden Punkte der Mißbilligung ..."

Nun folgten schlimme Tage für Havelaar und seine Familie, Tage des Wartens auf die Antwort des Generalgouverneurs. Ein Abwarten nicht unter ungefährlichen Umständen, wenn man an das Schicksal seines Amtsvorgängers denkt. Einen ganzen Monat lang mußte er warten. Derweilen dachte Tine, die alles von ihrem „Max" hielt, an seine Beförderung, die ihr aus finanziellen Rücksichten so wünschenswert schien. Gewiß — man würde ihn belohnen für sein pflichtgemäßes, energisches Vorgehen! Da kam die Antwort aus Buitenzorg, dem Sommersitz des Generalgouverneurs. Sie war gerichtet an den gewesenen Assistent-Residenten von Lebak. Die Art und Weise seines Vorgehens gegen die Häupter in der Abteilung Lebak und die Haltung seinem Chef, dem Residenten, gegenüber habe in hohem Maße Unzufriedenheit erregt; seine Handlungsweise lasse Überlegenheit, Einsicht und Vorsicht vermissen usw. usw. Der Generalgouverneur habe sich verpflichtet gesehen, ihn der ferneren Erfüllung des Amtes eines Assistent-Residenten von Lebak zu entheben, ihn aber wegen „früher empfangener günstiger Rapporte über ihn" vorläufig mit der Wahrnehmung des Amtes eines Assistent-Residenten von Ngawi zu betrauen.

Havelaar nahm dieses Schreiben gelassen auf. Den Posten in Ngawi konnte und wollte er aus mehr als einem Grunde nicht annehmen. Er war schnell entschlossen:

„Tine, höre mal!"

„Lieber Max?"

„Du hast Mut, nicht wahr?"

„Max, du weißt, daß ich Mut habe ..., wenn ich bei dir bin!"

„Also!"

Und er stand auf und schrieb folgende Rückantwort:

„An den Generalgouverneur von Niederländisch-Indien. Ich hatte die Ehre, Euer Exzellenz Kabinettsmissive vom ... zu empfangen. Ich sehe mich genötigt, in Beantwortung dieses Schreibens Euer Exzellenz zu ersuchen, mir einen ehrenvollen Abschied aus des Landes Diensten zu verleihen. Max Havelaar."

Binnen wenigen Tagen kam der erbetene Abschied in Lebak an. Havelaar wollte aber bleiben, bis sein Nachfolger einträfe. Es war eine schwere Zeit für ihn, zumal nach wie vor die heimlichen Kläger bei Nacht und Nebel in seine Wohnung schlichen und flehentlich um Hilfe baten, und es tat ihm so weh, daß er „arm und ohnmächtig allein stand mit seiner heißen Liebe für Recht und Menschlichkeit ... Es war bitter schmerzlich, nach dem Empfang der Kabinettsmissive dazusitzen als vermeintliche Zuflucht, als machtloser

Digitized by Google

Beschützer. Es war herzzerreißend, die Klagen über Mißhandlung, Aussaugung, Armut, Hunger anzuhören, derweilen ich selbst nun mit Frau und Kind Hunger und Armut entgegengehe. Und auch das Gouvernement konnte ich nicht verraten. Ich konnte nicht sagen zu den armen Leuten: Gehet hin und leidet, denn die Verwaltung *will*, daß ihr geschunden werdet! Ich durfte meine Ohnmacht nicht zu erkennen geben, da sie eins war mit der Schande und mit der Gewissenlosigkeit der Ratgeber des Generalgouverneurs."

Und so antwortete Havelaar den Leuten: „Zur Stunde kann ich euch nicht helfen! Doch ich werde nach Batavia gehen; ich werde mit dem „großen Herrn" sprechen über euer Elend. Er ist gerecht und er wird euch beistehen. Gehet vorläufig ruhig nach Hause ... widersetzt euch nicht ... gehet noch nicht außer Landes ... Wartet geduldig: ich denke, ich hoffe, daß Recht geschehen wird."

Nach längerem Warten übertrug Havelaar sein Amt bis zum Eintreffen seines Nachfolgers dem Kontrolleur und verzog mit Frau und Kind von Rangkas-Betung. Seine Untergebenen, mit denen er ein kameradschaftlich-herzliches Verhältnis unterhalten hatte, waren beim Abschied tief gerührt. „Auch Max ging es nahe, als er am Orte des ersten Pferdewechsels eine zahlreiche Menge antraf, die aus Rangkas-Betung fortgeschlichen war, um ihn dort zum letztenmal zu begrüßen."

Batavia war das Ziel Havelaars. Dort, beim Generalgouverneur, würde er Recht finden, wenn er selbst mit ihm spräche. Dort angekommen, bat er um eine Audienz. Aus nichtigen Gründen wurde sie ihm nicht gewährt, „weil Seine Exzellenz daran gehindert werde durch die mit dem bevorstehenden Verzug in Zusammenhang stehende Arbeitsüberhäufung". Seine Exzellenz geruhten nämlich in Pension zu gehen. Havelaar bat nochmals um kurzes Gehör — vergebens. Es wirkte geradezu niederdrückend auf ihn, als er hörte, daß der Generalgouverneur ihn nicht empfangen könne, weil er am nächsten Tage wegziehen werde.

Havelaar ergoß die ganze Bitterkeit seines Empfindens über diese Behandlung einer so wichtigen Angelegenheit durch den obersten Regierungsbeamten für die Kolonien in folgende Epistel an den Generalgouverneur:

„Batavia, 23. Mai 1856.

Exzellenz! Mein durch Missive vom 28. Februar von Amts wegen gestelltes Ersuchen, in Ansehen der Lebakschen Sachen gehört zu werden, ist ohne Erfolg geblieben. Ebenso haben Euer Exzellenz nicht beliebt, meinem wiederholten Ersuchen um Audienz Folge zu geben. Euer Exzellenz haben also einen Beamten, dessen „Dienste günstig bei dem Gouvernement aufgenommen sind" — das sind Euer Exzellenz eigene Worte — jemand, der siebzehn Jahre dem Lande in diesen Breiten diente, jemand, der nicht allein nichts verbrach, sondern gar mit ungewöhnlicher Selbstverleugnung das Gute ver-

Digitized by Google

folgte und für Ehre und Pflicht alles feil hatte ... so jemand haben Euer Exzellenz noch unter den Verbrecher gestellt. Denn den hört man zum mindesten.

Daß man Euer Exzellenz betreffs meiner irregeführt hat, begreife ich. Doch daß Euer Exzellenz nicht die Gelegenheit wahrgenommen haben, dieser Irreführung zu entgehen, begreife ich nicht. Morgen gehen Euer Exzellenz von hier, und ich mag selbe nicht verziehen lassen, ohne noch einmal gesagt zu haben, daß ich meine Pflicht getan habe, ganz und gar meine Pflicht, mit Einsicht, mit Bescheidenheit, mit Menschlichkeit, mit Milde und mit Mut. Die Gründe, die die Mißbilligung in Eurer Exzellenz Kabinettsmissive vom 23. März zur Basis hat, sind durchweg erdichtet und lügenhaft. Ich kann dies beweisen, und es wäre bereits geschehen, wenn Euer Exzellenz mir eine halbe Stunde Gehör hätten schenken wollen. Wenn Euer Exzellenz eine halbe Stunde Zeit hätten finden können, um recht zu tun!

Dies ist nicht so gewesen! Eine ehrenwerte Familie ist dadurch an den Bettelstab gebracht ... Gleichwohl, hierüber klage ich nicht. Doch Euer Exzellenz haben sanktioniert: das System von Gewaltmißbrauch, von Raub und Mord, unter dem der arme Javane gebeugt geht ... und darüber klage ich. Das schreit zum Himmel! Es klebt Blut an den angesammelten Geldern Ihres also empfangenen indischen Soldes, Exzellenz!

Noch einmal bitte ich um einen Augenblick Gehör, sei es diese Nacht, sei es morgen früh! Und wiederum fordere ich dieses nicht für mich, sondern um der Sache willen, die ich vertrete, der Sache der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, die gleichzeitig die Sache wohlerfaßter Politik ist. So Euer Exzellenz es mit Ihrem Gewissen vereinbaren können, von hier zu verziehen, ohne mich zu hören — das meinige wird beruhigt sein bei der Überzeugung, alle Möglichkeiten angewendet zu haben, um den traurigen, blutigen Geschehnissen vorzubeugen, die alsbald die Folge sein werden der selbstgewollten Unkunde, in der die Regierung hinsichtlich dessen gelassen wird, was in der Bevölkerung umgeht.

Max Havelaar."

Es half nichts, Havelaar appellierte vergeblich an den Rechtlichkeitssinn des Generalgouverneurs. Es ist zu keiner Unterredung mehr gekommen. Späterhin erfolgte eine amtliche Untersuchung über die Erpressungen in der Regentschaft Lebak. Der Regent empfing eine scharfe Vermahnung und einige untergeordnete Häuptlinge wurden abgesetzt. Damit glaubte die Regierung genug getan zu haben.

Havelaar aber irrte arm und verlassen in die Runde. Er suchte ...

Digitized by Google

Erinnerungen aus meinem Leben

Von

Gottfried Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst

Ostasiatisches

(Kapitel 7 der „Erinnerungen")

Es würde den Rahmen dieser Aufzeichnungen sehr beträchtlich überschreiten, wollte ich den Versuch machen, die politische Vorgeschichte des Russisch-Japanischen Krieges in allen ihren Details zu schreiben, ganz abgesehen davon, daß mir, wäre ich überhaupt imstande, ein solches Werk zu verfassen, das hierzu nötige Quellenmaterial dermalen gar nicht zur Verfügung stände. Immerhin schien es mir zum weiteren Verständnisse dieser Aufzeichnungen, speziell der in denselben einen so breiten Raum einnehmenden Vorgänge in Ostasien, wünschenswert, jene politischen Ereignisse und Begebenheiten kurz zu rekapitulieren, die dem Zeitpunkte, in welchem ich nach Petersburg kam, vorausgingen; hierbei habe ich mich an die mir seinerzeit gemachten Mitteilungen von Personen gehalten, die in der Lage waren, über diese Fragen Auskunft zu geben und an deren Zuverlässigkeit zu zweifeln ich keinerlei Anlaß hatte.

Gleich zu Beginn seiner Regierung hatte Nikolaus II. dem fernen Osten seine volle Aufmerksamkeit zugewendet. Auch Fürst Lobanow, der erste von ihm ernannte Minister des Äußern, ging mit aller Energie daran, Rußlands Interessen in Ostasien wahrzunehmen, deren wichtigstes ihm schien, dem Zarenreiche durch weitgehende Konzessionen von China den effektiven Besitz der Mandschurei und damit den Zugang zum Stillen Ozean zu sichern. China, dessen Hauptsorge es war, sich vor einem neuerlichen Angriffe Japans zu schützen, schenkte den russischen Vorschlägen ein williges Ohr, und so konnte Lobanow 1895 einen Vertrag abschließen, wonach Rußland das Recht eines Bahnbaues durch die Mandschurei bis an den Großen Ozean eingeräumt wurde. Hiergegen verpflichtete sich das Zarenreich, keine weiteren chinesischen Gebiete zu beanspruchen und China auch vor Annexionen seitens anderer Mächte in Schutz zu nehmen. Rußlands Plan ging dahin, anläßlich dieses Bahnbaues seinen Einfluß in der Mandschurei immer mehr auszudehnen und zu festigen, bis es schließlich, ohne offen Gewalt anzuwenden und ohne seine finanziellen Kräfte zu überspannen, durch eine „pénétration pacifique" in den tatsächlichen Besitz der Mandschurei gelangt wäre.

Als Lobanow kurz nach Abschluß dieses Vertrages starb, übernahm sein Nachfolger Murawiew die weitere Durchführung dieser Politik, deren eigentlicher Träger jedoch immer mehr der Finanzminister wurde.

Der Bau der mandschurischen Bahn war in Angriff genommen worden und alles schien sich den Wünschen Rußlands entsprechend zu entwickeln, als,

Digitized by Google

soviel ich weiß, gelegentlich einer Kaiserzusammenkunft in Darmstadt, deutscherseits die Zustimmung Rußlands zur Besetzung Kiautschous verlangt wurde, wozu sich der Zar, der sich über den Umfang und die Folgen dieses Zugeständnisses wohl kaum völlig Rechenschaft gegeben haben dürfte, auch bereit erklärte.

Murawiew, der in Begleitung seines kaiserlichen Herrn in Darmstadt weilte, erhob zwar Einspruch gegen eine solche Zusage, gab aber schließlich nach, indem er sich sagte, daß, wenn schon keine Möglichkeit bestehe, China vor Annexionen Deutschlands und vielleicht auch anderer Mächte zu schützen, Rußland seiner China gegenüber diesbetreffend eingegangenen Verpflichtungen eben ledig sei; allerdings müsse es nun auch seinerseits trachten, sich die Mandschurei und eventuell noch andere Gebiete, so namentlich Korea, viel rascher einzuverleiben, als es ursprünglich beabsichtigt war. Möglicherweise sagte ihm auch der Gedanke zu, daß diese Mehrung des russischen Reiches sich damit voraussichtlich zu einer Zeit abspielen würde, in der die Leitung der russischen Außenpolitik seinen Händen anvertraut gewesen war.

Witte war, als er in Petersburg Kenntnis von den in Darmstadt getroffenen Abmachungen erhielt, einfach außer sich; er bezeichnete dieselben als einen verhängnisvollen Fehler, den Rußland noch bitter bereuen werde, und erklärte, man müsse alles aufbieten, um die Zustimmung Rußlands zur Besetzung Kiautschous durch Deutschland rückgängig zu machen; ja, es heißt, er habe sogar vom damaligen deutschen Botschafter Fürsten Radolin verlangt, man möge in Berlin nicht weiter auf der Zusage, die Kaiser Nikolaus übereilt gegeben habe, bestehen. Wie dem auch sei, Tatsache ist, daß man von Petersburg mit ähnlichen Wünschen an die deutsche Regierung herantrat, die aber nicht im entferntesten daran dachte, derartige Rekriminationen zu berücksichtigen.

Witte ließ jedoch nicht ab, immer wieder bei Kaiser Nikolaus und speziell bei Murawiew darauf zurückzukommen, daß Mittel und Wege gefunden werden müßten, um Deutschland von einer Expedition nach China abzuhalten, bis der Zar, von Murawiew gedrängt, sich schließlich aufraffte, Witte in ungewöhnlich dezidierter Weise zu bedeuten, er möge sich um die Finanzen Rußlands und nicht um dessen äußere Politik bekümmern, für die Murawiew allein verantwortlich wäre.

Nur zu bald sollte sich jedoch erweisen, wie richtig und begründet Wittes Befürchtungen gewesen waren. Kurz nachdem Deutschland im Herbste 1897 Kiautschou besetzt hatte, nahm Frankreich die Bucht von Kouangtchouwan und England jene von Weihaiwei. Rußland selbst hatte den geänderten Verhältnissen in der Weise Rechnung getragen, daß es noch 1897 vom Hafen von Talienwan und anfangs 1898 von jenem Port Arthurs Besitz ergriffen hatte. Wenn die russische Regierung also auch entsprechend vorsorgte, um bei diesem Generalsturm auf chinesisches Territorium nicht zu kurz zu kommen, so fühlte man sich in Petersburg über die Wendung, die die Dinge in Ostasien genommen hatten, doch außerordentlich beunruhigt; gleichzeitig war man aber auch mehr oder weniger ratlos, nachdem Witte, der nach Lobanows Tod tatsächlich die

Digitized by Google

leitende Person in der ostasiatischen Politik geworden war, sich, seit der Kaiser ihn der unberufenen Einmischung in das Ressort Murawiews beschuldigt hatte, ostentativ einzig und allein den Finanzen widmete. Unter diesen Umständen blieb dem Kaiser, so peinlich ihm dies auch gewesen sein mag, keine andere Wahl, als sich ungeachtet alles Vorhergegangenen neuerlich an Witte um Rat betreffs Weiterführung der ostasiatischen Politik zu wenden.

Ob die bekannte Friedenskundgebung des Zaren im Herbste 1898 bereits dem Einflusse Wittes zugeschrieben werden muß, kann ich nicht bestimmt sagen, zweifellos sollte jedoch durch dieses kaiserliche Reskript, dem ein Jahr später der erste Friedenskongreß im Haag folgte, vor allem den weiteren Annexionen in Ostasien ein entsprechender Riegel vorgeschoben werden.

China selbst war nach dem unglücklichen Kriege mit Japan viel zu geschwächt, um den Mächten, die es zerfleischten, erfolgreich Widerstand leisten zu können, aber die Erbitterung im ganzen Reiche, speziell über den Wortbruch Rußlands, kannte keine Grenzen. Der allgemeine Haß gegen die Fremden führte schließlich zur Gründung einer geheimen Vereinigung, von den Engländern „Boxer" genannt, die sich die Vernichtung aller ausländischen Eindringlinge, welcher Nationalität sie auch sein mochten, zur Aufgabe stellte.

Es gehört nicht hierher und würde auch viel zu weit führen, den Boxeraufstand, der im Sommer 1900 mit der Ermordung des deutschen Gesandten in Peking, Herrn v. Ketteler, begann und schließlich ein Eingreifen aller Mächte gegen China zur Folge hatte, zu schildern, nur soviel möchte ich hier erwähnen, daß es Rußland während all der sich hieraus ergebenden Kämpfe und Wirren gelang, die Mandschurei militärisch zu besetzen, wofür dort plündernde und mordende chinesische Banden einen willkommenen Vorwand gaben. Die demzufolge dorthin verlegte russische Truppenmacht hatte den offiziellen Auftrag, den bereits begonnenen Bahnbau, der durch Bandenüberfälle immer wieder unterbrochen wurde, entsprechend zu schützen, und da vorerst nicht abzusehen war, wann diese Aufgabe erfüllt sein würde, war auch die Dauer dieser Besetzung unbestimmbar.

Kaum hatte sich jedoch die russische Regierung auf diese Weise den Besitz der Mandschurei gesichert, als ihr Interesse an dem ostasiatischen Kreuzzuge zu erkalten begann; bald nachdem Graf Waldersee das Kommando über die gegen China kämpfenden Truppen übernommen hatte, verließ das russische Kontingent den chinesischen Kriegsschauplatz, selbstverständlich mit Ausnahme der Mandschurei, in der Rußland die seinerzeit so unliebsam unterbrochene „pénétration pacifique" nunmehr auf das allerenergischste wieder aufzunehmen beabsichtigte. Als sich diese Bemühungen aber darüber hinaus auch in Korea immer fühlbarer machten, rief dies in Japan eine rasch zunehmende Erregung und Beunruhigung hervor.

Daß die Mandschurei tatsächlich mehr und mehr in russische Abhängigkeit geriet, sah man in Japan zwar mit Unwillen, mußte es aber, da man dermalen doch nicht in der Lage war, gegen das mächtige Zarenreich aufzutreten, die

Digitized by Google

Faust im Sacke ballend, hinnehmen. Mit Korea lag die Sache jedoch ganz anders. Dem mächtig aufstrebenden Reiche des Mikado war der Besitz Koreas, zumindest eine unumstrittene Einflußsphäre dortselbst, zur Lebensbedingung geworden, nicht nur, um aus diesem überaus reichen, in greifbarer Nähe liegenden Lande die erforderlichen Rohprodukte zu ziehen, sondern auch, um in demselben ein wertvolles Absatzgebiet für die japanische Industrie zu gewinnen, ganz abgesehen davon, daß Korea dem übervölkerten Japan überdies als Besiedlungsgebiet hochwillkommen war. Formosa, das Japan 1895 im Frieden von Simonoseki erworben hatte, war für diese Zwecke schon wegen seiner Entfernung viel weniger geeignet, außerdem war die Insel arm und dicht bevölkert, so daß Japan weder Rohstoffe von dort ein-, noch seine Industrieartikel sowie die überzählige Bevölkerung dahin ausführen konnte. Streckte daher Rußland, das behauptete, es brauche Korea, um das zur Mandschurei gehörige Meer zu beherrschen, in seiner unersättlichen Ländergier seine Hand auch nach diesen Gebieten aus, so war Japan fest entschlossen, den Kampf mit dem Zarenreiche, den es in diesem Falle für einen Kampf um seine Existenz hielt, aufzunehmen. Da es jedoch allein und auf sich selbst angewiesen viel zu schwach war, um sich Rußland mit irgendwelcher Aussicht auf Erfolg entgegenzustellen, mußte man in Tokio rechtzeitig daran denken, sich einen entsprechenden Bundesgenossen zu sichern. Als solcher empfahl sich natürlich vor allem England, dem zweifellos jede Gelegenheit willkommen sein würde, Rußlands asiatische Politik zu durchkreuzen; andererseits war hierbei nicht außer acht zu lassen, daß bei dem Verhältnisse Englands zu Rußland schon der bloße Abschluß eines anglo-japanischen Bündnisses den Krieg mit dem Zarenreiche bedeuten konnte, dessen schier unerschöpfliche Macht den Japanern vorerst jedoch noch eine allzugroße Scheu einflößte. Die Staatsmänner in Tokio beschlossen daher, bevor sie einen entscheidenden Schritt in London unternahmen, noch einen letzten Versuch zu machen, ob es denn nicht doch möglich wäre, sich mit dem Petersburger Kabinett in Güte über diese Fragen auseinanderzusetzen. Demzufolge begab sich Ende 1901 Marquis Ito im Auftrage seiner Regierung nach Petersburg, um daselbst mit Graf Lambsdorff, der inzwischen Murawiews Nachfolger geworden war, zu verhandeln.

Der japanische Staatsmann richtete an den russischen Minister vor allem die Frage, wie er sich denn die weitere Entwicklung der Dinge in der Mandschurei vorstelle und ob dieselbe tatsächlich russisch bleiben solle, worauf Lambsdorff erwiderte, die Russen würden, sobald es die Verhältnisse gestatteten, auf jeden Fall ihre Truppen von dort zurückziehen. Diese Antwort war eines russischen Diplomaten in jeder Weise würdig, denn indem sie den japanischen Wünschen gewissermaßen entgegenkam, wich sie andererseits auch nicht im allergeringsten von der Linie ab, die Rußland sich in seinem eigensten Interesse vorgezeichnet und auf alle Fälle einzuhalten beschlossen hatte. Gewiß bestand die Absicht, die Truppen aus der Mandschurei zurückzuziehen; das deckte sich auch mit dem Wunsche Wittes, aber „zum Schutze der Eisenbahn" sollte ein entsprechendes „Wachkorps" zurückbleiben, was Lambsdorff nicht ausdrücklich betonen zu

Digitized by Google

sollen glaubte. Hierfür waren bereits mehrere Brigaden zu Fuß und zu Pferde aufgestellt worden, die den russischen Heeresbrigaden selbstverständlich völlig ebenbürtig waren, unter dem Namen einer „Eisenbahnschutzwache" jedoch mehr den Eindruck eines Polizeikorps machen sollten; speziell den Chinesen wollte man dadurch Vertrauen einflößen, daß Offiziere und Soldaten dieser Truppen den chinesischen Drachen als Abzeichen auf ihren Uniformen trugen. Die Aufstellung eines eigens zu diesem Zweck bestimmten Korps bot weiters den großen Vorteil, daß es nicht den militärischen Behörden unterstellt zu werden brauchte, sondern daß das Verfügungsrecht über dasselbe einzig und allein dem Finanzminister zukam, dem es in gleicher Weise unterstand wie die übrigen Grenztruppen im ganzen Reiche. Gleichzeitig entfiel hiermit auch die Gefahr, daß eventuell abenteuerlustige russische Generäle ihre Stellung zu eigenmächtigen Eroberungs- und Plünderungszügen in Ostasien mißbrauchen und damit allerhand Komplikationen hervorrufen konnten.

Auf die Bemerkung Itos, daß Rußland ja ohnehin schon durch den unbestrittenen Besitz der dortigen Bahnlinien Herr der ganzen Mandschurei wäre, fand Lambsdorff den Mut, zu erwidern, daß dies ein Privatunternehmen sei, auf das er als Minister keinen Einfluß habe!

Ito ging auch darüber hinweg, ja er soll sogar bereit gewesen sein, Rußland die Mandschurei widerspruchslos zu überlassen, wenn dieses sich nur herbeigelassen hätte, Japan gegenüber bezüglich Koreas ebenso zu handeln. Als Lambsdorff jedoch auch in diesem Punkte Ito mit leeren Phrasen abzuspeisen versuchte und immer wieder nur das Interesse hervorhob, das Rußland an Korea habe, erkannte der Japaner, daß eine Verständigung mit Rußland nicht zu erreichen sei, und verließ Petersburg, um sich vorerst nach Paris zu begeben. Auf die Abreise Itos hin begannen der russische Minister und seine Ratgeber, die auf einen so raschen Abbruch der von Witte durchaus nicht gebilligten Besprechungen nicht gerechnet haben mochten, doch nachdenklich zu werden, und der russische Vertreter in Berlin wurde telegraphisch beauftragt, den japanischen Staatsmann auf seiner Durchreise zur Fortsetzung der Verhandlungen in Petersburg auf Basis einer Teilung Koreas in zwei Interessensphären aufzufordern. Ito setzte jedoch unbekümmert um diesen Vorschlag seine Reise nach Paris fort, wo er mit der dortigen Regierung Fühlung wegen Aufnahme einer Anleihe suchte, deren Japan dringend bedurfte, wollte es den vorauszusehenden Komplikationen auch nur einigermaßen gewachsen sein. Seine diesbetreffenden Bemühungen waren jedoch erfolglos, da die russische Regierung, deren Ansicht man hierüber von Paris einholte, dringend davon abriet, in der jedenfalls richtigen Annahme, daß, wie die Dinge lagen, dieses Geld nur dazu bestimmt gewesen wäre, gegen Rußland verwendet zu werden.

Und so fuhr denn Marquis Ito nach London, wo er mit offenen Armen empfangen wurde, was ihm nach seinen Mißerfolgen in Petersburg und Paris doppelt wohl tat. Der dortige japanische Gesandte, Graf Hayashi, der stets für eine Allianz mit England eingetreten war, hatte bereits entsprechend vor-

Digitized by Google

gearbeitet, und so fiel es Ito nicht schwer, noch im Jänner 1902 ein Bündnis mit England auf die Dauer von fünf Jahren abzuschließen. Dasselbe sollte seinem Wortlaut nach hauptsächlich der Erhaltung des Friedens in Ostasien sowie jener der Unabhängigkeit Chinas und Koreas dienen. Drohte in einer dieser Beziehungen Gefahr, so hatten beide vertragschließenden Mächte entsprechende Maßnahmen zu treffen; wurde eine derselben hierbei angegriffen, hatte die andere eine wohlwollende Neutralität zu bewahren. Die Verpflichtung, einander Waffenhilfe zu leisten, bestand nur für den Fall, als sich eine zweite Macht dem Angreifer anschließen sollte.

Der Eindruck, den der Abschluß dieses Bündnisses in Rußland hervorrief, war ein niederschmetternder. Wohl versuchte man sich den gegenteiligen Anschein zu geben und zu erklären, Japan wäre dem „perfiden Albion", für das es nun die Kastanien aus dem Feuer werde holen müssen, auf den Leim gegangen, was man um so weniger begreifen könne, als Japan doch nur bei Rußland, seinem natürlichen Bundesgenossen, Schutz und Sicherheit gefunden hätte usw.; in Wirklichkeit vermochte man es in Petersburg aber nicht, sich über die Folgen dieses Bündnisses hinwegzutäuschen, dessen Zustandekommen gleichbedeutend mit einer der schwersten diplomatischen Niederlagen war, die Rußland je erlitten hatte. Eine von Rußland mit Frankreich im März 1902 veröffentlichte Erklärung, wonach auch diese beiden Staaten in Ostasien die gleiche Politik verfolgten, für die sie, sollte Chinas oder Koreas Unabhängigkeit seitens anderer Mächte verletzt werden, selbst mit Waffengewalt einzutreten bereit wären, betonte zwar die franko-russische Solidarität auch für den fernen Osten, war aber sonst ohne jede Bedeutung.

Soweit waren die Dinge gediehen, als ich im Sommer 1902 nach Petersburg kam und ihre fernere Entwicklung, zu deren Verständnis ich die hier angeführten Ereignisse rekapitulieren zu sollen glaubte, nunmehr mit eigenen Augen verfolgen konnte.

Durch das anglo-japanische Bündnis hatte die Lage in Ostasien eine derartige Änderung erfahren, daß Rußland nicht einen Augenblick zögerte, hieraus die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen. Vor allem konnte nunmehr von einer Zurückziehung der Truppen aus der Mandschurei, die man bis dahin wirklich in Aussicht genommen hatte, nicht weiter die Rede sein. Zwar hieß es noch immer, man werde dieselbe räumen, sobald „die Verhältnisse es gestatten würden", ja im Frühjahr 1902 erklärte die russische Regierung sogar ausdrücklich, diese Evakuierung werde bis zum Herbste 1903 erfolgt sein, aber aus allen Maßnahmen, die seitens der Heeresleitung getroffen wurden, ging hervor, daß man mit einer derartigen Eventualität gar nicht mehr rechnete. Man machte sich vielmehr systematisch daran, die russischen Streitkräfte in Ostasien zu verstärken, was jedoch mit großer Vorsicht geschehen mußte, um nicht den Anschein zu erwecken, als wolle man einen Konflikt hervorrufen, dessen Ausbruch dermalen durchaus nicht im Interesse Rußlands lag. Da unter diesen Umständen nicht die Rede davon sein konnte, Truppen aus Europa nach Ost-

Digitized by Google

asien zu senden, so trachtete man, die dort befindlichen Kräfte „unter der Hand" und durch „Improvisation" auszugestalten, worin die russische Heeresleitung seit jeher eine unübertreffliche Geschicklichkeit bewiesen hatte. Tatsächlich war ich auch im Verlaufe des Jahres 1902 immer wieder in der Lage, diese allmähliche Ausgestaltung zu beobachten und hierüber nach Wien zu berichten. Die Überfälle auf die Bahnstrecke durch die „Tschunguſen" mehrten sich, wie die russischen Berichte nicht müde wurden hervorzuheben, in geradezu erschreckender Weise; es war daher nur selbstverständlich, daß man zum Schutze der Bahn umfassendere Vorkehrungen treffen, die Grenzwache verstärken und ihr schließlich auch Artillerie beigeben mußte!

Zu Beginn des Jahres 1903 bestand die russische Streitkraft in Ostasien inklusive Sibiriens aus den dortselbst garnisonierenden aktiven Truppen mit sehr hohen Ständen und ferner den hierzu gehörigen Reservetruppen, zusammen zirka 100 000 Mann (88 000 Gewehren, 17 000 Reitern und 250 Geschützen), wozu die „Grenzwache" mit rund 30 000 Mann und 24 Geschützen kam, so daß sich diese ganze Truppenmacht auf zirka 140 000 Mann und 300 Geschütze belief; das war ungefähr die Hälfte des Bedarfes, da militärischerseits erklärt wurde, es seien mindestens 300 000 Mann erforderlich, um einem Überfalle Japans in jeder Beziehung gewachsen zu sein.

Da man aber, wie schon früher erwähnt, sich scheute, Truppen aus Europa nach Ostasien zu schaffen, außerdem auch in Zentralasien eine Verstärkung der dort befindlichen Streitkräfte erforderlich schien, mußte man sich eben in anderer Weise zu helfen trachten. Man begann daher, an der Bahnlinie selbst oder an Punkten, die durch kurze Zweigbahnen leicht zu erreichen waren, Depots und Magazine zu bauen, in die man nach und nach alles schaffte, was zur Ausrüstung und zur Bewaffnung von 300 000 Mann noch fehlte, so zwar, daß, kam es wirklich zum Ärgsten, die Bahn ausschließlich für den Transport der Truppen zur Verfügung stand. Ferner wurde die Grenzwache so weit ausgestaltet, daß sie zu Beginn des Jahres 1903 aus vier Brigaden mit der entsprechenden Artillerie (reitenden Batterien) bestand.

Weiters ging man, da nunmehr mit der Möglichkeit einer Landung japanischer Kriegsschiffe immerhin zu rechnen war, daran, die Häfen von Port Arthur und Wladiwostok zu Kriegshäfen ersten Ranges auszugestalten.

All diese Maßnahmen kosteten selbstverständlich Geld, und zwar sehr viel Geld, so daß das Budget des Kriegsministers bisher ungeahnte Dimensionen annahm, was Witte gelegentlich eines Ministerrates der Heeresverwaltung vorhalten zu müssen glaubte. Kuropatkin gab zu, daß die Auslagen immer größer würden, erklärte jedoch, die Verantwortung hierfür träfe nicht ihn, sondern alle jene, die zu einer derartigen Ausbreitung Rußlands im fernen Osten drängten und naiv genug wären, zu glauben, daß diese neuen Grenzen mit den vorhandenen militärischen Kräften entsprechend geschützt werden könnten.

Digitized by Google

Im Frühjahr 1903 hielt es Kuropatkin für geboten, sich einmal persönlich von all den im fernen Osten getroffenen Vorbereitungen zu überzeugen, mußte aber, wie ich in einem früheren Kapitel ausgeführt habe, anläßlich der Unruhen am Balkan diese Absicht immer wieder verschieben, bis er knapp nach Ostern die Reise nach Ostasien antreten konnte. Der Minister, dessen organisatorisches Talent sich namentlich in Asien schon mehrfach bewährt hatte, wollte sich durch diese Bereisung selbst ein Bild über die dortigen Verhältnisse machen, die vorhandenen Truppen inspizieren und schließlich dem Kaiser auf Grund seiner Wahrnehmungen eventuell neue Vorschläge unterbreiten.

Aber noch ein anderer Grund bewog Kuropatkin, daselbst einmal persönlich nach dem Rechten zu sehen. Schon seit längerer Zeit war es kein Geheimnis, daß der Kaiser mit großem Interesse das russische Vordringen in Korea verfolgte. Besondere Aufmerksamkeit widmete er einer Gesellschaft, welche die Wälder am koreanischen Ufer des Yalu zu exploitieren beabsichtigte; ja, es hieß sogar, der Schwager des Kaisers, Großfürst Alexander Mihailowitsch, habe eine ansehnliche Summe in dieses Unternehmen investiert.

Selbstverständlich dachte man in Japan nicht daran, Rußland ein solches Geschäft widerspruchslos zu überlassen, und so war es anläßlich der Ausbeutung dieser Holzkonzessionen nicht nur an Ort und Stelle zu allerhand Reibereien zwischen Russen und Japanern gekommen, sondern auch die beiden Regierungen waren hierüber miteinander in einen gereizten Notenwechsel geraten.

Russischerseits wurden diese großen Waldexploitierungsgeschäfte von einem Herrn Besobrasow geleitet, der ursprünglich eine unbedeutende Stellung im Reichsrate innehatte, später aber, um Geschäfte anzuknüpfen, nach Ostasien gegangen war, von wo er lange Berichte über seine Tätigkeit sowie über die unermeßlichen Schätze, die in Korea zu heben seien, an den Großfürsten Alexander Mihailowitsch (den Chef der russischen Handelsmarine), bei dem er in großer Gnade stand, richtete. Der Großfürst legte die Berichte seinem kaiserlichen Schwager vor, dessen Interesse durch dieselben sowie durch die Erläuterungen des Großfürsten in so hohem Maße erregt wurde, daß er Besobrasow weitgehende Vollmachten zukommen ließ, kraft deren er sogar die Beistellung von Truppen zu beanspruchen berechtigt war. Besobrasow bediente sich der erhaltenen Vollmachten zu Beginn des Jahres 1903, um japanische Arbeiter aus den Wäldern am Yalu vertreiben zu lassen. Es hieß damals, diese Arbeiter seien verkleidete Soldaten gewesen, was mit Rücksicht auf die unmittelbare Nähe des vielumstrittenen Korea durchaus nicht ausgeschlossen erschien. Daß diese sich am Yalu zwischen Russen und Japanern abspielenden Plänkeleien leicht die allerschwersten Folgen nachziehen konnten, lag auf der Hand, und so beschloß Kuropatkin, sich an Ort und Stelle mit der Tätigkeit des Herrn Besobrasow etwas näher zu befassen, in der sicheren Erwartung, daß es ihm nach seiner Rückkehr gelingen werde, den Kaiser zu veranlassen, dem abenteuerlichen und gefährlichen Treiben dieser Handelsgesellschaft ein Ende zu machen oder ihr zumindest die Möglichkeit zu nehmen, allzu weitgehendes Unheil anzurichten.

Digitized by Google

Anfang April war der Minister nach Ostasien abgereist, und bald darauf erschienen in der Presse fortlaufende Berichte über seine Fahrt, auf der er überall die allerbesten Eindrücke empfange. Eine interessante Lektüre boten die militärischen Tagesblätter und Zeitschriften, die anläßlich der abgehaltenen Paraden alle Formationen und Truppen aufzählten, die an denselben teilgenommen hatten, wodurch man wertvolle Fingerzeige für die sonst ganz geheim gehaltene Ausgestaltung der russischen Wehrkraft in Ostasien erhielt.

Anfangs Juni erfuhr ich, daß zwei Infanteriebrigaden aus dem europäischen Rußland (und zwar je eine der 31. und 35. Division aus dem Kurśker und Rjäsaner Gouvernement) samt der dazu gehörigen Artillerie per Bahn in ein Übungslager östlich des Baikalsees abzugehen im Begriffe seien. Anläßlich eines meiner nächsten Besuche im Generalstabe fragte ich General Tselebrowski, was es denn mit dieser Maßnahme für eine Bewandtnis habe, worauf er mir lächelnd erwiderte, „man wolle damit ausprobieren, wie leistungsfähig die sibirische Bahn im Transportieren von Truppen sei".

Ich fragte ihn daraufhin, ebenfalls lächelnd, ob man sich nicht vielleicht mit den auf der Hinreise gesammelten Erfahrungen begnügen werde, ohne daran zu denken, dieselben auch noch durch einen Rücktransport zu vervollständigen, was Tselebrowski schließlich zu der Erklärung veranlaßte, daß diese Truppen bestimmt seien, in Ostasien zu verbleiben; mehr sei auch ihm nicht bekannt.

Ich schloß daraus, daß Kuropatkin es für nötig befunden hatte, die Zahl der russischen Truppen in der Mandschurei selbst unter Heranziehung europäischer Formationen zu erhöhen, was bisher sorgfältig vermieden worden war.

Der Besichtigung Port Arthurs widmete der Kriegsminister längere Zeit. Bei diesem Anlasse wurden die russischen Gesandten in Peking, Tokio und Söul zu einer Besprechung dahin berufen, an der auch der russische Militärattaché in Peking, General Wogak, teilnahm. Letzterer überreichte dem Minister ein eingehendes Exposé über die Japan gegenüber, und zwar sofort, zu ergreifenden Maßnahmen. In demselben forderte er vor allem eine bedeutende Verstärkung der Truppen auf der Kwantunhalbinsel, namentlich eine solche der Garnison von Port Arthur, das er für das erste und wahrscheinlichste Angriffsobjekt der Japaner erklärte. Seiner Ansicht nach würden dieselben alles daran setzen, Port Arthur zu Wasser und zu Lande einzuschließen, mit dem Gros ihrer Armee aber den Versuch machen, die gegnerische Hauptkraft zu schlagen, bevor man russischerseits Zeit gefunden hätte, weitere Reserven heranzubringen. Es sei daher bereits jetzt geboten, soviel Truppen als nur möglich in das Kwantungebiet vorzuziehen, was um so nötiger wäre, als die Leistungsfähigkeit der sibirischen Bahn sehr gering zu veranschlagen sei. Nach den mir von anderer Seite hierüber zugekommenen Informationen betrug dieselbe, wegen der sich am Baikalsee ergebenden Verzögerung, nicht mehr als drei Züge den Tag.

Auch der Ausgestaltung der Kriegsflotte im fernen Osten wurde nunmehr erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet.

Digitized by Google

Konteradmiral Wirenius, der eben in Toulon das dort erbaute russische Schlachtschiff „Cesarewitsch" übernommen hatte, erhielt den Befehl, alle für Ostasien bestimmten Schiffe und Transportboote im Mittelmeer zu sammeln und dieselben sofort in den fernen Osten zu führen. Es waren dies: das Linienschiff „Oslabja", die Kreuzer „Aurora" und „Bajan", ferner vier Torpedo- und sieben Hochseetorpedoboote.

Von Port Arthur begab sich Kuropatkin zu einem kurzen Besuch nach Japan, wo er sehr freundlich aufgenommen wurde und von wo er, ohne sich auf seinem Rückwege weiter in Ostasien aufzuhalten, anfangs August nach Petersburg zurückkehrte.

Schon während seiner Reise hatte der Kriegsminister in seinen Berichten an den Kaiser immer wieder die Notwendigkeit betont, alles aufzubieten, um einen Konflikt mit Japan, für den Rußland dermalen nicht genügend vorbereitet sei, unter allen Umständen so lange als möglich hinauszuschieben. Hingegen müßten die Rüstungen im fernen Osten, sowohl zu Wasser wie zu Lande, mit allem Nachdrucke betrieben werden, nicht nur um hierdurch ehetunlichst in der Lage zu sein, einen japanischen Angriff zurückzuweisen, sondern auch, um bei eventuellen Verhandlungen mit Japan auf eine möglichst große Zahl von Truppen und Kriegsschiffen, die kampfbereit schon an Ort und Stelle wären, verweisen zu können.

In Petersburg angelangt, beeilte sich Kuropatkin, in einem mündlichen Vortrage dem Kaiser seine schriftlichen Berichte in diesem Sinne zu erläutern und auszuführen, wobei er seiner festen Überzeugung Ausdruck verlieh, daß es nach allen Eindrücken, die er im fernen Osten, ja selbst in Japan erhalten habe, zweifellos gelingen könnte, durch kleine Konzessionen an die japanische Empfindlichkeit und durch ein kluges, vorsichtiges Verhalten einem Zusammenstoße der beiden Reiche für absehbare Zeit vorzubeugen. Aus diesem Grunde fühle er sich aber verpflichtet, auf die unter der Leitung des Herrn Besobrasow stehende Gesellschaft zur Exploitierung der Wälder am Yalu aufmerksam zu machen und den Kaiser dringendst zu ersuchen, dem Genannten die ihm übertragenen Vollmachten zu entziehen, da zu befürchten sei, daß die unvorsichtige und leider ganz unkontrollierbare Tätigkeit dieses Herrn und seiner Mitarbeiter die verhängnisvollsten Folgen für das ganze Reich nach sich ziehen könne.

Aus dem gleichen Grunde müsse er auch den Kaiser ersuchen, von der, wie er hier erfahre, in Aussicht genommenen Berufung des Admirals Alexejew, dermaligen Gouverneurs des Kwantungebietes, zum Statthalter in Ostasien abzusehen, da dieser in die Geschäfte Besobrasows mitverwickelt sei, daher dessen Tätigkeit wohl noch begünstigen werde, statt ihr ein Ende zu machen. Außerdem halte er es für bedenklich, einem Manne wie Alexejew, der, soweit er ihn kenne, überaus eigenwillig und von sich eingenommen sei, derartig weitgehende Machtbefugnisse, wie sie einem Statthalter im fernen Osten zukämen, zu übertragen.

Digitized by Google

Der Kaiser folgte dem Vortrage des Ministers mit sehr geteiltem Interesse, äußerte sich über eine eventuelle Ernennung Alexejews in gewohnt unbestimmter Weise und entließ hierauf den etwas unsicher gewordenen Kuropatkin mit einigen freundlichen Dankesworten für seine interessanten Ausführungen.

Wenige Tage später wurde durch einen Erlaß des Kaisers an den „dirigierenden Senat" die Ernennung Alexejews zum „Statthalter in Ostasien" vollzogen!

Großfürst Alexander Mihailowitsch hatte Kuropatkins Abwesenheit entsprechend auszunützen verstanden; er hatte Herrn Besobrasow nach Petersburg zitiert, und beide gingen daran, den Kaiser zu überzeugen, daß der Kriegsminister, der in allen seinen Berichten dafür eintrat, sich mit dem östlichen Inselreiche auszugleichen, durch eine derart übervorsichtige Politik russische Interessen preisgebe, die nur durch sofortiges kühnes Handeln gewahrt werden könnten, sollten sie nicht für immer verloren gehen.

So wenig der Kaiser sonst für eine Politik, die auch vor Gewaltmaßnahmen nicht zurückschreckte, eingenommen war, so sympathisch war ihm der Gedanke eines solchen Vorgehens gegen Japan, dem er eine tiefe Abneigung entgegenbrachte. Bei dieser Disposition des Kaisers wurde es dem Großfürsten und Herrn Besobrasow, die es vorzüglich verstanden, auf die eigentlichen, wenn auch nicht direkt ausgesprochenen Absichten des Kaisers einzugehen, nicht schwer, ihn mehr und mehr davon zu überzeugen, daß eine Entscheidung im fernen Osten nur durch die Waffen, und zwar je eher je lieber, herbeizuführen sei. Wohl versuchten alle verantwortlichen Stellen, so namentlich Witte, dem Kaiser das Gegenteil zu beweisen, aber der Einfluß des Großfürsten und Besobrasows blieb ausschlaggebend. Wenn der Zar auch nicht so weit ging, zuzugeben, daß man einen Konflikt mit Japan suchen müsse, war er doch der Ansicht, daß es nicht nötig sei, einem solchen geradezu auszuweichen. Kuropatkin kam mit seinen wohlgemeinten Ratschlägen viel zu spät; denn während er dem Kaiser Vortrag über die in Ostasien zu verfolgende Politik hielt und ihn speziell vor Herrn Besobrasow warnte, war gerade auf dessen Betreiben die Ernennung Alexejews bereits eine beschlossene Sache.

Admiral Alexejew stand damals im sechzigsten Lebensjahre und kam, nachdem er vorher drei Jahre russischer Militärattaché in Paris gewesen war, bereits 1895 nach Ostasien, wo er seither fast ununterbrochen, zumeist in wichtigen Stellungen, tätig war. Als Gouverneur des Kwantungebietes hatte er es zu erreichen verstanden, daß ihm nach und nach das Kommando über das gesamte Geschwader des Stillen Ozeans sowie über alle Truppen seines Gouvernements übertragen wurde, wodurch er die Stellung vorbereitete, die ihm nunmehr tatsächlich übertragen wurde.

Nach dem Wortlaute des kaiserlichen Erlasses stand dem neuen Statthalter das uneingeschränkte Verfügungsrecht über alle Zivil- und Militärbehörden in ganz Ostasien zu; über die weitere Ausgestaltung seiner administrativen Stellung sehe man in Petersburg seinen Vorschlägen entgegen.

Digitized by Google

Ausdrücklich ermächtigt war der Statthalter ferners, mit den benachbarten Staaten in diplomatische Verhandlungen zu treten, wobei seine Maßnahmen nur einer nachträglichen kaiserlichen Zustimmung bedurften; mit einem Worte, seine Machtbefugnisse waren mehr oder weniger uneingeschränkt, was dem Wunsche aller jener entsprach, die für ein entschlossenes Vorgehen gegen Japan waren und in Alexejew einen geeigneten Vorkämpfer hierfür sahen.

Kuropatkin war durch diese Ernennung, die im direkten Widerspruche mit allen seinen Vorschlägen stand, auf das tiefste gekränkt und beeilte sich, dem Kaiser seine Demission zu unterbreiten.

Zu seiner nicht geringen Überraschung wies der Kaiser dieselbe durchaus nicht ganz von der Hand und bemerkte, wenn Kuropatkin seines Amtes müde wäre, sei er gerne bereit, ihn an die Spitze eines Militärbezirkes, zum Beispiel jenes von Kiew, zu stellen. Der Minister erklärte sich damit einverstanden, allerdings nur, wenn er, wie dermalen Dragomirow, als Generalgouverneur in Kiew residieren könne, was der Kaiser jedoch mit dem Bemerken abschlug, in Kiew solle die Zivilgewalt von der militärischen getrennt und einem Gouneverur, dessen Wahl bereits getroffen sei, übertragen werden.

Kuropatkin bat daraufhin, der Kaiser möge ihn einfach in den Ruhestand versetzen, wohl wissend, daß dieser sich schwerlich hierzu bereit finden werde; tatsächlich schlug der Kaiser diese Bitte auch ab und einigte sich schließlich mit dem Minister dahin, derselbe möge nach den Manövern für zwei Monate auf Urlaub gehen, nach dessen Ablauf die ganze Frage definitiv geregelt werden sollte. Damit war so gut wie abgemacht, daß Kuropatkin im Amte verbleiben werde, einerseits weil es dem Kaiser doch höchst ungelegen war, einen Wechsel auf dem wichtigen Posten des Kriegsministers eintreten zu lassen, andererseits weil dieser selbst, so erbittert er auch über die Ernennung Alexejews war, sich doch lieber mit dieser Tatsache abfand, als daß er auf seinem Abschiedsgesuche bestanden hätte.

Kaum zwei Wochen nach der Ernennung Alexejews zum Statthalter trat Witte, der stets für eine Verständigung mit Japan gewesen war, vom Posten des Finanzministers zurück und wurde zum „Präsidenten des Ministerkomitees "ernannt, was mehr oder weniger einer „Versetzung in den Ruhestand" gleichkam. Am Sturze des einflußreichen Finanzministers waren jedenfalls alle agrarischen Gegner seiner Industriepolitik beteiligt, wiewohl es hieß, daß sie allein kaum imstande gewesen wären, ihren Willen beim Kaiser durchzusetzen. Den Ausschlag hätten vielmehr die beiden mehrfach genannten montenegrinischen Prinzessinnen gegeben, die sich immer wieder an Witte gewendet hatten, wenn in den „Schwarzen Bergen" eines der vielen Defizits im „kurzen Wege" gedeckt werden sollte. Witte war nicht der Mann, auf die Länge diesen Wünschen nachzukommen; er trug die Sache in seiner brüsken Art dem Kaiser vor, indem er bemerkte, „daß er nicht in der Lage sei, immer wieder die Millionen Rußlands zur Verfügung dieser Damen bereit zu halten". Der Kaiser, der jeden offenen Konflikt mit Witte vermied, stimmte ihm bei, und dieser machte

Digitized by Google

sich im Gefühle seiner Macht keine weiteren Sorgen über den Zorn „dieser Damen", den er hiermit auf sich geladen hatte. Lange sollte er sich seines Erfolges jedoch nicht freuen, denn wenige Wochen später war er bereits nicht mehr Finanzminister! Was immer der Anlaß zu Wittes Sturz gewesen sein mag, die Ernennung Alexejews und der fast gleichzeitig erfolgende Rücktritt des Finanzministers, der als entschiedener Gegner einer kriegerischen Politik in Ostasien bekannt war, erfüllte alle Kenner des fernen Ostens mit schwerer Sorge; einstimmig erklärten dieselben, man sei hierdurch dem Kriege mit Japan um ein Beträchtliches näher gekommen.

Notgeld

Von

Dr. Ferdinand Friedensburg in Hirschberg (Schlesien)

Es ist eine noch immer wenig beachtete Tatsache, daß die Münze, auch wenn sie nicht durch Gepräge und Aufschrift diesem Zweck ausdrücklich dienstbar gemacht wird, ein vorzügliches Spiegelbild der Geschichte und Kultur ihrer Zeit ist: ihre äußere Erscheinung, ihr Feingehalt, ihr Gewicht geben nicht nur dem Sachverständigen, sondern auch der einfachen Betrachtung wichtige Kunde von den Umständen, unter denen sie entstand. Den besten Beleg dieser Aufstellung bildet das Geld, das die Wissenschaft von der Münze als Notgeld bezeichnet. Unter diesem Namen birgt sich eine ganze Reihe verschiedener Erscheinungen. In Zeiten der Not, gleichviel welchen Ursprungs, steigt das Geldbedürfnis, während die Edelmetalle „sich verkriechen", wie man früher — „gehamstert werden", wie man jetzt sagt. Da muß also Ersatz heran. Diesen Ersatz liefern entweder Stoffe, die man bisher für die Geldprägung überhaupt nicht oder nur in geringer Menge benutzte: unansehnliches Metall, Glocken- und Kanonengut, Papier, wohl gar Leder; oder aber man schmilzt Wertgegenstände und Kleinodien ein, deren Metall zu reinigen man sich oft nicht die Zeit nimmt, so daß das Silber noch Gold, das Gold Silber oder beide Kupfer enthalten, wie es eben das eingeschmolzene Stück bot. Die Münzhäuser sind mit Arbeit überlastet und können den Bedarf in ordnungsmäßiger Prägung nicht herstellen: es wird eilfertig, mit ungeübter Mannschaft, in Nebenwerkstätten gearbeitet. Da kommt es auf Ebenmaß und Schönheit der Prägung nicht mehr an: die Bilder werden roh, die Aufschriften ungenau, selbst die Form des Geldstücks entspricht nicht mehr den Vorschriften oder wird wohl gar von vornherein absichtlich vereinfacht: eckige Geldstücke, „Klippen" genannt, ersetzen die gewohnten runden, gelegentlich, bei besonderer Eile, müssen noch roh zurechtgehackte, nur mit einem Stempel versehene Metallbrocken genügen. So bieten z. B. die Notmünzen, die der kaiserliche Kommandant von Jülich, Johann von

Digitized by Google

Rauschenberg, 1610 aus seinem Tafelsilber schlagen ließ und die noch die Formen und Verzierungen von Tellern und Schüsseln erkennen lassen, einen geradezu abenteuerlichen Anblick.

Mannigfach sind die Ursachen solcher Notprägungen. An erster Stelle steht natürlich die Kriegsnot mit ihren Ausgaben für Kämpfer und Heeresgut, und so ist denn die Kriegsnotmünze fast so alt wie die Münze selbst, die doch dem friedlichen Verkehr ihre Entstehung verdankt. Noch besitzen wir die Notmünzen, die die Athener im Peloponnesischen Kriege aus den Tempelschätzen der Akropolis, die Phoker im Heiligen Kriege aus den Reichtümern des delphischen Apollon schlugen. Besonderheiten des Kriegsgeldes sind solche Münzen, die in belagerten Festungen oder abgeschnürten Provinzen von den Kommandanten ausgegeben wurden, wie die eben erwähnten Jülicher des Johann von Rauschenberg. Ferner die für Kontributionen und Lösegelder bestimmten, wie die Skudi, mit denen Papst Clemens VII. nach dem „sacco di Roma" den Abzug seiner Bedränger erkaufte und die, aus Kirchengeräten geprägt, vielfach Gold enthielten. Kirchengeräte sind überhaupt, ebenso wie die Tempelschätze der Heiden, den Zwecken des Krieges häufig dienstbar gemacht worden; waren es Apostelbilder, dann verfehlte der die Einschmelzung Anordnende wohl niemals, das Bibelwort zu zitieren: „Gehet hin in alle Welt", eine Wanderanekdote, die zuletzt noch an Friedrich dem Großen haftet. Mit dem Kriege und seiner Not hängen vielfach auch die Münzen zusammen, die von Eintagsherrschern und kurzlebigen revolutionären Staaten neuerer Zeit ausgegeben wurden; als Beispiele genügen Theodor, König von Korsika, ein westfälischer Baron von Neuhof, der um 1740 den Genuesen tapferen Widerstand leistete, und das polnische Reich vom Jahre 1831. In Fällen dieser Art ist übrigens nicht immer die Not oder auch nur das Bedürfnis die Ursache der Prägung gewesen, sondern vielfach die menschliche Eitelkeit. Denn das Münzrecht gilt seit Anbeginn als eines der wesentlichsten und vornehmsten Hoheitsrechte, dessen sich zu bedienen neue Herrscher und junge Staaten sich nicht genug beeilen können. Ebenso besteht kein notwendiger Zusammenhang zwischen dem Kriege und der letzten Gattung von Notmünzen, denjenigen, die zur Bekämpfung von Valutakrisen, wie wir heute sagen, geschaffen wurden. Im Mittelalter waren infolge der großen Anzahl der münzberechtigten Herren und Städte solche Zustände eigentlich chronisch in Deutschland, zeitweilig auch in Frankreich, die Münzpolitik der Regierer war eigentlich nur ein steter Betrug, gerichtet auf möglichst hohen Gewinn aus dem Münzrecht, und die Regierten ahmten dies Beispiel eifrigst nach, indem sie durch Ausfuhr guter Münze in andere Gebiete, wo sie zu schlechtem Gelde umgeprägt wurden, sich bereicherten. Man nannte dies Verfahren „Pagamentieren", konnte es aber nicht unterdrücken, weder indem man bald gute, bald schlechte Münze mit einem Gegenstempel versah, der je nachdem ihren Umlauf sicherstellen oder ihre Annahme widerraten sollte, noch indem man Verbote erließ und Strafen androhte, die nie befolgt und nie vollzogen wurden, weil alle Welt gleichen Unrechts schuldig

Digitized by Google

war und einer den anderen brauchte und deshalb schonte und schützte. Den Höhepunkt erreichte diese Not in der Zeit der Kipper und Wipper, die, mit dem Ende des 16. Jahrhunderts einsetzend, in den Jahren 1620 und 1621 sich mit den Folgeerscheinungen des beginnenden Dreißigjährigen Krieges zu einem Landschaden sondergleichen vereinigte.

Dies vorausgeschickt, wird es ohne weiteres begreiflich sein, daß die Grenzen zwischen dem eigentlichen Notgeld, also den durch ein bestimmtes Ereignis hervorgerufenen Gelegenheitsprägungen, und den durch die unglücklichen Verhältnisse eines längeren Zeitraumes nachteilig beeinflußten Münzen durchaus fließend sind und daß, wie strenge man diese Grenzen auch ziehen mag, doch die Zahl der Erzeugnisse ersterer Art ganz außerordentlich bedeutend ist. Die folgende Aufzählung kann sich also nur ganz kurz fassen, die wichtigsten Erscheinungen hervorhebend: ein vollständiges Verzeichnis, das die Wissenschaft noch nicht besitzt — es sind nur Ansätze und Vorarbeiten vorhanden —, würde Bände füllen.

Die Neuzeit hatte etwas Ordnung endlich auch in das deutsche Münzwesen gebracht, das bisher im Namen „teutscher Libertät" diesem Fortschritt langen und zähen Widerstand geleistet hatte: mit ihr beginnen wir unsere Musterung der Reihen des Notgeldes. Es sind die Kämpfe Maximilians und seiner Nachfolger Karl V. und Ferdinand I. um die Weltherrschaft, die die ersten Erzeugnisse dieser Art in den Belagerungsmünzen von Verona 1516, Pavia 1524, Cremona 1526 gleichzeitig mit den Klippen der ersten Belagerung Wiens durch die Türken 1529 und mit dem Notgeld Albrechts, des ersten Herzogs von Preußen, zur Bezahlung seiner Söldner erstehen ließen. Auch Dänemark und Schweden sind damals infolge von Thronstreitigkeiten in unsere Reihen eingetreten. Es folgen in Deutschland die Prägungen aus Anlaß des Schmalkaldischen Krieges und der sich anschließenden Wirren: Sachsen, Magdeburg, Mansfeld; die deutsche Stadt Danzig, polnischer Anmaßung sich erfolgreich erwehrend, schlägt während der Belagerung von 1577 große Mengen eigenen Notgeldes und macht noch größere Mengen fremden Geldes durch Gegenstempelung ihren Zwecken dienstbar; der evangelische Bischof Johann Georg von Straßburg verewigt seine Bestrebungen durch Nottaler usw. Unübersehbar fast ist die Zahl der Notmünzen, die der achtzigjährige Freiheitskampf der Niederländer ins Leben gerufen hat: fast jede der zahllosen Belagerungen ist durch solche Denkmäler, oft ganze Reihen von ihnen, belegt. Die merkwürdigsten unter ihnen sind die Münzen, die 1574 im belagerten Leyden aus dem Pergament der für die evangelische Stadt entbehrlich gewordenen Meßbücher hergestellt wurden. Beachtenswert sind auch die Wahlsprüche, welche in diesem Lande der humanistischen Bildung jetzt zum ersten Male auf den bisher nur mit den kürzesten Angaben ausgestatteten Stücken erschienen: „haec libertatis ergo", „pro aris et focis", „extremum praesidium" u. ä. bezeugen die feste Entschlossenheit zum Durchhalten. Gern und noch lange hat man sich beim Anblick dieser kleinen Denkmäler an die ausgestandene Not erinnert und sie zu stetem Gedächtnis der

Digitized by Google

Späteren nachträglich mit eingeritzten Bildchen und Inschriften geschmückt. Auch anderwärts greift jetzt die Sitte Platz, solche Geldstücke durch ein kräftiges Wort, das man ihnen aufprägt, zur Hebung der Stimmung zu verwenden: „Pro patria cuncta et facere et ferre parati" heißt es 1622 in Ulm, „necessitas durum telum" in Minden 1634. Der Dreißigjährige Krieg hat zahlreiche Belagerungsmünzen von Jülich 1621, Frankenthal 1623, Magdeburg 1629, Breisach 1633, letztere als „vastati Alsatii et Brisiacae index" bezeichnet; in Greifswald schlägt man 1631 Zinngeld, in Thorn bezeugen 1629 Taler mit der Ansicht der brennenden Stadt: „fides et constantia per ignem probata". Aus der Folge seien Raumes halber nur noch die kleinen Klippen erwähnt, die der französische Gouverneur der von Marlborough belagerten Stadt Doornik (Tournay) aus dem Silbergeschirr der Bürger schlagen ließ: daß er darauf sein eigenes Bildnis und seinen Namen setzen ließ, hat ihm sein oberster Kriegsherr als einen Eingriff in sein Münzregal arg verübelt. Um dieselbe Zeit prägen die englischen Stuarts Karl I. und Jakob II. in den Kämpfen gegen ihre aufständischen Untertanen große Massen Notgeld verschiedenster Art, teils in Edelmetall, teils in Ersatzstoffen, und erscheinen die meist kupfernen Münzen Franz Rakoczys, des ungarischen Rebellen, mit der stolzen Inschrift: Pro libertate, die die Gegenpartei anagrammatisch zu der Drohung: Peribitis Rebelles Omnes Laqueo Igni Bello Ense, Reliqui Tyrannidis Austriae Testes Erunt auflöste. Karl XII. von Schweden überschwemmte sein Land mit geradezu ungeheuerlichen Massen — über 34 Millionen Stück — von kupfernen Talern in der Größe unserer Markstücke, die nach seinem Tode zu einer Art Staatsbankrott führten und ihren Erfinder, den Grafen Görz, auf das Schafott brachten. Schweden ist auch die Heimat jener riesigen Kupferplatten — bis 25 Zentimeter Seitenlänge! — mit aufgestempelter Wertangabe, von denen man sich nicht vorstellen kann, wie der Verkehr mit ihnen hat arbeiten können: dennoch haben sie in Rußland Nachahmung gefunden. Eine unter anderem Gesichtspunkt nicht minder befremdliche Erscheinung ist die wilde Raubmünzung, die Friedrich der Große in der Not des Siebenjährigen Krieges durch seine „Münzjuden" Hirsch, Itzig, Ephraim u. a. hat entfesseln lassen. Die minderwertigen Erzeugnisse dieser Prägung, von denen der Volkswitz reimte: „Außen gut, innen schlimm, außen Friedrich, innen Ephraim", wurden unter Bestechung der polnischen Beamten hauptsächlich in diesem Lande abgesetzt; die Schädigung seiner eigenen Untertanen durch diese „remèdes violents et funestes", wie er selber sie nannte, hat Friedrich durch großzügige Maßregeln bei der Außerkurssetzung rasch wieder gutgemacht. Die französische Revolution hat bald darauf mit ihren „Assignaten", die 1793 auch im belagerten Mainz ausgegeben wurden, erheblich größeren Schaden angerichtet: es ist allbekannt, wie dieses Papiergeld durch Steigerung der Ausgabe weit über die Deckungsmöglichkeit hinaus so entwertet wurde, daß man schließlich für ein Paar Stiefeln 40 000 Franken in diesem „Gelde" zahlen mußte. Die Nutzanwendung auf unsere heutigen Zustände liegt auf der Hand. Gleichzeitig gaben damals französische

Digitized by Google

Kaufleute kupferne Geldzeichen aus, die man als „monnaie de confiance" bezeichnete, während in England die gleiche Not nicht nur silberne „Token" der Banken von England und Irland, sondern auch ebenfalls riesige Mengen privater Token ins Leben rief. Die Napoleonischen Kriege bringen dann wieder Belagerungsmünzen von Zara, Zamosc, Antwerpen, Straßburg usw., das Papiergeld von Erfurt und die auf Nettelbecks Anregung im belagerten Kolberg ausgegebenen Pappzettel, ferner die Zwanziger und Kreuzer des Andreas Hofer von 1809 und die Fülle österreichischen Kupfergeldes in den Jahren 1800 bis 1812, endlich noch verschiedene spanische Notmünzen. Später prägten Mecklenburg-Schwerin und Sachsen-Weimar sowie Dänemark aus den Opfergaben der Bürger eigene Münzen zur Befreiung des Vaterlandes. Die folgenden Jahrzehnte sind im wesentlichen durch das Not- und Kriegsgeld überseeischer Staaten vertreten, bis der sogenannte Völkerfrühling von 1848 in Italien und Ungarn verschiedene revolutionäre Republiken den Münzhammer rühren läßt und die allgemeine Geldnot im österreichischen Staate, insbesondere in Böhmen, wiederum unübersehbare Massen von Papiergeld, auch solchen privaten Ursprungs, erzeugt.

Man hat wohl in den folgenden Jahrzehnten auf diese Erscheinungen mit überlegenem Lächeln als auf einen überwundenen Standpunkt herabgeblickt: „So was gibt's doch heutzutage nicht mehr!" Eine voreilige Annahme, eine Überschätzung unserer Kultur, wie uns der Weltkrieg sogleich nach seinem Ausbruch bewiesen hat. Nicht nur in dem überfallenen Deutschland machte sich die Erscheinung des sich verkriechenden guten Geldes bemerkbar, auch Österreich-Ungarn, Frankreich, Belgien, Rußland, Italien, ja die neutralen Staaten Holland, Dänemark, Schweden, Schweiz hatten ihren Anteil an dieser Weltkatastrophe zu beklagen und ihren Folgen durch die Ausgabe von Notgeld zu begegnen. Wiederum übernahm hierbei das Privatgeld eine große Rolle. Besonders Deutschland und Österreich haben, wie bekannt, ungeheure Mengen solchen Ersatzgeldes erzeugt, wobei Provinzen und Gemeinden, Heeresabteilungen, Sparkassen, Fabriken, Vereine, Rittergüter und Gott weiß wer sonst noch sich beteiligten. Zuerst gab man Papiergeld, oft in rohester Form, zuweilen sogar nur aus gestempelten Kartenblättern bestehend, aus. Eine Denkschrift des Reichskanzlers vom 23. November 1914 berechnete, daß bisher allein in Deutschland an 86 Ausgabestellen Papiergeld im Werte von 6 207 000 Mark in Kurs gesetzt worden sei. Diese Zusammenstellung blieb aber hinter den Tatsachen zurück und hat ihren Wert dadurch verloren, daß diese Emissionen bis Mitte 1915 größtenteils bereits wieder eingezogen waren. Bald darauf setzte jedoch eine neue, noch viel stärkere Hochflut ein, die bis zur Stunde anhält und in der neben dem Papiergeld auch Münzen aus Eisen, Zink und allerlei Mischungen erscheinen. Ob diese ungeheure Masse jemals völlig zu übersehen, zu verzeichnen, nach ihrem juristischen Charakter, ihrer wirtschaftlichen Bedeutung, ihrem Verhältnis zur Kunst, unter all den Gesichtspunkten, die sie dem gewissenhaften deutschen Theoretiker etwa sonst noch darbietet, zu wür-

Digitized by Google

digen sein wird, wer weiß das? Hier genügt es, auf sie hingewiesen zu haben und allenfalls noch hinzuzufügen, daß wenigstens einzelne Stücke des Papiergeldes, insbesondere dank der kunstfertigen Hand Hans Schiestls, gefällige Bilder und kräftige Sprüche zeigen, bestimmt, dem stimmungmordenden Hödur entgegenzutreten. So sind denn diese Erzeugnisse unserer höchsten Not zu einem Lieblingsgegenstand der Sammlerfreude geworden, zum Vorteil der Gemeinden, die sie ausgegeben haben und nicht einzulösen brauchen. Möchte das nicht der einzige Nutzen sein, den diese Denkmäler gebracht haben, möchten sie den künftigen Geschlechtern immer wieder vor die Seele stellen, was wir geleistet, gelitten und gefehlt haben und — wie wir dafür gestraft worden sind!

Kultur und Presse[1])

Von

Ernst Kahn

Über die Macht der Presse ist schon viel gesagt und geschrieben worden. Und fast immer ist ein bitterer Beigeschmack zu spüren. Man stellt stets aufs neue die außerordentliche Wirkung jener so kurzlebigen Blätter, die alltäglich ein-, zwei- oder dreimal dem Bürger ins Haus flattern, fest, die sie auf sein Leben und Denken ausüben. Selten aber wird der Versuch unternommen, streng objektiv zu untersuchen, was die Zeitung Gutes, was sie Schlechtes bewirkt. Selten vor allem wird den Gründen nachgegangen, warum nun eigentlich die Zeitungen neben Gutem auch Schlechtes auslösen.

Die Macht der Presse zu beweisen, ist wohl überflüssig. Es genügt der Hinweis darauf, daß ungefähr 95 Prozent der Bevölkerung fast ihr ganzes Wissen und Denken durch die Vermittlung der Zeitung beziehen. Somit wäre hier die Möglichkeit gegeben, in ganz anderer Weise als etwa durch die Schule, die doch nur die Kinder, oder durch die Kirche, die nur den Kirchengänger erreicht, Gutes und Schönes zu verbreiten, die Menschheit zu heben und zu fördern. Wahrlich ein herrliches Betätigungsfeld für Volksfreunde und Idealisten. Wenn nun auch die Zeitungen außerordentlich viel Gutes und Schönes geleistet haben, wovon für heute nicht die Rede sein soll, so bleibt doch die erschreckende Tatsache bestehen, daß die Tagespresse in keiner Weise die theoretisch möglichen Kulturaufgaben erfüllt hat. Es ist nur ein sehr schwacher Trost, daß die anderen Faktoren unserer öffentlichen Erziehung, vorab die Staatsmaschine oder die Schule oder die Religionsgemeinschaften ebenfalls immer wieder aufs neue versagen. Es wäre ein leichtes, die Hände in den Schoß zu legen und sich zu sagen, daß sich in diesem Versagen nichts anderes als die menschliche Unvollkommenheit ausdrücke. Dieser fatalistische Standpunkt darf keineswegs geduldet werden. Gewiß, niemand wird so weltfremd sein, an die Möglichkeit einer Idealpresse zu denken, die lediglich Gutes bewirkt. Das wird nie und nimmer erreicht werden. Diese Erkenntnis aber darf keinesfalls dazu führen, den Dingen wie seither ihren Lauf zu lassen. Nein, es muß versucht werden, durch scharfes Durchdenken des ganzen Problems die Grundlage zu schaffen für eine Reform, für eine Veredelung der Presse, für eine Ausschaltung der handgreiflichen Fehler. Diese Aufgabe ist um so dringlicher, als aus einem recht einleuchtenden

[1]) Die vorstehenden Ausführungen bilden die programmatische Einleitung zu Vorlesungen des Verfassers über „die Leistungen und Mängel der Tagespresse" an der Frankfurter Universität.

Digitized by Google

Grund gerade die Reform des Presseweſens in allen Erörterungen viel zu kurz kommt. Wer ſind denn die geborenen Kritiker und Reformer aller Einrichtungen, wenn nicht die Zeitungen ſelbſt? Sie haben es ſich zur Aufgabe geſtellt, Schäden aller Art in Stadt und Land, in Schule und Kirche, in Bureaukratie und Unternehmertum, im Theater und im Börſenſaal zu kritiſieren. Aber die Kritik des Inſtruments, auf dem ſie ſelbſt ſpielen, der Zeitung, wurde bisher unterlaſſen. Das erklärt ſich vor allem aus einer mißverſtändlichen Auffaſſung der Standesehre, die auch bei anderen Berufen eine verhängnisvolle Rolle ſpielt. Und wer die Verhältniſſe von innen kennt, der wird ſich darüber klar ſein: Es iſt ein Dornenweg, den der Kritiker an der Preſſe wandert, ein Dornenweg auch für den, deſſen Kritik ſchließlich von der Liebe zur Preſſe, von der Überzeugung ihrer gewaltigen Miſſion diktiert wird. Es hat ſelten einen wohlwollenderen Kenner und Kritiker des Presseweſens gegeben als den Altmeiſter unſerer Nationalökonomie, den Leipziger Volkswirtſchafter Bücher. Bücher, der ſelbſt vor Jahrzehnten einmal als politiſcher Redakteur an der „Frankfurter Zeitung“ das Presseweſen von innen heraus kennen gelernt hat, hat ſeinem damaligen Beruf ſtets eine große Liebe und Anhänglichkeit bewahrt, vielleicht u. a. deshalb, weil damals vortreffliche Männer, wie etwa Theodor Curti und Hugo Sewigh, mit ihm zuſammen eine heroiſche Periode des Journalismus beſter Art durchlebt, freudig Tag für Tag ihre Haut zu Markte getragen und ſich Woche für Woche der Gefahr der Gefängnisſtrafen ausgeſetzt haben. Bücher hat dann wiederholt ſehr viel Gutes und Schönes über die Tageszeitung geſchrieben und ſich dabei, verleitet vielleicht durch allzu gute eigene Erfahrungen, eher zu milde über die Dinge ausgeſprochen. Die Preſſe aller Schattierungen hat mit einer begreiflichen Freude Bücher zitiert und als Kronzeugen für ihre Vortrefflichkeit immer wieder angerufen. Bis dann Bücher in einem ganz außerordentlich harmloſen, heute faſt etwas verwaſchen anmutenden Aufſatz das Verſagen der Preſſe, vor allem der ausländiſchen, im Kriege kritiſierte und dabei die deutſche Preſſe nicht ganz von Mitſchuld freiſprach. Die heute wohl von niemand bezweifelten Worte Büchers wurden durch irgendwelchen Zufall aufgegriffen und führten zu einem wahren Keſſeltreiben gegen den Leipziger Gelehrten. Verſchiedene Presſeorganiſationen wandten ſich in Reſolutionen gegen den Verfaſſer, und ſelbſt angeſehene Zeitungen verſchmähten es nicht, ihren beſten Freund recht ſcharf anzugreifen. Eine Organiſation war ſogar ſo geſchmackvoll, den früheren Kollegen bei der ſächſiſchen Regierung zu denunzieren. Ob auch nur die Hälfte der gegen Bücher Proteſtierenden ſeine Darlegungen geleſen hat, iſt einigermaßen zweifelhaft. Man hörte aus zweiter und dritter Hand von dem ſchrecklichen Vorgehen des Profeſſors und das genügte, um gegen ihn jene Hetze zu inſzenieren.

Ein weiteres kleines Beiſpiel dafür, wie bei den Journaliſten der Korpsgeiſt manchmal zu ſehr ausgebildet iſt, konnte man auf der letzten Kriegstagung des Reichsverbandes der Deutſchen Preſſe beobachten. Kurze Zeit vorher hatte ſich im Reichstag ein ſogenannter bürgerlicher Abgeordneter und Offizier in durchaus urbanen Formen kritiſierend über die Kriegsberichterſtatter geäußert, wobei er vielleicht weniger dieſe bedauernswerten Menſchen treffen wollte als die hinter ihnen ſtehenden militäriſchen Nachrichtenoffiziere. Er ſchilderte, wie man draußen im Felde über die Kriegsberichterſtatter zuerſt gelacht habe, wie dann allmählich die parfümierten und zugeſtutzten Berichte an der Front Erbitterung hervorgerufen hätten. Prompt wurde dann auf jener Tagung ein Antrag eingebracht, der dem Abgeordneten das Mißfallen der Preſſe zum Ausdruck bringen ſollte. Ich ſelbſt hatte damals vor der Annahme einer ſolchen Reſolution gewarnt und darauf hingewieſen, daß ja ſelten etwas dem Anſehen der Journaliſten und der Zeitungen ſo geſchadet habe wie gerade die Tätigkeit der Kriegsberichterſtatter. Trotzdem wurde der Bannſtrahl gegen den Abgeordneten geſchleudert, wenn auch, zur Ehre der Journaliſten ſei es geſagt, mit einer knappen Mehrheit. Nachher, auf der Heimfahrt, geſtand mir der Befürworter jenes Antrags, daß ich gar nicht ſo unrecht gehabt hätte, indeſſen — man habe nicht anders ſtimmen können, weil man mit ge-

Digitized by Google

bundener Marschroute gekommen sei und weil man die Kollegen doch schließlich schützen müsse.

Kurzum, der Kritiker am Presseweſen wird sich auf allerhand Gegenkritik gefaßt machen müssen, und diese wird doppelt groß sein, wenn er es gar unternimmt, nicht nur den Journalisten sondern auch noch den Verleger in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Wenn der Journalist sich in seiner Standesehre getroffen fühlt, so wird unter Umständen der Verleger materielle Angriffe wittern und sich ihnen bis aufs äußerste widersetzen. Und in Geldsachen hört ja die Gemütlichkeit schon viel früher auf als in reinen Standesfragen, die, das sei ausdrücklich erwähnt, in mancher Beziehung bei den Journalisten viel energischer als bisher vertreten und durchdacht werden müßten. Wenn man nämlich auch in den Standesorganisationen gut zusammenhält, so versagt die gegenseitige Achtung gar manchmal, wenn man über politische und andere Dinge in eine Zeitungspolemik gerät. So sehr man heute mehr als je den individuellen Kollegen schont und auch achtet und selbst einem scharfen politischen Gegner die Unterstützung etwa im Kampf gegen Behörden oder Verleger gerne leiht, so versagt die gegenseitige Rücksichtnahme in dem Augenblick, wo man es nicht mehr mit dem Journalisten, sondern mit seiner Zeitung zu tun hat. Das Maß von Gehässigkeit und Rabulistik, das man in der Polemik mancher Zeitungen untereinander häufig zu sehen bekommt, schadet dem Ansehen der deutschen Journalisten unvergleichlich mehr als ein abfälliges Urteil über Kriegsberichterstatter oder harmlose Bemerkungen eines Bücher.

Untersucht man nun die Gründe der Unvollständigkeit und der Mängel unseres Zeitungsweſens, so wird man eine ganze Reihe von Schuldigen und Verantwortlichen feststellen können. Schuldig ist eigentlich jedermann, vor allem derjenige, der es vielleicht am wenigsten zugeben wird: der Leser selbst. Wenn schlechte, kulturwidrige Zeitungen vom Publikum gemieden und, um mich ganz objektiv auszudrücken, die weniger schlechten bevorzugt würden, so würden die „Fabrikanten" der Zeitungen gezwungenermaßen immer mehr dazu übergehen, „gute Ware" zu liefern. Der Leser aber denkt nicht daran, nach diesem Grundsatz zu handeln. Er schimpft zwar, wenn er kritisch begabt ist, nach Herzensluſt über Zeitungen (wobei er nicht selten gerade die Dinge kritisiert, die am allerbesten sind), aber er greift doch mit Vorliebe nach jenem Blatt, das ihm am meisten die Nerven kitzelt, am meisten Sensation bietet. Wir wollen für den Augenblick gar nicht den deutschen Blätterwald als Beispiel heranziehen, sondern etwa auf Amerika exemplifizieren. Man weiß, daß dort die sensationellsten Blätter, die mit dem einfältigsten Material, mit der gröbsten Aufmachung, den größten Erfolg haben und daß besonders vornehme Blätter sich durch winzige Auflagen auszeichnen, und die neuesten Meldungen von dorther bestätigen, daß das vornehmste Blatt der Vereinigten Staaten, die „Evening Post", die einen unentwegten Kampf gegen alle Auswüchse des Presseweſens geführt hat, jetzt, wo sie in andere Hände übergegangen ist, selbst mit jenen Mitteln zu arbeiten beginnt. Der Lohn in Form einer wesentlich erhöhten Auflage wird nicht ausbleiben.

Die Ausrede, daß der Einzelne der Zeitung gegenüber machtlos sei, ist unwahr und verkennt ganz den außerordentlichen Einfluß, den Briefe aus der Leserschaft auf den Redakteur ausüben, selbst wenn dieser keine Antwort gibt oder wenn er den Inhalt der Zuschrift als falsch zurückweist. Wenn der hundertste, nein, tausendste Teil der Leser bei Mißgriffen einer Zeitung zur Feder greifen und in sachlicher — nicht in unverschämter — Form seine Einwendungen erheben und gar diese Einwendungen mit seinem Namen decken, also sich nicht feige hinter die Anonymität verkriechen würde, so wäre die erziehende Kraft des Lesers gegenüber seiner Zeitung ungeheuer. Vor allem aber liegt diese Schuld des Lesers auch darin, daß er sich meist gedankenlos dem Einfluß und der Ideenrichtung einer einzigen Zeitung hingibt, statt seine Kontrolle an Hand einer anderen zu üben. Würde der Leser neben seinem sozialistischen Blatte ein konservatives halten, so würde seine Urteilskraft erhöht werden, und gar

Digitized by Google

manche Zeitung würde es nicht wagen, ihren Lesern die Dinge so furchtbar einseitig aufzutischen.

In der Reihe der Schuldigen kommen wir nun zum Journalisten selbst. Wo er fehlt, da sind es immer zwei Dinge, die uns in die Augen fallen. Das ist die Frage des Charakters und der Kenntnisse. Man sagt, der Journalist sei der geborene Dilettant. Er müsse alles wissen und müsse deshalb überall mit Halbwissen und Halbbildung sich behelfen. Das ist nicht wahr. Oder besser ausgedrückt, das muß nicht wahr sein. Es trifft nur dort zu, wo der Redakteur Mädchen für alles sein muß, wo der arme Kerl heute über die Neuwahlen in Persien, morgen über den Börsenkrach in Jokohama, übermorgen über Ansiedelungswesen in Ostpreußen predigen soll. Das muß zu Oberflächlichkeit schlimmster Art führen. Man merkt schon, auf was es hinausgeht: das Mädchen für alles ist auch im Journalismus ein Unfug sondergleichen und Arbeitsteilung unbedingte Notwendigkeit. Das freilich führt schon zu der Frage, ob kleine und mittlere Blätter die an die Tagespresse gestellten Aufgaben erfüllen können oder ob sie sich nicht auf besondere Aufgaben zurückziehen müßten. Aber selbst, wenn eine Arbeitsteilung durchgeführt ist, so ist nicht notwendigerweise eine wirklich sachliche Behandlung gewährleistet, wenn die einzelnen Glieder jener großen Redaktion nicht auch auf irgendeinem Gebiet Sonderkenntnisse mitbringen. Das aber ist, und das muß ungescheut betont werden, in weitgehendem Maße eine Geldfrage. Ein angesehener deutscher Richter, der gleichzeitig auch akademischer Lehrer ist, meinte einmal in seiner etwas schnoddrigen Weise, man rühme in Deutschland immer die glänzenden Urteile der englischen Richter und stelle ihnen die deutschen Richter als zweitklassig gegenüber. Meine Herren, so versicherte der dozierende Richter, zahlen Sie uns auch 5000 Pfund im Jahr, so werden wir auch glänzende Urteile abgeben. Das ist natürlich in dieser Form etwas grob und paßt durchaus nicht in unseren deutschen Idealismus. Es paßt vor allem auch nicht in die Auffassung sehr vieler Journalisten, wie gleich noch gezeigt werden wird. Denn wie der deutsche Richter, so zeigt auch der gute deutsche Journalist einen außerordentlichen Berufsidealismus. Das könnte leicht nachgewiesen werden, denn gerade mit die besten deutschen Zeitungsschreiber sind ihrem Beruf treu geblieben trotz der Möglichkeit, erheblich besser bezahlte Stellen im privaten Unternehmertum oder mit Titeln ausgestattete Posten in der amtlichen Hierarchie zu erhalten. Sie haben diese Treue auch vor allem bewahrt trotz einer miserablen Bezahlung. Viele dieser Journalisten führen nicht nur jetzt, nach dem Krieg mit seiner furchtbaren Verelendung, ein proletarierähnliches Dasein, sondern haben schon früher ihren Beruf nur aufrecht erhalten können durch ein Übermaß nervenaufreibender Nebenarbeit. Immerhin, auf die Dauer ist es nicht abzuleugnen, daß in der eben zitierten schnoddrigen Bemerkung etwas Wahres liegt, daß auch eine gewisse solide materielle Grundlage für den Journalisten vorhanden sein muß, um Zuwanderungen aus anderen Berufen zu erleichtern, Abwanderungen zu erschweren und vor allem um eventuelle Versuchungen von vornherein abzuwenden.

Das führt uns zu der Frage des Charakters. Es soll durchaus nicht gesagt sein, daß der Journalist etwa nach der Charakterseite hin anderen Berufen gegenüber im Nachteil sei. Besonders vom deutschen Journalisten der neueren Zeit wird das ernstlich niemand behaupten. Schmock gehört einer älteren Periode an, und sein moderner Kollege Fliederbusch, der nicht nur nach rechts und links schreiben konnte, sondern sogar als Fink gegen sich selbst polemisierte, ist nicht ganz durch Zufall in Österreich geboren. Wenn man aber so viel vom Journalisten verlangt wie wir, so genügt es nicht, von ihm das landesübliche Maß von Charakterstärke zu verlangen. Denn das ist viel zu wenig. Das führt zu dem, was leider auch im Journalismus sehr häufig ist, zum braven, guten, gesinnungstüchtigen Beamten. Es ist ein hartes Wort, aber es ist wahr: die meisten unserer Redakteure sind Beamte, die lediglich ihre Aufgaben erfüllen, aber auch trotz allem Murren ihrem Brotherrn, dem Verlag gegenüber eine wahre Beamtentreue bewahren. Was wir aber brauchen, sind durch und durch unabhängige Menschen, un-

Digitized by Google

abhängig schlechterdings gegen alles und jedes, gegen die schlechten Instinkte des Publikums, gegen Zumutungen des Verlegers und vor allem auch, und das ist mit das wichtigste, gegen die Einflüsterungen der jeweiligen Regierung. Es gibt verhältnismäßig gute Zeitungen in Deutschland — sie befinden sich charakteristischerweise mehr außerhalb als innerhalb der Reichshauptstadt —, die nur deshalb ihre Aufgabe in der Zeit von 1888 bis 1914 nicht erfüllt haben, weil sie durch ihre Berliner Vertreter immer und immer wieder der jeweiligen Regierung zum Opfer gefallen sind. Hier haben die wirklich großen Charaktere gefehlt, vielleicht auch die Kenntnisse, ohne die ein großer Charakter gar nicht erfolgreich arbeiten kann.

Und schließlich zum Verleger. Da kommen wir auf das allergrößte, allerschwierigste Problem. Der Verleger ist hier in weitgehendem Maße Repräsentant eines Systems, der Tatsache nämlich, daß unsere Zeitungen auch heute noch zum erheblichen Teil gewerbliche Unternehmungen sind. Wenn auch der Ausspruch, der charakteristischerweise aus Verlegermund kommt, daß manche Zeitungen nur Handlungen mit gedrucktem Papier seien, doch wohl mehr witzig als richtig ist, so dürfen wir doch in einer objektiven Darstellung nicht ableugnen, daß Konflikte zwischen den idealen Aufgaben des Redakteurs und den geschäftlichen des Verlegers sehr wohl denkbar sind. Der Hinweis auf den Inseratenteil ist naheliegend, und wenn auch dort gerade bei sehr großen Blättern die Verquickung viel geringer ist, als manche denken, wenn es selbst Zeitungen gibt, die es ihren Redakteuren geradezu zur Pflicht machen, gegen jedes irgendwie bedenkliche Inserat ihr Veto einzulegen, so ist doch bei kleineren, mittleren und vor allem bei allen schwächeren Organen eine gewisse Verquickung sehr wohl denkbar. Ist es überhaupt, so muß man fragen, nicht bedenklich, daß die Zeitung irgendwie mit geschäftlichen Dingen verknüpft ist? Der radikale Laie wird dann auch gleich das Schlagwort von der Sozialisierung der Presse in die Debatte werfen, ohne sich darüber klar zu werden, daß er damit eines der verwickeltsten Probleme aufrollt. Allein der Hinweis darauf, daß bei einer Sozialisierung im Sinne der Verstaatlichung eine ganz unerträgliche Bevormundung des Publikums, eine Ausschaltung der Pressefreiheit, eine Uniformierung schlimmster Art eintreten würde, genügt, um jene Art der Sozialisierung wohl für die meisten Leser von vornherein als unerörterbar auszuschalten. Immerhin darf man sich die Frage nicht zu leicht machen. Die Sozialisierung der Presse könnte ja nach anderen Gesichtspunkten durchgeführt werden, man könnte an eine Ordnung der Dinge denken, die Redaktionen der Blätter zu Einrichtungen wie die Universitätsfakultäten mit Kooptierungsrecht auszugestalten, die gleichzeitig den geschäftlichen Teil gemeinwirtschaftlichen Unternehmungen überantworten oder den Erlös zu Kulturzwecken reservieren.

Im vorstehenden sind keineswegs alle diejenigen Dinge erörtert worden, die einer Idealpresse hindernd im Wege stehen. Das würde zu weit führen. Immerhin seien schlagwortartig noch einige gestreift. Ist, so muß man fragen, die auch heute noch in weitgehendem Maße übliche Anonymität der Presse nicht ein Schaden für das Publikum und auch für den Journalisten? Ist die heutige Art der Pressefreiheit ein reiner Segen, oder sollten nicht gewisse einengende Bestimmungen getroffen, sollte nicht vor allem die Möglichkeit, auf mittelbarem Wege ungestraft Völker, Berufe, Partei- und Religionsrichtungen verleumden zu dürfen, eingeschränkt werden? Liegt, so muß man weiter fragen, in der Aktualität, mit der die heutige Zeitung arbeiten muß und arbeitet, nicht eine furchtbare Gefahr gegenüber der Wahrheit und Genauigkeit? Ist es richtig, daß die Presse die Sprache korrumpiert? Hat es mit anderen Worten seine Richtigkeit mit dem Zeitungsdeutsch und wie ist dem zu steuern? Alle diese Dinge sollten mehr als bisher gründlich und liebevoll ohne Rücksicht auf irgendeinen der Beteiligten untersucht werden, um schließlich vielleicht zu praktischen Reformvorschlägen sich zu verdichten. Denn eines ist zweifellos: Die Zeitung ist eine Großmacht. Und es ist Aufgabe der systematisch Denkenden und Handelnden, diese Großmacht zu einer Kulturmacht umzugestalten.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Hermann Stegemanns ausgewählte Werke. Sechs Bände. Inhalt: Die als Opfer fallen. — Der gefesselte Strom. — Theresle. — Thomas Ringwald. — Die Krafft von Illzach. — Daniel Junt, Die Himmelspacher und kleine Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt und Berlin, Egon Fleischel & Co. Geb. M. 90.—.

Ueber den ebenso außerordentlichen wie wohlverdienten Erfolg, den Hermann Stegemann sich mit seiner „Geschichte des Krieges" errungen hat, ist das, was wir dem Dichter Stegemann verdanken, etwas in den Hintergrund getreten; erscheint es doch auch selbstverständlich, daß er in den letzten Jahren, die er so ganz in den Dienst seiner gewaltigen zeitgeschichtlichen Aufgabe gestellt hatte, zu der Reihe seiner bis 1914 erschienenen Romane keinen neuen hinzufügen konnte. Nun gab das Herannahen seines 50. Geburtstages (30. Mai) die Veranlassung, eine Auswahl derjenigen seiner Prosa-Epen, in denen der Dichter selbst das bezeichnendste und dauerndste seines Schaffens geschaffen zu haben glaubt, dem Publikum vorzulegen. Die hier vereinigten Romane gehören stofflich alle der Umwelt seiner zweiten Heimat, des Reichslands, und seiner Wanderjahre an. In Elsässer Volksleben und Landschaft versetzen uns „Die als Opfer fallen", „Daniel Junt", „Die Krafft von Illzach", „Die Himmelspacher" sowie eine Reihe kleiner, teils humoristisch getönter, teils dramatisch bewegter Novellen; der Schwarzwald bildet den Hintergrund für die lieblichste und kraftvollste seiner Frauengestalten, das Theresle; der Bodensee für den imposanten Willens- und Tatmenschen Thomas Ringwald; der seinerzeit so viel Aufsehen erregende Kampf um die Laufenburger Stromschnellen des Rheins gab das Grundmotiv für den „Gefesselten Strom". Eine Fülle lebendiger, plastisch gestalteter Menschen und starker Motive, die das Leben der Gegenwart trotz der örtlichen Beschränkung in seinen tiefsten Konflikten und Problemen packen, tritt uns aus diesen Werken entgegen, die so recht das vereinigen, was einen modernen Roman zugleich zum Zeitspiegel und zur fesselnden Lektüre macht. Dramatische Belebtheit und künstlerisch disziplinierte Erzählung halten den Leser fest, und alles, was diese Werke an Reinmenschlichem und an speziell zeitgenössischem Wollen und Kämpfen geben, klingt noch lange in ihm nach. Mit der Kenntnis der Menschenseele verbindet eben Stegemann — eine Frucht seiner Wanderjahre — eine Kenntnis des gesamten öffentlichen Lebens, besonders auch im Administrativen und Technischen, die ihn durchaus zu einem Menschen der Gegenwart und der Wirklichkeit macht. Wenn er aber in vollem Maß versteht, das spröd Stoffliche des modernen Lebens mit individuellen, seelischen Motiven organisch zu verknüpfen, so tritt dazu als dichterisches Element auch noch sein überaus starkes und feines Naturempfinden, sein Leben in der Landschaft und mit den Jahreszeiten. In beinahe tragisch berührender Stärke empfinden wir das heute bei den im Elsaß spielenden Romanen: der Boden, die Menschen, die in ihm wurzeln, die Landschaft mit Bergen und Wolken, mit Feldern und Flüssen sind unserem nationalen Verband wieder entrissen, in diesen Schilderungen gehören sie unserer Literatur unvergänglich an. So zählt Stegemann, der die schwere aber vornehme Kunst gelernt hat, zugleich ein ehrlicher Neutraler, ein guter Schweizer zu werden und doch ein ganzer und rechter Deutscher zu bleiben, auch zu denjenigen Dichtern, die den Schatz unserer nationalen Literatur bereichert haben. Dessen wollen wir an seinem 50. Geburtstag, an dem er uns mit der schönen Gabe seiner ausgewählten Werke beschenkt, dankbar eingedenk sein!

Aus meinem Leben. Von Generalfeldmarschall v. Hindenburg. M. 48.—. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

Die mit Spannung erwartete Lebensgeschichte des großen Feldherrn aus seiner eigenen Feder wirkt von vornherein angenehm durch die Einfachheit und Schlichtheit der Darstellung, die alles Persönliche nach Möglichkeit zurücktreten läßt und hauptsächlich die großen Weltereignisse, an denen der Verfasser seit 1914 teilnahm, berücksichtigt. Die sonstigen Lebensschicksale sind überaus einfach. Es gewährt einen eigenen Reiz, sich vorzustellen, daß ohne den Ausbruch des Weltkrieges der Lebensabend Hindenburgs sich voraussichtlich wie der irgendeines anderen Generals im Ruhestand abgespielt hätte und niemals das öffentliche Interesse in Anspruch genommen hätte. Nachdem der Verfasser seine anspruchslose Jugend und seine Erlebnisse in den Kriegen von 1866 und 1870, an denen beiden er schon als Offizier teilnahm, geschildert, tritt er in die Darstellung seiner Tätigkeit im Weltkriege ein und bringt hier manches neue und bisher nicht bekannte. Ueberall ist das Bestreben sichtlich, unter Zurückstellung der eigenen Ver-

Digitized by Google

dienste den Kaiser und seine Mitarbeiter in keiner Weise zu kurz kommen zu lassen. Die Tapferkeit des Heeres findet in Hindenburg einen warmen und gerechten Lobpreiser. Dagegen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob das Urteil des Soldaten dem Opfermut der Zivilbevölkerung in ihrer vieljährigen unendlichen Not und Entbehrung doch nicht ganz gerecht würde. Auf das nach ihm benannte Hindenburg-Programm, das die Geldinflation und damit eine der Hauptursachen des wirtschaftlichen Niederganges einleitete, geht der Verfasser nur kurz ein, übernimmt aber vornehmen Sinnes dafür die volle Verantwortung, trotzdem sie ihn in Wirklichkeit nicht treffen dürfte. Interessant ist es, wie Hindenburg sein Zutrauen auf den Endsieg unter Berufung auf altpreußische Traditionen darauf stützt, daß dieser Sieg eben unter allen Umständen errungen werden mußte. Ein solcher Standpunkt ist ästhetisch überaus befriedigend: ob und wieweit er sich bei der Verantwortung für ein ganzes Reich und unzählige Millionen restlos auch praktisch rechtfertigen läßt, ist eine grundsätzliche Frage, die im Rahmen einer Besprechung nicht erörtert oder gar entschieden werden kann. Das Buch des greisen Feldherrn muß sicherlich in Deutschland zahlreiche und dankbare Leser finden.

Dr. A. L.

S. T. Aksakows Familienchronik. Nach Sergius Raczynskis Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von H. Röhl. Leipzig, Insel-Verlag. Pappbd. M. 12.—, Halbleder M. 18.—.

Außerordentlich dankenswert ist diese erweiterte Neuausgabe der vor Jahrzehnten erschienenen Übertragung von Aksakows Familienchronik, die wir unter den zahlreichen Übersetzungen aus der russischen Literatur nicht mehr missen möchten. Denn der Wert dieser autobiographischen Stücke ist ein dreifacher: sie bilden, rein menschlich genommen, eine ungemein anziehende Lektüre; sie stellen ein Bild alter russischer Kultur und Volksseele von überzeugender Echtheit dar, und sie sind ein literarhistorisch-wichtiges Dokument, das in höchst anschaulicher Weise dartut, wie der große russische Roman, die „heilige Literatur" der Russen, unmittelbar aus der Wirklichkeit ostslawischen Volkslebens erwachsen ist. Gontscharows Oblomow könnte uns unter den Gutsnachbarn der „Bagrows" begegnen, der Held der „Toten Seelen" auf seinen Fahrten die Gastfreundschaft von Bagrowo genossen haben, das wundervolle Kapitel der Heuernte in Tolstojs „Anna Karenina" sich auf den Wiesen des Aksakowschen Gutes abspielen. — Ein Idyll, auf das doch das Auge des Spätergeborenen schon hier und da die tragischen Schatten der späteren Schicksale Rußlands fallen sieht; eine Bildnisreihe russischer Menschen, aus deren Gesichtern neben unendlich gewinnenden, gütigen Zügen uns auch das Dämonische, Vernichtungsfrohe und Selbstzerstörende dieser rätselvollen Volksseele anblickt. — Zufällige Einzelheiten gewinnen eine seltsame urkundliche Beredsamkeit: schon in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts traten die Gymnasiasten von Kasan (übrigens aus durchaus begreiflichen Gründen) in einen Schülerstreik (wieviel Jahrzehnte früher, als das Wort überhaupt erfunden wurde!). Nicht zufällig aber trägt der Verfasser den gleichen Namen wie die unter den Vätern des Panslawismus an erster Stelle stehenden Brüder Aksakow: Konstantin und Iwan Aksakow sind die Söhne des Sergei Timofejewitsch, der die „Familienchronik" geschrieben hat. Wie dem auch sei: wäre die Luzie in Gottfried Kellers „Sinngedicht" eine wirkliche, heute lebende Persönlichkeit, in ihrer Sammlung an Autobiographien würde die „Familienchronik" einen Ehrenplatz einnehmen, und die „ziervolle" Dame würde das Buch wegen seiner besonders geschmackvollen Ausstattung immer mit besonderer Freude betrachten und zur Hand nehmen.

G. K.

Aus Oesterreich-Ungarns Teilnahme am Weltkriege. Von Auffenberg-Komarów. Ullstein & Co., Berlin-Wien.

Der ehemalige k. u. k. Kriegsminister und spätere Führer der 4. Armee im Spätsommer 1914 hat mit diesem Werke zweifellos einen Grundstein für die Geschichte des Weltkriegs gelegt, soweit dieser das Habsburgerreich betraf. Als Leiter der achttägigen Schlacht bei Komarów auf österreichischer Seite ist er jedenfalls in erster Linie berufen gewesen, sich über sie zu äußern; freilich selbst bei größter Objektivität doch als Partei. Erst die Aeußerungen anderer Militärs über diese Schlacht werden es ermöglichen, aus den subjektiven Komponenten die objektive Resultante zu ziehen und ein festgefügtes Urteil aufzustellen, wie es etwa über Königgrätz oder Solferino besteht. Ein auch nur andeutendes Eingehen auf die strategischen und taktischen Details, die den wesentlichen Inhalt dieses stattlichen Bandes bilden, ist an dieser Stelle schon aus räumlichen Rücksichten ausgeschlossen und muß der militärischen Kritik vorbehalten bleiben. Durch seinen vorwiegend militärisch sachlichen Charakter ist das Buch Auffenbergs auf einen engbegrenzten Leserkreis angewiesen; weit mehr allgemeines Interesse dürften die Lebenserinnerungen des Verfassers er-

Digitized by Google

wecken, die dieser im vorliegenden Buche für die nächsten Jahre in Aussicht stellt. Für dieses künftige Werk sei ihm empfohlen, das in seiner knappen Tatsächlichkeit erschütternd wirkende Kapitel „Der österreichisch-ungarische Offizier im Weltkriege" aus dem vorliegenden Werke dort nochmals zu bringen, damit auch weitere Kreise den tragischen Undank kennen lernen, den die Offiziere des alten Habsburgerreiches bei ihren eigenen Landsleuten erfahren haben. Dieses Kapitel sowie die dem rein militärischen Teile des Buches vorausgesandten politischen und militär-politischen Betrachtungen gehören wohl mit zum Besten, was jemals über dieses Thema geschrieben worden ist. Th. v. Sosnosky.

Der Irrtum des Marschalls Foch. Gründe der deutschen Kapitulation vom 11. November 1918. Nach amtlichen Urkunden des französischen Großen Generalstabs. Mit einem Vor- und Nachwort von B. Schwertfeger. Berlin, Hobbing. M. 3.—.

Die in deutscher Sprache verfaßte, also offensichtlich zur Beeinflussung der deutschen öffentlichen Meinung bestimmte Denkschrift des französischen Generalstabs über den Zustand der deutschen Armee unmittelbar vor Abschluß des Waffenstillstands wird hier im Wortlaut abgedruckt und kritisch betrachtet. Ihre These ist, daß das deutsche Heer „vor dem größten militärischen Zusammenbruch der Weltgeschichte stand und nur durch den Waffenstillstand gerettet wurde". Die Behauptung, unbesiegt geblieben zu sein, sei also nur Prahlerei und Bluff. Demgegenüber sucht der Herausgeber den Beweis zu erbringen, daß bei rechtzeitigem Weckruf von der höchsten Stelle her, der volle Klarheit über die wirkliche Lage und über ihre Gefahr gebracht hätte, die Nation doch noch zur Fortsetzung des Kampfes fähig gewesen wäre. Er bestreitet also den Franzosen das Recht, sich mit den Lorbeeren des militärischen Siegs zu schmücken. Noch stehen wir viel zu sehr unter dem Eindruck der Vorgänge, als daß heute schon ein wirklich objektives Urteil über diese Frage möglich wäre. Jeder wird ganz auf Grund seiner persönlichen Erlebnisse und seiner eigenen Auffassung an sie herantreten. Unter allen Umständen ist es von höchstem Interesse, sich mit den Darlegungen des französischen Generalstabs und mit den Bemerkungen Schwertfegers dazu auseinanderzusetzen. W. W.

Ausgewählte Gedichte von Paul Heyse. Herausgegeben von Erich Petzet. Stuttgart, J. G. Cotta.

„Ein alter Mann ist stets ein König Lear" — diese schmerzliche Wahrheit hat auch Paul Heyse an sich erfahren müssen. In den Flegeljahren des Naturalismus wurde er für dessen „sich grenzenlos erdreustende" Jünger geradezu der Typus einer verlogenen, süßlichen, zwischen Prüderie und Lüsternheit schwankenden Kunst. Ein lächerliches Zerrbild, das aber immer noch leise nachspukt in der heute landläufigen Einschätzung des Dichters; angesichts dessen jedoch es als eine Ehrenpflicht erscheint, das Bild des wirklichen Heyse wieder klar und rein dem Volksbewußtsein einzuprägen. Den Menschen Heyse haben in den letzten Jahren verschiedene Briefpublikationen (die Korrespondenzen mit Jakob Burckhardt, Storm, Gottfr. Keller) wieder zu vollen Ehren gebracht; der Dichter wird zu neuem Leben und zu neuer Wirkung erstehen, wenn aus dem Ueberreichtum seines Schaffens, in dem ja, wie ruhig zugegeben werden darf, das Formalschöne, das Kulturerbe, das leichthändige Produzieren stärker hervortritt als das herb Charakteristische, das Elementare, das schmerzvolle Gebärenmüssen, liebevoll verstehender, kritisch sichtender Blick das wirklich Wesenhafte, dauernd Wertvolle als „Besitz für ewig" auswählt. Solche Auswahl hat Erich Petzet mit dem glücklichen Griff, den nicht oberflächliche Sympathie, sondern nur hingebendes Eindringen tun läßt, in dem vorliegenden Band getroffen, und mit einer durch die Beredsamkeit des Herzens überzeugenden und erwärmenden Einleitung macht er den Leser empfänglich für die bei aller Formvollendung so echt empfundene, bei allem Wohllaut so viel auch von tiefsten Schmerzen kündende Kunst des Lyrikers Heyse. — Wenn die Auswahl aus den „Jugendliedern" uns sein Werden veranschaulicht, wenn der Abschnitt „Italien" den lebensfroh genießenden Künstler, den kunstvoll die Bilder des Lebens gestaltenden Wanderer zeigt, so überrascht und erschüttert immer wieder aufs neue die Innigkeit und der furchtbare Ernst der liebevollen Klage, die der Dichter um seine Toten erhebt. Die „Vermischten Gedichte" lassen den ganzen Umfang, die erstaunliche Geschmeidigkeit und Vielkönigkeit seiner Kunst, die „Sprüche" die Vornehmheit und Güte seines Herzens, die Klarheit und den Witz seines Urteils erkennen; die Uebertragungen aus dem spanischen und italienischen Liederbuch endlich erinnern daran, daß die deutsche Literatur in Heyse einen jener Uebersetzer ihr eigen nennt, die zu den „Eroberern" im Sinne des bekannten Wortes von Novalis zählen. — Diese lyrische Auswahl weckt und belebt den Wunsch, von der gleichen sicheren, liebegeleiteten Hand auch eine Auswahl aus der Ueberfülle der Novellen Heyses zu erhalten; denn auch hier ruhen Schätze, auf die wir

Digitized by Google

nicht leichtherzig und stumpfsinnig verzichten dürfen. K.

Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten von Hermann Freiherrn v. Eckardstein. Zweiter Band, Leipzig, P. List.

Der erste Band dieses Werkes ist bereits an dieser Stelle angezeigt worden. Den Hauptgegenstand des vorliegenden zweiten Bandes bilden die deutsch-englischen Bündnisverhandlungen der Jahre 1898 bis 1901, an denen der Verfasser als Stellvertreter des durch schwere Krankheit behinderten Botschafters Grafen Paul Hatzfeldt einen höchst bedeutungsvollen Anteil genommen hat. Die These, die Eckardstein mit äußerster Schärfe vertritt, ist, daß die tatsächlich ehrlich und ernst gemeinten Bündnisangebote Englands von der Berliner Regierung unter dem verhängnisvollen Einfluß Holsteins in ihrer Bedeutung nicht erkannt worden seien; die Kurzsichtigkeit der deutschen Staatsleitung trage also die Schuld, daß England nach dem Scheitern mit voller Entschlossenheit in das Fahrwasser der Einkreisungspolitik hinübergelenkt sei. Als Beleg für diese Auffassung wird der Brief- und Telegrammwechsel des Verfassers mit der Berliner Zentrale und mit den englischen Staatsmännern abgedruckt, teilweise im Faksimile wiedergegeben.

Es ist ein sehr wichtiges Material, was damit der Geschichtsforschung zugänglich geworden ist. Von höchstem Interesse sind besonders die Anweisungen, die Holstein erteilt hat. Unwiderleglich geht aus ihnen hervor, daß Holstein wirklich die englische Drohung, im Falle des Scheiterns der Bündnisverhandlungen sich auch um den Preis gewaltiger Opfer mit Deutschlands Gegnern zu verständigen, nur als Bluff aufgefaßt hat. Eine Annäherung zwischen England und Rußland hielt er für außerhalb aller Möglichkeit liegend. Seine weltpolitische Einsicht ist damit als unzulänglich erwiesen. Aber das letzte Wort über den Gesamtkomplex dieser Frage, wie Eckardstein möchte, ist damit noch keineswegs gesprochen. Ein abschließendes Urteil ist noch immer nicht möglich; gerade das neu mitgeteilte Material zeigt, daß hier noch allerhöchste Vorsicht am Platze ist. Ich persönlich muß bekennen, daß ich bisher die Eckardsteinsche Auffassung im großen und ganzen geteilt habe. Aber die Dokumente, die er zu deren Erhärtung beibringt, haben im Gegenteil mich wieder schwankend werden lassen. Denn sie zeigen, obwohl Eckardstein es nicht wahr haben möchte, mit voller Deutlichkeit, daß von einer unbedingten Entschlossenheit Englands, Deutschlands Bundesgenossenschaft zu gewinnen, keine Rede sein kann. Die Widerstände im eigenen englischen Lager sind immer sehr große gewesen, so daß der Berliner Zweifel an der Aufrichtigkeit des Angebots nicht so einfach als unberechtigt hingestellt werden darf. Vor allem zwingt uns zu vorsichtiger Zurückhaltung im Urteil, daß wir auch jetzt noch nichts darüber wissen, wie weit England in seinen materiellen Zugeständnissen gehen wollte. Kaiser Wilhelm erwähnt allerdings in seinen Briefen an den Zaren, daß das Maß des Gebotenen ein gewaltiges sei. Näheres ist nicht bekannt, und darum fehlt uns noch immer die Möglichkeit einer objektiven Beurteilung, ob den deutschen Staatsmännern in dieser Schicksalsstunde des deutschen Volkes wirklich eine blinde Voreingenommenheit vorgeworfen werden muß. W. W.

Die Jugend Friedrichs des Großen von Ernest Lavisse. Berechtigte Verdeutschung von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. 2 Bände. Band I 1712—1733 (mit 6 Bildnistafeln). Geb. M. 14.—.

Gespräche Friedrichs des Großen. Mit Illustrationen von Adolf v. Menzel. Herausgegeben von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski und Professor Dr. G. B. Volz. Geb. M. 16.—.

Wie das durch Bismarck geeinigte Deutsche Reich zwanzig Jahre nach dem Tode des Reichsbegründers, so war das friderizianische Preußen zwanzig Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen zusammengebrochen. Wir dürfen nicht hoffen, daß Deutschland sich so rasch wieder erhebe, wie einst Preußen wiedererstanden ist; aber wir dürfen uns des Glaubens trösten, daß in der Schöpfung Bismarcks ein Stück seiner Persönlichkeit lebte, das in ihr und mit ihr wieder aufleben wird, wie in der Wiedergeburt Preußens zugleich die Persönlichkeit seines größten Königs zu neuem, unpersönlicherem und doch höherem Leben erwachte. So werden wir uns angesichts der deutschen Tragödie nicht nur zermalmt, sondern auch erhoben fühlen, wenn wir den Blick dem Bilde Friedrichs des Großen zuwenden; und sofern das Bild uns nur lebensvoll und mächtig erscheint, ist es uns, als echten Deutschen, fast gleichgültig, ob ein Deutscher, ein Reinhold Koser, oder ein deutschfreundlicher Engländer, wie Carlyle, oder ein Franzose, der heute die Deutschen haßt und verleumdet, wie Ernest Lavisse, dies Bild entworfen hat. Lavisse hat ja seine „Jugend Friedrichs des Großen“ lange vor Ausbruch des Krieges geschrieben; und wenn er sich auch schon damals nicht von allem nationalen Ressentiment freimachen konnte, wenn ihm auch der Zugang zu den letzten Tiefen einer dämonisch genialen Natur, den allein bewundernde Liebe öffnen

Digitized by Google

kann, verschlossen blieb, so hat er doch ein glänzendes, scharfsinniges und elegantes Buch geschrieben. Der vorliegende erste Band, dem unter günstigeren Umständen der Schlußteil sobald wie möglich folgen soll, führt bis zu Friedrichs Verheiratung. Seinen dramatischen Höhepunkt bildet natürlich der Fluchtversuch und die Katte-Tragödie; sein eigentliches Glanzstück ist aber das literarische Porträt Friedrich Wilhelms I., der in all seinen Widersprüchen, ein bei aller Roheit liebebedürftiger Barbar, ein bei allem diplomatischen Ungeschick mit seltsamer politischer Zukunftswitterung begabter Herrscher von großer Arbeitskraft und -freudigkeit, als runde, lebensvolle Gestalt vor uns ersteht.

Wer in ähnlicher Lebendigkeit und greifbarer Plastik seinen großen Sohn erblicken will, der nehme die „Gespräche Friedrichs des Großen" zur Hand, die G. B. Volz aus einem überreichen, aber auch oft sehr fragwürdigen Material mit feiner und sicherer Kritik ausgewählt hat, wobei Fr. v. Oppeln-Bronikowski, der Uebersetzer des Lavisseschen Buches, die französisch überlieferten Gespräche vortrefflich ins Deutsche übertragen hat. Die ganze dämonische Größe des als Herrscher und als Mensch gleich genialen Fürsten, die Tragik seiner inneren Einsamkeit, die bezaubernde Fülle und Grazie seines Geistes, die, trotz allem, naturhafte, wirklichkeitsfrohe Gesundheit seines Wesens, das Unerschöpfliche seines Lebenswerks, das alles dringt fast überwältigend aus den Seiten dieses Buches auf uns ein, das jeder gute Deutsche neben sein Exemplar von Goethes Gesprächen mit Eckermann stellen sollte und das in den Menzelschen Illustrationen den einzig würdigen, kongenialen Buchschmuck erhalten hat. K.

Von wehrhaftem Raubwilde. Von Fritz Bley. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. M. 5.—, geb. M. 7.50.

Die moderne Tierpsychologie, auch die sogenannte „experimentelle", wird in ihren Resultaten so lange ärmlich bleiben, als sich ihre wissenschaftlichen Vertreter aus „Nur-Psychologen" und nicht auch aus Kreisen wirklicher Tierkenner rekrutieren. Professor J. v. Uexküll war einer der ersten Wissenschaftler, der mit seinem Buche „Umwelt und Innenwelt der Tiere" den heute noch lange nicht überwundenen anthropozentrischen Standpunkt in der Beurteilung der Tierpsyche aufgab und lehrte, die Innenwelt der Tiere aus ihrer Umwelt zu begreifen. Unter den zünftigen Gelehrten, die seither über die Tierseele mehr oder weniger umfangreiche Arbeiten veröffentlicht haben, hat Uexküll wenig Nachfolger auf seinem allein richtigen Wege gefunden, und deshalb fördert ein Buch des Jägers und scharf beobachtenden Tierfreundes Herm. Söns die Kenntnis der seelischen Qualitäten der Tiere mehr, als die meisten hochwissenschaftlichen Publikationen über dieses Thema. Das vorliegende Buch des längst als einwandfreier Beobachter und feinsinniger Schilderer bekannten Fritz Bley steht in jeder Beziehung durchaus auf der Höhe Sönsscher Arbeiten, und es ist ihm daher die gleiche Verbreitung unter allen Tierfreunden zu wünschen, wie sie den Sönsschen Büchern zuteil geworden ist.

E. Sc.

Geschichte des Völkerbundgedankens in Deutschland. Von Veit Valentin. Berlin, Verlag von Hans Robert Engelmann.

Um zu einer richtigen Würdigung des Völkerbundgedankens für die Praxis zu kommen und ihn wenigstens auf die Menge der Gebildeten aus dem Gebiete der Phantasie in das ernster politischer Erwägung und Würdigung zu überführen, ist es durchaus nötig, seine geschichtliche Entwicklung zu kennen. Es ist deshalb im höchsten Grade dankenswert, daß der Verfasser alles, was deutsche Philosophen, Juristen und Politiker von irgend einiger Bedeutung darüber seit Leibnitz gedacht und geschrieben haben, in flüssiger und gemeinverständlicher Darstellung zusammengestellt hat, nachdem er in einer Einleitung, die man vielleicht etwas ausführlicher gewünscht hätte, auch den englischen und französischen Denkern auf diesem Gebiete gerecht geworden ist. Die Zusammenstellung kann, was Deutschland anlangt, als vollständig und erschöpfend angesprochen werden. Daß der Verfasser sich, abgesehen von einem kurzen Schlußwort, durchweg aller Werturteile enthält, muß für eine ausgesprochene Materialiensammlung als ein Vorzug gelten, da es das Vertrauen in die Unparteilichkeit der Wiedergabe der fremden Gedanken erhöht. Eine reiche und sorgfältige Literaturangabe ermöglicht weiteres eigenes Studium.

Dr. A. L.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Achilles, Friedrich, Präludien I: Das lichtgrüne Buch. Gedichte der Abend-Sonnen-Röte. Präludien II: Das lichtrote Buch. Dichtungen der Mitter-Sonnen-Nacht. Berlin-Charlottenburg, Verlag der Freunde. Kart. je M. 6.—.

Auslandsstudien an der Universität Halle-Wittenberg. II. Reihe. Zehn öffentliche Vorträge über „Das Ausland im Weltkriege". Heft 1: Fester, Prof. Richard, Die Internationale 1914—1919. M. 1.60. Heft 2: Waentig, Prof. Heinrich, Belgien. M. 1.20. Heft 3: Haenell, Prof. E., Dänemark. M. 1.40. Heft 4: Aubin, Prof. Gustav, Deutsch-Oesterreich. M. 1.80 und 20% Teuerungszuschlag. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer.

Beiträge zu den Problemen der Zeit. Heft 10: Szatmari, E., Im roten Budapest. 40 Pf. Heft 11: Boehm, Max Hildebert, Was uns nottut. 50 Pf. Heft 12: Elb, Dr. Peter, Kommunismus und Produktivität. 40 Pf. Heft 13: Die Revolutionstage in Helsingfors Februar bis Dezember 1917. Von einem russischen Militär. 50 Pf. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H.

Bernstein, Eduard, Völkerrecht und Völkerpolitik. Wesen, Fragen und Zukunft des Völkerrechts. Berlin W, Paul Cassirer, Verlag. Geh. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Herausgeber Prof. Dr. Franz v. Mammen. Heft 57: Sieber, Dr. phil. Siegfried, Die Massenseele. Ein Beitrag zur Psychologie des Krieges, der Kunst und der Kultur. M. 2.—. Heft 61: Saß, Friedrich, Großdeutschland und das Meer. M. 1.20. Heft 62: Vogel, Julius, Die Grenzen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. M. 1.20. Dresden und Leipzig, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt.

Cronberger, Bernhard, Jahrbuch für den Kleingartenbau 1920. Frankfurt a. M., Verein zur Förderung des Kleingartenbaus E. V. M. 1.—.

Das neue Reich. Perthes Schriften zum Weltkrieg. Neue Folge. Heft 7: Cassel, Prof. Dr. Gustav, Weltwirtschaft und Geldverkehr unter besonderer Berücksichtigung des Valutaproblems. Heft 8: Wertheimer, Justizrat Dr. Ludwig, Wirtschaftliche Wirkungen des Friedensvertrags. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. Je M. 1.—.

Die neue Reihe. Nr. 13: Paul Zech, Gelandet. Ein dramatisches Gedicht. Nr. 14: Robert Müller, Das Inselmädchen. Novelle. Nr. 15: Georg Kaiser, Juana. Einakter. Nr. 17: Claire Studer, Der gläserne Garten. Zwei Novellen. München-Pasing, Roland-Verlag. Kart. M. 2.—, in Künstlerbuntpapier geb. M. 3.25.

Fischer, Dr. med. Georg, Franziska Ellmenreich. Hannover, Hahnsche Buchhandlung. Geb. M. 10.—.

Gensch, Walter, Das antikommunistische Manifest. Jena, Union-Verlag. M. 1.50.

Hartwig, Wilhelm und Stelzer, Karl, Spartakus und der Gladiatorenkrieg 73—71 v. Chr. Leipzig, S. R. Voigtländers Verlag. Geb. M. 2.—.

Hase, Georg v., Korvettenkapitän a. D., Die zwei weißen Völker! Deutsch-englische Erinnerungen eines deutschen Seeoffiziers. Mit 23 Abbildungen und 2 Gefechtsskizzen. Leipzig, Verlag von K. F. Koehler. Geh. M. 12.—, geb. M. 16.50.

Herdersche Verlagshandlung Freiburg im Br. Auswahl-Katalog 1919. Mit einer Einführung: Zur Geschichte des Hauses Herder, und 14 Tafeln. Mit Sach- und Verfasserregister. M. 2.50.

Käubler, Dr. phil., Radeberg (Sachsen). Reinecke Wilson oder Tausend und eine Schlacht. Der Krieg der Tiere. Dr. Käubler, Radeberg bei Dresden. M. 1.—.

Kober, Julius, Sonne und Schwert! Drei Kapitel aus dem Erleben eines Frontsoldaten. Camburg (Saale), Verlag Robert Peitz. M. 2.—.

Lettow-Vorbeck, General v., Meine Erinnerungen aus Ostafrika. Leipzig, Verlag K. F. Koehler. Geh. M. 28.50, geb. M. 35.—.

Lutz, Hermann, Wilhelm II. periodisch geisteskrank. Ein Charakterbild des wahren Kaisers. Leipzig, Otto Hillmann, Verlagsbuchhandlung. M. 10.—.

Mickiewicz, Adam, Sonette aus der Krim. Nachdichtung und Vorwort von Arthur Ernst Rutra. (Kleine Rolandbücher, Bd. 11.) München-Pasing, Roland-Verlag. Geb. M. 2.20.

Neuburger, Dr. Albert, Die Technik des Altertums. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. M. 24.—, Halbleinen M. 30.—.

Österreich. Zeitschrift für Geschichte. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Wilhelm Bauer. 1. Jahrgang, Heft 7/8. Wien, Verlag von L. W. Seidel & Sohn.

Pagés, Helene, Großmutters Jugendland. Die Geschichte von Klein-Nanni. Frei-

Digitized by Google

burg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 4.50, geb. M. 6.20.

Piderit, Dr. Theodor, Mimik und Physiognomik. Mit 96 photolithographischen Abbildungen. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung. Brosch. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Pieth, Dr. Willy, Das Bildungsamt der Großstadt. Eine Skizze. Berlin, Verlag Gesellschaft und Erziehung G. m. b. H. Geh. M. 1.—.

Riekes, Hugo, Sozialismus ist gemeinwirtschaftlicher Kapitalismus. Eine Einführung in das Wesen zukünftiger Volkswirtschaft. Leipzig, Otto Wigand. M. 2.—.

Rohrbach, Paul, Politische Erziehung. Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger. M. 3.30.

Rommel, Friedrich, Studienrat, Einheitsschule und humanistische Bildung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 1.—.

Runkel, Ferdinand, Das Rote Brevier. Ein mystischer Roman. Leipzig, Verlag von Fr. Wilhelm Grunow. Geh. M. 7.50, in Geschenkband M. 10.—.

Sagehomme, S. J. Georg, Der Roman eines Missionars. Deutsch bearbeitet von Rudolf Schütz S. J. Mit Bildschmuck von Fritz Bergen. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geheftet M. 5.80, geb. M. 7.80.

Schauwecker, Franz, Im Todesrachen, Die deutsche Seele im Weltkrieg. Halle (Saale), Heinrich Diekmann. M. 10.—.

Scheurer, Dr. Adolf, Bewaffnete Handelsschiffe im Weltkriege. Eine Denkschrift unter Benutzung amtlichen Materials. Berlin, Verlag von Julius Springer. Geh. M. 2.80.

Schippel, Dr. H., Regierungsrat im Reichsfinanzministerium. Prämienanleihen. Neue Wege im deutschen Anleihewesen. Berlin S 14, W. Moeser. M. 1.—.

Schnee, Dr. Heinrich, Gouverneur. Deutsch-Ostafrika im Weltkriege. Wie wir lebten und kämpften. Leipzig, Quelle & Meyer. Geh. M. 15.—, geb. M. 20.—.

Schrott-Fiechtl, Hans, Die Magd der Enkelin. Roman. Köln a. Rh., Verlag J. P. Bachem. Geb. M. 10.—.

Sprengel, Prof. Dr. Johann Georg, Rudolf Herzogs Leben und Dichten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 1.60.

Stadtler, Dr. E., Die Revolution und das alte Parteiwesen. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. 60 Pf.

Storm, Theodor, Ausgewählte Novellen. Mit einer Einführung, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus, Geh. Studienrat, Gymnasialdirektor a. D. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Geb. M. 16.—.

Tauchnitz Edition. Bd. 4527: Williamson, C. N. & A. M., The wedding day. Bd. 4528: Bennett, Arnold, The truth about an author. Bd. 4529: Bennet, Arnold, The City of Pleasure. A Novel. Bd. 4531: Shaw, Bernhard, Three Playsfor Puritans. Bd. 4530: Watson, H. B. Marriott, The Excelsior. A Novel. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Pro Band brosch. M. 4.—, geb. M. 6.50.

Tornius, Valerian, Abenteurer, Wunderliche Lebensläufe und Charaktere. Mit 10 Künstlersteinzeichnungen von W. Plünnecke. Leipzig, Verlag von Klinkhardt & Biermann. In Halbleinen M. 15.—, in Halbleder M. 30.—, Luxusausgabe auf Büttenpapier in Ganzlederband M. 80.—.

„Völkerbund" und Völkerbund. Wie Paris ihn uns aufzwingen will — wie Deutschland ihn fordern wird. Amtlicher Wortlaut des Pariser Entwurfes und des deutschen Gegenentwurfes. Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Waetzoldt, Dr. Wilhelm, ord. Professor an der Universität Halle. Deutsche Malerei seit 1870. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 3.—.

Waitz, Eberhard, Goethe und Pauline Gotter. Hannover, Hahnsche Buchhandlung. Geh. M. 3.60.

Ziegler, Konrad, a. o. Professor an der Universität Breslau, Gedanken über Faust II. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. Geh. M. 5.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 064468968

Digitized by Google

Digitized by Google